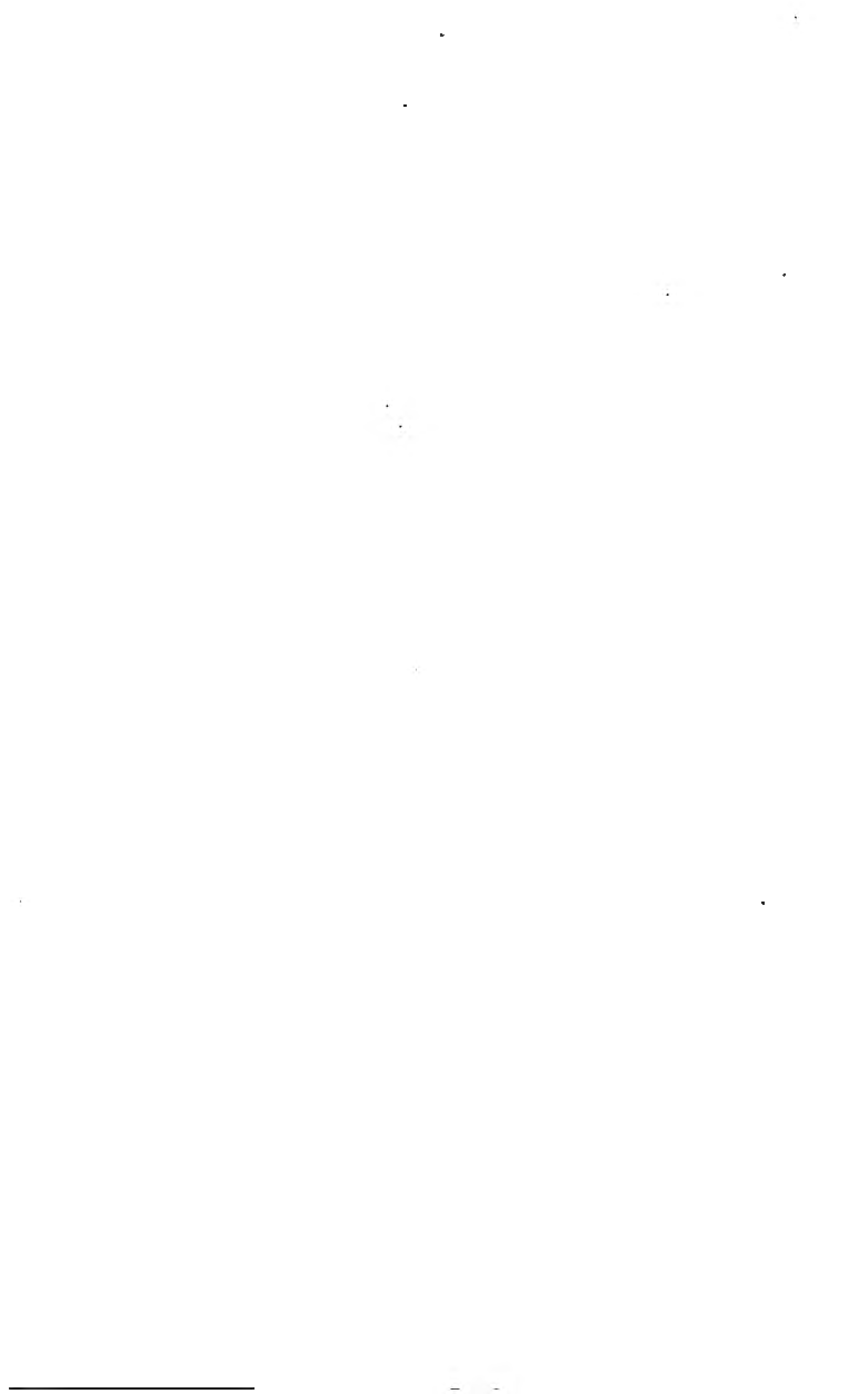






Zeitschrift

für

neufranzösische Sprache und Litteratur

mit besonderer Berücksichtigung des Unterrichts im Französischen auf den deutschen Schulen

herausgegeben

von

Dr. G. Körting und **Dr. E. Koschwitz.**

Prof. a. d. Akademie zu Münster i/W. Prof. a. d. Universität zu Greifswald.

Band V.

OPPELN

Eugen Franck's Buchhandlung

Georg Maske.

1883.

Inhalt.

Abhandlungen:



Studien über Scarron.[1]

III. Der Virgile travesti.

1.

Wenn man Scarron's „Roman comique" als eine positive Kritik des in der französischen Litteratur des 17. Jahrhunderts herrschenden Ideals betrachtet, indem derselbe an Stelle des galanten, kavaliermässigen Lebens alltägliches, bürgerliches zur Darstellung brachte, so erscheint der „Virgile travesti" desselben Autors als die negative Seite dieser Kritik. Denn die Personen der Aeneis, welche so ziemlich dem Heldenideale des 17. Jahrhunderts entsprechen, werden darin zu gewöhnlichen Menschen umgewandelt, ohne ihre Namen und Titel zu verlieren, und offenbaren so die Nichtigkeit der eleganten Welt damaliger Zeit, welche ja auch von Molière später so scharf gegeisselt wurde. Jedoch nicht aus dem kritischen Geiste Scarron's, auch nicht aus der Absicht, dem herrschenden Geschmacke entgegen zu treten, ist der Virgile travesti erwachsen, sondern wesentlich aus der Lust am Scherze, welche den Dichter beseelte, wenn schon jenen beiden Faktoren ein gewisser Einfluss auf die Entwickelung und Abfassung des Gedichtes durchaus nicht abzusprechen ist. Virgil's Epos forderte ja sozusagen zu einer Travestie heraus. Es war zur Zeit der scheinbar höchsten Blüte des römischen Volkes geschrieben — und wollte dessen Anfänge schildern. Ein sentimentalischer Dichter, um mit Schiller zu reden, wollte einen naiven Stoff behandeln; das war ein Unding. In den naiven Stoff, in das Jugendalter seines Volkes konnte sich Virgil nicht zurückdenken, und darum schilderte er die Personen und Zustände wie sie zu seiner Zeit waren, resp. ihm, dem idealischen Dichter, erschienen. Zu dieser innern Unwahrheit gesellte sich ein ungemeines Pathos, eine hochtönende Deklamation, besonders aber

---

[1]) Vgl. Bd. III, S. 1 ff. und 201 ff.

die Jammergestalt des Aeneas, eines Helden in Worten und Gedanken, aber nicht in Thaten — alles Momente, welche in dem Leser, vor allem in dem zum Scherze geneigten, mitunter unwillkürlich einen schalkhaften Gedanken aufsteigen lassen.[1]) Auch Scarron hat einen solchen Gedanken gehabt und demselben Ausdruck gegeben, indem er die Aeneis travestierte. Oder hat er vielleicht die 1633 zu Rom erschienene Eneide travestita des Italieners Giovanni Battista Lalli gekannt und ist durch diese zu seiner Travestie angeregt worden? Bei seiner Kenntnis der italienischen Sprache und Litteratur ist der Fall denkbar, aber weder mit Sicherheit auszumachen noch irgendwie von Bedeutung. Denn mag auch immerhin die italienische Dichtung den Gedanken an eine Travestie der Aeneis in Scarron hervorgerufen haben, so ist doch dieser Gedanke so originell ausgeführt, die Travestie so frei von irgend welcher Nachahmung, dass von einem Einflusse des italienischen Werkes auf das französische keine Rede sein kann.

Virgil's Aeneis war für eine Travestie wie geschaffen, viel mehr als die Werke Homer's, Ovid's, Lucan's, welche nach Scarron's Vorgang späterhin ebenfalls travestiert worden sind. Denn nicht bloss hatte sie, wie schon bemerkt wurde, in ihrem eigensten Wesen etwas an sich, was zur Travestie verlockte, sondern sie war auch eins der damals in Frankreich am meisten bekannten und gelesenen Werke des Altertums.[2]) Daher konnte eine Travestie der Aeneis von vornherein auf eine grosse Anzahl Leser rechnen. Zu diesen grossen Vorzügen, welche eine Travestie der Aeneis vor anderen derartigen Werken voraus hatte, kam noch ein höchst bedeutsamer hinzu: die Helden Virgil's entsprachen ganz dem Ideale des 17. Jahrhunderts. Unter Augustus war das staatliche Leben in Rom fast dasselbe, wie in Frankreich unter Ludwig XIII. und Ludwig XIV. Nach einem langen, inneren Kampfe war eine starke Monarchie entstanden, und der Adel suchte für den Verlust der politischen Machtstellung Ersatz

---

[1]) Die Parodie wagte sich schon sehr früh an die Aeneis. Auf einem pompejanischen Wandgemälde ist des Aeneas Flucht aus Troja mit seinem Vater auf der Schulter und seinem Sohne an der Hand dargestellt; statt der drei Trojaner sehen wir die Handlung durch drei Hunde versinnbildlicht. Cf. Panofka: Parodieen und Karrikaturen auf Werken der klassischen Kunst. Abhandl. der Akad. d. Wissensch. zu Berlin, 1851. p. 5.

[2]) Von 1603—1649 erschienen in Frankreich nicht weniger als 12 Übersetzungen des Virgil. Cf. Heyne: P. Virgilius Maro. 3. ed. Paris, 1822. T. VII, pag. 551—561. An italienischen Übersetzungen zähle ich aus jener Zeit nur 1, ebenso 1 englische, 2 spanische, 1 portugiesische, 1 deutsche, 1 holländische.

und Trost in der Beschäftigung mit der Kunst und Litteratur.[1]) Eine solche Zeit hatte die Aeneis geschaffen — was Wunder, dass eine Zeit von demselben Gepräge in Virgil's Helden ihre eigenen Ideale verkörpert sah? Die Personen des römischen Gedichtes glichen in der That so ziemlich vollkommenen Kavalieren des 17. Jahrhunderts. Deshalb stand die Travestie Scarron's nicht bloss mit den Helden Virgil's in scharfem Kontrast, sondern auch, was ebenso wichtig war, mit dem damaligen Heldenideale, wodurch sie einen überaus lebensfrischen Ton erhielt. Diese Umstände: die zu einer Travestie herausfordernden Eigenheiten der Aeneis, die weit verbreitete Kenntnis Virgil's und die Übereinstimmung seiner Helden mit dem Ideale des 17. Jahrhunderts machten ohne weiteres Scarron's Werk den übrigen Travestieen jener Zeit überlegen. Dazu kam die unerschöpfliche Fülle der Komik, welche bei Scarron nicht gekünstelt war, sondern seinem innersten Gemüte entquoll, die Meisterschaft in der Darstellung, sowie die gewandte Behandlung der Sprache. So ist denn der Virgile travesti die beste der zahlreichen Travestieen jener Zeit, innerhalb deren er dieselbe Stelle einnimmt, wie der Roman comique unter den bürgerlichen und komischen Romanen des 17. Jahrhunderts.

2.

Der „Virgile travesti en vers burlesques“ erschien in den Jahren 1648—1653. Mit grosser Freude hatte Scarron das Werk begonnen, so dass er in der Widmung des ersten Buches versprach, von Monat zu Monat ein neues Buch folgen zu lassen;[2]) innerhalb eines Jahres sollten alle 12 Bücher der Aeneis travestiert sein. Aber der Dichter hat sein Versprechen nicht gehalten; im Anfange des Jahres 1649, wo das Werk hätte fertig vorliegen sollen, waren erst zwei Bücher erschienen. Wie leicht und schnell Scarron auch arbeitete, dieses Werk wurde ihm doch auf die Dauer unerträglich; er sollte ewig scherzen, ewig ein lustiges Maskenspiel treiben, das konnte selbst ein Scarron nicht. 1648 zweifelt er schon, ob er die Kraft und Ausdauer habe, den Virgile travesti zu vollenden.[3]) Aber das Werk war einmal

---

[1]) Cf. Lotheissen: Geschichte der französ. Litt. im 17. Jahrh. 1879. Bd. II, pag. 79.

[2]) Scarron konnte wohl ein solches Versprechen geben; das fünfaktige Lustspiel „Jodelet, ou le Maître-Valet“ hat er in 3 Wochen geschrieben. Cf. Œuvres de Scarron, Amsterdam (Wetstein) 1737. T. I, pag. 70.

[3]) Cf. Combat des Parques et des Poëtes sur la mort de Voiture. Œuvres de Scarron. 1737. T. VIII, pag. 38.

begonnen, es durfte nicht liegen bleiben. Ganz Frankreich hatte mit Begeisterung die ersten Bücher gelesen, viele Poeten hatten sich, ohne Scarron's Talent und Geschick zu besitzen, auf dessen Art geworfen, und der Verleger Quinet verlangte „force burlesques" von unserem Dichter. 1649 erschienen daher wieder zwei Bücher, das dritte und vierte. Das fünfte Buch wurde 1650 beendet, aber Lust und Liebe zu dieser Arbeit waren dem Dichter längst entschwunden. In der Widmung des fünften Buches spricht er sich bitter genug über die burleske Dichtung aus: „Pour moi, je suis prêt d'abjurer un style qui a gâté tant de monde, et, sans le commandement exprès d'une personne de condition, qui a toute sorte de pouvoir sur moi, je laisserois le Virgile à ceux qui en ont tant d'envie ... C'est à mon grand regret que l'enthousiasme m'a pris en même temps que le rhumatisme, que je suis réduit à faire des vers pour n'être pas capable d'autre chose en l'état où je suis, et qu'il faut que mes amis se sentent des incommodités qui viennent de la connoissance des poëtes". Trotzdem schleppte Scarron auf Wunsch einer hochgestellten Person, wahrscheinlich seiner Gönnerin Marie de Hautefort, das Werk weiter. 1651 veröffentlichte er das sechste Buch, 1652 das siebente; 1653 aber war seine Geduld erschöpft — die Travestie des achten Buches blieb ein Fragment. (Vielleicht erschien dasselbe schon Ende 1652.) Zu der Ermüdung des Dichters kam noch eine stoffliche Schwierigkeit, welche ihn von der Vollendung des Werkes abschreckte. Die letzten Gesänge der Aeneis behandeln fast nur Kämpfe; wie sollte er den mehr oder minder gleichen Stoff immer in anderer Weise travestieren?

Zu Anfang des siebenten Buches erklärt er selbst:

Ce n'est pas ici jeu d'enfant,
C'est le fardeau d'un éléphant
Que ce que je veux entreprendre.
Et j'aurai grand'peine à me rendre
Jusqu'où j'ai fait dessein d'aller,
Si tu (ô Muse) ne m'aides à voler.

. . . .

Ici le sujet héroïque
Aux vers burlesquès fait la nique:
Ce n'est plus ici que combats,
Que séditions, que debats. VII, 267, 2.[1])

---

[1]) Ich citiere nach Fournel: Le Virgile travesti, précédé d'une étude sur le burlesque. Paris. Garnier Frères. 1876, und zwar so: VII, 267, 2 = VII Buch, p. 267, 2. Spalte. — In den Œuvres de Scarron, Amsterdam 1737, steht der Virgile travesti in t. IV (Buch 1, 2, 3, 4), t. V (Buch 5, 6, 7, 8), t. X (die zwei bekanntesten Fortsetzungen).

An derselben Stelle gibt er auch seiner Ermüdung Ausdruck:

Ma plume est beaucoup fatiguée,
Et je n'ai plus cette âme gaie
Qui m'a fait, malgré tous mes maux,
Le moins chagrin des animaux.

In der That, die âme gaie des Dichters fehlt im siebenten Buche; nur an einzelnen Stellen erhebt sich dasselbe über das Niveau des Trivialen und tritt den anderen Büchern ebenbürtig zur Seite. Aber nicht bloss die stofflichen Schwierigkeiten, sowie seine Ermüdung hatten ihm die Fortsetzung verleidet; er mochte überhaupt nicht mehr in dieser Art thätig sein. Denn tausend Dichter und Nichtdichter hatten sich auf dies Genre geworfen; sein Virgile war geplündert worden (cf. die Stelle aus der Widmung des V. Buches auf der vorigen Seite); man hatte sich seine Ausdrücke, so gut und schlecht es gehen wollte, angeeignet, jedermann war burlesker Dichter. „Chacun s'en croyait capable, depuis les dames et seigneurs de la cour, jusqu'aux femmes de chambre et aux valets. Cette fureur du burlesque était venue si avant que les libraires ne voulaient rien qui ne portât ce nom." (Pelisson, Histoire de l'Académie). Scarron, der Schöpfer der Gattung, schien in dem allgemeinen Strome mitzuschwimmen. Da zog er es vor, den Platz zu räumen.

Das unvollendete Werk wurde von etlichen Schriftstellern fortgesetzt, freilich in Scarron's Weise und Manier, aber ohne seine Natürlichkeit und Kraft. Die bekannteste und relativ beste Fortsetzung ist von Jacques Moreau de Brasei: La Suite du Virgile travesti en vers burlesques de Scarron[1]) (Amsterdam, chez Pierre Mortier, 1706, in 8°). Moreau war Rittmeister in dem spanischen Kuirasssierregiment des Grafen de Louvignies, und hatte sich in Holland, Hamburg, Sachsen und anderswo längere Zeit aufgehalten. Von heiterem, lustigen Charakter, zu Scherzen geneigt, dabei von guter Bildung und nicht ohne schriftstellerisches Talent,[2]) hatte er sich für fähig gehalten, Scarron's Werk zu vollenden, zumal ihn in seiner Eigenschaft als Soldat die letzten Bücher Virgil's besonders interessierten. Zuweilen trifft er in seiner Fortsetzung, welche dem Kurfürsten von Baiern gewidmet ist, einen ganz hübschen Ton; aber im allgemeinen ist sein Werk fade und seicht, die Sprache platt und ohne Schwung. Es ist eine Wiederholung Scarron's in verwässerter Auflage;

---

[1]) In der ed. 1737, t. X; bei Fournel p. 303—426.

[2]) Er hat drei Bände Mémoiren verfasst, mit Dichtungen untermischt, unter welchen sich auch Nachahmungen von Horaz finden. (Œuvres de Scarron, 1757, t. I, p. 136.)

Scarron's Ausdrücke, Anachronismen und Scherze werden stellenweise wiederholt oder nachgeahmt, mögen sie passen oder nicht. Weil Scarron gelegentlich der Geschenkeausteilung an die Sieger in dem Wettrudern (V. Buch) mit Recht bemerkt:

En cet endroit maître Virgile
Ne nous fait point savoir qui fut
Celui qui ces beaux présents eut, 203, 1.

sagt Moreau, als er von den Waffen spricht, welche Venus dem Aeneas schenkt (VIII. Buch):

. . . Finissant par un ruban bleu,
Je ne sais pas s'il fut céleste,
S'il fut turquin . . .
Car mon Virgile n'en dit rien. 311. 1.

Moreau ergeht sich in der Aufzählung von unendlichen Einzelheiten, und wenn er einmal einen Scherz gemacht hat, wird derselbe gepresst und ausgedrückt, bis er recht langweilig geworden. Auch scheut Moreau nicht vor einem unflätigen Witz zurück, wogegen er auch zuweilen ganz schöne Lebensweisheit predigt, wie gleich zu Anfang seiner Fortsetzung des 8. Buches über die Freundschaft:

N'est-ce pas erreur de prétendre,
En ces temps-là comme en ceux-ci,
De trouver un fidèle ami?
Force dehors, force grimace,
Embrassade dans la bonace;
Mais le vent vient-il à changer,
Peut-on prévoir d'être en danger
De servir un jour de ressource
Par son crédit ou par sa bourse,
Adieu la tendresse et l'ami!
Heureux, s'il n'est pas ennemi
Et si, refusant ses services,
Il ne rend pas mauvais offices. 309, 2.

Trotz der vielen Mängel, welche Moreau's Werk hat, ist es doch die einzige Fortsetzung des Virgile travesti, welche noch gedruckt und vielleicht auch wohl noch gelesen wird. Moreau war auch nicht wenig stolz darauf, dass er $^1/_3$ des Virgile travesti gedichtet hatte.

Je veux chanter d'un ton grotesque,
Suivant de loin le ton burlesque
De Scarron, maître dans cet art,
De l'Eneide plus du quart,
Car c'est le tiers que je veux dire 308, 2.

sagt er voll Selbstgefühl in den Versen (c. 100), welche seine Fortsetzung einleiten.

Eine andere Fortsetzung, welche nur das neunte und zehnte Buch umfasst und in der Ausgabe von 1737 abgedruckt ist (t. X.), wird einem Sieur Tellier-d'Orville zugeschrieben. Ist dieser Autor nicht vielleicht mit Le Tellier d'Orvilliers, welcher den Roman comique mis en vers 1733 ediert hat, identisch? Es scheint, dass diese Fortsetzung zuerst gegen 1730 gedruckt ist. Eine andere Fortsetzung erschien 1674, wieder eine andere 1767.

Alles dieses deutet auf die ungemeine Beliebtheit des Buches hin. Man macht sich in der That kaum einen Begriff davon, wie Frankreich dem Dichter von einem Ende bis zum andern zujauchzte. Bruzen de la Martinière sagt in der Widmung seiner Edition (die schon erwähnte von 1737) von Scarron's Werken,[1]) dass der Parlamentspräsident Guillaume de Lamoignon[2]) (1617—77) den Virgile travesti auswendig gewusst und in familiärer Unterhaltung mitunter Verse daraus sprichwörtlich angewandt habe. Racine freute sich wie ein Kind, wenn er im Virgile travesti las. G. de Scudéry, Tristan L'Hermite, Boisrobert, Sarrazin, Charles Féramus und andere weniger bedeutende Männer haben, entzückt über den Virgile travesti, Scarron ihre Huldigung in Versen dargebracht[3]) — und hohe, selbst allerhöchste Personen haben es sich zur Ehre angerechnet, wenn der Dichter ihnen ein Buch seines Virgile widmete.[4]) Das Werk war populär wie kaum ein anderes. Immer wieder musste es gedruckt werden; es folgten Ausgaben auf Ausgaben: 1650—51, 52, 53, 55, 57, 62, 67, 68, 75, 90, 1715, 26, 34, 52, ganz abgesehen von den Gesamtausgaben der Werke Scarron's, in

---

[1]) Diese Edition ist dem Dichter selbst gewidmet.

[2]) Derselbe Lamoignon, welcher 1617 die Aufführung von Molière's Tartuffe verbot, weil die Religiosität durch das Stück gefährdet werde. Lamoignon ist auch bekannt als angebliches Urbild des Tartuffe, und als Urgrossvater von Malesherbes.

[3]) Abgedruckt in Fournel's Ed. p. 47—52.

[4]) Es ist gewidmet: das 1. Buch der Königin-Mutter, Anna von Österreich, Mutter Ludwig's XIV.; — das 2. dem Kanzler von Frankreich, Pierre Séguier (und nicht ebenfalls der Königin, wie Griesebach in seiner Studie über die Parodie sagt in dem Werke: Die deutsche Litteratur von 1770—1870, Beiträge zu ihrer Geschichte, Wien, 1876, p. 188); — das 3. dem Präsidenten Henri de Mesme, welcher beim Abschlusse des westfälischen Friedens Frankreichs bevollmächtigter Gesandter war; — das 4. dem Herzoge de Schomberg und Gemahlin; — das 5. dem Parlamentsrat Pierre Payen-Deslandes; — das 6. dem Grafen de Fiesque und Gemahlin; — das 7. dem Herzoge de Roquelaure; — das Fragment des 8. Buches hat keine Widmung.

denen sich natürlich auch der Virgile travesti findet. Ja, es erschien 1664 sogar eine englische Übersetzung des Virgile travesti von Ch. Cotton, der es leichter fand, Scarron zu übersetzen, als selbständig den Virgil zu travestieren. Dieser grossartige Erfolg liess natürlich die kleinen Geister nicht ruhen. Es kamen bald zahlreiche Nachahmungen des Virgile travesti auf den Markt, und zwar sogar da schon, als Scarron selbst noch am Virgile travesti arbeitete. 1649 veröffentlichte Furetière eine Travestie des 4. Buches unter dem Titel: Amours d'Énée et de Didon. In demselben Jahre erschienen noch 2 andere Werke derselben Art: L'Enfer burlesque, ou le sixième livre de l'Énéide travestie et accommodée à l'histoire du temps, par M. C. P. D. und L'Énéide en vers burlesques par Dufresnoy (2. Buch). 1650 gab Barciet heraus: La Guerre d'Énée en Italie, appropriée à l'histore du temps, en vers burlesques — und Brébeuf travestierte das 7. Buch der Aeneis: L'Énéide enjouée, ou le septième livre de l'Énéide en vers burlesques. 1652 edierte der Advokat Claude Petit-Jehan: Le Virgile goguenard, ou le douzième livre de l'Énéide travestie. Auch die Brüder Perrault unternahmen eine Travestie des 6. Buches, welche indessen nicht publiziert ist. In derselben finden sich die berühmten Verse, welche oft als scarronische angesehen worden sind, z. B. von Voltaire, Marmontel[1]):

Tout près de l'ombre d'un rocher,
J'aperçus l'ombre d'un cocher,
Qui tenant l'ombre d'une brosse
Nettoyoit l'ombre d'un carrosse.

1653 hatten die beiden Brüder schon ein anderes ähnliches Werk unternommen: Murs de Troie ou l'origine du burlesque, in zwei Gesängen, von denen nur der erste veröffentlicht ist — ein Werk, in welchem man schon leise Anklänge an die späteren Angriffe Perrault's auf das Altertum findet. Selbst in unserem Jahrhundert ist noch ein Virgile travesti gedichtet worden von Chayrou: Le Virgile travesti en dix chants, Paris 1817, von denen aber nur vier Gesänge erschienen sind.

Die Dialektdichtung hat sich ebenfalls des Virgil bemächtigt. 1648 gab Devales de Mountech zu Toulouse heraus: Virgilo deguisat o l'Eneido burlesco. Einige Jahre später erschienen: L'Eneido, libre IV, revestit de naous et habillat à la burlesco, von Bergoing, 1652 — und 1666: Los Bucolicos de Virgilio tournados en bers agenes von Guillaume Duprat. Zu

[1]) Fournel, a. a. O., p. XIII.

Dijon wurde 1718—20 veröffentlicht: Virgille virai en bourguignon, nur $2^1/_2$ Bücher Virgil's von zwei Verfassern.[1])

Virgil war selbstredend nicht der einzige Dichter des Altertums, welchen man nach Scarron's Vorbild travestierte; aber es war natürlich, dass man gerade seine Werke vorzugsweise dazu wählte, weil eben Scarron den Virgil travestiert hatte, und dann noch aus mehreren anderen Gründen, welche wir schon angegeben haben. Neben Virgil wurde besonders Ovid travestiert. Ich führe einige Werke an: Richer: L'Ovide bouffon ou les Métamorphoses burlesques, 1649. — D. L. B. M.: L'Art d'aimer travesti en vers burlesques, 1650. — d'Assoucy: L'Ovide en belle humeur, 1650—53. — Anonymus: L'Art d'aimer und Le Remède d'amour, 1662. — Du Four: Le Remède d'amour, 1666.[2]) Auch Homer wurde verschiedentlich travestiert. So hatte denn Boileau nicht Unrecht, wenn er voll Entrüstung sagte:

„*Au mépris du bon sens, le burlesque effronté*[3])
Trompa les yeux d'abord, plut par sa nouveauté:
On ne vit plus en vers que pointes triviales;
Le Parnasse parla le langage des halles:
La licence à rimer alors n'eut plus de frein;
Apollon travesti devint un Tabarin.
Cette contagion infecta les provinces,
Du clerc et du bourgeois passa jusqu'aux princes.
Le plus mauvais plaisant eut ses approbateurs;
Et jusqu'à d'Assoucy, tout trouva des lecteurs".

Art poét. I, 81—90.

3.

Der Virgile travesti ist in Versen von acht Silben abgefasst, welche zu je zweien reimen (aa, bb, cc . . .), und zwar abwechselnd mit stumpfem oder klingendem Ausgange. Jedes Buch zählt gegen 3000 solcher Verse, die ganze Dichtung mithin ungefähr 21,000. Diese Art Verse nannte man damals burleske Verse (vers burlesques) wegen ihrer häufigen Anwendung in burlesken Dichtungen, für welche man bald eine andere Vers-

---

[1]) Cf. Œuvres de Scarron, 1737, t. I. Discours sur le style burlesque, p. 113. — Heyne: P. Virgilius Maro, 3 ed. Paris 1822. t. VII, p. 551—561. — Fournel, a. a. O., p. XIII—XV. — Brunet: Manuel du Libraire et de l'Amateur de livres, (7 voll. 1860—70. 2 Suppl. dazu 1880). Artikel Virgilius.

[2]) Cf. Fournel, p. XV; Brunet, Artikel Ovidius.

[3]) Schwalbach merkt in seiner empfehlenswerten Ausgabe des Art poét. (Berlin, Weidmann, 1877) zu dieser Stelle an, le burlesque effronté sei Scarron. Das ist indessen nicht der Fall; Boileau versteht darunter nur „die freche, burleske Dichtung". Cf. hierfür: Œuvres de Scarron, 1737, t. I, p. 146. — Fournel, a. a. O., p. XII.

art für gar nicht zulässig erachtete. Als Brébeuf 1656 eine Travestie des ersten Buches von Lucan's Pharsalia veröffentlichte, glaubte er sich deshalb in der Vorrede darüber rechtfertigen zu müssen, dass er siebensilbige Verse statt der burlesken gebraucht habe.[1])

Scarron handhabt den burlesken Vers mit ausserordentlicher Leichtigkeit; er wirft die Zeilen sozusagen nur auf das Papier, so dass gelegentlich metrische Unrichtigkeiten mit unterlaufen. Ein neunsilbiger Vers findet sich im V. Buche:

Vos jours eussent été prolongés.[2]) V, 195, 2.

An einer anderen Stelle hat ein Vers nur sieben Silben:

Soldats qui tuent, gens qui meurent. II, 116, 1.

Der Dichter zählt hier eben die stumme Silbe *ent* mit, obwohl sie auf einen Vokal folgt. Solche Licenzen dürfen uns bei Scarron gar nicht überraschen; er elidiert sogar gelegentlich ein stummes *e* vor einem aspirierten *h*, wenn der Vers nicht anders herauszubringen ist.

Enfin, après mainte hurlerie. VIII, 299, 1.

Er verkürzt auch wohl, wie es dialektisch mitunter geschieht, ein Wort, wenn der Vers es fordert.

Pour raccommoder sà jartière. II, 120, 1.

Grosse Freiheiten erlaubt sich der Dichter auch bezüglich der Form mancher Eigennamen. Nicht bloss, dass er bald die lateinische, bald die französische Form derselben gebraucht, wie Aeneas, Énée; — Éolus, Éole, sondern er verändert sie auch nach Bedürfnis: Jupiter, Jupin; — Néoptolème, Neptolème; — Grecs, Grégeois; — Troyens, Troades. Einige andere Begriffe finden sich ebenfalls durch verschiedene Formen desselben Wortstammes ausgedrückt: soldat, soudrille, soudard; — navires, nefs, naus, nacelles; — âne, aze.

Es versteht sich bei solchen Freiheiten von selbst, dass

---

[1]) Über den achtsilbigen Vers gibt Lubarsch (Französ. Verslehre, Berlin, 1879) eine sehr hübsche Abhandlung (p. 188—206). Zu den historischen Notizen über denselben (p. 206) wäre hinzuzufügen, dass eben auch im 17. Jahrh. der Achtsilbner sehr gebräuchlich war, besonders in der burlesken Dichtung.

[2]) Bereits von Fournel angeführt, jedoch ohne Angabe der betreffenden Stelle, wie er denn überhaupt nicht genau und präzise citiert. — In Folge eines Druckfehlers steht in der Édition von Fournel noch ein anderer neunsilbiger Vers:

Arêter fortement le collet, V, 222, 1.

wo *arêter* aus *prêter* verdruckt ist.

Scarron auf Malherbe's Vorschriften nichts hält. Den Hiatus vermeidet er nicht im mindesten. Von den zahlreichen Beispielen, deren ich einmal sogar in vier Zeilen drei gefunden habe (V, 223, 1), gebe ich nur einige:

A la proue, assis à son aise. V, 221, 1.
Puis après, au sel et à l'eau. V, 219, 2.
Sur une raie enharnachée. V, 223, 1.

Das Enjambement scheut er ebenfalls nicht, obgleich er es nicht häufig zulässt:

Jupiter, ainsi faisant, prit
Le dessein d'un homme d'esprit. I, 65, 1.

Chacun vint . . .
Tant pour voir Acestes que pour
Voir ces gens . . . V, 196, 2.

Beim Reime kommt es dem Dichter auf eine Ungenauigkeit nicht sehr an. Solche Reime, wie déconfits, fils — doigts, prétendois etc. sind hier natürlich nicht in Betracht zu ziehen, weil sie für jene Zeit der andern Aussprache wegen noch ganz korrekt waren. Jedoch reimt der Dichter auch z. B. empoigne auf carogne (II, 109, 1), was doch gewiss ein Missklang ist. Er weiss das selbst sehr gut; aber warum soll er sich so sehr abmühen, das richtige Reimwort zu finden? Das ist ihm viel zu lästig:

Dans le Cocyte se va perdre,
(Rime qui sait rimer en erdre,
Je le laisse à plus fin que moi). VI. 240, 1.

Man muss nur kühn sein beim Reimen, das andere wird sich dann schon von selbst machen:

D'ivoire à tout hasard je di,
Car un rimeur doit être hardi. VII, 280, 2.

und *Le plus éloigné synonyme*
Chez nous rimeurs passe à la rime. VIII, 298, 2.

Es mag dann wohl die Reimerei schlecht werden — und in der That, schlechter Reimer gibt es gerade bei den burlesken Dichtern eine Unzahl —, aber wenn man ihn auch denselben zuzählen sollte, er fürchtet das nicht:

Tels rimeurs méritoient bien
D'être nommés rimeurs de rien,
Ou bien rimeurs à la douzaine.
Ceci soit dit pour prendre haleine;
Si quelqu'un n'en est pas content,
Il en peut de moi dire autant:
Je crains fort peu les coups de langue. IV, 170, 2.

Bei einem Dichter von solcher Denkart ist es klar, dass auch seine Sprache nicht sorgfältig gewählt ist. Der Stil des

Virgile travesti ist leicht, flüssig, ist eben fast nicht anderes, als der Konversationston der feinen Salons jener Zeit. Der Dichter plaudert in aller Gemütlichkeit von diesem und jenem; plötzlich fällt ihm ein guter Witz ein, welcher nur sehr lose zu der betreffenden Sache in Beziehung steht — da setzt er ihn einfach in Parenthese — hinein muss derselbe ja auf alle Fälle gebracht werden. So kommt alles Mögliche zur Sprache, so dass Scarron mitunter selbst nicht mehr weiss, wovon er ausgegangen ist. Daher die zahlreichen Einschaltungen, daher die gerade nicht selten vorkommenden langen Perioden, welche man mitunter weder überschauen noch völlig verstehen kann. Das Werk trägt somit trotz mancher Stellen von ausserordentlicher Klarheit und Schönheit im allgemeinen den Stempel der Nachlässigkeit, des Sichgehenlassens an sich. Diese Nachlässigkeit entspricht jedoch durchaus dem Charakter der burlesken Dichtung, und ist sicher an manchen Stellen eine absichtliche und berechnete (cf. p. 18).

Die Sprache Scarron's hat mitunter ein etwas altertümliches Kolorit. Es finden sich im Virgile travesti manche schon damals veraltete Wörter, z. B.: ains, onc, prou, ire, semondre, pollurent (lat. pollúerunt), pollu (pollutus), tref (trabs), icelle, à grand'erre, esquif. Auch eine Reihe von gelehrten Wörtern der gräcisierenden und latinisierenden Richtung finden sich bei ihm, z. B. sagette (sagitta), carmes (carmina), illec (illic), pyre *(πυρά)*, buccine (buccina), constupration (von stuprare), jube (juba), rediviniser (divinus), suasoire (suasoria).

Nicht gar selten bildet sich Scarron ein Wort, wie er es eben nötig hat, wodurch er manchen komischen Effekt erzielt, z. B.: il s'eau-bénita (beweihwässerte sich, VI, 251, 2); Iris se débéroïsa (legte die Gestalt der Beroë ab, V, 216, I); de la diablesse enchalybée (in Gestalt der Chalybe, VII, 281, 1); Dame Aimée est alectonée (wie die Furie Alecto, VII, 285, 2); le rabajois (I, 58, 1, rabattre, la joie), wozu sich sogar das Femininum rabajoise findet (III, 147, 1); chacunière (zu chacun, VII, 271, 1).

Der Dichter mischt auch hier und da einige lateinische Worte in sein Gedicht ein: Benedicite, requiescat in pace, vivat, nous sommes victus etc.

Durch diese leichte, nachlässige Sprache, welcher alles Erhabene abgeht, steht Scarron auch schon äusserlich in Opposition zu Virgil. Das erhabene Pathos, die zahlreichen schmückenden Epitheta Virgils — alles ist unter Scarron's Hand travestiert worden, und so ist sein Virgile travesti auch der Form nach eine wirkliche Travestie.

4.

Es wurde schon bemerkt, dass der Umfang des Virgile travesti ein recht stattlicher ist, da jedes Buch gegen 3000 Verse zählt. Obwohl diese Überfülle des reichlichen Stoffes wegen vielleicht nicht ganz zu vermeiden war, muss sie doch als ein schwerer Fehler des Werkes bezeichnet werden. Denn es ist fast unmöglich, ein Buch des Virgile travesti in einem Zuge zu lesen. Und doch kann man auch wieder nicht abbrechen, weil sich nirgends ein Ruhepunkt findet. Es ist, als ob man in einer Gemäldegallerie sich befände. Man kann zehn Gemälde, welche irgend welche komische Szenen aus dem Leben eines Helden darstellen, mit Freude und Genuss betrachten. Soll man aber 100 und mehr solche Gemälde unmittelbar hinter einander sehen, so fühlt man sich allmählich müde und möchte den Saal verlassen. Und doch geht man weiter, weil sich vielleicht noch ein schönes Bild darbieten möchte, welches die anderen weit übertrifft. So ist es auch mit Scarron's Travestie. Man wird beim Lesen entsetzlich müde, weil eine fortwährende Steigerung im Scherze nicht möglich ist, und doch mag man nicht abbrechen wegen des guten Witzes, der vielleicht im nächsten Momente kommt. Scarron's Zeitgenossen haben dieses Gefühl der Ermüdung nicht empfunden. Die Zeit war eine andere, zudem hatte die Dichtung entschieden Bezug auf die damaligen Zeitverhältnisse, so dass das Publikum jener Zeit das Werk mit ganz anderen Augen ansah und mit anderen Empfindungen las. Für uns ist der Unterhaltung wegen Scarron's Typhon vielleicht interessanter; denn er bietet in circa 2300 Versen eine Fülle des heitersten Scherzes und Witzes, welche der Leser in kleineren Gaben geniessen kann, da das Buch in fünf Gesänge zerfällt. Abgesehen hiervon überragt der Virgile travesti den Typhon bei weitem. Denn er ist das Hauptwerk einer zahlreichen Gattung, er ist eine Kritik des berühmten lateinischen Gedichtes und zugleich eine Satire auf manche Zustände damaliger Zeit. Und zudem ist der Scherz und die Laune in überreichem Masse vorhanden, und die Darstellung ist eine wohl gelungene.

Gleich der Eingang des Virgile travesti ist ausserordentlich leicht und gefällig abgefasst. Es bedarf keiner langen Einleitung, wie Moreau de Brasei sie für seine Fortsetzung gibt; der Dichter ist sofort bei der Sache. Nur ein paar Worte über seine Krankheit kann er nicht unterdrücken, wie er denn überhaupt gern, und zumeist mit lachendem Munde, auf diesen Gegenstand zu sprechen kommt. Aber trotz Siechtum und Todesahnungen will er doch den frommen Helden besingen:

Qui vint, chargé de tous ses dieux
Et de monsieur son père Anchise,
Beau vieillard à la barbe grise,
Depuis la ville où les Grégeois
Occirent tant de bons bourgeois,
Jusqu'à celle où le pauvre Rème
Fut tué par son frère même,
Pour avoir, en sautant, passé
De l'autre côté d'un fossé.

Er will uns erzählen, wie Aeneas nach Latium kam, wie er Herr von Lavinium wurde und gar bald 15,000 livres Rente hatte, und wie von dort aus die „alte Roma" (7) gegründet wurde:

. . . *Rome la belle ville,*
Trois fois plus grande que Séville.

Seine kleine Muse mit dem Stumpfnäschen, welche ihn zum Spottvogel unter den Dichtern seiner Zeit gemacht hat, wird ihm sicherlich dabei helfen; sie wird ihm auch sagen, warum die ehr- und treulose Juno den guten Aeneas so grausam verfolgte. Ah! sie war auf ihn erzürnt, Gift und Galle gegen ihn:

Tantæne animis cælestibus iræ? (11)
Ils se fâchent donc comme nous!
Je ne les croyois si fous,
Et les croyois être sans bile,
Ces beaux dieux d'Homère et de Virgile.

Scarron freut sich kindlich, dass er den alten Göttern hat eins anheften können; warum erzürnten sie sich auch, wie wir Sterblichen? Mit Virgil geht der Dichter nun zur Schilderung Karthago's über, das er aber viel genauer kennt, als jener:

Urbs antiqua fuit . . . Karthago (12).
Une ville fort ancienne
. . . .
Servit d'asile à maint coquin.

Das ist die Stadt „dives opum studiisque asperrima belli" (14):

D'où l'invention du potage
Celle de durcir les œufs frais,
Pour les manger à peu de frais,
Choses autrefois peu connues,
Au grand bien de tous sont venues.
On la fait, mais je n'en crois rien,
Inventrice des gants de chien,
Et même des gants de Grénoble.

In dieser herrlichen Stadt residierte Juno mit grosser Vorliebe; „hic illius arma, hic currus fuit" (16).

Elle y tenoit carrosse et char,
Chaise à bras, litière et brancard.

Jupiter hat dort ein Oberlandsgericht eingesetzt:

Il en fit un présidial.
(„Je ne sais s'il fit bien ou mal")

reflektiert Scarron so für sich und denkt dabei an die entsetzlich schlechte Gerichtsbarkeit seiner Zeit, die er ja auch im Roman comique verspottet. Dieser Stadt nun sollte dereinst von Trojanern Unheil widerfahren, wie Juno gehört hatte. Darum ist sie so erbittert auf jenes Volk, um so mehr, als ihr von Seiten desselben mancher Schimpf angethan worden ist.

„Spretæque injuria formæ" (27).

Der Trojaner Paris hatte ihr, der Königin der Götter, nicht die höchste Schönheit zuerkannt, ja noch mehr:

... il avoit révélé
Qu'elle avoit trop longue mamelle,
Et trop long poil dessous l'aisselle,
Et pour dame de qualité
Le genouil un peu trop crotté.

Nun sieht Juno eines Tages zufällig durch das Himmelsfenster auf das Meer hinab, wo gerade die Trojaner ganz lustig daherfahren. Da wird sie sehr böse:

Junon, par la trappe des cieux,
Par malheur vint jeter les yeux.
Quand elle les vit ainsi rire,
Elle en accrut si fort son ire
Que, si son lacet n'eût rompu,
Outre qu'elle avoit bien repu ...
Qu'elle eût crevé, la bonne dame.

„Mene incepto desistere victam!" (37) ruft sie wüthend aus:

J'en aurai donc le démenti,
Cria-t-elle, et cette gueusaille.
A ma barbe fera gogaille!

Sie ärgert sich darüber, dass Pallas sich hat an den Argivern rächen können — und sie, die Königin des Himmels, sollte nicht einmal mit Aeneas und seinen Genossen fertig werden? Was soll dann aus ihren Altären werden?

... Et quis numen Junonis adorat
Præterea, aut supplex aris imponet honorem? (48 f.)

Car qui diable seroit si bête
De vouloir célébrer ma fête?
Qui voudroit me sacrifier
Bœuf, vache, mouton ou bélier,
Oui, bœuf, mouton, bélier ou vache?
Il n'est personne que je sache
Qui veuille m'offrir seulement
Un rat, qui n'est qu'un excrément.[1])

[1]) Cf. Va-t'en, chétif insecte, excrément de la terre. La Fontaine: Le Lion et le Moucheron. (II, 9).

Sie wendet sich nun an Aeolus, den Gott der Winde, mit der Bitte, einen Sturm auf dem Meere zu erregen, um die Trojaner zu verderben. Dieser hält alle Winde in einer dunkeln Höhle eingeschlossen, „vasto antro“ (52)

Où l'on ne va point sans lanterne.

Nur ein Wind steht nicht unter seiner strengen Herrschaft, der Zugwind.

Mais le vent coulis seulement
Sort, quand il veut, impunément.

An diesen mächtigen Herrn wendet sich Juno um Hilfe und verspricht ihm zum Lohne ihre schönste Nymphe als Gattin, die „pulcherrima Deiopeia“.

Sa bouche sent la violette
Et point du tout la ciboulette,
Elle entend et parle fort bien
L'espagnol et l'italien.
Le Cid du poëte Corneille,
Elle le récite à merveille,
Coud en linge en perfection,
Et sonne du psaltérion.

Solchen Lockungen kann Aeolus natürlich nicht widerstehen: „mihi jussa capessere fas est“ (77).

J'aurois la cervelle bien folle
Si je ne vous disois oui,
Répondit-il tout réjoui
Et découvrant sa tête chauve.

Er erinnert sich auch an all die Wohlthaten, welche Juno ihm erwiesen hat.

„Tu das epulis accumbere divom“ (79).
Par vous Jupiter favorable
M'admet a la divine table
Où j'avale tant de nectar,
Que je m'en trouve gras à lard ...

Da nimmt er seine cuspis, welche Scarron in eine „hallebarde“ verwandelt, und stösst in den Berg, in welchem die Winde eingeschlossen sind, „un petit pertuis“. Die Winde stürmen sofort daher über das Meer und wühlen es von Grund auf.

„Eripiunt nubes cæumque diemque“ (88).
Car pour le beau flambeau du monde,
Voyant tous les vents déchaînés,
Mettant son manteau sur le nez,
Il avoit regagné bien vite,
De peur d'être mouillé, son gîte.

Aeneas befindet sich nun in tiefer Dunkelheit mitten im Sturme.

Alors Aeneas le pieux
Lâcha ces pieuses paroles:
Je serai donc mangé des soles!
Cria-t-il, pleurant comme un veau,
Et je finirai dedans l'eau.

„O terque quaterque beati
Quis ante ora patrum Troiae sub mœnibus altis
Contigit oppetere ...“ (94 ff.)

Der lateinische Dichter hebt des Aeneas Schmerz hervor, dass nicht auch er im Angesicht des Vaterlandes gefallen sei. Scarron verwandelt dies schöne Motiv einfach in Furcht vor dem Tode.

Voll Angst ruft Aeneas:

O quatre ou cinq cents fois heureuses,
Ames nobles et valeureuses,
De qui les corps maintenant secs,
Découpés par les glaives grecs,
Ont été de la mort la proie
Devant la muraille de Troie!
O le plus vaillant des Grégeois,
Diomède le Rabajois,
Pourquoi ne m'as-tu de ta lance
Percé l'estomac ou la panse?
J'en aurois le bon Dieu loué,
Et t'en aurois bien avoué.
Au moins aurois-je l'avantage
D'avoir témoigné mon courage,
D'être mort avec Sarpédon,
Ce maître joueur d'espadon,
Auprès d'Hector cet invincible
A tous les Grégeois si terrible,
Qui si souvent couvroit les bords
Du fleuve Xanthe de corps morts,
Du fleuve Xanthe de qui l'onde
A tant enseveli de monde;
Au lieu que mourir dans la mer,
Où tout ce qu'on boit est amer,
Mangé des harengs et morues,
Des soles, turbots et barbues,
Est un malheur qui me feroit
Rendre grâce à qui me pendroit!“
Un vilain vent, sans dire gare
(Il falloit qu'il fût bien barbare
D'attaquer un homme si bon),
Lui fit bien changer de jargon!

Der Sturm wirft die Schiffe entsetzlich umher:

„hi summo in fluctu pendent, his unda dehiscens
terram inter fluctus aperit“ (106 f.).

Un flot jusqu'au ciel l'éleva,
Puis aussitôt le flot creva,
Laissant en mer une ouverture
Où chacun vit sa sépulture.

Bei einem so furchtbaren Sturme auf dem Meere werden die armen Trojaner seekrank. Virgil berichtet darüber allerdings nichts; aber Scarron vergisst nicht, diese Bemerkung zu machen, welche ja auch ganz natürlich klingt. Denn wir wissen noch nicht, dass die Trojaner schon im siebenten Jahre auf dem Meere umherfahren, und somit gewiss nicht leicht mehr von der Seekrankheit befallen werden.

Les pauvres malheureux Troyens,
Las et recrus comme des chiens,
Virèrent lors toutes leurs tripes.

Mehrere Schiffe gehen in diesem furchtbaren Sturme unter und

„Apparent rari nantes in gurgite vasto“ (118).

Quelques-uns vainement nagèrent
Mais les bras bientôt leur manquèrent,
Car les malheureux n'avoient pas
Des calebasses sous les bras.

Endlich merkt Neptun den Sturm,

Voyant l'obscurité telle,
Qu'il avoit besoin de chandelle
Encore qu'il ne fût que midi.

Schnell fährt er zur Oberfläche des Meeres empor, ruft die Winde zusammen, indem er in die Finger pfeift, und donnert dieselben mit dem berühmten Worte an: „Quos ego“ (135).

„Par la mort!“ Il n'acheva pas
Car il avoit l'âme trop bonne.
Allez, dit-il, je vous pardonne.

„Post mihi non simili pœna commissa luetis“ (136).

Cymothoe und Triton helfen den Trojanern bei Flottmachung ihrer übriggebliebenen Schiffe. Das Meer ist wieder ruhig, der Himmel wieder blau, und Neptun ist ganz freudig bewegt, dass er seine Macht einmal gezeigt hat.

„Prospiciens genitor cœloque invectus aperto
Flectit equos curruque volans dat lora secundo“ (155 f.).

Et puis, (Neptune) devenu tout gaillard
Fit faire avecque beaucoup d'art
A son char mille caracoles
Sur le lac où l'on prend les soles,
Lors aussi poli qu'un miroir;
Lors vraiment il le fit beau voir,
Et les dieux marins qui le virent
Là-dessus compliment lui firent.

Weiterhin wird diese Periode recht unverständlich, besonders wo es sich um das Gleichnis handelt, welches die Beruhigung des Meeres durch Neptun veranschaulicht. Scarron lässt sich

gehen, ob mit Absicht oder nicht, wer vermag das zu sagen? Wollte er den pompösen Vergleich Virgil's (148—156), welcher formell gerade nicht sehr vollendet ist, formell karikieren, so ist ihm das trefflich gelungen. Seine Periode ist ein Muster von verwirrter und unverständlicher Konstruktion, und auch inhaltlich ist diese Stelle nicht viel wert; sie ist fade und ohne attisches Salz. Es ist merkwürdig, dass der Dichter, welcher überall sonst gleich alle kleinen Mängel in Virgil sieht, hier nicht auf den wunden Punkt des Gleichnisses hinweist: dass nämlich ein Phänomen aus der Natur durch ein Bild aus dem Menschenleben veranschaulicht wird und nicht umgekehrt.

Es ist selbstverständlich unmöglich, den ganzen Virgile travesti in dieser ausführlichen Weise zu besprechen. Nur deshalb haben wir diese einleitende Szene so breit behandelt, weil wir dem Leser gleich von vornherein ein kleines, abgerundetes Bild von Scarron's Manier geben wollten. In der That findet sich in diesem kurzen Abschnitte schon der ganze Scarron, wie er in dem Gedichte sich zeigt. Die Quellen, aus denen er seine Scherze schöpft, haben hier alle schon reichlich geflossen, und die Wendungen der Sprache sind dieselben wie späterhin.

Dass und wie Scarron die Charaktere des lateinischen Gedichtes verändert und travestiert, ist hier schon ziemlich ersichtlich. Juno ist voll Gift und Galle gegen die Trojaner, weil diese ihre Eitelkeit schwer verletzt haben; voll List sucht sie ihre Feinde zu verderben, zu welchem Zwecke sie kein Mittel scheut. Es ist ihr auch gleich, ob sie die Ruhe und den Frieden des Olymps dadurch stört, wenn sie nur ihren Zweck erreicht. Sie ist ein eitles, leicht verletztes, ränkesüchtiges, hartköpfiges Weib, welchen Charakter Scarron in seinem Gedichte mit sicherer Hand durchführt. Überhaupt versteht sich der französische Dichter trefflich darauf, verschiedene Charaktere klar und bestimmt zu zeichnen. Freilich ist für unsere Dichtung zu berücksichtigen, dass die Charaktere schon alle in Virgil fertig vorlagen, dass Scarron nur hier und da eine Eigentümlichkeit der Person hervorzuheben und der einen oder anderen Seite des Charakters einen burlesken Anstrich zu geben brauchte. Dennoch aber lässt sich nicht verkennen, dass er auch manches von seinem Geiste hinzugefügt hat, dass ihm bei seiner feinen Beobachtungsgabe kaum ein kleiner Zug entgangen ist, welcher für die Charakteristik brauchbar war. Und so ist es nicht bloss im Virgile travesti, sondern auch in seinen anderen epischen Dichtungen, in welchen die Charakterzeichnung nichts zu wünschen übrig lässt. Ich habe, gestützt auf Lotheissen's Autorität (cf. a. a. O., Bd. II., p. 482, 489), in meinen „Studien über Scarron" gesagt, dass die Charakter-

zeichnung Scarron's schwache Seite war.[1]) Musste ich jedoch schon damals für den Roman comique dieses Urteil aufheben, so muss ich nun noch hinzufügen, dass auch im Virgile travesti und im Typhon die Charakterzeichnung gut ist.

Neben Juno finden sich die weiblichen Charaktere Venus, Dido und Anna, um diese vorweg zu nehmen. Wie Venus, die Göttin der Liebe, umzugestalten und zu erniedrigen war, ergibt sich von selbst. Scarron nennt sie mit Vorliebe „la céleste gouge"; aber bei dem Namen bleibt es, der Dichter ist nicht so schlimm. Venus ist kokett und weiblich schlau. Sie thut gelegentlich wie ein schüchternes, verschämtes Mädchen — und dann ist sie wieder das Weib, die Mutter, welche für ihren Sohn alles wagt. Solche Stellen sind denn auch von wirklich poetischer Schönheit (z. B. I, 63, 1), allerdings immer in Scarron's Manier. Von seiner subjektiven Manier konnte der Dichter nicht loskommen. Etwas objektiv darzustellen, brachte er nicht fertig; es musste immer dem Gemälde ein burlesker Zopf angehängt werden. Es scheint fast, als ob bei Dichtern, welche mit gewissen körperlichen Gebrechen behaftet sind, sich auch immer ein geistiges Gebrechen, die Manier, geltend machen müsse. Ich erinnere an Lichtenberg, Bürger, Heine.

Während Venus anmutig, liebreizend und etwas ätherisch angehaucht erscheint, ist Dido oder „dame Élise", wie der Dichter sie oft nennt, ein grosses, starkes, rotwangiges Frauenzimmer, welches aber durchaus nicht der Schönheit entbehrt und wohl Eindruck machen kann. Sie denkt oft an ihren verstorbenen, unvergesslichen Gatten Sichaeus; aber dennoch gefällt ihr der Witwenstand nicht mehr, seit sie Aeneas gesehen hat. Sie möchte ihn gern heiraten, nur weiss sie sich noch nicht recht zu den nötigen Schritten zu entschliessen. Ihre Schwester Anna jedoch, welche schon keine Zähne mehr hat, stellt ihr in beredten Worten vor, wie dumm sie sein würde, ihre jungen Jahre einsam zu vertrauern. Anna ist der rechte Typus einer Kupplerin, die selber noch gern heiraten möchte trotz ihres Alters.

Anchises, der Vater des Aeneas, ist ein alter, guter Mann, der oft in Gedanken versunken ist. Alles, was er thut, fasst er vorsichtig und bedächtig an. Er hat sehr viele alte Bücher durchgelesen und ist mit Besprechungen und Beschwörungen wohl vertraut. — Ganz das Gegenteil von Anchises ist ein anderer Greis, Evander. Aus königlichem Geschlechte, lebt er trotzdem fast in Armut. Aber den lustigen, fröhlichen

---

[1]) Zschr. f. nfrz. Spr. u. Litt. III, 201.

Sinn hat er sich dennoch bewahrt; er lacht gern, schwatzt unaufhörlich und ergeht sich gern in alten, lieben Erinnerungen. Priamus ist ein alter, gutmütiger, überaus leichtgläubiger Mann, und infolge dessen „peu sage". Er glaubt gern alles, wenn man ihm nur recht viel erzählt; dann vergisst er Hunger und Durst und könnte immer weiter hören und lauschen. Auf ihn hat Scarron die ganze Fülle des Scherzes und heiterer Laune ergossen. Priamus ist etwas kurzsichtig und trägt daher auf seiner langen Meerschweinnase eine schöne Brille. Die Geschichte, welche Sinon den Trojanern erzählt, rührt ihn derartig, dass er einen Hut nimmt und für den Armen etwas Geld sammelt etc.

Neben den Hauptcharakteren, von denen nur noch Aeneas aussteht, findet sich eine Reihe von Persönlichkeiten, welche der Dichter gelegentlich mit ein paar Strichen gezeichnet hat. Cassandra könnte vielleicht zu den Preziösen des 17. Jahrhunderts gehören; die Sibylle Deiphobe ist ein altes, zahnloses, etwas bärtiges Weib; Aeolus ein bejahrter, lüsterner Junggeselle mit kahlem Scheitel; Sinon ein verschmitzter Kerl, der seine Freude daran hat, den Leuten etwas aufzubinden. Jupiter erinnert lebhaft an den Pascha-Jupiter in Offenbach's Oper „Orpheus in der Unterwelt". Helenus ist ein langatmiger Schwätzer, Prophet und so eine Art Magier. — Die Zahl dieser Charaktere liesse sich leicht verdoppeln.

In der Zeichnung der Hauptperson des Gedichtes, des Aeneas, schliesst sich Scarron eng an den lateinischen Dichter an. Bei Virgil ist Aeneas ein schwacher, unentschiedener Mensch, welcher nicht im Stande ist, einen eigenen Entschluss zu fassen. Dafür aber hat er ein kindlich frommes Gemüt; felsenfest glaubt er an die Orakelsprüche und Traumgesichte, welche gütige Götter ihm senden. Er ist eben der pius Aeneas, welchen die Götter lieb haben und für den sie sorgen. Auf ihren Befehl lässt er Creusa im Stich, knüpft ein Verhältnis mit Dido an, löst dasselbe wieder etc. Für einen solchen rat- und thatlosen Helden, welcher den Namen Mann gar nicht verdient, können wir uns natürlich nicht begeistern. Das Epos bedarf eines ganz anderen Helden, eines Mannes, welcher Thaten vollbringt und der Gefahr ins Auge schaut. Scarron hat dem lateinischen Dichter diesen Grundfehler seiner Aeneis sehr nahe gerückt, indem er einen Aeneas zeichnete, welchem eigentlich der Weiberrock gebührt. Statt mit raschem Entschlusse und mutigem Herzen zu handeln, überlegt Aeneas selbst Angesichts der Gefahr erst lang und breit, ob er überhaupt eingreifen soll. Statt der Thaten hat er nur Worte und Thränen, diese aber in Überfluss. An hundert und mehr Stellen lässt Scarron den Helden Aeneas lange Reden

halten und weinen „comme un veau". In dieser Zeichnung liegt freilich etwas Übertriebenes, aber gerade die Übertreibung dient dem burlesken Zwecke, welchen Scarron verfolgt, und ist zu gleicher Zeit eine, freilich in Scarron's Weise geschriebene Kritik Virgil's.

Wie die Personen des lateinischen Gedichtes bei Scarron wesentlich dieselben geblieben sind und nur in anderem Kleide erscheinen, so haben auch die Handlungen der Aeneis nur kleine Veränderungen erfahren. Der Ernst, die Erhabenheit, die epische Würde derselben ist heiterer Komik und schalkhafter Laune gewichen. Andere Handlungen konnte der französische Dichter ja nicht darstellen, weil er eben eine Travestie verfasste. Er musste in den ihm von Virgil gesteckten Grenzen sich bewegen, innerhalb deren er allerdings freien Spielraum hatte. Mit echt dichterischem Geschick hat er nun alle Quellen zu öffnen verstanden, welche nur einen Tropfen Scherz in die ernste und erhaben dahin schreitende Aeneis zu bringen vermochten. Und noch mehr! Er hat sich nicht damit benügt, die Aeneis einfach in das Gewand des Komischen zu kleiden — er hat auch viele feine Beobachtungen, welche durch ihren Realismus an die heutige Zeit mahnen, und vieles von seinem Geiste hinzugefügt, was sich nicht im Virgil findet. Manchen Fehler und Irrtum Virgil's hat er auch gelegentlich aufgedeckt, nicht als strenger Kritiker, sondern als gutmütiger Leser, welcher dem fesselnden Autor gern etwas vergibt. Manchen Seitenhieb auch hat er abgeschmackten Sitten seiner Zeit versetzt, freilich mit der Waffe des Scherzes, welche nicht so tief einschneidet, wie die des Hohnes. So sind denn die Begebenheiten der Aeneis dieselben geblieben und doch zugleich ganz andere geworden; auch sie sind travestiert in des Wortes eigentlicher Bedeutung.

Die Schilderung des Sturmes bei Virgil stimmt uns ernst; wir fühlen die Schrecken der gewaltigen Naturerscheinung mit und sind bewegt von Angst und Hoffnung. Der Sturm, wie Scarron ihn uns schildert, ist ebenso schrecklich, die wilden Wogen rollen ebenso hoch; aber das Gefühl des Ernstes überkommt uns nicht, wir halten den Sturm mehr für einen Scherz, uns in Furcht zu setzen.

Die Wettspiele, welche Virgil uns im fünften Buche schildert, sind bei Scarron natürlich dieselben geblieben; aber manches ist etwas anders geworden, zum Komischen gewendet. Bei Virgil werden als Preise für die Sieger heilige Gefässe, Dreifüsse, Waffen, Kleider angegeben, und inmitten der Rennbahn aufgestellt. Bei Scarron finden sich die Preise, ein alter Kochtopf, zwei schön besetzte Röcke, Nussknacker, hölzerne Teller,

eine Rattenfalle, Pantoffeln, Flöten etc., gleichsam in einer Jahrmarktsbude, in welcher Aeneas den Verkäufer spielt und die Menge anzulocken sucht, ähnlich wie es Tabarin, Brioché etc. zu Scarrons Zeit auf dem Pont-neuf machten.

Der Wettlauf der Schiffe beginnt. Wie die Ruderer, welche etwas von dem Galeerensklaven des 17. Jahrhunderts haben, sich anstrengen!

La malepeste comme ils rament!
Comme les flots verts ils entament!
Comme ils hurlent, les fous qu'ils sont!
L'épouvantable bruit qu'ils font!
Mon Dieu! que leurs rames sont belles!
On diroit que ce sont des ailes:
Qui n'auroit point vu de vaisseaux
Diroit que ce sont des oiseaux.
Je ne sais rien qui mieux ressemble
A ces vaisseaux voguants ensemble
Que quatre chevaux accouplés,
Que des coups de fouet redoublés
Font courir de toute leur force,
Et le vert cocher qui les force
Ressemble aux chefs encourageants
Leurs rameurs d'être diligents.
Encore une fois comme ils rament! V, 199, 1.

So scherzt Scarron und verdreht dabei Virgils Worte in ganz harmloser Weise. Aber er kann auch wohl etwas bissig werden und Kritik üben:

„Tertia dona facit geminos ex ære lebetas
Cymbiaque argento perfecta atque aspera signis" (V, 266, f.)

sagt Virgil, und Scarron bemerkt sofort mit Recht:

En cet endroit maître Virgile,
Des poètes le plus habile,
Ne nous fait point savoir qui fut
Celui qui ces beaux présents eut. V, 203, 1.

Einige Zeilen früher berichtet er, dass Phegeus und Sagaris es um keinen Preis unternommen hätten, den schweren Panzer des Demoleos (fort)zutragen,

Pour rien n'eussent pas entrepris
De la porter tous deux ensemble;

wenn er dann recht burlesk hinzufügt:

Vous ne savez pas, ce me semble,
Qui sont ces gens nommés ainsi;
Je ne le sais pas bien aussi.

so darf man das nur als einen Scherz auffassen, obwohl die Worte klingen, als ob sie Virgil den Vorwurf machen wollten, er habe zwei Namen ohne hinlänglichen Grund in sein Gedicht

eingeführt. — Trefflich lässt sich hier ersehen, wie Scarron sein Vorbild travestiert, ohne die Handlung selbst zu verändern. Virgil veranschaulicht uns recht dichterisch die Schwere des Panzers:

Vix illam famuli Phegeus Sagarisque ferebant (V, 263),

indem er uns die Handlung im Modus der Wirklichkeit schildert; Scarron setzt die Handlung in den Modus der Möglichkeit, und mit einem Schlage hat er eine ganz andere Situation geschaffen, die freilich nicht halb so dichterisch ist, aber seinem burlesken Zwecke vollständig entspricht.

Aus einem Verse Virgils sind so sechs oder sieben burleske Verse geworden durch die einzige Änderung des Modus. Natürlich erzielt Scarron nur in den wenigsten Fällen in dieser Weise die beabsichtigte, scherzhafte Wirkung; ihm stehen noch eine ganze Reihe anderer Mittel zu Gebote; man kann ihrer leicht sechs oder sieben aufzählen. Er lässt seine Helden in dem ganzen Pompe epischer Würde auftreten und sprechen — bis plötzlich irgend eine lächerliche Wendung uns von der dichterischen Höhe hinabstürzt und uns die Illusion benimmt; oder er lässt umgekehrt seine Helden sehr triviale Bemerkungen machen, um dann auf einmal gegensätzlich ein männliches Wort einzustreuen.

Jupiter schaut nach dem Sturme aus dem Äther hinab auf das Meer; da nahet Venus ihm, um für ihren Sohn ein gutes Wort einzulegen (I, 225):

Cependant le Dieu sous qui tremble
La voûte du haut firmament,
Comme il agit incessamment,
Au travers d'un châssis de verre
Jetoit ses yeux dessus la terre,
Regardant si tout alloit bien
En son royaume terrien.
La mère d'Aeneas le pie,
Ou pour mieux dire le pieux,
Le cœur triste et la larme aux yeux,
Lui tint à peu près ce langage.
Après avoir, comme très sage,
Avec grande crainte et respect
Dit par trois fois salamalec:
Grand roi qui faites sur la terre
Tant de si beaux coups de tonnerre,
Et qui tenez dedans vos mains
Le bien et le mal des humains,
Qu'a fait à votre seigneurie
Le pauvre Aeneas, je vous prie? I, 62, 1.

Aeneas spricht nach Errettung aus dem Sturme zu seinen Gefährten, um ihnen Mut einzuflössen (I, 200):

... Peu de maux sont pareils aux nôtres, ...
Polyphème, étrange animal,
Nous fit tous avoir la fièvre:
Il me fit courir comme un lièvre,
Et bien souvent de pur effroi
Il me semble que je le voi.
Mais l'homme de cœur tout surmonte. I, 61, 1.

Ich notiere noch einige derartige Stellen aus dem dritten Buche: p. 127, 1—129, 2—135, 1.

Mitunter auch erzählt uns der Dichter die unwahrscheinlichsten Sachen — und er legt die Hand aufs Herz, uns zu versichern, dass er nicht lüge.

Die Trojaner finden an Libyens Küste tief in einem Hafen eine Grotte, „nympharum domus" (I, 168),

Où logent (maudit soit qui ment),
Les nymphes ordinairement. I, 60, 1.

Aeneas erzählt seiner Mutter, welche er in der Verkleidung einer tyrischen Jägerin nicht kennt, seine Herkunft und Schicksale (I, 378):

Je suis le pieux maître Énée
De qui la gloire n'est bornée
Que des voûtes du firmament
Et cela, maudit soit qui ment. I, 67, 2.

Dem Aeneas sind in der Nacht die Götter erschienen (III, 150):

Je les vis, les dieux de Pergame,
Je vous le jure sur mon âme
(J'en jurerois bien sur ma foi)
Je les vis comme je vous voi,
De mes deux yeux, et non en songe
Moi qui n'ai jamais dit mensonge. III, 131, 2.

Beruft sich der Dichter so an manchen Stellen mit der ernstesten Miene, und doch innerlich lachend auf seine Wahrhaftigkeit, an andern Stellen ist ihm gar nichts daran gelegen, ob man ihm Glauben schenkt oder nicht. Er trägt dann die Farben derartig dick auf, dass man ohne weiteres die Übertreibung sieht.

Aeneas begegnet auf seinen Irrfahrten der Andromache, welche über Hectors Tod viele Thränen vergiesst (III, 311):

Ses yeux se mirent à pleuvoir;
Je lui présentai mon mouchoir,
Dont elle s'essuya la face.
Je me composai la grimace,
Quand je la vis pleurer ainsi,
Et tâchai de pleurer aussi;
Mais jamais en jour de ma vie,
Quoique j'en eusse grande envie,
Je ne fus si dur à pleurer,
Dont je pensai désespérer. III, 137, 2.

Auf Delos betet Aeneas im Tempel des Apollo (III, 84):

> *Ayant tous largement repu,*
> *A dire: Bouche, que veux-tu?*
> *Nous nous rendîmes dans le temple,*
> *Afin de donner bon exemple;*
> *Sitôt que prosterné j'y fus,*
> *Je dis le plus haut que je pus:*
> *Grand Apollon, Dieu débonnaire,*
> *Prends pitié de moi, pauvre hère,*
> *Et de ceux que tu vois ici,*
> *Qui sont pauvres hères aussi.* III, 128, 2.

Dass Aeneas nicht in dieser Weise gebetet hat, dass ein Widerspruch besteht zwischen der frommen Handlung und den schalkhaften Worten, ist jedem Leser sofort klar, und das ist gerade das komische Element darin. Und dabei schildert der Dichter mit einem solchen naiven Humor, mit einer solchen Kindlichkeit, dass auch wir nicht umhin können, die Ereignisse der Dichtung mit kindlichem Auge anzusehen und uns wie die Kinder zu freuen. Die Beispiele hierfür sind zahlreich.

Als Dido die Trojaner mit Wohlwollen empfängt und sich nach ihrem Fürsten recht angelegentlich erkundigt, erfüllt grosse Freude die Herzen der Vertriebenen (I, 578):

> *Il rirent comme des perdus,*
> *Les bons Troyens, et ravis d'aise,*
> *Dansèrent autour de sa chaise,*
> *Se mirent à crier: Vivat!*
> *Frappèrent à l'envi du plat*
> *De la droite contre la gauche.* I, 78, 1.

Gemäss göttlichem Befehle will Aeneas die Dido verlassen; wie aber soll er ihr diese Eröffnung machen? (IV, 285):

> *Il gratte et regratte sa tête*
> *Pour trouver un prétexte honnête*
> *De quitter ces aimables lieux . . .*
> *Je conseillerois le beau sire,*
> *De s'en aller sans en rien dire,*
> *Quitte pour crier au larron.*
> *En cet endroit, maître Maron*
> *N'a point approfondi l'affaire,*

aire

e con. IV, 167, 2.

n Aeneas erst über den n hat (VI, 406):

;
te
és,
roit?
riroit?

Au rameau d'or il fit hommage,
Fit joindre sa barque au rivage,
Fit sortir quantité d'esprits
Qui déjà leur place avoient pris. VI, 243, 1.

Helenus kommt mit vielem Gefolge aus dem neuen Pergamum, welches er auf Chaoniens Küste gegründet hat, um den gelandeten Aeneas zu empfangen (III, 347):

Dieu sait s'il eut beaucoup de joie,
Quand il vit tant de gens de Troie
Qu'il pensoit n'être plus vivants.
Il salua tous mes suivants,
Et nous mena tous vers la ville.
Or, comme il a l'âme civile,
Il me voulut faire passer:
Nous fîmes, comme on peut penser,
Force compliments à la porte,
Et ce fut de si bonne sorte,
Que faisant des saluts bien bas,
L'un priant, l'autre n'entrant pas,
Nous nous couchâmes sur le ventre,
Lui, disant: Maudit sois si j'entre!
Moi, disant: Maudit sois aussi!
Mais nos gens, nous voyants ainsi,
Nous prirent et nous emportèrent.
Les uns et les autres entrèrent,
Et lors cria maître Hélénus:
„Vous soyez les très-bien venus!“ III, 138, 1.

Köstlich ist im zweiten Buche der Überfall Trojas, die Rat- und Thatlosigkeit des Aeneas, und besonders seine Flucht geschildert. Einzelne Stellen lassen sich kaum als Probe herausheben; man müsste das ganze Buch abdrucken, welches eine Perle der heitersten Komik ist. Den Gipfel des Scherzes erreicht die Schilderung, als Aeneas seinen alten Vater auf seine Schultern ladet und mit ihm eilig davon trabt.

Mon père, en cette peur panique,
Mille coups sur mon corps applique
Pour me faire aller au galop. II. 119, 2.

Diese Szene hat der Maler mit richtigem Verständnis für das Titelblatt gewählt, welches dem Virgile travesti in der Ausgabe von 1737 vorhergeht (Œuvres de Scarron, 1737, t. IV).

Ein anderes, von Scarron sehr häufig angewandtes Mittel, komische Effekte zu erzielen, sind die Anachronismen, welche zumeist so glücklich gewählt und so passend sind, dass man fast meinen möchte, der Dichter habe in gutem Glauben so geschrieben.

Aeneas nähert sich der libyschen Küste (I, 307):

. . . il veut voir si de ce rivage
Le peuple est civil ou sauvage,
Et savoir si les habitants
Sont chrétiens ou mahométans. I, 65, 1.

Jupiter tröstet Venus, welche über die harten Schicksale des Aeneas klagt, indem er ihr von der künftigen Grösse desselben, sowie von Roms Gründung und Macht prophezeit. „Amen," sagt Venus, und sogleich fährt Jupiter in seiner Prophezeiung fort bis auf Cäsar, dessen Name in die Litanei kommt. — Pygmalion tötet den Sichäus mit einem Büchsenschuss, während er das Brevier betet. — Der Hauptmann von Dido's Leibwache trägt eine Hellebarde in der Hand. — Dido macht voll Schrecken das Kreuzzeichen, als Aeneas plötzlich wohlfrisiert und gepudert aus der ihn verbergenden Wolke hervortritt. — Der ewige Jude hat sicher nicht mehr Irrfahrten gemacht, als Aeneas. — Priamus trägt eine grosse Brille — und irgend eine Prinzessin ist in einen Werwolf verwandelt worden. Es liessen sich noch viele andere Anachronismen aufführen, welche um so unwiderstehlicher wirken, als sie ganz unerwartet kommen.

Komisch ist es auch, plötzlich die Person des Dichters mitten in der Erzählung auftauchen zu sehen, oder seine gutmütigen, oft auch maliziösen Bemerkungen zu hören, welche die Schilderung unterbrechen.

Merkur findet den Aeneas, welchem er eine Botschaft Jupiter's zu überbringen hat, in reichen, tyrischen Gewändern, einem Geschenke Dido's. (IV, 260.) Diese selbst ist bei ihm — ein Zug, welcher sich nicht im Originale findet. Darum fügt der Dichter gleich hinzu:

. . . je me mécompte
Si fort, que j'en rougis de honte:
Didon n'était pas avec lui;
J'ai pensé donner aujourd'hui
A mes envieux à reprendre,
Et dire de moi pis que pendre. IV, 166, 2.

Dann fährt er fort:

Retournons au Dieu, qui surprit
Messire Aeneas, dont l'esprit
Ne songeoit alors qu'à Carthage,
Et bien moins à faire voyage
Que moi, cul-de-jatte follet,
Ne songe à danser un ballet. IV, 166, 2.

Der Dichter gibt auch gelegentlich seinem persönlichen Gefühle und seinem Urteile über die erzählte Begebenheit Ausdruck, wodurch die Handlung in erhöhtem Masse das Gepräge der Wahrheit erhält. Der Leser weiss dennoch, dass es sich nur um eine Fiktion handelt, und so entsteht der Kontrast zwischen der Handlung und der Darstellung derselben, welcher die komische Wirkung hervorruft.

Il déchira (fou qu'il étoit)
Tout le vêtement qu'il portoit. V, 217. 1.

Auprès d'un tombeau fait exprès,
Tout entouré d'un vert cyprès,
D'Hector (Dieu veuille avoir son âme!). III, 136, 2.

Scarron schildert uns die Fama, welche

. . . a des oreilles,
Et des yeux jour et nuit ouverts,
Noirs, bleus, gris, blancs, jaunes ou verts,
(De la couleur il ne m'importe); IV, 163, 1.

Mit diesem Beispiele gelangen wir zu gleicher Zeit zu einem andern, fast auf jeder Seite benutzten Mittel der Komik, der scherzhaften Aufzählung, der Häufung von Beiwörtern. Ein solches Mittel war sehr bequem und leicht zu handhaben, weshalb Scarron ausgiebigen Gebrauch davon machte.

Der Dichter kennt alle Gegenstände, welche als Preise bei den Wettspielen (im fünften Buche) zur Verteilung kamen; alle Sachen, welche dem Misenus mit ins Grab gegeben wurden (II), alle Fragen, welche Dido dem Aeneas stellte (I) etc.

Aus den zahlreichen Beispielen hebe ich eins der bessern heraus:

La nuit brune, sœur d'un bon frère,
Avoit noirci notre hémisphère:
Tout dormoit en cet univers,
Excepté les faiseurs de vers,
Les sorciers, noueurs d'aiguillettes,
Les chats-huants et les chouettes,
Les plaideurs et les loups-garous,
Les amoureux et les filous. III, 131, 2.

Sehr hübsch ist auch das Beispiel im II. Buche, 126, 2. Schon hieraus ergibt sich eine gewisse Fülle und Breite der Darstellung, indem zum Ausdruck eines Begriffes oft zehn Wörter gebraucht werden. In noch höherem Grade jedoch lassen die zahlreichen Abschweifungen, welche sich der Dichter innerhalb der Erzählung erlaubt, das Werk anschwellen. Freilich sind dieselben durchgängig ausgezeichnet, und ungern würde man sie vermissen, da gerade in ihnen Scarron sich nicht an das Original zu binden braucht, und somit in ihnen seine Laune am freiesten walten lassen kann.

Aeneas begegnet seiner als Jägerin gekleideten Mutter, welche gerade auf ein Rebhuhn zielt und vorbeischiesst (I, 65, 2). — Virgil schildert uns die Bauthätigkeit der Karthager; Scarron muss noch etwas hinzufügen: die Arbeiten in Wald und Feld (I, 69, 2).

Als Aeneas, in eine Wolke gehüllt, in die Stadt schreitet, findet er unendliches Vergnügen daran, die Karthager, welche ihn nicht sehen, zu berühren und so in Schrecken zu setzen:

Dieu sait si tous ceux qu'il toucha,
Sans être vu qu'il approcha,
Eurent lors la fièvre bien chaude,
Se sentant donner chiquenaude,
Sans savoir par qui ni comment:
Cela les touche étrangement.
Aeneas de rire en éclate,
Et s'en épanouit la rate;
Jamais il ne fit tant le fou,
Dont Achates rit tout son soûl. I, 70 1.

Fast auf jeder Seite findet man derartige Abschweifungen, welche indessen noch immer in den Rahmen des Gedichtes passen. Es gibt im Virgile travesti aber auch eine ganze Reihe Stellen, welche nur sehr lose mit dem Texte zusammenhängen und mitunter des Witzes entbehren (z. B. IV, 177, 1, wo das Wort pyre erklärt wird). Ich verzeichne hier ein ziemlich hübsches Beispiel:

La dame étoit tantôt follette,
Elle est maintenant ivrognette.
(Ces deux termes diminutifs,
Qui devroient être augmentatifs,
Sont ici mis par ironie,
Lecteur, souviens-t'en, je te prie,
Car, ma foi, si tu prétendois.
Me donner ici sur les doigts
Et faire le mauvais critique,
Je te dirois chose qui pique;
Et foin de la digression
Par qui notre narration
Est, peu s'en faut, embarrassée!) VII, 279, 2.

All diese Quellen des Scherzes, welche wir vorstehend besprachen, haben natürlich nicht einzeln und nach einander geflossen, sondern Scarron hat aus allen zu gleicher Zeit geschöpft und ein prächtiges Gemisch hergestellt. Es ist nicht möglich, alle derartigen Stellen anzuführen, wo das burleske Genie unseres Dichters sich in höchster Vollendung zeigt. Eine der besten möge hier verzeichnet werden. Sie schildert die Art und Weise, wie Aeneas inmitten der Verwirrung in Troja seine Frau sucht und findet:

Des captives je m'approchai,
Et, me cachant le nez, cherchai,
Parmi cette troupe épeorée,
Ma chère Créuse égarée:
Puis je me mis effrontément
A crier (maudit soit qui ment!):

„Créuse, Créuse, Créuse!“
Un écho me répond: Euse,
Et voilà tout ce que j'appris
De tant de peine que je pris.
Je m'en allois confus et triste,
Quand notre femme, à l'improviste,
Se vint présenter à mes yeux.
Je ne fais point le glorieux,
Une vision si soudaine
Me fit avoir fièvre quartaine,
Qui m'eût lors bien considéré
M'eût trouvé l'œil bien égaré.
Par le visage c'étoit elle,
Mais sans patin ni pianelle.
Elle avoit huit grands pieds de haut,
Si bien, quoique j'eusse grand chaud,
Que je devins froid comme glace,
La frayeur peinte sur ma face.
Je reculai cinq ou six pas
En disant: Retro, Satanas! II, 120, 2 f.

Hierher gehören auch die Reden Sinon's, die Schilderung von Dido's aufblühender Liebe, von ihrer Verzweiflung und ihrem Tode, das Geschwätz des alten Evander, etc. Scarron verstand es wohl, eine prächtige Schilderung zu entwerfen, wenn er nur nicht so oft die Sache über's Knie gebrochen hätte. Er war ein grosses Kind, welches leicht ermüdete und dann sein Spielzeug wegwarf. Und dieser Mann hatte eine so feine Beobachtungsgabe, einen solchen Hang zum Realismus, dass mancher grössere Dichter ihn darum beneiden könnte. Fast auf jeder Seite des Virgile travesti finden wir Belege dafür, wie der Dichter die Natur belauscht hat, mit welcher Treue er sie zu schildern vermochte.

Aeneas schaut nach seinen Schiffen aus:

Vainement ses yeux il frotta,
Les ouvrit et les clignota,
Il ne vit vaisseau, ni galère. I, 60, 2.

Das Ausweiden der erlegten Tiere wird einige Zeilen weiter mit fast peinlicher Genauigkeit beschrieben, selbst das Abwaschen des Fleisches wird nicht vergessen. Prächtig ist die Darstellung der für ihren Sohn bittenden Venus; bei Virgil ist sie Rednerin, bei Scarron ein Weib (I, 63, 1). Aeneas ist wütend über die treulosen Griechen; seine Augen rollen; er nagt an seinen Fingern (II, 104). Bei dieser Neigung des Dichters zu realistischer Schilderung ist es selbstverständlich, dass er die hochpoetischen Ausdrücke Virgils oft nicht leiden kann und sie daher lachenden Mundes in den Staub zieht. Die pompöse Zeitbestimmung Virgils im I. Buche:

„ . . . mœesque viris et moenia ponet,
tertia dum Latio regnantem viderit ætas
ternaque transierint Rutulis hiberna subactis.“ (264 ff.)

gibt Scarron so wieder:

Trois fois les prés auront des herbes,
Et les jaunes guérets des gerbes,
Et trois fois, durant trois hivers,
Ils seront de neige couverts,
(Cela veut dire trois années). I, 63, 2.

Köstlich auch kritisiert er den Ausdruck „Ceres“ (I, 177):

Lors fut des vaisseaux descendue
Toute la Cérès corrompue;
En langage un peu plus humain,
C'est ce de quoi l'on fait du pain. I. 60, 2.

Aber nicht bloss einzelne Ausdrücke kritisiert unser Dichter, er übt auch oft genug eine wirkliche, litterarische Kritik an Virgils Werk, immer freilich in scherzhafter Form.

Jupiter schickt den Götterboten zu Dido, um dem Aeneas einen guten Empfang zu bereiten (I, 299). Da von Dido noch gar keine Rede gewesen ist, bemerkt Scarron maliziös:

Vous allez savoir tout à l'heure
Quelle est Didon et sa demeure. I, 65, 1.

Venus hat den Aeneas und Achates in dichten Nebel eingehüllt, damit sie nicht gesehen würden; und doch sehen sie selbst durch die dunkle Luft alles, was vorgeht. Scarron erzählt uns diesen Vorfall treu nach Virgil, aber er übernimmt nicht die Verantwortung für die Wahrheit desselben:

„*Au moins Virgile nous l'a dit.*“ I, 69, 1.

sagt er und macht uns so auf die Unwahrscheinlichkeit der Sache aufmerksam.

Dieselben Trojaner besehen in Karthago Gemälde vom Brande ihrer Vaterstadt:

Mais qui n'étoient pas peints en huile, I, 71, 1.

fügt Scarron hinzu, wodurch er leise den Anachronismus Virgils hervorhebt.

Ein Paar Zeilen weiter drückt er mit höchst gutmütiger Miene sein Erstaunen darüber aus, dass die Kunde von Trojas Fall und Schicksalen schon in so entfernte Länder gedrungen sei, bevor noch die vertriebenen Trojaner selbst dahin kamen.

Virgil motiviert den Treubruch des Aeneas gegen Dido durch einen Götterbefehl. Aeneas ist gezwungen, sie zu verlassen, wie sehr er selbst auch darunter leidet, wie bittere Thränen er auch vergiesst (IV, 448).

Ce sont larmes de crocodile,
Quoi qu'en dise messer Virgile. IV, 175, 1.

fügt Scarron hinzu und sellt so Virgil's Helden an den Pranger.

Zu dem schönen Verse Virgil's:

„Discite justitiam moniti et non temnere divos“ (VI, 620),

womit Phlegyas in der Unterwelt die Schatten ermahnt, bemerkt Scarron:

Cette sentence est bonne et belle,
Mais en Enfer de quoi sert-elle? VI, 251, 1.

Einige Seiten weiter lässt er dem Anchises, welcher die nicht gerade sehr klare Ansicht Virgil's von der Weltseele und Seelenwanderung ausspricht (750), durch Aeneas ganz offen erklären:

Ma foi, je ne vous entends pas,
Et, dès la quatrième ligne,
Soit que je n'en sois pas trop digne,
Je n'ai rien du tout entendu. VI, 257, 1.

Die Kritik Scarron's heftet sich indessen nicht bloss an einzelne Stellen der Aeneis, sondern sie ist auch allgemeinerer Art, mehr auf die Dichtung als Ganzes bezüglich. So gefallen unserm Dichter die langen Reden in der Aeneis gar nicht sehr. An verschiedenen Stellen gibt er seinen Unmut darüber zu erkennen, recht drastisch im I. Buche:

Jupiter se sécha la langue
A cette ennuyeuse harangue,
Jusqu'à s'en enrouer la voix;
Vénus en bâilla quatre fois;
Mais enfin il conclut la chose
Dont l'auteur qui ces vers compose
En son cœur le remercia,
Car si fort il s'en ennuya,
Que deux fois, faute de courage,
Il pensa quitter là l'ouvrage. I, 64, 2.

Auch die vielen genealogischen Notizen im Virgil scheinen ihm nicht so durchaus nötig zu sein; Priamus unterbricht die Rede Sinon's:

. . . Laissons, je vous prie,
En repos ce Palamedes,
Sa femme et son père Aulides,
Et nous racontez votre vie
Sans tant de généalogie. II, 93, 2.

Besonders aber scherzt Scarron über die Götter der Alten und die kindliche List, durch welche Troja zu Fall kam; seine Kritik und sein Tadel treffen in diesem Falle natürlich nicht Virgil, sondern das Altertum im allgemeinen.

Interessant ist es zu sehen, wie Scarron sich den Gleichnissen Virgil's gegenüberstellt. Wiewohl solche weit ausgeführte Vergleiche unserer modernen Zeit nicht entfernt in dem Masse zusagen, wie dem Altertum, hat Scarron doch alle in der Aeneis enthaltenen reproduziert, weil sie ihm sowohl eine bequeme Gelegenheit gaben abzuschweifen, als auch weil sie das komische Element des Virgile travesti verstärkten. Denn indem sie im Grunde doch nur für eine ernste, erhabene Dichtung passen, und nun in einer burlesken Anwendung fanden, enstand der Gegensatz, welcher das Komische erzeugt. Darum hat Scarron in seiner Dichtung die Gleichnisse Virgil's ersichtlich gern travestiert und vielfach weiter ausgeführt. Zugleich aber auch hat er den Massstab der Kritik an dieselben gelegt, und wenn er fand, dass sie etwas Schiefes an sich hatten, sich herzlich darüber lustig gemacht. Virgil's Vergleiche sind ja zum Teil etwas ungeschickt gewählt oder ausgeführt, wobei aber zu bedenken ist, dass die Aeneis bei Virgil's Tod zur Veröffentlichung noch nicht reif war. So konnte Scarron denn ohne grosse Mühe an Virgil Kritik üben.

Es wird der Angriff der als Griechen verkleideten Trojaner auf die Feinde geschildert und mit einem Sturme verglichen (II, 415). Der Vergleich ist recht hübsch; aber er hemmt das wilde Leben des entbrannten Kampfes; man fühlt zu sehr, dass die Kunst ihn dort einfügte. Diesem Gefühle hat Scarron allerdings mit etwas Geringschätzung Ausdruck gegeben, wenn er den Vergleich einleitete:

La chose est fort peu différente
Du fracas de quelque tourmente . . . II, 108, 2.

An andern Stellen wird Scarron schärfer, er zeiht Virgil geradezu eines Fehlers.

Aeneas findet im dunkeln Walde den goldenen Zweig, welcher ihm den Weg zur Unterwelt öffnen soll (VI, 205).

Messire Maron le compare
A la gomme jaune qui luit
Sur la branche qui la produit;
La comparaison est foiblette,
N'en déplaise à si grand poëte:
Il devoit, en sujet pareil,
Mettre lune, étoile ou soleil. VI, 235, 1.

Die fescennischen und faliskischen Krieger ziehen singend in die Schlacht (VII, 699).

Maître Virgile, qui se pique
D'être riche en comparaisons,
Les compare non aux oisons,
Mais aux cygnes, que je ne mente,
Qu'il fait d'une voix excellente:

Je crois savoir de bonne part
Qu'un cygne non plus qu'un canard
N'a pas la voix fort agréable
Et que son chant n'est qu'une fable. VII, 289, 1.

Sehr hübsch spottet Scarron über Virgil, da dieser Aeneas mit der Sibylle in das Dunkel der Unterwelt hineinführt, und die Finsternis daselbst mit einer wolkenverhüllten Nacht vergleicht, welche mitunter vom Monde erhellt wird (VI, 270). Er rät dem lateinischen Dichter, doch lieber statt des Mondes eine Lampe zu nehmen, welche unter einem Scheffel oder auch unter einem Hut steht, oder am besten gar nicht brennt (VI, 238, 1).

Auch den Dichtern seiner eigenen Zeit versetzt Scarron manchen Hieb. Er ärgert sich über den häufigen Zwiespalt und Streit unter den Dichtern, welcher noch andauern wird, wenn überall sonst Eintracht herrscht (64, 2). — Die burlesken Dichter, welche damals ja wie Pilze aus der Erde schossen,[1]) nennt er rimeurs de rien (170, 2). — Im dritten Buche macht er sich über den zu seiner Zeit so ausgedehnten Gebrauch der Antithesen lustig (häufig bei Scudéry, Corneille etc.). Er meint, ein Dichter würde eher Geld verschmähen, als eine Antithese auslassen (145, 1). — Als er den prächtigen Schild des Turnus ziemlich breit beschreibt, spielt er auf die langatmigen Romane seiner Zeit an, welche er auch im Roman comique mehrfach kritisiert.

Car en un poème ou un roman
On n'arme jamais pauvrement
Les grands héros. VII, 291, 1.

Das Preziösentum des 17. Jahrhunderts kommt auch nicht unbehelligt davon. An mehreren Stellen muss es die Geissel des Scherzes über sich ergehen lassen, besonders in der Zeichnung der weiblichen Charaktere. Venus und Aeneas machen sich gegenseitig Verbeugungen.

. . . sa tête il désaffubla,
Ses deux jarrets elle doubla
A lui faire la révérence.
Il fit une circonférence
Du pied gauche à l'entour du droit. I, 66, 2.

Und diesem elegantem Herrn wird zwei Seiten weiter der Rat erteilt:

Prenez une chemise blanche. I, 68, 1.

Noch an mehreren Stellen deutet der Dichter darauf hin,

---

[1]) Cf. pag. 5.

dass reine Wäsche damals ein seltener Luxus war[1]) (139, 2 bis 194, 1). Einer andern Sitte seiner Zeit gedenkt Scarron mit Spott, der Sucht der Franzosen, von den Trojanern abstammen zu wollen, welche indessen gewiss nicht so allgemein herrschte, wie unser Gedicht angibt:

> *... en ce temps-ci même il n'est nul*
> *Qui ne trouve par son calcul*
> *Que de Troyen ou de Troyenne*
> *Son père ou sa mère ne vienne.* V, 196, 2.

Und doch behauptet der Dichter selbst auf der nächsten Seite zum Lobe des Präsidenten de Mesme, welchem er das dritte Buch des Virgile travesti gewidmet hatte, dass dessen Geschlecht sich von dem Trojaner Mnestheus ableite.

Wenn der Dichter so auf seine Zeit und deren Gebrechen und Lächerlichkeiten anspielt, würde es uns Wunder nehmen, wenn er nicht auch seiner besondern Freunde, der Ärzte und Justizbeamten satirisch gedächte.[2]) Die Gelegenheit dazu konnte ihm ja nicht fehlen. Und in der That, im siebenten Buche findet sich eine Stelle, wo der Dichter mit seiner gewohnten Gutmütigkeit und doch in den denkbar schärfsten Ausdrücken der Ärzte Erwähnung thut:

> *Il est vrai que maître Esculape,*
> *A qui l'on croit autant qu'au pape,*
> *Parmi les doctes assassins*
> *Que nous appelons médecins,*
> *Lui donna du vin émetique.* VII, 290, 2.

Denselben Ausdruck hat nach ihm auch Boileau gebraucht, Art poét. I f.

> *Dans Florence jadis vivait un médecin,*
> *Savant hâbleur, dit-on, et célèbre assassin.*

ein Zeugnis dafür, wie verrottet damals die ärztliche Kunst war.

Die Justiz- und Steuerbeamten kommen womöglich noch schlechter fort, als die Ärzte. Scarron bringt sie in die Hölle, wo Aeneas sie alle sieht:

> *Un gros d'intendants de province,*
> *Suivis de larrons fuseliers*
> *Mêlés de quelques maltôtiers.* VI, 238, 2.

Wie der Dichter die Rechtspflege gehandhabt wünscht, zeichnet er im ersten Buche. Dido spricht ihren Unterthanen Recht ohne Ansehen der Person, ohne Advokaten, ohne Gebühren,

---

[1]) Cf. Studien über Scarron, Zschr. f. nfrz. Spr. u. Litt., III, p. 9.
[2]) Cf. ib. III, p. 11 u. 23.

aber auch ohne Berufung. Die Polizei ist musterhaft und wird strenge gehandhabt (74, 2).

Man sollte kaum erwarten, dass der burleske Dichter über solche ernste Gegenstände spricht, dass er längst vor Fénelon sich seine Stadt Salent gedacht hatte. Aber auch an andern Stellen hat er etwas vom Philosophen. Troja ist ihm das erschreckende Zeugnis von der Vergänglichkeit alles Irdischen (67, 2). — In Cupido sieht er eine gefährliche Pest, welche zu seinem grossen Schmerze mehr als die halbe Welt verheert (82, 1). — Das Gerücht, die Fama, schreitet eilig und wächst mit Blitzesschnelle (162, 2), eine Schilderung, welche freilich nicht sein eigenes Werk ist, sondern in seiner Vorlage sich findet (IV, 173). Es ist interessant, hiermit die Stelle aus dem „Barbier de Séville“ zu vergleichen, wo Beaumarchais über die Verläumdung spricht (II, 8). Virgil, und nach ihm Scarron, schildert wesentlich die Schnelligkeit, womit das lästernde Gerücht sich verbreitet und wächst — Beaumarchais thut das auch, aber er betont zu gleicher Zeit nachdrücklich die verderblichen Folgen desselben.

Wenn wir vorstehend manches Gute und Hübsche aus dem Virgile travesti hervorhoben, so geschah das nicht zum unbedingten Lobe Scarron's, sondern nur um das Gute nicht unter dem Schlechten verschwinden zu lassen. Der Schattenseiten gibt es ohnehin ja bei Scarron so viele, so viele Plattheiten, so viele Stellen ohne Wärme und Kraft, so viele fade Scherze und Wiederholungen. Aber wie soll man das einem Dichter vorhalten, welcher das alles selbst weiss, welcher gar nicht die Absicht hat, ein schönes Kunstwerk zu liefern, sondern hinschreibt, was ihm gerade einfällt:

Que votre obscure seigneurie
M'accorde ce dont je la prie:
C'est, en mes ridicules vers,
De dire à tort et à travers
Tout ce qui me vient à la tête,
Et, si quelque fat, quelque bête,
Dit que j'ai Maron perverti,
Trouvez bon qu'il en ait menti. VI, 237, 2.

Es mag uns das befremden, aber es ist so. Will man es begreifen, will man einsehen, warum der Dichter, obwohl mit allen Gaben zu einem Dichter ersten Ranges ausgerüstet, doch keine wirklichen Kunstwerke schuf, sondern in eine so seltsame Geschmacksverirrung geriet, so muss man seine Person, sein Leben, seine Leiden in Betracht ziehen. Scarron hatte ein ungemein heiteres Gemüt; er liebte das Leben mit all seinen

Freuden, und vielleicht genoss er es zu sehr.[1]) Mitten in diesem Freudentaumel wurde er ein Krüppel, von unsäglichen Leiden geplagt und fast an allen Gliedern gelähmt. Da mochte er denn mit Wehmut an die fröhliche Zeit zurückdenken, wo er noch die Gesellschaft besuchte und in die heitere Lebensfreude aus ganzem Herzen mit einstimmte. All seine Freunde genossen das Leben noch in vollster Gesundheit — warum musste gerade er von einem so schrecklichen Leiden befallen werden? In dieses Gefühl der Bitterkeit mischte sich mit der Zeit eine stille Ergebung; das Leiden wurde dem Dichter gleichsam zur zweiten Natur. Und weil diese seine Natur so ganz anders war als die seiner Mitmenschen, musste er sich immer wieder mit ihnen vergleichen, und fand sich dann jedesmal so klein, so ohnmächtig, so kraftlos; warum sollten die Menschen etwas Grosses, Erhabenes vollbringen können, er aber nicht? Darum zog er das Erhabene in den Staub, nicht aus Hass, sondern weil er nicht daran Teil nehmen konnte. „Die Trauben sind sauer", sagte der Fuchs, da er sie nicht erreichen konnte. Hätte Scarron nicht ein so heiteres Gemüt gehabt, wie ihm eigen war, so würden seine Werke voll des schneidendsten Hohnes, voll Hass und Bitterkeit sein, wie das später bei Heine der Fall war. So aber ist er nur der harmlose Lacher, der burleske Dichter. Keine Ironie, kein Sarkasmus vergiftet seine Werke. Er zieht in den Staub, aber ohne zu kränken. Darum sagt Fournel (a. a. O. p. XXXIV) mit Recht: „Er hat Virgil in meinen Augen niemals erniedrigt."

5.

Der „Virgile" Scarron's ist eine Travestie und eben darum ohne rechten poetischen Wert. Denn ein echtes Kunstwerk muss durch sich selbst, ohne Beihülfe verständlich sein. Die Travestie und Parodie aber bedürfen zu ihrem vollen Verständnisse des Originals, dessen verzerrte Abbilder, dessen Karrikaturen sie sind. Sie jedoch deswegen verwerfen zu wollen, ihnen jeden poetischen Wert abzusprechen, hiesse zugleich eine Seite des menschlichen Geistes leugnen, welche sich immer und überall geltend macht: dass nämlich gleich neben dem höchsten Gedanken in unserer Seele der kindliche Scherz wohnt.

Schiller glaubte die Travestie und Parodie gänzlich verwerfen zu müssen, weil er gesehen hatte, wie auf dem Felde,

---

[1]) Über Scarron's Leben hat neuerdings H. Lutze eine sehr hübsche Abhandlung gegeben: „Über Scarron". Programm des Gymn. zu Sorau. 1881.

welches Blumauer mit seiner Aeneis betreten hatte, bald entsetzlich viel Unkraut aufsprosste.[1]) Auch behagte seinem ideal angelegten Gemüte keineswegs die giftige, schmutzige Art, mit welcher Blumauer (besonders im 6. Buche) das Hohe in den Staub zog, um es zu vernichten. Darum brach er über alle Werke des Scherzes in seiner Abhandlung: „Über naive und sentimentalische Dichtung" den Stab. „Auch jetzt ist die Natur noch die einzige Flamme, an der sich der Dichtergeist nährt; aus ihr allein schöpft er seine ganze Macht, zu ihr allein spricht er auch in dem künstlichen, in der Kultur begriffenen Menschen. Jede andere Art zu wirken ist dem poetischen Geiste fremd; daher, beiläufig zu sagen, alle sogenannten Werke des Witzes ganz mit Unrecht poetisch heissen, ob wir sie gleich lange Zeit, durch das Ansehen der französischen Litteratur verleitet, damit vermengt haben. Die Natur, sage ich, ist es auch noch jetzt, in dem künstlichen Zustande der Kultur, wodurch der Dichtergeist mächtig ist; nur steht er jetzt in einem ganz anderen Verhältnis zu derselben" (Ausg. Reclam, XII, p. 106). Auch Goethe spricht sich über die Parodie und Travestie in einem Briefe an Zelter, vom 26. Juni 1824, abfällig aus: „Wie ich ein Todfeind sei von allem Parodieren und Travestieren, hab' ich nie verhehlt; aber nur desswegen bin ich's, weil dieses garstige Gezücht das Schöne, Edle, Grosse herunterzieht, um es zu vernichten; ja selbst den Schein seh' ich nicht gern dadurch verjagt." (Riemer: Briefwechsel zwischen G. und Z., 1834, Bd. III, p. 436, cf. auch den Brief Goethe's vom 25. August 1824; ib. p. 446.)

Trotzdem diese abfälligen Urteile im ganzen gerechtfertigt erscheinen und wir ihnen gewiss zustimmen können, hat es seit undenklichen Zeiten Parodien und Travestien gegeben,[2]) welche auch immer in poetischem Gewande aufgetreten sind und Gedichte haben sein wollen. Es muss daher diese Dichtungsart im menschlichen Geiste begründet sein, und somit auch einen gewissen Wert haben. Über beides gibt uns das Wesen der Parodie und Travestie Aufschluss. Das Verfahren derselben besteht darin, dass sie den Helden, Vorgängen und Worten eines ernsthaften Gedichtes oder Dramas unbedeutende, niedrige Personen, oder kleinliche Motive und Handlungen unterschieben.

---

[1]) Cf. Flögel: Geschichte des Grotesk-Komischen, neu bearb. und erweitert von Ebeling, Leipzig 1862. — Ebeling: Geschichte der Komischen Literatur in Deutschland während der 2. Hälfte des 18. Jahrhunderts. 3. Bde. Leipzig, 1862.

[2]) Delepierre: La Parodie chez le Grecs, chez les Romains et chez les Modernes. London, 1870.

Es können aber auch Charaktere und Handlungen der Geschichte oder Mythologie, welche in grossen Zügen bekannt sind, parodiert werden, z. B. Zeus.[1]) Nur fehlt dann die Schärfe des Kontrastes, welche den übrigen Parodieen eigen ist, weil der zu parodierende Gegenstand nicht so fest formuliert ist, wie in der Dichtung, weshalb im engern Sinne nur von Parodieen zu Gedichten gesprochen wird. Die Parodie unterscheidet sich aber dadurch von der Travestie, dass sie die Form des ursprünglichen Gedichts beibehält, während die Travestie in anderm Versmasse abgefasst ist, als das Original. Beide haben also das Gemeinsame, einen Kontrast zu erzeugen, indem sie ihre platten Realitäten irgendwie unter die im Originale gegebenen hohen Begriffe bringen, unter welche sie nun in gewisser Hinsicht passen müssen, während sie übrigens denselben sehr inkongruent sind. Dadurch tritt der Widerstreit zwischen dem Dargestellten (dem Angeschauten) und den Begriffen des Originals (dem Gedachten) recht grell hervor, und erregt in uns das Lachen, was in der Regel ein vergnüglicher Zustand und als solcher der Freude nahe verwandt ist. Die Freude, die Fröhlichkeit aber ist es ja meistens, was die Menschen erstreben, und deshalb ist die Parodie, als ein Mittel zur Erlangung derselben, beliebt. Aber es gibt noch einen andern, tiefer liegenden Grund für die Existenz der Parodie. Erhabene Charaktere und Handlungen leuchten vor der Menge hervor, welche dieselben sich gern zum Vorbild nimmt und erreichen möchte. Aber diesem Drange nach Auszeichnung entsprechen nicht die Kräfte, wodurch ein Gefühl des Unbefriedigtseins entsteht. Diesem Widerstreite zwischen Wollen und Nichtkönnen sucht man instinktiv zu entgehen, indem man sein Vorbild in die Sphäre des eigenen Könnens hinabrückt. Darum findet man an grossen Erscheinungen so leicht etwas zu nergeln und zu kritisieren; darum gibt es so viele Witzblätter, darum sind unsere Theater mit Parodieen (Possen etc.) gefüllt. Es ist also nicht bloss das Moment des Lachens, welches die Parodie hervorruft, sondern im letzten Grunde der tiefste Ernst, das sittliche Wollen. Und somit geht die Parodie doch aus der Natur im Menschen hervor; sie ist der Ausdruck einer Seite seines Geistes und daher poetisch, wenngleich Schiller das nicht anerkennen mag. Aber der Wert dieser Poesie ist gering; die Parodie ist die letzte Stufe der Dichtung, weil sie der Ausdruck eines Konfliktes im Menschen ist, dessen derselbe sich nicht klar bewusst wird; weil sie, statt ihren Gegenstand zu erheben, ihn herabzieht

[1]) Ich erinnere an Offenbach's Oper: Orpheus in der Unterwelt.

und, statt uns wahre Geistesfreude zu bringen, uns nur zum Lachen reizt.[1])

Wenn daher ein begabter Dichter sich der Parodie zuwendet, so ist das immer als eine Geschmacksverirrung zu bezeichnen. Bei Scarron ist diese freilich in seinem leidensvollen Leben begründet und somit milder zu beurteilen.[2])

H. P. Junker.

---

[1]) Vergleiche hierzu Schopenhauer: Die Welt als Wille und Vorstellung. Leipzig, 1877. II, p. 99—112.

[2]) Ausser den bereits angeführten Werken über komische Dichtung nenne ich noch folgende:

Griesebach: Die Parodie in Österreich, 1872, abgedruckt in Griesebach: Die deutsche Literatur, 1770—1870, Beiträge zu ihrer Geschichte. Wien 1876. p. 175—214.

Wright: History of Caricature and Grotesque in Literature and Art. London 1865.

Victor Hugo's Urteile über Deutschland und M. Arndt's Urteile über Frankreich.

I. Victor Hugo als Lobredner Deutschlands.

Wahl zwischen den zwei Völkern.

An Deutschland.

Kein Volk auf Erden gibt's, das grösser ist als Du.
Einst, als die Welt erstarrt' in düstrer Grabesruh,
Warst von den Starken all' gerecht nur Du allein.
Ein dunkles Diadem umflicht die Stirne Dein,
Und dennoch, wie der Ost in fabelhaftem Glanz,
Strahlst Du. O Land der Menschen mit blauem Augenkranz,
Im dunklern Tief Europens bist Du ein stolzes Licht,
An Ruhm, herb, ungeschlacht und gross, Dir's nicht gebricht.
Hoch auf dem Berg der Riesen Dein Leuchtturm strahlet hell,
Und, wie Seeadlers Flug von Meer zu Meere schnell,
So schrittest Du dahin, von einer Gröss' zur andern:
Hinter Crescentius seht Huss, den Weisen, wandern,
Barbarossa bei Dir gönnt Schiller seinen Sitz,
Des Kaisers Majestät fürchtet des Dichters Blitz.
Nein, Nichts hienieden, Nichts verdunkelt, Deutschland, Dich!
Dein Wittekind an Gröss' dem Charlemagne glich,
Und, Karl der Grosse selbst ist etwas Dein Soldat.
Oft schien's, als leuchtet' Dir ein Stern auf Deinem Pfad.
Die Völker sahen Dich, furchtbare Kriegerin,
Dem Doppeljoch der Welt den Handschuh werfen hin,
Der Morgenröthe Kranz in Deinen Eisenhänden
Gen Cäsar den Armin, gen Peter — Luther senden.
Lang — wie der Eiche Stamm dem Epheu bietet Schutz —
Fand der Besiegten Recht in Deinen Armen Trutz;
Und wie das Silber man mit Blei vermischt zu Erz,
So schmolzest kräftig Du zu einem Völkerherz
Der Völkerschaften viel: Hunn', Cimber, Dacier.
Der Rhein gibt Dir sein Gold, die Ostsee Bernstein her.
Dein Odem ist Musik; Seel', Weihrauch, Harmonie
In Deiner Hymnen Klang in mächt'ger Melodie
Lässt sie bald Adlerschrei, bald Lerchensang ertönen;
Auf Deinen Ruinen kann man noch zu sehen wähnen
Des Drachen und des Ritters dunkles Schattenbild,
Auf Deiner Berge Höh'n, in Donnersturm verhüllt;
Nichts ist so frisch und schön wie Deine grünen Wiesen;
Durch Nebelschleier sieht man sich die Sonn' ergiessen,
Der Weiler schläft, geschützt, unter des Schlosses Macht,
Die Jungfrau träumend steht am Brunnen in der Nacht,
Mit ihrem blonden Haar ist sie wie Engel schön.
Auf Säulen wunderbar ragt in des Himmels Höhn

Germanias Tempel hoch; und tief zu ihren Füssen
Dunkle Jahrhunderte, die ihren Glanz begrüssen.
Sie hat der Helden mehr, als Athos hat der Gipfel;
Teutonia erscheint auf höchster Wolken Wipfel,
Wo sich der Sterne Glanz mit Blitzen eng vereint;
Ihr Lanzenheer zur Nacht fast wie ein Wald erscheint;
Hoch über ihrem Haupt des Siegs Trompete schwebt,
Und, der Geschichte gleich, bei ihr die Sage lebt.
Im Thüringlande Thor kampfrecht die Lanze führte,
Mit aufgelöstem Haar die Druidin Ganna irrte;
Und in der Ströme Tief' — Irrlichter sie[1]) bedeckend —
Sang der Sirenen Schaar, halb wollustvoll, halb schreckend;
Velleda's Harz, des Taunus Höh'n, die vielbezackten,
In deren Gras Spillyr abwusch den Fuss, den nackten,
Sind noch erfüllt von jenem Ernste, hehr und traurig,
Der durch Prophetenwort macht düstre Wälder schaurig;
Der Schwarzwald starrt bei Nacht gleich einem finstern Eden,
Des Mondes Schein lässt oft am Neckarstrome reden
Die Feen, deren Schaar den ganzen Wald belebt.
Eu're Grabmäler selbst Trophäenglanz umschwebt!
Wie die der Riesen — die Gebeine Eu'rer Ahnen!
Eu'r Lorbeer überall — seid stolz, ihr Allemanen!
Nur für Titanenfuss Eure Sandale passt
Und der Feudalzeit Glanz mit prächt'gem Schmuck umfasst
Und Gold die Helme Dein und zieret Deine Schilde.
Du hast am Galgakus, was Rom an Cocles' Bilde.
Wie Griechenland Homer, nennst Du Beethoven Dein!
Deutschland ist stolz und gross!

An Frankreich.

Ach! liebe Mutter mein!

1872 veröffentlichte Victor Hugo eine Sammlung Gedichte unter dem Titel: „L'Année terrible". Das dritte ist dasjenige, von welchem ich dem Leser hier eine Übersetzung vorgelegt habe. Es schildert seine Gefühle während des Kampfes zwischen seinem Vaterlande und Deutschland. Frankreich ist seine Mutter, die er nach langer, langer Trennung im Unglück wiedersieht. Was ihm Deutschland ist, hat er in dem Gedichte selbst deutlich genug ausgesprochen.

Früher schon, in seinem Buche über Shakespeare, dem schönsten[2]), das über den grossen Britten geschrieben worden, hatte er sich in ähnlicher Weise geäussert.

„Deutschland", heisst es daselbst, „ist das Indien des Abendlandes. Alles hat Raum darin, und Alles ist darin enthalten und vorhanden . . . Deutschland ist die Grossmutter unserer französischen Geschichte und die Urmutter unserer Legenden . . . Gleichzeitig rinnen und strömen die Sprachen von ihm, im Norden die dänische

[1]) Das „sie" bezieht sich auf Ströme.
[2]) Elze freilich bezeichnet es als verpückt!

und schwedische, im Westen die holländische und vlämische; die deutsche Sprache schreitet über den Kanal und wird die englische. Nach seinen Geistesthaten hat der deutsche Genius andere Grenzen als das deutsche Land. Manches Volk, das der deutschen Kraft widerstrebt, unterwirft sich dem deutschen Geiste. Was er nicht unterwirft, nimmt er in sich auf. Die deutsche Natur, die von der europäischen verschieden ist, mit ihr aber übereinstimmt, verflüchtigt sich gleichsam und schwebt über den Nationen. Der deutsche Geist ist wie eine unermessliche Geistwolke, durch welche Sterne glänzen. Der höchste Ausdruck Deutschlands kann vielleicht nur durch die Musik gegeben werden. Die Musik, eben wegen ihres Mangels an Bestimmtheit, in diesem Falle ein Vorzug, reicht so weit als der deutsche Geist reicht.

Wenn der deutsche Geist so viel Dichtigkeit hätte wie Ausdehnung, d. h. so viel Willen als Fähigkeit, könnte er in einem gegebenen Augenblicke das Menschengeschlecht erheben und retten. Jedenfalls ist er, so wie er ist, gross und erhaben.

In der Poesie hat er sein letztes Wort noch nicht gesprochen. Der grosse, der eigentliche und grösste Dichter Deutschlands wird ein Dichter der Humanität, der Begeisterung und der Freiheit sein. Die Musik ist — man gestatte dies Wort — der Duft der Kunst. Sie verhält sich zur Poesie, wie das Träumen zu dem Denken, wie der Ocean der Wolken zu dem Ocean der Wogen.

Die Musik ist das Wort Deutschlands. Das deutsche Volk, so gedrückt als Volk, so frei als Denker, singt mit leidenschaftlicher Liebe. Singen ist ein gewisses Sichfreimachen. Was man nicht aussprechen und doch auch nicht verschweigen kann, drückt die Musik aus. So ist denn ganz Deutschland Musik, bis es Freiheit sein wird. Luthers Choral ist gewissermassen eine Marseillaise. Ueberall giebt es Gesangvereine, Liedertafeln und Gesangkränzchen. Die Liedermusik — Schubarts Erlkönig ist das Grösste darunter — ist ein Theil des deutschen Lebens. Der Gesang ist das Athmen Deutschlands. Da nun die Note die Sylbe einer Art Universalsprache ist, so setzt sich Deutschland mit der Welt und dem Menschengeschlechte durch die Harmonie in Verbindung, und das ist ein bewunderungswürdiger Anfang der Einheit und Einigung. Aus dem Meere steigen die Wolken, welche als Regen die Erde befruchten; aus Deutschland kommt die Musik, welche die Herzen bewegt.

So kann man sagen: Die grössten Dichter Deutschlands sind seine Componisten, jene Wunderfamilie, an deren Spitze Beethoven steht.

Der grosse Pelasgier ist Homer, der grosse Hellene Aeschylos, der grosse Hebräer Jesaïas, der grosse Römer Juvenal, der grosse Italiener Dante, der grosse Engländer Shakespeare, der grosse Deutsche Beethoven."

Hiermit im Einklang steht eine Bemerkung in der Ausgabe der gegen Napoleon gerichteten Châtiments von 1878, p. 437, zu einem schon früher geschriebenen Gedichte:

Patria.

„Ce chant en l'honneur de la France a deux auteurs: l'un français, pour les paroles; l'autre allemand, pour la musique, symbole de cette sainte fraternité de la France et de l'Allemagne que les rois[1]) ne parviendront point à détruire."

Die Musik ist von Beethoven.

II. Ernst Moritz Arndt über Frankreich vor und in den Freiheitskriegen.

In den Jahren 1798 und 1799 machte E. M. Arndt eine Reise durch Deutschland, Italien und Frankreich. Eine Beschreibung derselben erschien in 6 Bänden bei Gräff in Leipzig; die drei letzten Bände, über Frankreich, kamen 1802 und 1803 heraus.

Arndt und Körner können der Jugend nicht frühe genug in die Hand gegeben werden. Auch diese Reisen wünschte ich für die Schülerbibliothek unseres Gymnasiums anzuschaffen. Da sie vergriffen waren, durchstöberte ich die Antiquarkataloge und erhielt endlich ein Exemplar, an dem leider der 5. Band fehlte.

Für die Schüler war das Buch nicht zu gebrauchen. Aus anderen Gründen, die uns hier nicht berühren, und wegen Arndt's zu grosser Begeisterung für die Franzosen. Ich fürchtete eben nicht, dass dieselbe schädlich auf unsere Jugend wirken möchte, aber andere konnten anders darüber denken. Ich behielt das Buch für mich.

Die Begeisterung, welche Arndt für die Franzosen an den Tag legt, würde dem besten Chauvinisten Ehre machen. Obwohl der fehlende fünfte Band gerade einer von den drei Bänden ist, die sich mit Paris und Frankreich beschäftigen, enthalten schon die zwei anderen Stellen genug, die das gesagte bestätigen.

„Die Artigkeit der Franzosen", heisst es VI, p. 8, „soll ihnen immer bei mir zum Ruhme gereichen." „Mit Ehrfurcht gegen die Nation" erfüllt unsern Patrioten zu Paris die „Humanität, welche selbst einen aus Allen gemischten Haufen so regiert, dass nichts Unsittliches, nichts Grobes offenbar zu erscheinen wagt! Kreolen, Mulatten, Neger, Mestizen, Deutsche, Russen, Engländer, Spanier und wie die Europäer alle heissen, die ihr Mekka einmal im Leben gern wollen gesehen haben, gehen hier in Eintracht und gleicher Achtung unter den Eingeborenen, alle als Brüder, alle als ein Volk."[2])

---

[1]) Bei dem Ausdrucke *roi* mögen wir an den *Empereur* denken, den V. Hugo jedenfalls mit im Sinne hatte.

[2]) VI. p. 13.

Er rühmt (p. 97—100) ihre Höflichkeit und Gefälligkeit im Theater, besonders gegen die Spieler und eine „gutmütige Feinheit, die man wirklich liebenswürdig nennen muss".

In Verbindung mit der Artigkeit und Liebenswürdigkeit steht die Anmut und Grazie. (p. 157): „Es ist ein entschiedener und stark ausgesprochener Zug in dem Charakter dieses Volks, dass sie fast alle innere Leidenschaften und Bewegungen der Seele äusserlich mit dem Körper, meistens mit Anmuth und Grazie ausdrücken. Einem jeden aus diesem Volke, ich möchte sagen dem Kleinsten und Geringsten, ist ein gewisser Sinn, wenn nicht für Schönheit, doch für Zierlichkeit gleichsam angeboren."

Deshalb haben die Franzosen denn auch in allen Künsten und Wissenschaften frühe und wacker mit den übrigen Völkern Europas gewetteifert (p. 158).

Dies zeigt sich ganz besonders im Theater und in der komischen Oper. „Von dem bittern und sarkastischen Scherz der Italiener darf man hier nichts erwarten. Dieser beissende Spott, dieses brennende Ätzmittel der Thorheit liegt nicht ganz im Charakter des Franzosen. Diesem Charakter ist man aber in der komischen Oper treu geblieben. Sie dreht sich leicht und schmeichelnd, mehr tändelnd und neckend als spottend und höhnend, um die kleineren Gebrechen und Thorheiten des Lebens herum, und flicht selbst in ihre kleine Geissel Blumen. Aber noch öfter als sie belächelt, lächelt und spielt sie bloss zum Vergnügen. Alles Liebenswürdige, wodurch die Nation sich so schön auszeichnet, das Zarte und Feine des geselligen Lebens, die holden Züge der Galanterie, die süsse Verlegenheit, Verschämtheit und Schelmerei der Liebe und Unschuld, kurz, alles, worin der französische Charakter sich am anmutigsten darstellt, wird hier mit seltener Kunst wiedergegeben. Deswegen gehört dieses natürliche Kind auch vorzüglich zu seinen Lieblingskindern, und wenn alle übrigen Theater leer sind, so erfreut sich dies immer einer nie aufhörenden Frequenz. Ich selbst bin, ich muss es gestehen, sehr oft mit einer gewissen Vorliebe hierher gegangen. Es behagte mir, die liebenswürdigen Sitten, die mir die Franzosen so lieb gemacht haben, hier in ihrem reinsten und lautersten Spiegel wiederscheinen zu sehen. Eines kam noch hinzu, dass nirgends das Personal so vollkommen und so ausgesucht war als hier, und dass alle Spieler dieses echt französische Spiel recht con amore spielten" (VI, 171 und 172).

Mit ganz besonderer Begeisterung spricht Arndt von drei Spielern und Spielerinnen der Gesellschaft: der Bürgerin St.-Aubin und den Bürgern Elleviou und Chenard. Jene hält er mit dem Pariser Publikum nebst der Contat für die erste und voll-

kommenste Spielerin von Paris. „Alles an ihr ist entzückend und bezaubernd. Man hält sie für eine Sechszehnjährige, obwohl sie über die Vierzige hinausgeht. Schon wenn sie und ihr Zögling Elleviou zusammen erscheinen, bemächtigt sich das Entzücken aller Anwesenden; sie können einen Quark im eigentlichsten Sinne zu einem Meisterstücke umschaffen.“ Über die Begabung der Franzosen für das Lustspiel lesen wir VI, 106:

„Kein europäisches Volk scheint so zur Komödie gemacht zu sein, als die Franzosen“. An einer anderen Stelle heisst es (VI, 113): „Sie haben der guten und beliebten Stücke für die Bühne genug und können sie wegen der Menge so selten spielen, dass sie immer das Interesse der Neuheit behalten.“[1]) Desgleichen über die Schauspieler in komischen Rollen: „Man ist darin einstimmig, dass bis jetzt noch keine europäische Nation es den Franzosen im Lustspiel gleich gethan hat, und ich muss in dieses Urtheil mit einfallen“ (VI, 125).

VI, 107 redet er von den „Meisterarbeiten des grossen Molière“.

Einige Seiten weiter (125—127) preist er als „den bedeutendsten Schauspieler“ des Théâtre-Français Baptiste den älteren in den Rollen,[2]) „wo es auf Konvention, List, Heuchelei ankommt“ und „wo ein tieferer und schwärzerer Schein auf Lastern liegt“. Da heisst es: „Den Tartüffe Molières spielt er ganz vortrefflich und verjüngt den Ruhm des grossen Dichters bei der Nachwelt, so oft er ihn darstellt.“

Seite 112 redet Arndt von Picard, „einem jungen Mann, der mit einigen Stücken viel Glück gemacht hat. Einige Kritiker nennen ihn schon den zweiten Molière. Mir scheint das etwas voreilig abgeurteilt, denn zum Molière fehlt ihm gar vieles. Es ist in seinen Stücken, bei manchen Schönheiten, durchaus zu viel auf den Schimmer und die Wirkung gesehen, ohne den Erfolg von der Haltung und klugen Anordnung des wohlverbundenen Ganzen zu erwarten“. (Letzteres ist also eine Eigenschaft, durch die sich eben Molière auszeichnet.)

An der grossen Oper bewundert er vor allem den „göttlichen Sänger Garat, der Mozart den Göttlichen nennt“ (VI, p. 153) und fast mehr noch, als alles andere, die Tänzer und Mimiker.

Vierzehn Seiten wollen ihm kaum genügen, um die französischen Tänzer und Tänzerinnen nach Gebühr zu preisen (VI, p. 155

---

[1]) Im Gegensatz dazu tadelt Arndt die damals in Frankreich aufgekommene Vorliebe für England. „Es gibt wenig englische Dichter, die ganz vom Schwulst und dem Neblichten und Aufgedunsenen ihres Landes frei wären, welches als Schwarz auf Weiss gedruckt gar zu leicht die Miene des Grossen und Erhabenen annimmt“ (VI, 114).

[2]) Andere Rollen verdirbt er durch seine Eitelkeit, p. 126.

bis 168). Die Tänzer und Mimiker der grossen Oper sind „die unvergleichlichen und unübertrefflichen, die man nirgends in dem Geiste und geschlossenen Bunde der Kunst wiederfindet ... Hier ist das Ballet zur Kunst erhoben; nicht blosse Schatten spielen hier und fliegen als Schatten vorüber, sondern bestimmte und klare Gestalten in der vollen Schönheit und Mässigung der reinen und keuschen Kunst treten lebendig hervor. Hier erst habe ich es gefühlt, wie es möglich sei, dass die Alten so vieles von den Wundern des Tanzes und der Pantomime erzählen können.“ „Und doch, was die Alten sich erlaubén durften, das ist der neueren Kunst versagt, der man neben den Insignien des Musenhains noch die Fratzenlarve der Konvention und den Priestermantel und das Chorhemde des Nachfolgers Petri zum Augen- und Warnungszeichen hinhängt.“ Aber trotz alledem. Wenn man der Schönheit auf der einen Seite den Zugang versperrt, „so weiss sie auf der andern neue Spiele und Freuden zu entdecken“. Nun kommen die schon angeführten Stellen über das, was die Franzosen überhaupt in den Künsten und Wissenschaften geleistet, und über die ihnen angeborene Grazie und Anmut. „Wenn vom Tanze, von der Grazie und Leichtigkeit dieser schönen Kunst die Rede ist, wagt es keiner, dem einstimmigen Geständnisse Europens zu widersprechen, dass sie hierin alle Völker Europens weit hinter sich lassen.“

Noverre war der erste, der die schöne Tanzkunst wieder zu Ehren brachte. Er wies den Springern den Hinterrang hinter denen an, „die bald mit den Füssen der Grazie einherschweben, wie Amor, wenn er seine Psyche unter Rosen belauschen und überraschen will, auf den Knospen der Blumen hinflattert, ohne einen Tautropfen abzuschütteln, bald in der Schönheit des Apoll und in der Kunst des Herkules Choregus zum Wettkampf der Freude einherschreiten“.

Noverre ward noch übertroffen durch Vestris. „Die grösste Blütezeit dieses seltenen Künstlers liegt etwa 30 bis 20 Jahre zurück ... Da flog der Name Vestris wie ein Wunder von einem Ende Europens bis zum andern.“ Arndt erzählt eine Anekdote, die er in seinen Knabenjahren gehört. Der Minister Vergennes trifft Vestris im Vorzimmer des Königs und bemerkt spottend, dass Vestris' Einnahme dreimal die seinige überstiege. Der Künstler — dem Erzähler war er nur ein Tanzmeister — macht einen entrechat und ruft ihm höhnisch unter die Nase: „Hätt' Sie was kelernt, so Sie auch verdien die Geld.“ „Es ist schlimm, dass wir Deutsche gewöhnlich so urteilen ...“ fährt Arndt fort. „Ein Künstler wird geboren, ein Minister gemacht; und welch ein Abstand zwischen einem Minister, wie Vergennes war, und einem Vestris! Der Ochs soll seine volle Krippe und seine fette Weide haben, denn er stöhnt vor dem Pfluge; aber er missgönne der Nachtigall die

Blumen nicht zum spielen, die ihm umsonst duften, und den Rieselbach und den blühenden Baum, und den heiteren Sternenhimmel, zu dem er höchstens einmal aufsieht, um zu brüllen."

In demselben Tone geht es acht Seiten weiter über den alten Vestris selbst, damals zwischen den Sechzigen und Siebzigen, über seinen Sohn und besten Schüler, den man „in dem Tändelnden und Schelmischen fast unübertrefflich nennen möchte", so wie über die „Bürgerinnen Gardel, Chameroy und Vestris' Frau". Die Gardel „schlank und behend, an Miene und Schritt eine Grazie. Was hold, was zart und unschuldig ist, stellt dieses anmutige Weib unnachahmlich dar". Die Chameroy, „eine Venus und Juno zugleich, ist zum herrschen und zerschmelzen geboren". Die Vestris endlich, „das Weib unseres jungen Helden, ohne die Gestalt und Grazie dieser beiden, ist ihnen wieder im eigentlichen Tanz weit überlegen, und der alte Vestris nennt sie seine beste Schülerin".

Um Arndt's Urteil zu vervollständigen, füge ich noch die Lästerung hinzu, dass ihm, dem Deutschen (p. 230), „die Verbindung der Niederlande, d. h. Belgiens und Hollands, mit Frankreich natürlicher und heilsamer erscheint, als die mit Teutschland (!!!!)".

Erst wie er über die Grenze nach der Heimat zurückgekehrt, und sieht, wie sich die Franzosen dort benehmen, wird er wild: „Ich habe in Frankreich einige Franzosen verabscheut, die meisten beklagt, viele geschätzt und einige geliebt; hier lerne ich sie hassen als Feinde und Verderber meines Volkes und kaum kann ich einen mehr sehen, dass mir das Blut nicht heiss in die Wangen aufkocht" (p. 345). Und doch, sein Urteil über das Volk im ganzen bleibt unverändert.

„Die Franzosen sind hier ganz andere, als in Frankreich selbst. Ich schelte sie darum nicht, sie sind immer noch manierlicher, als die meisten andern Völker als Sieger sein würden, und der Druck der neuen Freiheit und Brüderlichkeit würde unter anderm Namen nicht sanfter sein, wenn ihn der Teutsche oder Engländer auflegte" (p. 296). „Der Einzelne, wie ein Volk, wird in der Übermacht ein Tyrann. Die Seltenen, die es nicht gewesen, zeigt darum die Geschichte als Wunder" (p. 298).

„Man weiss," heisst es endlich p. 341, „wie ich über die französische Nation denke und denken muss, wenn ich von ihr im Ganzen spreche. Ganz anders ist es, wenn man sie gewaffnet und siegreich in einem fremden Lande denkt; da bleibt ein Volk sich nicht getreu. Doch sind nicht die Bewaffneten die grössten Dränger, sondern die ihnen wie die Krähen und Raben folgen, um den Raub zu verzehren. Nach solchem unbewaffneten Geschleppe der Armeen muss man kein einziges Volk beurteilen . . ." In einem Urteil über diese Leute solle man nicht ein Urteil über die

Nation finden wollen. „Diese werde ich rühmen, so lange ich lebe, so abstechend auch ihre Sitten und ihre Denkungsart von der teutschen sein mögen“ (p. 342).

Und wie lautete Arndt's Urteil während der Freiheitskriege? Man lese: 1) E. M. Arndt. Fantasien für ein künftiges Deutschland.

p. 23. Ohne Ernst der Sitten, ohne Heiligkeit der Ehen, ohne Treue des Worts, ohne Tiefe der Gefühle und Gedanken, haben die Franzosen einer schlechten Zeit doch sehr viel eingebildet. Man hielt sie für reich an Wissenschaft und Kunst, weil das Schimmernde und Lügnerische gefiel, da das Einfache und Treue nicht mehr verstanden ward. Einige Völker hegen noch den thörichten Wahn, sie seien hierin vortrefflich ...

Und ihre Sprache? Die elendeste und ärmste, ist sie nur reich, wo das mannigfaltige Spiel der Unsittlichkeit und Verdorbenheit entwickelt wird; nur leicht, wo die Zunge seelenlos schnattert. Ohne Mass, ohne Klang, ohne Treue, kein Bild der Natur und des Gemüts ganz festhaltend und ruhig zurückstrahlend, ist sie die Sprache des leeren Geräusches und Geschnatters und kann kein kühnes Saitenspiel der Seele, noch die volle Gewalt eines grossen Willens ausklingen.

p. 74. Es soll kein Franzose wohnen bleiben in Deinem Lande, als der schon vor dem Jahre 1795 bei Dir gewohnt hat. Alle andern aber sollst Du von Dir scheiden.

p. 75. Auch sollst Du in Deinen Landen keine französischen Kirchen und Schulen dulden; denn das hat Dir vielfaches Verderben gebracht, und allerlei Verräter und Helfer der Fremden und Spione im Schoosse Deines Volkes ausgebrütet.

Du sollst auch die Enkel der Franzosen, die, wegen der Religion aus ihrem Vaterlande vertrieben, bei Dir aufgenommen wurden, nötigen, dass sie ihre französischen Namen ablegen und solche annehmen, die da teutsch lauten. Denn der Franzosen Art ist wie der Juden, dass sie immer wollen Franzosen bleiben und kleben auf das Festeste an einander, und bilden sich ein, sie seien das erste und liebenswürdigste und weiseste Volk der Welt.

p. 76. Auch soll französisch sprechen in Deinen Landen ein Schimpf werden.

Und sollst Du die Eltern hart strafen, welche ihren Töchtern das Französische lehren, und soll es gleich geachtet werden, als wollten sie sie zu Huren für die Franzosen erziehen.

Denn die französische Sprache ist eine schlimme Sprache ... so dass die Herzen der Weiblein dadurch leicht verkehrt und von dem Vaterländischen und Sittlichen abgewandt werden.

p. 78. Die französische Sprache ist die schlechteste und ruchloseste von allen.

p. 81. Und sollst Du Deine Söhne hinfort so erziehen, dass der Name Franzose der grösste Schimpf wird, und Deine Töchter so unterweisen, dass ein französisches Wort im teutschen Frauenmunde ein Schandfleck heisst.

Dann wird die Unschuld in Deinen Hütten wohnen und der Sieg wird um Deine Paniere schweben.

2) E. M. Arndt. Das Wort von 1814 und das Wort von 1815 über die Franzosen. 1815.

p. 71. „Juden habe ich sie oft genannt; so nenne ich sie wieder, nicht bloss wegen ihrer Judenlisten und ihres knickerigen Geizes, sondern mehr noch wegen ihres judenartigen Zusammenklebens.“

Und wieder in einer späteren Zeit — so erinnere ich mich gelesen zu haben — wo über jene Kämpfe Gras gewachsen war, war Béranger, der am meisten französische Dichter des neunzehnten Jahrhunderts, einer von Arndt's Lieblingen: Tempora mutantur et nos mutamur in illis.

III. Ernst Moritz Arndt und Victor Hugo.

Wir lieben und preisen Arndt wegen seiner glühenden Vaterlandsliebe, wegen seines Hasses gegen die Franzosen und mit Recht, denn dieser ist nur der von jener Liebe geworfene Schatten. Wollte ein Franzose ihm denselben verübeln, ich würde es komisch finden. Lässt aber Frankreichs Äschylus einige Worte fallen, in denen er seinen Landsleuten zu viel, uns zu wenig gutes nachsagt, flugs gehen sie als ein Beweis von Verrücktheit durch alle Blätter.

Warum beide grosse Patrioten nicht mit demselben Masse messen? Ich denke, was dem Deutschen recht ist, ist dem Franzosen billig.

Der Sieger muss dem Besiegten ein Wort hingehen lassen. Schon Molière-Sosias sagte dem Merkur:

> De mille coups tu me meurtris,
> Et ne veux pas que je crie?

Und Goethe sagte:

> Ihr Geschrei
> beweist nur, dass wir reiten.

Victor Hugo's Loblied auf Deutschland sollte uns erst recht milde stimmen. Wann ward ein Sieger so gelobt von dem Besiegten? Wann sang ein Deutscher in ähnlicher Weise das Lob des französischen — ich hätte beinahe gesagt, des deutschen Volks? Jenes Gedicht, so ehrenvoll für uns, ist es noch mehr für den Dichter selber. Bedanken wir uns bei ihm für die grösste Schmeichelei, die je einem Volke von einem andern zu teil ward.

Und was thun wir? Wir bekritteln sogar das Lob, das Victor Hugo dem eignen Lande spendet. Frankreich nahm ihm nicht die Verherrlichung des siegreichen Gegners übel, wir die des besiegten Landsmanns. Der Sieger ist empfindlicher, als der Besiegte, der bescheidene Deutsche empfindlicher, als der eitle Franzose. Hätte nach jenem Kriege einer von uns in derselben Weise das gedemütigte Frankreich verherrlicht, wie V. Hugo das siegreiche Deutschland, man hätte ihn als einen Verräter gebrandmarkt.

Ich denke, wir schreiben dem französischen Patrioten jenes Lied, seinem Volk dessen glimpfliche Aufnahme aufs Guthaben; wir erlauben es ihm, auch einmal die eigene Heimat zu verherrlichen und bei der Beurteilung gewisser herber Worte, die ihm seine Vaterlandsliebe gegen uns ausgepresst hat und noch auspressen sollte, lassen wir ihm das vor, in und nach dem Kriege gesungene Lob Deutschlands zu gute kommen

Seien wir wenigstens gerecht. Tadeln wir nicht an dem Franzosen, was wir bei Arndt lieben und bewundern, bei Goethe schmerzlich vermissen. Wo sich sein Patriotismus in übertriebener Weise Luft macht, ist es, wie bei Arndt, nur der von dem Licht geworfene Schatten.

„Wer über gewisse Dinge den Verstand nicht verliert," heisst es einmal bei Lessing, „der hat keinen zu verlieren". Zu diesen gewissen Dingen rechnen verrückte (!) Patrioten, wie Arndt und V. Hugo, auch das Unglück des Vaterlands. Nur wer sich von solcher Verrücktheit frei fühlt, hat das Recht einen Stein auf sie zu werfen und sich dieser neuen Art von Freiheit zu rühmen. Wie würde man Goethe feiern, hätte Liebe zum Vaterlande ihn an den Rand des Wahnsinns getrieben!

Wollen wir aber nicht einmal aus Gerechtigkeitsliebe dem Franzosen gerecht sein, so seien wir es aus Eitelkeit, aus Egoismus. Wünschen wir uns Glück zu seinem Patriotismus! Je verrückter (!) dieser, desto wichtiger sein Lob — aber desto mehr verdient auch seine Liebe zur Wahrheit anerkannt zu werden.

Und von wem mehr, als von dem Gegenstand jenes Lobes selber?

E. M. Arndt's von subjektiv-wahren, objektiv-falschen Gefühlen gegen Deutschland und Frankreich erfüllte Flugschriften lese ich nie ohne ein behagliches Lächeln. Es gilt der edelen Natur des Mannes, dessen Kraft zu lieben sich fast am schönsten in seinem Hasse zeigt. Aus dem Schatten schliesse ich auf das Licht. Wer das Licht will, muss auch mit dem Schatten vorlieb nehmen.

Sollten in Zukunft meinen Landsleuten ähnliche Gefühlsausdrücke von Victor Hugo zu Gesicht kommen, so möchte ich auch ihnen jenes behagliche Lächeln empfehlen.

C. Humbert.

Voltaire-Analekten.

1. Zur Voltaire-Kritik.

(Desfontaines, la Beaumelle, Fréron, Nonnotte, Nicolardot, Brougham u. a.)

Eine schlechte litterarische Gewohnheit pflegt gern die Gegner weltberühmter Schriftsteller in den Schatten zu stellen, ihre Werke, sobald sie aus dem litterarischen Horizonte geschwunden sind, unbeachtet zu lassen, und so ein nur lückenhaftes und einseitiges Bild des gefeierten Helden zu entwerfen. Namentlich geschieht dies da, wo jene für unsre Zeit bedeutungslosen Schriften nur selten und schwer zugänglich sind, wo ihre Lektüre dornenvoll und langweilig ist, und wo ihr Studium kaum eine weitre Beachtung finden würde. So hat man für gut befunden, die Antipoden Molières, einen de Visé, Somaize, Rochemont, Roulès etc. sehr kurz abzufertigen, oder in so allgemeinen Wendungen zu besprechen, dass der Verdacht, das Besprochne sei meist ungelesen geblieben, kaum abzuweisen ist,[1]) ebenso wird man über die zahlreichen Neider, Feinde und Verläumder Voltaire's, über Desfontaines, St. Hyacinthe, Roy, la Beaumelle, Nonnotte, Warburton u. a. selbst in dem höchst detaillierten Werke von Desnoiresterres nur mancherlei Personalien, fast nichts über den Charakter und den Wert ihrer Schriften finden.[2]) Da es

[1]) Wie wenig Wert man auf derartige Erörterungen legt, sah Verfasser aus den zum grössten Teil sehr wohlwollenden Beurteilungen seiner Molière-Biogr. Da wurde meist nur die Zusammenhäufung des Materials oder die ästhetische Kritik einzelner Stücke anerkannt, aber mit keinem Worte verraten, dass Verf. wohl zuerst die dem Dichter entgegen laufenden Strömungen vollständig und mit sachlicher Begründung hervortreten liess. Selbst die eingehendsten der bisherigen Kritiken gehen daran vorüber.

[2]) Desnoiresterres gesteht z. B. ziemlich unzweideutig ein, dass er die „trois volumes“ (es sind in Wirklichkeit nur zwei) des Nonnotte, „les

wohl nicht zwecklos ist, den Anfang zum besseren zu machen, so beabsichtigt Verf., im folgenden wenigstens einige der namhaftesten Gegner des „Philosophen von Ferney" so vorzuführen, dass der Leser nicht bloss auf einzelne Daten oder leere Wendungen angewiesen ist. Wenn auch das hier zu entwerfende Bild nur ein lückenhaftes bleibt, so mögen die Lücken des in deutschen Bibliotheken befindlichen Materiales und die Schwierigkeit bezw. Unmöglichkeit, die Pariser Bibliotheken zur Ergänzung heranzuziehen (wenigstens für den, der nicht längere Zeit in Paris sich aufhalten kann), einige Rechtfertigung geben.

Das Signal zur allgemeinen Erhebung gegen den „great scoffer of the XVIIIth century" gab merkwürdigerweise jene pöbelhafte „bastonnade", die dem jungen Dichter auf Befehl des chevalier de Rohan (1625) zu teil wurde. Mit diesem Anlass ist zugleich der hauptsächliche Charakter der meisten Schmähschriften gegeben. Fast alle richten sich mehr oder doch in gleichem Grade gegen die Person V.'s, wie gegen seine schriftstellerische Thätigkeit. Spöttische Epigramme schöpften aus der Bastonnaden-Affaire ihren Stoff, und sie wurden von späteren Pamphletisten wieder aufgegriffen, welche eine détaillirte Ausmalung jener Beschimpfung und anderer schlimmer Erfahrungen, die Voltaire zu machen hatte, sich nicht entgehen lassen wollten. Bald nacheinander wird jene Affaire vor dem Hôtel de Sully, ferner die entehrende Behandlung, welche Voltaire von Beauregard zu dulden hatte, in der Schmähschrift des Litteraten St. Hyacinthe: „la Déification du docteur Aristarche" (la Haye 1732

Erreurs de Voltaire" garnicht gelesen hat. „Qui lit, qui pourrait lire ces énormes fatras, ces réfutations obèses (?), lourdes comme des mondes (?), luttant contre des bulles de savon lumineuses et chatoyantes, qui éclairent encore seilles s'évaporent trop aisément," VIII, 133. Ein schönes Lob für den gefeierten Voltaire, dass seine Darstellungen im „Essai" als „Seifenblasen" bezeichnet werden! Die Schriften la Beaumelle's gegen Voltaire und die relative Berechtigung seiner Kritik des „Siècle de Louis XIV" werden ebenfalls nicht näher erörtert, hingegen einige günstige Kritiken des „Siècle" angeführt (IV, 257 ff.). Warburton finde ich in den 8 Bänden der Biographie nicht erwähnt, und über die „Voltairomanie" des Desfontaines ist sachlich so gut wie nichts bemerkt. Doch ist vieles, vieles andere ausführlich erörtert und kritisch beleuchtet worden, was zur Charakterisierung Voltaire's und seiner Zeitgenossen recht wenig austrägt. Was helfen aber die Unmassen des Details, alle Daten und Anekdoten, wenn Hauptpunkte der Voltaire-Kritik unerwähnt bleiben? Auch wäre eine grössere Kenntnis der deutschen Sprache und Litteratur bei einem Voltaire-Biographen wünschenswert. Landsmann wird von ihm durch „pays" übersetzt; einziger Vertreter der Lessinglitteratur ist ihm A. Stahr, und Venedey's schätzenswertes Buch über Friedrich den Grossen und Voltaire ist zwar angeführt aber nicht genügend verwertet worden.

und in der „Voltairomanie“ des Desfontaines (1738) erwähnt, und auch die anonyme Schrift: „Le Portrait du Peintre“ (1735 [1]), welche die Ehre hatte, in das „Oracle des nouveaux philosophes“ (1759), in die „Voltairiana“ des Cousin d'Avalon (1801) und in die „Œuvres posthumes de Frédéric le Grand“ aufgenommen zu werden, mischt zuviel persönliches hinein.[2]) Wie gross der Hass gegen die unlauteren Eigenschaften Voltaire's und der Neid über seinen zunehmenden Schriftstellerruhm schon 1732 sein musste, geht am besten aus einer Stelle der „Déification“ hervor, die Desfontaines in seine „Voltairomanie“ aufnahm. In derselben wird nicht nur die rohe Züchtigung vor dem Hôtel de Sully, sondern auch der Zwist mit Beauregard, bei dem Voltaire so reges Ehrgefühl und feurigen Mut bewies (s. die Briefstellen in der Correspondance, Hachette 32, und bei Cayrol I), so verdreht, dass der Gemisshandelte als elender Feigling erscheint. Aber die „Déification“ wagt sich noch nicht gegen den Dichter, Philosophen und Historiker vor, diese Kühnheit besass erst der abbé Desfontaines, der Redakteur der „Observations sur les nouveaux ouvrages de la littérature“ und Verf. der „Voltairomanie“. Da ich den Zwist mit Desfontaines anderswo (Voltaire-Studien, Excurs II) ziemlich eingehend behandelt habe, so will ich nicht mit einer Wiederholung meiner Darstellung ermüden, sondern nur kurz bemerken, dass D. an einzelnen Dichtungen V.'s, wie Alzire, Mahomet, Mort de César, Henriade eine in der Sache nicht unbegründete, in der Form böswillige Kritik übte, dass er die Vielschreiberei, Ungenauigkeit und teilweise Unselbständigkeit des Schriftstellers, namentlich des Philosophen, hervorhob, sich gegen die von V. ihm selbst im „Préservatif“ (1738) gemachten Vorwürfe wenig geschickt verteidigte, und vor allem wieder den spottsüchtigen, unzuverlässigen und undankbaren Charakter V.'s mit scharfen Worten geisselte. Da diente ihm ein „Mémoire“ für den von V. geprellten Rouener Buchhändler Jore als beste Waffe.[3]) In diesem Streit musste Voltaire zuletzt aus Rücksicht auf die hauptstädtischen Kreise, welche den Gegner schützten, nachgeben, fand auch bei der Polizei keine besondere Hilfe und machte selbst die traurige Er-

---

[1]) Das Jahr weist Nicolardot, „Ménage et finances de Voltaire“ pag. 3, nach.

[2]) Das gibt selbst ein späterer Gegner Volt.'s, der père Nonnotte andeutungsweise zu, s. „Erreurs de Voltaire“, 5. Ausgabe, Lyon 1770, discours prél. p. 45—47. Die jesuitische Verhüllung des daselbst ausgesprochenen Tadels darf niemanden täuschen, ebenso verurteilt Nonnotte ziemlich deutlich die früheren Schmähschriften, p. 40 u. 41.

[3]) Zu dieser Affaire vgl. Nicolardot (S. 350—367), dem hier beizustimmen ist, und meine Bemerkungen a. a. O. der „Voltaire-Studien“ (vgl. auch Desnoiresterres II, 84—95).

fahrung, dass sein intimer Freund Thieriot sich unzuverlässig zeigte.[1]) Die freie religiöse Anschauung Voltaire's wird von diesen Kritikern wenig oder garnicht angefochten, schon, weil Voltaire damals noch Rücksichten auf kirchliche Anschauungen nahm, wo es irgend ging, und auch seine antikirchliche Gesinnung noch nicht den Fanatismus der Ferneyer Zeit bekundete. Erst durch den Zwist der Polemik verbittert, und durch V.'s Gegenmassregeln bedroht, denunzierte Desfontaines in Gemeinschaft mit Bonneval den „Mahomet" ob seiner unchristlichen Tendenz und trug damit, nach V.'s eigenem Zeugnis im „Comm. hist.", zu der auf Kardinal Fleury's Rat erfolgten Zurückziehung des Stückes bei.

Das cliquenartige Rivalisieren und die witzelnde Journalistenmanier, welche sich in Desfontaines Schriften deutlich ausspricht, bekundet auch ein Pamphlet, welches Roy 1746 in 2. Auflage erscheinen liess, um, wie Voltaire selbst meint,[2]) dessen langersehnte Aufnahme in die Akademie zu hindern. „Triomphe poétique" war der Titel und schon 1736 war die erste Auflage erschienen.[3]) Wie Hyacinthe und Desfontaines macht sich auch Roy jene „bastonnade" zu Nutze, doch ist der rohe Ton und die gemeine Schadenfreude, welche in der „Déification" herrschte, hier durch feine Malice und eitle Rivalitätssucht verdrängt. Denn nichts geringeres als ein Mitbewerber des Dichter Voltaire wollte Roy werden, ähnlich wie Desfontaines mit seinem grossen Nebenbuhler um den kritischen Lorbeer rang. Immerhin war es zunächst nur das Gebiet der Lyrik, auf dem nicht Voltaire's Hauptstärke lag, welches R. zum Kampfplatze auserwählte und nur als Lyriker machte er seinem Antipoden in einem (neuerdings bei Desnoiresterres abgedruckten)[4]) Briefe den Rang streitig. Wie Desfontaines war auch Roy ein sehr zweifelhafter Charakter und wenn er es auch nicht wegen unzüchtiger Handlungen bis zur Ehre des Bicetre gebracht hatte, so war er doch wegen betrügerischer Spekulationen wenigstens in die Bastille geworfen worden. Mit der geistlichen Clique, der Desfontaines sein Leben lang in die Hände arbeitete und deren Interessen er dann noch wahrnahm, als er von dem abbé Bignon, Redakteur einer Jesuiten-Zeitschrift, die zu ihren Mitarbeitern auch Desf. zählte, bei Seite gestossen war,[5]) hat le Roy glücklicherweise nichts zu schaffen.

---

[1]) s. a. a. O. und Wagnière et Longchamp 431—436 (Corresp. des Th. mit dem marquis und der marquise du Châtelet) und 438—442, 442—446.
[2]) Cayrol I, p. 161.
[3]) Desnoiresterres, Voltaire et la société au XVIII s. III, p. 50.
[4]) ebds. 59 u. 60.
[5]) Der der „Voltairomanie" vorausgehende „Avis au Lecteur" tadelt Voltaire's Religionsspötterei und die Schrift selbst p. 60 die irreligiöse Tendenz der „Epître à Uranie".

Dass die Aufnahme Voltaire's in die Akademie besonders den Hass jener rivalisierenden Litteraten-Clique erregte, zeigen die zahlreichen, schnell auf einander folgenden Pamphlete, die Quérard (Bibl. Volt. p. 139 u. 140) zusammengestellt hat. Sie lenkte natürlich die Aufmerksamkeit der Tageskritik auf die pseudonymen Schriften Voltaire's, schärfte den kritischen Blick für jede kleine Schwäche, jede geringfügige Ungenauigkeit derselben und schuf vor allem die pedantisch-kleinlichen, geistreich witzelnden und scheinbar sachlich treuen Afterkritiken in Fréron's „Année littéraire". Fréron's Charakter ist gewiss in den zahlreichen Briefen Voltaire's zu ungünstig beurteilt, indessen seine litterarische Bedeutung und seine Gefährlichkeit ist von dem scharfblickenden Gegner stets richtig erkannt worden. Fréron war sicher nicht von jenem Parteihasse durchdrungen, der nur auf tieferer Überzeugung ruht, er schrieb, um sich einen Namen zu machen, Geld und Stellung zu erwerben, gelegentlich auch durch Voltaire's über das Ziel hinausgehende Satire gedrängt. Eine feine, kavaliermässige Kühle, die vorteilhaft von Voltaire's Leidenschaft absticht, bewahrt er auch in dem Streit um die „Ecossaise", und gerade seine Kritik und sein Aufführungsbericht über diese Komödie, in der er aufs rücksichtsloseste und entwürdigendste angegriffen wurde, sind, von einzelnen Unrichtigkeiten abgesehen, gemässigt und nicht ohne objektive Ruhe. Wie richtig war es, den Schauspielern den Rath zu geben, ihn nicht Frélon oder Whaps, sondern mit seinem wirklichen Namen auf der Bühne zu nennen, wie treffend ferner die briefliche Bemerkung, er sei gegen die „Ecossaise" nicht klagbar geworden, weil er sich in ihr nicht wieder erkannt habe. Dass daneben seine Anhänger der Aufführung der „Ecossaise" Schwierigkeiten in den Weg legten, ist sehr begreiflich, und überhaupt erscheint Fréron's relative Mässigung nur als Maske, die desto besser seine boshafte Rachsucht versteckte. Denn durch das Karrikaturbild des Frélon war der Pariser Litterat keineswegs eingeschüchtert, er und seine Clique rissen nach wie vor an jedem Dichterlorbeer Voltaire's. Noch 1770 fürchtete der Einsiedler von Ferney den Einfluss der Fréron'schen Kabale, und erst bei der Nachricht von Frérons Tode (1776) atmete er ruhig auf.

Was Voltaire vergebens erstrebt, sich die herrschende Litteratenclique und Tageskritik dienstbar zu machen, das hatte Fréron erreicht. Seine Geldmittel gestatteten ihm, Hilfsarbeiter und Handlanger zu halten, seine unerschrockene Dreistigkeit gab seinen rein materiellen Absichten ein höheres Relief, und das scheinbar sachliche, eingehende und überzeugungsvolle seiner Kritik liess den Cliquengeist nicht ahnen, den sie verbarg. Das Dichterwort: „Si l'on peut pardonner l'essor d'un mauvais livre, ce n'est qu'aux malheureux, qui écrivent pour vivre", trifft zwar in vollem Masse auch

bei Fréron zu, aber, wie noch heute Epigramme aus Blumenthal's Feder den litterarischen Diktator Leipzigs in ein sehr ridiküles Licht setzen, so hat auch Fréron's sarkastische Kritik den grossen Satiriker öfters zum Gegenstande der Satire gemacht. Der Erfolg der ohnehin schwachen und wenig dramatischen Spätlingsdichtungen Voltaire's wurde durch Fréron's „Année litéraire«, die seit 1754 den Dichter Voltaire gern und oft erwähnte, noch mehr in Frage gestellt, und so trugen denn die verletzte Eitelkeit und das bedrohte finanzielle Interesse des Dichters gleich sehr zu der hämischen Verbissenheit bei, mit der Fréron's Name in Vers und Prosa stets von ihm genannt wird.[1])

Ein Gegner, der von Voltaire nicht minder geschmäht und gefürchtet wurde, als Fréron, war La Beaumelle, ein Anfänger im kritischen und journalistischen Handwerk, dem hauptsächlich der Gegensatz zu Voltaire Bedeutung verlieh. Die giftigen Anschuldigungen und Angriffe V.'s, die ganz besonders vernichtende Kritik der von B. veröffentlichten Mémoires de Madame de Maintenon (Hachette XXIX, 14, 153 u. a. O.) würden wir kaum begreifen, wenn wir nicht aus V.'s Korrespondenz wüssten, dass B.'s Schriften viel gekauft und gelesen wurden, dass ihr Verfasser Liebling gewisser, dem Voltaire feindlicher, Pariser Kreise war, dass er eine litterarische Clique hinter sich hatte, und dass er in Verbindungen mit ausserfranzösischen Fürstenhöfen, z. B. mit Berlin, Dresden, Gotha, stand. So begreifen wir die Besorgnis vor der „cabale Beaumellique-Fréronique“, die V. noch 1770 hegte, die Versuche, welche er 1766 machte, die Gunst Beaumelle's am Gothaer Hofe zu erschüttern, die Abfassung eines zweiten Mémoire gegen la Beaumelle, das ihn noch 1667 beschäftigte.[2]) Der Tod, die beste Lösung alles Haders und Zwistes, befreite fast zu gleicher Zeit (1773/76) den Philosophen von Fréron, wie von la Beaumelle. Der an Hass, Neid und Erbitterung so reiche Aufenthalt bei Friedrich II. hatte Voltaire nicht nur mit Maupertuis, sondern in weiterer Folge auch mit la Beaumelle, der gleichfalls in Berlin weilte, verfeindet. B. war damals als Schriftsteller weniger bekannt, und es musste dem Verfasser des „Siècle de Louis XIV“ als grosse Überhebung gelten, dass vor der rechtmässigen Ausgabe des Buches (Dresden 1753) noch eine mit kritischen Noten versehene und unvollständig repro-

---

[1]) s. über Fréron's Verhältnis zu Voltaire die betr. Bde. der Année littér. (Dresdner oder Berliner Königl. Bibl.) und Desnoiresterres a. a. O. III, 380 ff.; V. 482 ff.

[2]) Ausser den bei Hachette und Cayrol publizierten Briefen kommen noch die Schreiben bei Bavoux (Voltaire à Ferney 143, 153 f., 282 f., 292) in Betracht.

duzierte zu Frankfurt a. M. erschien, deren Herausgeber eben jener la Beaumelle und Mainvillers waren. Die Noten B.'s drehten sich überdies um sehr geringfügige Dinge und bezweckten in erster Linie eine Verteidigung mancher im „Siècle de Louis XIV" ungünstig beurteilter Personen und Verhältnisse. Der allgemeine Charakter des Werkes wurde wenig berührt, höchstens schon damals, wie in der späteren „Réponse au supplém. du siècle de Louis XIV" hervorgehoben, dass V. die Geschichte nicht vom kulturhistorischen Standpunkte auffasse, dass er mehr einzelne bedeutende Menschen, als die Menschen und Dinge schildere.

Im Septbr. 1752 erschien diese kritische Ausgabe B.'s, deren Text nach V.'s Zeugnis, nur die Reproduktion einer 1752 gedruckten „faible esquisse" des „Siècle de Louis XIV" war, und Mai 1753 antwortete Voltaire. Es ist schwer zu entscheiden, ob alle Entgegnungen V.'s auch Widerlegungen der gegnerischen Kritik sind, denn V. beruft sich auf geheime Mitteilungen und weniger bekannte Quellen, und ferner geht er nicht auf alles von la Beaumelle vorgebrachte ein. Sein Ton ist ein gereizter, und, wie immer, streift er von dem sachlichen Gebiet in das persönliche hinüber. Liess er doch sogar durch seinen Einfluss in Paris den Gegner zur Bastillenhaft verurteilen, deren Vorwand einzelne Verläumdungen abgaben, die sich in den „Mémoires de Mme de Maintenon" finden sollten.[1]) (April 1753.)

War nun V.'s absprechende Kritik über das Schriftstellertalent und die Kenntnisse la Beaumelle's doch einigermassen durch die hervorragende eigene Bedeutung entschuldigt, so kann der Ton, den B. in seiner am 29. Oktober 1753 verfassten und 1754 gedruckten „Réponse" anschlug, als lächerlich-anmassend bezeichnet werden, selbst wenn wir auch nicht unbeachtet lassen dürfen, dass V. in der damaligen Zeit noch keineswegs eine so allgemeine Autorität genoss, wie sie später dem „Patriarchen von Ferney" zugestanden wurde. B. glaubt, den Feind nicht besser diskreditieren zu können, als wenn er ihn ob seiner Missgeschicke bei Friedrich II. und seiner unfreiwilligen Irrfahrten — bemitleidet. Die eigentliche Antikritik B.'s ist recht schwach. B. gesteht selbst, nicht auf alle Einwände V.'s eingehen zu wollen, weil V. das mit seinen kritischen Noten ebenso gemacht habe, und absichtlich persönliches hineinzumischen, wie er das auch in seiner „Critique" zu thun beliebt hätte. Diese „Critique"[2]) wird sogar teilweise von ihm verleugnet

---

[1]) s. Bavoux a. a. O. 23. August 1756. Nach anderen Nachrichten ist B. auf Ansuchen des Herzog von Orléans verhaftet worden, oder weil seine Noten zum „Siècle de Louis XIV" die Priester beleidigten.

[2]) Sie füllte den ersten Band der Ausgabe; diese selbst war vom chevalier de Mainvillers veröffentlicht worden.

und die Autorschaft der „Mémoires de Mme de Maintenon" gleichfalls im dunkeln gelassen, unehrliche Kampfesmittel, die B. von seinem grossen Gegner Voltaire freilich am besten lernen konnte. Hauptsächlich ist es Beaumelle daran gelegen, die Person des Maupertuis aus dem Streit zu ziehen, darum versichert er nachdrucksvoll, jener habe die Kritik des „Siècle" durchaus nicht veranlasst. Es wird im Anschluss daran auch hervorgehoben, wie Voltaire über König und Wolf, jene in der Maupertuis-Affaire oft von ihm citierten Gelehrten, und über die deutsche Wissenschaft durchaus nicht günstig geurteilt habe, und nur sein Urteil da modifiziere, wo es die Bekämpfung des bittergehassten Maupertuis erfordere.

Den eigentlichen, spät und langsam nachhinkenden Einwänden gegen Voltaire's Verteidigungsgründe wird ein gewisses Relief durch die Bemerkung gegeben, V. hätte in der Weise Bossuets, Montesquieu's und des Tacitus ein wirklich kulturhistorisches Buch schreiben und nicht „einzelne Menschen", sondern „die Menschen" schildern sollen. Ein Vorwurf, den ja die rein biographische Darstellungsweise im „Siècle" leicht an die Hand gibt und der auch durch die verkehrte, für damalige Geschichtsauffassung charakteristische Nebenanderstellung von drei grundverschiedenen Historikern nichts an seiner Richtigkeit verliert. Eine grosse Selbstüberhebung ist es, wenn B. dem Gegner das Verdammungsurteil verkündet, welches das kommende Jahrh. über ihn fällen würde, denn offenbar war eine litterarische Eintagsfliege, wie B., wenig zum Sprecher der Nachwelt geeignet. Dieses fast 3 Seiten lange Todesurteil gipfelt darin, dass V. nur „esprit", nicht „génie" besitze.

Wie schon erwähnt, wurde B. erst durch den Streit mit V. zur Tagesgrösse[1]) und sein schnell zunehmender Tagesruhm bekundet sich darin, dass eine der „Réponse" vorausgehende „Lettre sur mes demêlées avec M. de Voltaire" in kurzer Zeit vier Ausgaben (zu Kassel 1753, Haag, Paris, Kolmar 1754) erlebte. Diese „Lettre" schildert den B. als einen von V. unschuldig angegriffenen und verfolgten Parteigänger und Freund des Maupertuis. Auch ein von Voltaire über B.'s Vorgehen nach Paris gesandtes „Mémoire" wurde von B. mit schneidigen „Apostillen" versehen und ebenfalls in jenen vier Orten gedruckt. Endlich suchte auch der gereizte und eitle Dichter auf die weiblich-affektierte Ängstlichkeit der Mme Denis,[2]) Nichte V.'s, durch eine „Lettre" einzuwirken, in der weitere Re-

[1]) Vorher war er Prinzenerzieher und Zeitungsredakteur in Kopenhagen gewesen. Über seine Vergangenheit sind wir nur unsicher unterrichtet (s. Desnoiresterres IV, 215 ff.).

[2]) s. u. a. Bavoux a. a. O. 61.

pressalien gedroht und alle feindlichen Schritte V.'s in heuchlerischer Weise widerraten werden.[1])

Die schlimmste Rache, welche B. nachher an V. nahm, war eine 1756 mit Maubert veröffentlichte Ausgabe der „Pucelle", welche all jene unsauberen Schmutzstellen enthielt, die der ergraute Dichter[2]) gern der Öffentlichkeit entziehen wollte.

Der Streit mit B. beschäftigte V. noch viele Jahre bis 1767 und wurde mit steigender Verbitterung von ihm geführt. Jede Waffe war ihm gut genug. Unter anderen Vorwürfen musste auch ein Verhältnis mit einer diebischen Gouvernante zu Gotha und eine geringschätzige Bemerkung über die Herzogin von Gotha in B.'s Schrift: „Mes pensées" dazu dienen, dem Gegner die Gunst des Gothaer Hofes zu entziehen. Dies scheint ihm gelungen zu sein, doch war man in Gotha zu taktvoll, um sich in all jene widerwärtigen Händel verstricken zu lassen, und der Hofrat Rousseau musste im Auftrage seiner Herrin dem B. bezeugen, dass man ihn nicht als Mitschuldigen jener diebischen Erzieherin ansehe. Ebenso durfte V. in einem zweiten Mémoire über la Beaumelle, das 1767 aus Anlass anonymer Briefe, die angeblich von B. herrührten, an das französ. Ministerium gerichtet wurde, die Person der Gothaer Herzogin nicht erwähnen. (S. über diese Händel Bavoux a. a. O. 282, 283, 291, 292).

Es konnte nicht fehlen, dass der „Essai", die Zusammenfassung alles dessen, was Voltaire gegen kirchliche Interessen vorzubringen wusste, die ohnehin durch mancherlei freigeistige Prosaschriften und Dichtungen verbitterte kirchliche Partei zu heftigen Angriffen trieb. Hatte es schon an Plänkeleien in jesuitischen Blättern, namentlich in dem „Journal des Trevoux" nicht gefehlt, so war doch eine systematische Widerlegung der Ansichten Voltaire's und eine vollständige Verteidigung der von ihm bestrittenen politisch-kirchlichen Lehren noch nicht versucht worden. Eine solche beabsichtigt die 1759 zu Bern erschienene, von dem abbé Guyon verfasste Schrift: „L'oracle des nouveaux Philosophes". Sie stellt sich die Aufgabe, die von V. angegriffenen und verspotteten Kirchenlehren mit den verrosteten Waffen der Apologetik zu verteidigen, mit dem Altar, wie das Eiferer so gern thun, auch den Thron zu schirmen, und Voltaire als Feind jeder kirchlichen und staatlichen Autorität, als Rebellen gegen alle sittliche und bürgerliche Ordnung, als niedrigen Lästerer und zugleich vorsichtigen Heuchler hinzustellen. Es konnte nicht fehlen, dass den schärferblickenden und geistvolleren

---

[1]) s. diese Schriften in: Suite du nouveau volume du siècle de Louis XIV, Colmar 1754.

[2]) ebds. 112 (27. Febr. 1754): „Je suis honteux de parler de Jeanne avec mes cheveux gris".

Feinden des Philosophen eine so übertriebene, gehässige und doch nicht alle Beweisgründe V.'s treffende[1]) Gegenschrift nicht genügte, dass man neben den Grundprinzipien der Schriften Voltaire's, auch dessen oft ungenaue und irrtümliche Detailangaben zu widerlegen suchte. So entstand nach dem „Oracle" und in engerem Anschluss an dasselbe das gelehrte und relativ gemässigte Buch des abbé Nonnotte: Erreurs de Voltaire, 1762, 2 Bde., das bis zum Jahre 1770 fünf Auflagen erlebte.

Wie einst Desfontaines, gehörte auch N. dem Jesuitenorden an, und er bezweckte, neben der Verteidigung seiner Kirche, auch die päpstliche Gunst dem in ganz Europa angefeindeten und namentlich in Frankreich schwer bedrängten Orden wieder zuzuwenden. Dass der letztere Zweck nicht unerreicht blieb, zeigt ein unterm 7. April 1768 an N. gerichtetes Breve des Papstes Clemens XIII., das nicht nur dem Buche des Abtes unbedingtes Lob spendet, sondern diesen auch zum Kampfe gegen V.s „Dict. philos." anspornt.

Der Versuch, abgestorbene Dogmen und armselige Legenden zu erhalten und die gesamte Weltgeschichte unter den Gesichtswinkel zu stellen, der den katholischen Interessen am nächsten liegt, wird ein aussichtsloser bleiben, auch wenn er mit ungleich mehr Scharfsinn, Kenntnis und Kritik unternommen wird als in Nonnotte's Buche. Aber auch von einem unhaltbaren Standpunkte aus, wird es doch nicht unmöglich sein, das gleichfalls Unhaltbare, Widerspruchsvolle und Willkürliche Voltaire'scher Geschichtsauffassung mit scharfer Sonde hervorzuheben und dem Gegner, den rostige Waffen nimmer zu Tode treffen können, wenigstens blutige Wunden beizubringen. Und diesen Ruhm muss man dem von Voltaire und seinen Nachbetern vielgeschmähten Nonnotte lassen; was im allgemeinen wie im einzelnen von Voltaire's geschichtlichen Auffassungen preisgegeben werden muss, hat bereits der jesuitische Kritiker treffend herausgefunden. Die unkritische Einseitigkeit, welche V.'s Darstellung der muhamedanischen Kultur, der Anfänge des Christentums, der römischen Kaiserzeit, der Christenverfolgungen kennzeichnet, die heuchlerischen Restriktionen und Verhüllungen gefährlicher Grundsätze, die wohlberechnete Manier, dieselbe Person und Sache bald in den Himmel zu heben, bald in den Staub zu ziehen, das Subjektive in der Quellenbenutzung ist an manchen Beispielen von Nonnotte treffend illustriert worden. Man urteile über den Wert dieser Partien der „Erreurs" ja nicht nach Voltaire's „Eclaircissements historiques", die nur einen Teil der gegnerischen Argumente berücksichtigen und

[1]) s. die Bemerkungen in Nonnotte's oben citierter Schrift: I, Disc. prél. 42, 45, 46. Vgl. auch Fréron, Année littéraire (1759) p. 255, T. III und Luchet, Hist. litt. de Voltaire IV, 364—367.

sich leicht und wohlfeil mit dem abfinden, was unwiderlegbar war oder nach den geringschätzigen Bemerkungen im „Comm. hist." in V.'s Briefen und religionsgeschichtlichen Flugschriften. Die Gefährlichkeit und Bedeutung des Gegners erkannte Voltaire's scharfer Verstand recht gut, und ängstlich fragt er in einem Briefe des Jahres 1766,[1]) ob denn Nonnotte's Buch in Paris bekannt sei.

Freilich, aufrichtig geht Nonnotte, der sonst den Eindruck eines klaren und kenntnisreichen Schriftstellers macht, nirgends zu Werke, immer ist er, auch in rein historischen Dingen, an die Tradition seiner Kirche gebunden. Darum muss er alle Wunder, Mährchen und Betrügereien der katholischen Kirche beschönigen, darum die Ketzerverfolgungen und Inquisitionsgräuel als berechtigte Repressalien hinstellen, darum die philosophische Vernunft und die Toleranz verpönen, darum die Dreieinigkeitsleugner mit Confucius und Mahomet vergleichen, und dem gegenüber selbst den Hexen- und Dämonenglauben mit gewissen Einschränkungen verteidigen. Es ist schon viel, wenn ein Ordensmann sich zu dem Grundsatze bekennt, nicht alles, was die Päpste gethan, sei zu rechtfertigen, wenn er die weltlichen Akte der römischen Bischöfe der historischen Kritik preisgibt, wenn er einen Coligny offen bewundert, und die dem Papsttum so nützliche Fälschung der Konstantin'schen Donation nicht verteidigen mag. In eine schlimmere Lage kommt noch der halbaufgeklärte Abt, wo er die Schäden des Mönchtums und Ordenswesens verteidigen muss. Da muss er denn, zugleich den Mephisto und den Pfaffen spielend, die Keuschheit der m e i s t e n Cölibatsgenossen rühmen, die bürgerlichen Nachteile der Ehelosigkeit damit entschuldigen, dass auch philosophische Libertins nichts zur Volksvermehrung beitrügen, oder die unschädliche Faullenzerei der Klosterbrüder der geschäftigen Volksverderbnis der philosophischen Kreise gegenüberstellen!

Und auch in anderen Punkten, die nicht als Kardinalfragen der Kirche und des Mönchtums angesehen werden können, ist N. nicht ehrlich. So wird ein enger Freundschaftsbund zwischen Ludwig XIV. und Innocenz XI. fingiert, weil letzterer n a c h d e r A u f h e b u n g d e s E d i k t e s v o n N a n t e s ein salbungsvolles Schreiben an den französischen Herrscher richtete, so heisst es von Heinrich IV. sophistisch genug, das politische Interesse habe ihn zur Prüfung des katholischen Glaubens und zur Überzeugung geführt, so wird Hussens Ermordung dem Sigismund und der weltlichen Justiz allein zugeschoben, so wird die Hinrichtung eines Geistlichen zu Richelieu's Zeit damit beschönigt, dass der Gemordete eine Maitresse gehalten habe und vieles andere. Ist somit der Abt schon in rein histo-

---

[1]) Cayrol a. a. O. II, p. 35.

rischen Fragen auf Schritt und Tritt gebunden, so kann er in den dogmatischen Diskussionen des zweiten Teiles nirgends über die Lehren und Sophismen der kirchlichen Apologetik hinausgehen, und somit ist fast die Hälfte seines Werkes für die Voltaire-Kritik ohne allen Wert. Durch Kindereien und Naivitäten, wie sie in den Bemerkungen liegen, das „aufgeklärte" Zeitalter des Arius habe auch religiöse Zänkereien gehabt, oder, der Cölibat sei von Christus „inspiriert", oder die Abgaben an die Klöster seien mit dem Solde der Krieger zu vergleichen, wird sich nur der bekehren lassen, der im voraus von allen geistlichen Gründen überzeugt ist. Der schlaue Abt spielte den kirchlichen Streit auch auf das politische Gebiet über, stellte den Gegner als Republikaner, als Lästerer der eigenen Nation und Frevler an der heiligen Majestät der allerchristlichsten Könige von Frankreich hin. Ja, ausser der weltklugen Heuchelei Voltaire's, das Christentum nie direkt anzugreifen, sondern unter dem Aushängeschilde anderer Religionen zu bekämpfen, wird auch die sittliche Frivolität des Philosophen in perfidester Jesuitenmanier blossgestellt. „Weil die Kirche", so heisst es im Discours prélim., „den Opernprinzessinnen keine Altäre errichte, behandle Voltaire alle Gläubigen als schwache und abergläubische Dummköpfe". Sonst aber wird die Person des Gegners sowiel wie möglich geschont und wenn Nonnotte dem Philosophen nur Ungründlichkeit, Selbstüberhebung und oberflächliche Vielgeschäftigkeit vorwirft, wenn er ihn irrigerweise zum Verteidiger des Materialismus macht, so überschreitet er damit noch nicht einmal die engen Grenzen, welche die Weisheit unserer heutigen Justiz durch § 192 des Strafgesetzes jeder freien Meinungsäusserung gezogen hat.

Der erste Eindruck der Nonnotte'schen Schrift muss in kirchlichen und antiphilosophischen Kreisen doch ein derartiger gewesen sein, dass Voltaire schon 1762 eine scharfe, aber weder vollständige noch sachlich immer zutreffende Widerlegung des I. Teiles der „Erreurs" ausarbeitete,[1]) diesen „Eclaircissements historiques" später noch „Additions" hinzufügte und beide in umgearbeiteter Auflage 1765 wieder erscheinen liess. Die dogmatischen Fragen des II. Teils liess der weltkluge Philosoph ganz unberücksichtigt und bekämpfte auch den Gegner unter der pseudonymen Maske seines Freundes Damilaville.

Der Eindruck und die Wirkung dieser an Voltaire geübten Kritik konnten aber keineswegs nachhaltig sein, weil der Abt zu detailliert-gelehrt und zu wenig anziehend schrieb und weil er, neben den wirklichen Irrtümern Voltaire's, doch auch Anschauungen be-

---

[1]) Veröffentlicht 1763 (Hachette XXV) auch bei Nonnotte a. a. O. II. mit abgedruckt.

kämpfte, die längst zum Gemeingut aller denkenden Köpfe geworden waren. So wagte denn Voltaire, 6 Jahre nach der fünften Auflage des Nonnotte'schen Buches und wenige Jahre nach der Aufhebung des Jesuitenordens, mit der triumphierenden Miene eines racherfüllten Siegers über den „Exjesuiten" im „Comm. hist." Gericht zu halten. Die unparteiische Kritik wird aber zugeben müssen, dass Nonnotte trotz des wahren und des erkünstelten „Eifers" und trotz unlauterer Nebenabsichten[1]) auch sachliche Einwendungen vorgebracht und in vielen Einzelheiten das Richtige getroffen hat.

Auch in unserem Jahrhundert, wo doch die Autorität Voltaire's eine minder beanstandete ist, als in der Zeit Nonnotte's und seiner Gesinnungsgenossen, hat es dem Philosophen an Angriffen von kirchlicher Seite nicht gefehlt. Die kenntnisreichste und nicht am wenigsten zutreffende dieser Tendenzschriften ist Louis Nicolardot's Buch: „Ménage et Finances de Voltaire", Paris 1856. Nicolardot, der Bewunderer und Nachbeter Louis Veuillot's, begnügt sich keineswegs mit der in dem Titel des Buches gestellten Aufgabe, er will den Charakter und Schriftstellerruhm Voltaire's und in diesem, als Hauptrepräsentanten, auch das vielgerühmte XVIII. Jhd. möglichst herabsetzen. Darum wird in dem einleitenden Abschnitt des Buches: „Les cours et les salons au XVIII siècle" alles vom Standpunkt einer outriert-pessimistischen Moral beurteilt, die Quellen mit willkürlichster Auswahl hervorgesucht (Nicolardot beruft sich auch auf die schon von Wagnière beseitigten Mém. de Bachaumont) und die gegenseitigen Rivalitäten der Aufklärer mit jesuitischem Geschick zur Waffe gegen alle gemacht. Zunächst verweilt Nicolardot bei Voltaire's Geiz und Erwerbssucht, wobei er mit besonderem Nachdruck hervorhebt, dass Voltaire viel weniger durch seine Werke als durch Pensionen der Grossen und durch finanzielle Spekulationen zweifelhaftester Art zu seinem Vermögen gelangt sei. Falsches und Wahres wird ineinander gemischt. So mögen ja die ewigen Krankheitsschilderungen in V.'s Briefen mit seiner Vorliebe für Leibrenten zusammenhängen, aber irrig ist die Behauptung, dass er zuerst 1722, wo sein Leibrentensystem begann, über Krankheit geklagt habe,

---

[1]) Voltaire im Comm. hist. (XXX, 214) sagt: „Deux d'entre eux (les exjésuites) nommés Patouillet et Nonnotte, *ont gagné quelque argent* par des libelles; et ils n'ont pas manqué, selon l'usage, d'appeler la religion catholique à leur secours. Un Nonnotte surtout s'est signalé par une demi douzaine de volumes, dans lesquels il a montré moins de science que de zèle, et moins de zèle que d'injures. M. Damilaville a daigné le confondre etc. Vgl. die Bemerkungen über Nonnotte's Wunderglauben ebds. 228, 229. Giftiger noch sind V.'s Bemerkungen in den „Honnêtetés littér."

denn Briefe aus früheren Jahren enthalten auch ähnliche Lamentationen. An dem Gründer im grossen Style, wie N. sich Voltaire vorstellt, soll nichts edles und uneigennütziges bleiben, deshalb wird auch die segensreiche Thätigkeit in Ferney, das noble Verhalten gegen die beiden Sekretäre Collini und Longchamp, die Glaubwürdigkeit der Berichte beider, die Aufopferung für die Calas, Sirven, Etalamonde thunlichst angezweifelt. Nicht in allen Punkten möchte man N.'s Ausführungen bestreiten. So sagt er nicht ohne Grund von der „bienfaisance" des 18. Jahrhunderts: „La plupart des libéralités n'étaient que des moyens d'attirer l'attention du public, de s'attacher des créatures, de se faire pardonner des escroqueries, de se débarasser d'importunes demandes", so erklärte er V.'s Opposition in staatlichen Dingen mit Recht daraus, dass des Philosophen Streben nach einer politischen Stellung nicht erfüllt worden sei, so meint er ganz richtig, an dem aufopfernden Benehmen in der Affaire Calas, Sirven u. s. w. habe der Hass gegen Mönche und Parlamente seinen Anteil gehabt. Aber wie übertrieben und verleumderisch ist es, dass die Trauer über den Tod der du Châtelet nur auf Rechnung der finanziellen Vorteile gesetzt wird, die Voltaire durch seinen kostenfreien Aufenthalt in Cirey genoss, dass die alternde Dénis zur Maitresse des physisch gebrochenen Greises gemacht, dass Voltaire des schlimmsten Eigennutzes gegenüber Thieriot, d'Alembert, Diderot und sogar Lekain, den er aus dem Staube gezogen hatte, beschuldigt wird. Wie albern, dass Voltaire's Fürsorge für Ferney nur mit der relativen Sicherheit des in jener Kolonie angelegten Kapitales erklärt, dass der Eifer für Humanität und Aufklärung, dem Voltaire so viele Geldopfer brachte, als blosse Affektation hingestellt wird. Auch ist die Protektion der Marie Corneille, so sehr sie auch darauf berechnet war, die Augen Europas auf den Einsiedler von Ferney zu lenken, doch weit selbstloser und nobler, als N. zugestehen möchte. Ebenso geht N. über das Ziel hinaus, wenn er die schriftstellerische Bedeutung Voltaire's herabzusetzen sucht. Es ist richtig, dass die allgemeine Voltaire-Begeisterung erst nach des Philosophen Tode beginnt, wie u. a. die geringe Auflage verschiedener Werke und der Genfer Gesamtausgabe (1768) beweist, richtig auch, dass der schriftstellerische Gewinn Voltaire's durch die ungünstigen Kritiken, die Schnelligkeit der Abfassung und die dadurch bedingten Änderungen, Umarbeitungen und neuen Editionen sehr geschmälert wurde.[1]) Aber wie verkehrt damit auch die um-

[1]) Die Pseudonymität war wohl zu durchsichtig, als dass sie dem Vertriebe der Schriften schaden konnte. Auch Nicolardot weist nur nach, dass Grimm über die Autorschaft des Triumvirat getäuscht wurde, und dass die Akademie einmal sich irreführen liess.

fassende Bedeutung der Schriftstellerthätigkeit, die zündende Wirkung, welche auch die kleinsten Flugschriften V.'s weit über Frankreich hinaus hervorriefen, leugnen oder totschweigen zu wollen! Selbst das Verhalten V.'s gegen seine Verleger, so viele Flecken es auch hat, ist nicht derartig, dass man mit N. behaupten möchte, er habe sie lediglich als dienstwillige Werkzeuge gebraucht und nachher bei Seite geworfen.

Sogar die letzten Augenblicke V.'s werden durch Nicolardot's Fanatismus noch besudelt. Wieder wird uns das Mährchen aufgetischt, der Ketzer sei als reuiger, verzweiflungsvoller Sünder, unter schlimmsten Seelenqualen dahingeschieden.

Es genügt, gegenüber den anonymen, indirekten und zum grossen Teil tendenziösen Zeugnissen, die N. in langer Musterung vorführt, auf die unanfechtbaren Aussagen einer Augenzeugin, der Marquise von Villette, auf die Behauptung des wohleingeweihten Wagnière und den Brief Tronchin's vom 20. Juni 1778, der nur von Reue über die unvorsichtige Reise nach Paris und von Unmut über die plötzliche Katastrophe, nicht von religiösen Anwandlungen spricht, hinzuweisen. Dass übrigens V. nicht mit der Seelenruhe eines Stoikers, sondern mit irdischer Schwäche es ertrug, wie er inmitten des Ruhmesglanzes auf das Totenbette gestreckt und von einer gefühllosen Nichte seinem Geschicke teilnahmslos überlassen wurde, geht aus Wagnière's bekannter Relation hervor, und ist in der Sachlage selbst begründet. Ebenso wird man die pfäffische Zudringlichkeit, mit welcher der curé de St. Sulpice noch den Sterbenden quälte, nicht mit N. als Mythus hinstellen, bloss, weil abbé Gautier darüber stillschweigt.

Das Testament Voltaire's bietet der Kritik Nicolardot's wieder mancherlei Zielpunkte. Übertrieben mag es zwar sein, dass die Nichtberücksichtigung seines Sekretärs Collini, dem Voltaire zum Vorwurf gemacht wird, denn der eigennützige und eitle Florentiner hatte sie wahrlich nicht verdient, aber die Undankbarkeit gegen den treuergebenen, wohlverdienten Wagnière wird immer ein Makel an seinem Andenken bleiben. Treffend weist Nicolardot die wohlgemeinten Entschuldigungsgründe Wagnière's als unzureichend nach, ohne doch den Hauptgrund, die Dénis habe den treuen Diener um sein Legat gebracht,[1]) zu entkräften.

Dem Angriffe gegenüber, den Nicolardot auf die Ehre und die Bedeutung des grossen Philosophen richtet, mögen zwei Verteidiger V.s zu Wort kommen, die man meines Erachtens bisher nicht hinreichend gewürdigt hat: ein Engländer, Lord Brougham,[2])

---

[1]) s. Wagnière et Longchamp I, Avis prélim.
[2]) Voltaire et Rousseau, Paris 1845.

und ein Deutscher, Jürgen Bona Meyer. Der erstere schrieb in einer Zeit (1845), die den aufklärerischen Bestrebungen des 18. Jahrhunderts sehr fern stand, und sein Zweck war es, die veränderte Zeitstimmung wieder mit dem grossen Philosophen auszusöhnen, der gerade England einst so warm gepriesen hatte. Namentlich von den Vorwürfen der Blasphemie und des Atheismus, den schwerwiegendsten nach englischem Begriffe, sucht er den Helden seines Buches zu reinigen. Blasphemie könne man doch logischerweise nur dem vorwerfen, der von der Bedeutung religiöser Lehren durchdrungen sei und sie doch lästere, oder der ohne Prüfung und ohne Überzeugung von ihrer Irrigkeit sie verspotte. Beides sei nicht Voltaire's Vergehen, jedoch habe er leichtfertig dem Spotte preisgegeben, was vielen heilig sei. Doch an seinem Spott und seiner Unduldsamkeit trage die jesuitische Erziehung und der damals verkommene Katholizismus die Schuld, seine Intoleranz sei nur eine logische Reaktion gegen die Verfolgungssucht der herrschenden Kirche, seine Spottsucht nur die notwendige Folge der erheuchelten Frömmigkeit, unter deren Eindrücken er aufgewachsen sei.

Weniger treffend, als diese allgemeine Charakteristik, sind die einzelnen Bemerkungen Lord Brougham's. Mit den Komödien Voltaire's findet er sich, wie alle bisherigen Kritiker, vornehm ab, und scheut sogar die inhaltsleere Wendung nicht, „on ne saurait les discuter sérieusement, tout au plus peuvent-ils prendre rang parmi les pièces de société". Gesellschaftsstücke wollen eben die Komödien V.'s nur sein, und Brougham's Beurteilung hat etwa soviel Sinn, als wenn von l'Arronge gesagt würde: Die komischen Dichtungen l'Arronge's kann man nicht als ernste, stylgerechte Lustspiele ansehen, höchstens sind sie treue Abbilder der menschlichen Gesellschaft. In der Kritik der Tragödien ist ihm hingegen mehr beizustimmen, wenngleich der Rat, Voltaire hätte sich im „Catilina" nur auf Sallust und Cicero beschränken sollen, jede tragische Dichtung unmöglich gemacht hätte. Nicht nachgewiesen ist auch, dass V. über die Newton'sche Philosophie geschrieben habe, ohne sie aus den Originalwerken zu kennen, dass König bei seinem Besuche in Cirey (Winter 1738/39) die „Elements de Newton" korrigiert habe, dass die Einwirkung des „Essai" bereits in Humes „hist. of England" zu spüren sei u. a.

Überhaupt wird Voltaire von Br., wie dies in neuerer Zeit häufig geschieht, nicht in seiner universalen Bedeutung, sondern mehr in einzelnen Seiten des Privatlebens und der schriftstellerischen Thätigkeit geschildert.

Von Interesse sind noch die Erörterungen über V.'s genaue Kenntnis der englischen Sprache, über seine gesellschaftlichen Vorzüge, über seine Dreistigkeit in Erörterung religiöser Fragen, die

von der Furchtsamkeit eines d'Alembert sehr absteche. Wenn so Voltaire meist sehr günstig beurteilt und mit Wärme verteidigt wird, so wird dem Zelotismus frommer Kreise wenigstens der Ketzer und Voltaire-Biograph Condorcet zum Opfer gebracht. C. schildert freilich den grossen „Patriarchen von Ferney" so, wie ihn die philosophischen Kreise auffassten und nur auffassen konnten, doch darf man nicht mit Br. behaupten, er habe lediglich die „Irreligiosität" V.'s gepriesen.

Die dunkle Kehrseite des von V. gezeichneten Porträts, ist die in Br.'s Buch entworfene Schilderung Rousseau's. Von den Werken des Genfer Philosophen werden nur die „Confessions" und teilweise die „Nouv. Héloïse" beifällig erwähnt, in seinem Charakter erblickt der Lord nur Leidenschaftlichkeit, Eitelkeit, fixe Ideen, die momentan zur Geisteskrankheit geworden seien, Mangel an Selbstbeherrschung und Wahrheitsliebe, und will alle diesen Schwächen aus dem zerrütteten physischen Zustande R.'s erklären. Solche Erklärungsversuche sind bei Brougham nicht eben selten. Auch die „Lettre à M. d'Alembert" wird aus der Einwirkung des rauhen, einsamen Aufenthaltes hergeleitet.

Wie so viele Kritiker, übersieht Br. in der Beurteilung des Schriftstellers Rousseau die Einwirkung einer höchst lückenhaften und ungeregelten Bildung und Erziehung, welche, im Verein mit angeborener Genialität, die unmittelbare Kraft und Frische seiner Darstellung wie die Einseitigkeit seiner Beweisführung hervorgerufen hat. Ist doch der „Emile" nichts anderes, als eine systematische Theoretisierung der Studien und Lebensweise R.'s, wie sie in den „Confessions" geschildert wird. Ebensowenig bringt Br. die Schwächen und Seltsamkeiten des Menschen Rousseau mit der abenteuerlichen, an schlimmsten Eindrücken und schlechtesten Erfahrungen so reichen Lebensweise in hinreichende Verbindung.

Ein grösseres Mass in der Beurteilung Rousseau's hält die Schrift von J. B. Meyer: „Voltaire und Rousseau in ihrer sozialen Bedeutung," Berlin 1856, die beide Philosophen vor den Übertreibungen ihrer Gegner und Verehrer zu bewahren sucht. Vornehmlich sind es allerdings die rein philosophischen Lehren und Schriften V.'s und R.'s, welche M. in geistvoller und sachlicher Weise diskutiert. Die Schwankungen Voltaire's in seiner Auffassung der Eschatologie, des Pessimismus, Optimismus u. a. philosoph. Anschauungen sind hier, ein Dezennium vor Strauss, in lehrreichster Weise hervorgehoben, ebenso, wie die Unklarheit Rousseau's über theologische Fragen. In einem Punkte wird jedoch dem ersteren meines Erachtens Unrecht gethan. Meyer behauptet, dass Voltaire in seiner Intoleranz für das den Jesuiten in Spanien und Portugal widerfahrene Unrecht nur — heitere Witze habe. Ein genaueres Studium

der Korrespondenz V.'s, und namentlich der bei Cayrol publizierten Briefe würde diesen Vorwurf sehr modifizieren, und ebenso hat V. ungeachtet aller Rücksichten, die er auf die französ. Regierung zu nehmen hatte, doch die Vertreibung des Ordens aus Frankreich nie ganz gebilligt.

Von Rousseau's „Contrat social" wird besonders die eigentümliche Mischung des Despotismus und der Demokratie hervorgehoben und andrerseits wieder richtig bemerkt, dass der rein theoretische Philosoph nimmermehr die praktische Durchführung seines Systems in der grossen Revolution des Jahres 1793 gebilligt haben würde.

Von grösstem Interesse an der Schrift sind die Erörterungen über die grundverschiedene Beurteilung, welche Voltaire von Cousin, Laufrey, Nicolardot u. a. erfahren hat, und der Nachweis der erst nach des Philosophen Tode, aber dann unaufhaltsam auftretenden Voltaire-Begeisterung. Auch die Höhe der Auflagen verschiedener Voltaire-Editionen spricht dafür. Denn während die Genfer Ausg. (1768) 4500, die von 1775 erst 6000 Expl. hatte, ist die Edition zu Kehl (1785) schon auf 28,000 Expl. gestiegen und die beiden Ausgaben von Beaumarchais hatten zusammen 3,100,000 voll. Selbst in der Restaurationszeit sank das Interesse für Voltaire nicht erheblich. Die Ausg. 1817—1824 weist noch 1,598,000 Bde. auf, und sogar in neuester Zeit ist die (allerdings mit tendenziöser Auswahl gemachte) „Edition du Centenaire" in- und ausserhalb Frankreichs sehr viel gekauft worden.

Mit der Stärke der Auflagen schwindet aber die Vorsicht der Kritik. Während noch die Kehler Ausg. (1785) alles auszuscheiden sucht, was V. aus „motifs étrangers à la bonté de l'ouvrage" geändert habe, während sie in den Anmerkungen den Autor nicht nur „erklären und verteidigen", sondern auch mit der dem Genie schuldigen Ehrfurcht „bekämpfen" will, hat der kritiklose Enthusiasmus mit Beuchot bereits seinen Höhepunkt erreicht. Andrerseits führte die zunehmende Begeisterung auch dahin, alles von V. verfasste aufzunehmen und das Briefmaterial immer vollständiger zu sammeln. Noch die angef. Kehler Ausgabe lässt Stücke fort, die dem Andenken des Schriftstellers schädlich sein könnten, oder die nicht mit unumstösslicher Sicherheit als echt nachzuweisen sind, und publiziert nur die Briefe, welche „dignes du public" sind, und welche die noch lebenden Zeitgenossen V.'s nicht verletzen konnten.

2. Die drei Sekretäre Voltaire's.

(Longchamp, Collini, Wagnière.)

Wenngleich wir in den vielen Sammlungen Voltaire'scher Briefe und in zuverlässigen, zeitgenössischen Aufzeichnungen hin-

reichendes Material für die Kenntnis Voltaire's haben, so sind die drei Berichte, welche seine Sekretäre, unabhängig von einander, anfertigten, zur Ergänzung einzelner Züge nicht unwichtig. Freilich ist die Kompetenz aller drei insofern eine beschränkte, als der erste, Longchamp, eine sehr untergeordnete Stellung im Haushalte der Marquise du Châtelet, und dann Voltaire's selbst, einnahm und auch seine geistige Bildung kaum über ein sehr relatives Mass hinausging, der zweite, Collini, zwar Geist, Kenntnisse und sogar tiefere historische und naturwissenschaftliche Bildung besass, aber offenbar mehr eine Selbstverherrlichung und eine Selbstbiographie schrieb, als einen Bericht über seinen Herrn, der dritte, Wagnière, der ehrlichste und wohlunterrichteste von allen, vieles absichtlich verschwieg und retouchierte, was dem Andenken seines überzeugungsvoll verehrten Beschützers nachteilig sein konnte. Immerhin war Wagnière, der zwei Dezennien lang in engerem Verkehr mit V. stand und durch dessen Hände fast die ganze Korrespondenz des Philosophen ging,[1]) der auch als aufgeklärter Protestant für die freieren religiösen Anschauungen seines Gebieters Verständnis hatte, ein ungleich glaubwürdigerer Berichterstatter, als die beiden früheren Sekretäre. Auch diesen beiden, wenigstens dem Collini, darf man zwar einen Einblick in die brieflichen Mitteilungen, und demzufolge in die persönlichen Beziehungen ihres Herrn nicht abstreiten, wie das Nicolardot übertriebener Weise thut, aber damals war Voltaire sicher noch nicht in gleichem Grade auf das Diktieren angewiesen, wie in der Ferneyer Zeit. Kein Wunder, dass sie über das vertrautere Pritvatleben und den Charakter V.'s viel weniger unterrichtet sind, als Wagnière, und dass sie statt eines Gesamtporträts nur ein kleinliches, lückenhaftes Miniaturbild liefern können. Die religiöse Weltanschauung des Philosophen war ohnehin dem inferioren L o n g c h a m p unfassbar, und C o l l i n i als Katholik und Historiograph des katholischen Pfalzgrafen, hatte allen Grund, seinen gefeierten Helden nicht als Ketzer erscheinen zu lassen. Darum die Versicherung: V. habe die „ministres des autels“ stets sehr hoch geachtet und der Nachdruck, den er auf V.'s letztes Bekenntnis legt.

In schlagendem Gegensatz zu ihm, ist dagegen Wagnière recht eifrig bemüht, die letzte Konzession des ketzerischen Diplomaten und die übertriebenen Berichte über dieselbe (vgl. das sub I. über N i c o l a r d o t's Auffassung gesagte) auf eine möglichst geringe Bedeutung zurückzuführen und ein schon früher (1769) Voltaire zugeschriebenes Glaubensbekenntnis als Fälschung hinzustellen. Ebenso erfahren wir aus Wagnière näheres über die Streitigkeiten mit ein-

---

[1]) Verhältnissmässig wenige Briefe in späteren Jahren sind von V. selbst oder von der Dénis aufgeschrieben worden, meist diktierte Voltaire.

zelnen Geistlichen, die sich durch die ersten Jahre der Ferneyer Zeit hinziehen, über die selbstlose, aufopfernde Thätigkeit des Philosophen in seiner neuen Heimat.

Im wesentlichen wird man die Angaben Wagnière's stets durch andere glaubwürdige Zeugnisse bestätigt finden, und nur einzelne Angaben sind, vielleicht durch absichtliche Entstellungen V.'s hervorgerufen, als irrig zu bezeichnen. So W.'s Behauptung, die Furcht vor der Inquisition habe den Philosophen an der Reise nach Italien gehindert. Dafür sprechen die Briefstellen zum mindesten nicht, denn in ihnen wird diese Furcht vor der kirchlichen Unduldsamkeit nur gelegentlich und halb scherzhaft angedeutet. Vielmehr unterblieb die Reise, weil die Einladung keine sehr dringende war, und weil der schwankende Gesundheitszustand V.'s sie unrätlich erscheinen liess.[1]) Auch weiss ich nicht, ob die Angabe, Choiseul habe[2]) 1762 die kgl. Pension ohne V.'s Wissen erneuern lassen, richtig ist. Voltaire spricht in einem Schreiben an Duclos (20. Jan. 1762) nur davon, dass er seit 1750 diese Pension nicht mehr bezogen habe, und erwähnt Choiseul's Vermittelung garnicht. Ebenso sind die Notizen, Friedrich II. habe V. zum Gesandten in Rom machen wollen und über die Entstehung der „Henriade“ (23) wohl irrig. Grossen Wert hat W.'s Bericht durch die Hinzufügung des zwischen Thieriot und Voltaire's Freunden über die Desfontaines-Affaire geführten Briefwechsels, durch die Kritik der „Mémoires de Bachaumont“ und der „Mém. p. servir à l'hist. de Voltaire“, Amsterdam 1785, durch die Besprechung der Préface der Voltaire-Ausgabe von 1750 und der Beteiligung des Autors an dieser Edition und vor allem durch die Relation über V.'s Grabesreise nach Paris. Die Gründe dieses verhängnisvollen Entschlusses treten in W.'s Bericht am klarsten hervor. Diesem zufolge sei V. nach Paris gegangen, um zu zeigen, dass ihm die Residenz nicht dauernd verschlossen sei, um Tronchin zu konsultieren und weil ein Prozess zu Dijon ohnehin eine weitere Reise nötig machte. Wie bekannt, verlebte Wagnière nicht die ganze Zeit von Febr. bis 30. Mai 1778, dem Todestage Voltaire's, in Paris, er wurde nach Ferney gesandt, um Bücher für die projektierte Umarbeitung des akademischen Wörterbuches herbeizuschaffen, und so ist der letzte Teil seines Berichtes ein indirekter. Dennoch wüsste ich nicht, was man im wesentlichen seiner Darstellung vorwerfen wollte, ausser dem sehr verzeihlichen Vorwurfe, dass W. die Undankbarkeit seines Gebieters gegen ihn selbst in unhaltbarer Weise zu beschönigen sucht. Doch ist die

---

[1]) s. hierüber auch meine Abh.: „Zur Korrespondenz Voltaire's“ in dieser Zeitschr. II, 4.

[2]) ebda.

Rolle, welche die Dénis in der Sache nach W.'s Angabe spielt, kaum dem widersprechend, was wir sonst über ihren Charakter wissen. Wenn hier u. a. Nicolardot es für unwahrscheinlich hält, dass V. in einem Kodizill der Dénis die Fürsorge für Wagnière empfohlen, weil man einer gutgearteten Nichte, wie die Dénis wohl nach V.'s Meinung gewesen, nicht noch besonders anraten werde, treue Diener des Onkels nicht verhungern zu lassen, und einer böswilligen oder für böswillig gehaltenen gegenüber dieser Rat doch zwecklos sei, so scheint mir diese Argumentation keine Widerlegung von Wagnière's bestimmter Angabe.

So günstig wir im allgemeinen über W.'s Aufzeichnungen urteilen können, so trifft das Dichterwort: „Ihr gleicht dem Geist, den ihr begreift, nicht mir" auch ihm gegenüber zu. Was er von dem Charakter seines Herrn erzählt, sind doch nur kleinliche, vereinzelte und selten charakteristische Bemerkungen. Überhaupt hat die Ferne der Zeit (denn Wagnière hatte bei Lebzeiten Voltaire's keine Aufzeichnungen gemacht, um nicht dessen Misstrauen zu erregen) nicht nur die Auffassung sondern auch das Gedächtnis des braven Mannes beeinflusst. Über Ereignisse schreiben, die dem Abfassungstermine (1781) oft 20 Jahre und länger vorausgehen und sogar in summarischem Überblick noch das ganze frühere Leben des gefeierten Greises hineinziehen, das ist allerdings ohne unfreiwillige Retouchierungen und ohne direkte Irrtümer kaum möglich. Am zuverlässigsten wird daher immer die „Rélation du voyage de M. de Voltaire à Paris et de sa mort" sein, die kaum 2 Jahre später (März 1780) entworfen wurde. Vergleicht man sie mit der entsprechenden Schilderung Longchamp's, so wird man die Überlegenheit und Zuverlässigkeit Wagnière's am besten würdigen können.

Endlich ist bei der Beurteilung der Wagnière'schen Biographie auch der aphoristische Charakter derselben nicht ausser Acht zu lassen. Wagnière will in erster Linie nur „Additions" zu Voltaire's „Comm. historique", der offiziellen und pseudonymen Selbstbiographie, geben, zu der er selbst mit Durey de Morsan und Christin die „pièces justificatives" gesammelt hatte.

Weniger als über Wagnière ist über Longchamp zu sagen. Er kannte zwar die Verhältnisse der marquise du Châtelet aus eigener Anschauung und weiss uns darüber manches pikante, wenn schon nicht unwahrscheinliche, in langweiliger Form zu schildern, aber in die engeren Beziehungen Voltaire's, dessen Sekretair und namentlich Kopist er von 1746—1750 war, ist er nie recht eingeweiht gewesen. So sind es denn meistens Klatschgeschichten und Anekdoten, von denen die Schilderung des ersten Zwistes Richelieu's und Voltaire's und die Entstehung der „Pucelle", oder die Schwangerschafts-Affaire der marquise und die Rivalitäten und Liebeleien am

Hofe des Stanislas Leczinski das meiste Interesse haben, die uns Longchamp erzählt und ausmalt. Über die Berliner Zeit ist er weniger unterrichtet, da Voltaire ihn als Geschäftsführer und Beaufsichtiger der Nichte in Paris zurückliess, kennt alles nur vom Hörensagen und berichtet den Juwelenhandel, die Affaire Hirschel, den Streit mit Maupertuis u. a. unrichtig und tendenziös. Vor allem kommt es ihm darauf an, seine Entlassung aus Voltaire's Dienst zu beschönigen, da muss denn die übelbescholtene Dénis wieder als Intriguantin und Aufhetzerin fungieren. Richtig mag es wohl sein, dass diese gereifte Wittwe in der Weltstadt Paris kein tugendsames Leben geführt habe, dass ihr Longchamp's Gegenwart lästig gewesen sei, dass sie diesen, der unbefugter Weise Kopien von Voltaire's Schriften anfertigte, beim Onkel denunzierte, aber unmöglich kann Voltaire, wie uns Longchamp glauben lässt, die Absicht gehabt haben, neben dem gewandten Collini auch noch den früheren Kopisten als Sekretair nach Berlin zu rufen.

Kurz vor Voltaire's Ende trat Longchamp, der damals von der Pension des früheren Herrn in Paris lebte, diesem wieder näher, besuchte ihn in seinem Hôtel und erfuhr über die letzten Tage des greisen Philosophen genaueres. Diese Mitteilungen benutzte er dann, um eine Schilderung der Reise nach Paris und der letzten Lebenszeit Voltaire's seinen Memoiren einzufügen. Aber besonderen Wert und bemerkenswerte Originalität hat auch diese Schilderung nicht, und ebenso sind die Beilagen Hérault's: „Nouveau dialogue des morts“ (1746) und Piron's Gedicht über Voltaire's Genesung (1723) von geringerem litterarhistorischem Interesse.

Longchamp hat seine Mémoiren schon bei Voltaire's Lebzeiten entworfen, aber sie nachher jedenfalls retouchiert.[1]) Sie sind dann in dieser uns jetzt vorliegenden Form vom abbé Duvernet für die 2. Auflage seiner „Vie de Voltaire“ (1797) benutzt worden.

Collini endlich bekundet schon durch das ewige Hervortretenlassen der eigenen Person, wie wenig er zum Biographen geeignet war. Sein leitender Grundsatz, den Philosophen nicht „au milieu des princes et des grands“, sondern „avec ses amis et ses serviteurs“ zu schildern, führt zu einer Detailmalerei, der auch Collini's bestechende Form nur wenig Reiz geben kann. Doch verdanken wir diesen Schilderungen manche nicht uncharakteristische Angaben. Die Tendenz des erst 1807 veröffentlichten „Mon séjour auprès M. de Voltaire“ ist eine unbedingt apologetische, nur dass Collini neben aller Voltaire-Begeisterung doch auch die Interessen kirchlicher Machthaber schonen musste.

Seine Eitelkeit verleitet ihn, nicht nur die Schilderung seines

---

[1]) Nicolardot a. a. O. 176.

eigenen abenteuerlichen Lebens, das ihn von Florenz bis Berlin führte und zum Protégé berühmter Theaterprinzessinnen machte, dem Lebensbilde Voltaire's vorauszuschicken, sondern auch seine Korrespondenz mit Voltaire und der Dénis anzufügen. Seine Entlassung aus V.'s Dienst schildert er mit wenig beneidenswerter Offenheit, verschweigt aber den eigentlichen Grund, dass er Kopien von seines Herrn Briefen und Schriften gemacht und Aufzeichnungen über diesen entworfen hatte. Collini's spätere Schrift wurde bereits 1780 von Luchet in der „Hist. lit. de Voltaire"[1]) nach privaten Mitteilungen verwertet, auch einzelne zwischen Voltaire und Collini gewechselte Briefe in den Schlussband des umfassenden Werkes aufgenommen.

Die drei Sekretaire ergänzen sich in chronologischer Folge so, dass Longchamp vor allem die Cireyer Zeit und die nächstfolgenden Begebenheiten bis zur Abreise nach Preussen, Collini die Jahre 1750 bis 1754 (dem Zeitpunkt seiner Entlassung) schildert, Wagnière am ausführlichsten über die beiden letzten Dezennien ist. Wertlos sind Collini's Aufzeichnungen durch Voltaire's Korrespondenz und die Forschungen in preussischen Archiven geworden, nur wenige Einzelheiten des „Séjour" haben für uns noch Wichtigkeit; auch Longchamp's Memoiren sind längst durch bessere und authentischere Quellen, bis auf verschiedene Details ersetzt worden. Wagnière behält aber einen nie völlig ersetzten und ersetzbaren Wert.

Aus diesem Grunde sind auch die nächstfolgenden Voltaire-Biographen in höherem oder geringerem Grade von Wagnière abhängig. So hat schon Luchet, in dem oben angeführten Werke, W.'s mündliche Mitteilungen besonders für die Charakterzeichnung V.'s benutzt. Luchet, ein dem Philosophen persönlich bekannter marquis, schrieb seine Voltaire-Biographie (4 Bde.), der eine Auswahl aus V.'s Schriften und Briefen angehängt wurde (2 Bde.), als unbedingter Verehrer und überzeugungsvoller Bewunderer, ohne doch in den einseitigen Parteifanatismus eines Condorcet zu verfallen. Nicht allein für Franzosen, sondern für die gebildete Welt des gesamten Europa will er schreiben, darum hebt er im „Discours prélim." die universale Bedeutung hervor, die Voltaire als Verkünder der neuen staatlichen und kirchlichen Ideen und als Popularisierer der modernen philosophischen Systeme gehabt habe. Mit Recht wird der Einfluss des Philosophen, Dichters und Geschichtsschreibers grossenteils auf die anziehende, klare Form zurückgeführt, in der er alle seine Vorgänger übertraf. Dem gefeierten Helden gegenüber erscheinen die vorhergehenden französischen Litteraten als untergeordnet und unbedeutend, als oberflächliche Schöngeister oder als

---

[1]) Zu Kassel, P. O. Hampe.

langweilige Gelehrte, deren Bedeutung nur auf enge Kreise beschränkt war. Selbst die klassische Poesie Frankreichs scheint dem Biographen nicht an Voltaire's Epigonentum heranzureichen (I, 26).

Luchet schrieb im Anschluss an den „Comm. historique", der bereits 1776 veröffentlicht war, und an Voltaire's „Mémoires", die damals nur in handschriftlicher Form wenigen zugänglich waren, und benutzte, wie schon erwähnt, Wagnière's und Collini's Angaben. Daneben standen ihm Notizen von Zeitgenossen zur Verfügung, wie denn u. a. die Schilderung der letzten Reise und letzten Lebenszeit Voltaire's nicht auf die genannten Quellen zurückgeht. Neues zu geben ist nicht seine Absicht, er will nur bekannte Details denen mitteilen, die dem grossen Schriftsteller ferner stehen. Besonders auf deutsche und russische Kreise scheint sich diese Belehrung erstrecken zu sollen, wie denn die „Hist. litter." in Deutschland erschienen und der russischen Czarin Katharina II. gewidmet ist. Doch sind einzelne Bemerkungen und Auffassungen auch für unsere Zeit noch beachtenswert. So die Angabe, Rousseau habe Voltaire's durchgefallene „Mariamne" durch Umarbeitung der Tristan'schen völlig verdrängen wollen (I, 117), der Hinweis, dass „Œdipe" und „Irene", die Erstlings- und die Spätlings-Dichtung V.'s trotz schlechter Besetzung so grossen Erfolg gehabt (I, 44), ferner die (wohl übertriebene) Notiz, V. habe den simulierten Kranken oft spielen müssen, um lästige Besucher fern zu halten (II, 275). Diesen und anderen Angaben wird man eine gewisse Originalität nicht absprechen, während die ästhetischen Erörterungen Luchet's meist von Voltaire direkt abhängig (wie die Verurteilung der „tragédie amoureuse", I, 55) und ohne tieferen Wert sind. Mit mehr Kritik ist der eigentlich biographische Teil, in dem alles anekdotenartige sorgfältig ausgeschieden wird, geschrieben. Immerhin wird man Luchet's umfangreichem und sorgfältigem Werke das Gefühl der Pietät entgegenbringen müssen, und auch die Bedeutung, welche es für eine halb den neuen Ideen, halb den alten Traditionen zugewandte Zeit haben musste, nicht verkennen.

3. Aus Bavoux's „Voltaire à Ferney" (Paris 1860).

Diese Briefsammlung enthält Schreiben V.'s, die sich auf seine Thätigkeit in Ferney und seine Kämpfe mit der Geistlichkeit beziehen, die Korrespondenz des Philosophen mit der Herzogin von Gotha, endlich einen Wiederabdruck verschiedener schon bei Cayrol publizierter Briefe. Der erste Teil liefert zu dem bereits aus anderen Briefsammlungen gewonnenen Bilde keine neuen Züge,[1]) dagegen ist

[1]) Höchstens zeigt sich ein gewisser Eigennutz Voltaire's in der an den Pariser Maire, Fabri, gerichteten Bitte, alle Sümpfe bei Ferney

die zweite Abteilung wichtig für die Beurteilung des Charakters V.'s, seines Verhältnisses zu Friedrich II., der Entstehung der „Annales de l'Empire", „des Essai," „der Hist. de Pierre le Grand" u. a. Stücke. In den Beziehungen zur Gothaerin treten die recht widerwärtigen Schmeicheleien V.'s zuvörderst hervor. Einmal versteigt er sich sogar bis zu der überhöfischen Schmeichelei „J'aurais été un impertinent si après que V. Altesse Sérénissime a eu la fièvre je ne l'avais pas eu aussi."[1]) Berechnet war aber diese Schmeichelei auch, denn die Gothaerin sollte zwischen Voltaire und Friedrich II. vermitteln und dem gekränkten Philosophen eine ehrenvolle Zurückberufung nach Berlin und eine Satisfaktion für die in Frankfurt erlittne Demütigung auswirken. Auf die Dauer wollte der Franzose weder in Berlin[2]) bleiben, noch in der Residenz seiner Beschützerin (die Reise nach Gotha wurde immer unter dem Vorwande des rauhen thüringischen Klima verschoben), sondern Paris war das Ziel seiner Wünsche. Deshalb werden auch in den Briefen an die Herzogin unwürdige und unwahre Schmeicheleien Ludwig's XV. eingestreut. Da heisst es einmal sogar: Das in Frankfurt erlittne Missgeschick sei verdient, weil er seinen König verlassen hätte.[3]) Auch später hören diese Lobhudeleien nicht auf. In einem Briefe (an Cideville?)[4]) bemerkt V., der König von Frankreich habe seine Besitzungen für steuerfrei erklärt, um ihn für die Undankbarkeit des Königs von Preussen zu entschädigen. Da aber die ersehnte Rückkehr nach Paris immer schwieriger wurde, so äusserte einmal V.[5]) wie der Fuchs vor den saueren Trauben: er wolle weder nach Berlin, noch nach Paris, denn „er fürchte die Monarchen und die Pfaffen". Das Verhältnis zu Friedrich II. blieb auch ein gespanntes, denn, trotz aller freundschaftlichen und selbst intimen Briefe, gesteht doch V. selbst, dass der König ihm „des choses piquantes sur mon compte" geschrieben habe.[6]) Ausser diesen Feindschaften

---

trocken legen zu lassen, denn ihm selbst war ein sumpfiges Terrain von den Einwohnern für Bezahlung einer Forderung des curé von Mœns abgetreten worden (vgl. Schreiben an Fabri vom 21. November 1759 und 9. April 1761, den Comm. hist. und die Urkunde bei Desnoiresterres, VI, 46).

[1]) 10. Februar 1754 a. a. O. 104.

[2]) 22. Sept. 1753: „On me lapiderait en France si je retournais à sa cour (de Frédéric). Je ne le pourrais avec bienséance, qu'en cas qu'il fît une satisfaction éclatante à ma nièce, qu'il punît Freytag et Smith, qu'il me rappelât à sa cour . . . seulement pour venir passer quinze jours avec lui.

[3]) s. Briefe vom 27. Sept. 1753, 21. Nov. 1753, 1. u. 4, Sept. 1759.

[4]) 3. Juli 1753, p. 90.

[5]) 25. März 1755, ebds. S. 73.

[6]) a. a. O. S. 1, 18. April 1754.

hatte der Philosoph schon 1754 von Verfolgungen der Jesuiten zu leiden,[1]) weil er in seinen Schriften ungünstig über die Päpste geurteilt habe (?).

Verschiedene Schreiben an die Gothaerin bekunden ferner, wie langsam und sorgfältig V. an den „Annales de l'Empire", jenem für den Erbprinzen von Gotha geschriebenen Abriss der deutschen Geschichte, arbeitete, wie er namentlich in chronolog. Dingen die Hilfe deutscher Gelehrter in Anspruch nahm, und wie er für dieses Werk jede Belohnung von Seiten der deutschen Fürstin zurückwies.[2]) Charakteristisch für V. ist es wieder, dass er jene gelehrten Korrektoren der „Annales" in ein lächerliches Licht zu setzen sucht: „De grands professeurs qui savent en quelle année la papesse Jeanne accoucha examinent actuellement le grand œuvre," schreibt er an die Herzogin. Auch von dem „Essai" und der Geschichte Peters d. Gr. ist öfters in diesen Korrespondenzen die Rede. Der „Essai", gesteht er offen, sei ihm nicht so angenehm, wie seine „Pucelle", und aus seiner Abneigung gegen Peter d. Gr. macht er gar kein Hehl, wenngleich er die Fortschritte der russischen Kultur, deren Grund doch Peter I. legte, begeisterungsvoll anerkennt.[3]) Für das letztere Geschichtswerk erhielt er von Petersburg keine Materialien[4]) und musste sich ausser gedruckten Quellen mit den Memoiren des Grafen Bassewitz und des General Manstein begnügen.[5])

Wie stets, verleugnet V. seine Schriften aus Berechnung und sucht sie sogar andern zuzuschieben. So soll das „Triumvirat" von Crébillon, die „Vie privée du roi de Prusse" von la Beaumelle sein, und die „Histoire de la guerre de 1741" wird, wohl wegen ihrer deutschfeindlichen Tendenz, abgeleugnet. — Auch sonst ist in den erwähnten Briefen V. ganz der Alte. Als geriebener Geschäftsmann spielt er den finanziellen Agenten der Herzogin in Genf nud Leipzig, als sanguinischer Politiker hofft er schon am 2. Nov. 1756 auf Frieden zwischen Österreich und Preussen, und als fanatischer Pfaffenfeind freut er sich, dass Friedrich II. die katholische Partei Norddeutschlands niedergeworfen habe.

4. War die „Année littéraire" schon vor 1760 Voltaire bekannt?

Dessnoiresterres im 5. Bande seines hier öfter citierten Werkes über Voltaire bemerkt mit Recht, die Angabe V.'s, er habe

---

[1]) a. a. O. S. 109, 111.
[2]) vgl. 104, 105—107, 165, 85, 91—93.
[3]) ebds. S. 95.
[4]) ebds 112, 233, 168.
[5]) ebds. 259, 59 und Comm. hist.

bis 1760 die „Année littéraire" Fréron's nur vom Hörensagen gekannt, sei kaum wahrheitsgemäss, da „Candide" und die „Femme qui a raison" bereits im Jahrgang 1759 der genannten Zeitschrift so kritisiert worden seien, dass V. darauf hätte aufmerksam werden müssen. Die zweite Kritik (T. VIII, 3—24) war allerdings erst am 30. Nov. 1759 geschrieben und konnte somit am 1. Jan. 1760 dem in weiter Entfernung von Paris lebenden Dichter noch unbekannt sein, hingegen ist es kaum glaublich, dass die bereits im April veröffentlichte Kritik der „Candide" (T. II, 203 ff.), in welcher Fréron mit maliziösester Ironie die an Rohheiten und Unanständigkeit reiche, mit Voltaire's Optimismus in Widerspruch stehende und überdies geistlose, wie oberflächliche Schrift dem 65-jährigen Greise abspricht und für das Machwerk eines angehenden Litteraten erklärt, nicht von irgend einem guten Freunde oder böswilligen Feinde sofort nach Ferney geschickt worden sei. Was hingegen Fr. über die „Femme qui a raison" bemerkt, ist allzu armselig und verletzend, als dass irgend jemand sich veranlasst gesehen haben könnte, diese Afterkritik sogleich nach Ferney gelangen zu lassen. Denn Fr. gibt nur eine Inhaltsangabe mit malitiösen Randbemerkungen über einzelne Stellen und Wendungen und erklärt die Komödie für eine Umarbeitung einer alten zu Carouge, also in Voltaire's Nähe, gespielten Farce.

Aber noch andere Kritiken und Bemerkungen des Jahrganges 1759 sind derartig, dass sie sogleich dem über alle litterarischen Dinge wohl und schnell unterrichteten V. bekannt werden mussten. Sollte es in Ferney wirklich am 1. Januar 1760 noch unbekannt gewesen sein, dass bereits viele Monate früher jenes „Oracle des nouveaux philosophes" (s. v.) beifällig kommentiert (T. III, 242—255), dass schon im Februar d. J. den Herausgebern der Encyklopädie ein schlimmes Plagiat nachgewiesen war (I, 3 ff.), dass bald darauf d'Alembert und die neueren Philosophen mitgenommen (I, 315, 318), dass etwas später Voltaire mehrerer Plagiate beschuldigt wurde (im „Œdipe" und der „Henriade" (IV, 13, 21), dass die Ode „Sur la mort de la princesse de Bareith" (!) unter Friedrichs II. Lyrik gestellt, dass die Partei des von Voltaire geschmähten Jesuiten Berthier und des „Journal des Trevoux" genommen (IV, 89, 91, 22. Juni 1759), dass die unserem Voltaire so interessante Frage der Abstammung der Chinesen von den Ägyptern schon im Frühjahr 1759 in der „Année littéraire" (III, 3—19, vgl. damit V, 73 ff., VIII, 228 ff.) erörtert worden war?

Überhaupt die gefährliche Tendenz eines Blattes, das unserem „Grenzboten" ähnlich, gegen alle freien und selbständigen Richtungen in Kirche, Staat und Litteratur mit anonymer und pseudonymer Feigheit eine scheinbar unabhängige Opposition

machte,[1]) das die Encyklopädie stets angriff und ihre Unterdrückung pries, das alle von den Jesuiten ausgehenden Schriften lobhudelte und die Werke Voltaire's und der Philosophen meist[2]) bespöttelte, das ernstere Dichtungen herunterriss und dagegen den Operntand wohlgefällig anpries, musste Voltaire sofort einleuchten und ihn zur Verteidigung aufrufen. Wenn er nun doch so lange wie irgend möglich schwieg und die Nichtkenntnis der „Année littéraire" vorgab, so war ein gewisser Egoismus daran schuld. Denn seine in der Zschr. angegriffenen „Candide" und „Femme qui a raison" wurden von ihm verleugnet, die ihm vorgeworfenen Plagiate waren nach damaligen Begriffen sehr harmlos, die beissende Verspottung seiner Geschichtsauffassung im „Essai" war keine direkte und deshalb leicht zu ignorieren (Fréron spricht nämlich II, 25 ff. von Richer's „Essai sur les grands événements par les petites causes" und deutet im Anfange nur auf Voltaire's „Essai" hin), die anderen Angriffe gegen ihn waren nicht erheblich[3]) und auch durch Lobsprüche gemildert. Die Verteidigung der Encyklopädie mochte ja Freund d'Alembert übernehmen und die Vernichtung des „Oracle des nouveaux philosophes" konnte der persönlichen Gemeinheit, die in jener Schmähschrift herrscht, am besten überlassen werden. Aber zu dem reichen Kapitel der Lügen und Flunkereien Voltaire's kommt auch jener Brief vom 1. Januar 1760 hinzu. Überdies geht aus brieflichen Zeugnissen hervor, dass Voltaire sich über Fréron's Feindschaft schon vor 1752 beklagte.

R. Mahrenholtz.

---

[1]) Aus diesem Grunde nahm Fr. auch einmal eine scharfe Kritik der bestehenden politischen Zustände auf (VI, 55 ff.).

[2]) II, 207 f., VIII, 295, einen Anachronismus im „Essai" und die Affaire Desforges betreffend.

[3]) Doch wird V.'s „Epître sur la Calomnie" in nicht böswilliger Weise (VIII, 37) erwähnt und auch (IV, 89) von Voltaire's poetischen Lorbeeren gesprochen.

Replik in Sachen der Satyre Ménippée.

In meiner Anzeige der Programm-Arbeit des Herrn Prof. Jos. Frank „Zur Satyre Ménippée“ Nikolsburg 1880 (siehe diese Zschr. III, p. 454—462) suchte ich dem Verdienste dieser beachtenswerten Publikation gerecht zu werden, aber auch meine abweichende Ansicht über die Autorschaft der gepriesenen Schrift zu begründen. Über den Wert meiner Einwendungen gegen die Annahme einer der Tradition entsprechenden Mehrheit von Verfassern der Satyre sind mir zwei Urteile von Fachmännern bekannt geworden. Herr Prof. Koschwitz teilte mir seine Ansicht schriftlich in folgenden Worten mit: „Was Sie gegen Frank vorbringen, ist sehr ansprechend; eine endgiltige Lösung ist nur vom Durchsuchen der französischen Archive etc. zu erwarten. Immerhin ist die Frage durch Programm und Rezens. vorwärts gebracht.“ Herr Prof. Körting äussert sich im „Litteraturblatt für germ. u. rom. Philologie“ (1882, 1) folgendermassen: „Dass letztere Annahme (Mehrheit der Verfasser) irrig ist und dass die Verfasserschaft auch des erweiterten Werkes in der Hauptsache Leroy allein zuzuerkennen ist, hat neuerdings auf Grund einer scharfsinnigen Interpretation der betreffenden Angaben de Thou's und d'Aubigné's Z. nach meiner Meinung endgiltig bewiesen.“ Dieses „endgiltig“ in der ebenso gegen Prof. Frank wie gegen mich sehr wohlwollenden Besprechung Prof. Körting's konnte ich natürlich nur in dem Sinne acceptieren, die Frage sei vorläufig abgeschlossen, bis nicht etwa auf Grund neuer Forschungen genügende Belege zur Erschütterung meiner Beweisführung erbracht würden; denn hierauf muss auch der Litterarhistoriker selbstverständlich stets gefasst sein und gehörig dokumentierten Gegengründen loyal zustimmen. Prof. Frank hat nun in dieser Zschr. IV, H. V, p. 199 sq. einen Aufsatz „Zur Satyre Ménippée“ veröffentlicht, der zum grössern Teil der Widerlegung meiner Aufstellungen über die Verfasserfrage der erweiterten Ménippée gewidmet ist. Wenn ich nun nach mehrmaligem aufmerksamsten Durchlesen dieser Gegenbemerkungen

hierüber anticipando — d. h. vor Begründung desselben — ein summarisches Urteil abgeben soll, so muss ich in aller Aufrichtigkeit bedauern gestehen zu müssen, dass mir die Antikritik fast gänzlich misslungen scheint und dass ich darin jene kritische Schärfe, jene Exaktheit der Argumentierung schmerzlich vermisse, welche allein in solcher Materie Überzeugung zu schaffen vermag, und durch welche eben die Hauptresultate der Programmarbeit gewonnen wurden. Indem ich jetzt daran gehe, dies zu zeigen und die Schwächen der Frank'schen Deduktionen blosszulegen, verwahre ich mich ein für allemal ausdrücklich dagegen, dass irgend ein in der sachlichen Beurteilung gebrauchter minder günstiger Ausdruck im geringsten jene Achtung verletzen sollte, welche ich der Person eines Fachgenossen schulde und wirklich zolle.

Bevor ich zum eigentlichen Gegenstand der Kontroverse übergehe, fühle ich mich gedrängt, zu gunsten desjenigen Mannes, auf dessen Veranlassung die Ménippée-Frage eigentlich in neuester Zeit in Fluss geraten, eine aufklärende und berichtigende Notiz hierherzusetzen: ich meine Aug. Bernard. Frank ist, wie mir dünkt, diesem Manne nicht vollständig gerecht geworden, hingerissen von seinem Eifer für die Ménippée. Er nennt zwar Bernard (im Programm) einen „immerhin sehr verdienten Forscher" und gesteht ihm „reiches Wissen" und „gründliche Kenntnis der Geschichte jener Zeit" (in seiner Entgegnung) zu; aber andererseits mutet er ihm parteiische Absichtlichkeit in seiner Auseinandersetzung und Mangel an Gewissenhaftigkeit zu, scheint Zweck und Beschaffenheit der Hauptpublikation dieses Gelehrten nicht nach Verdienst zu würdigen und wirft ihm in seinem letzten Artikel „reaktionäre Allüren" vor. Von letzterem Ausdrucke, als einer Phrase, die, dem modernen Journaljargon entnommen, in einer wissenschaftlichen Elucubration keinen Platz finden sollte, will ich ganz absehen, da ich damit nichts anzufangen weiss. Den anderen Insinuationen gegenüber erkläre ich: Bernard war nicht nur einer der fähigsten, sondern auch einer der fleissigsten, ernstesten, solidesten und gewissenhaftesten Geschichtsforscher. Als solchen erweist ihn die von ihm besorgte Veröffentlichung der „Procès-verbaux des États-généraux de 1593" („Collection de documents inédits sur l'histoire de France"), erschienen 1847.[1]) Dieser stattliche Band von fast 900 Seiten gross Quart ist ganz geignet, die höchste Achtung vor dem litterarischen Verdienst des Herausgebers hervorzurufen und ihm für immer einen ehrenvollen Platz auf dem Gebiete der historischen Quellenforschung zu sichern: skrupulöseste Genauigkeit, reichste Belesenheit, scharfsinnige Kritik, echter historischer Sinn kenn-

zeichnen diese Edition. Das Verdienstliche derselben leuchtet schon daraus hervor, dass Geschichtsschreiber wie Sismondi gar nicht wussten, dass Protokolle der Generalstände von 1593 existierten, und dass Capefigue dieselben in Reims abhalten lassen konnte (Bernard, Préface, p. XIV.). Weder aus der Vorrede, noch aus den zu den Sitzungsberichten gefügten Noten lässt sich eine die Objektivität beeinträchtigende Parteinahme für die Ligue oder ihre Generalstände entnehmen. Einen „Rettungsversuch“ (Frank, Programm, p. 4—5) mag man in gewissem, aber nur in des Geschichtsschreibers durchaus würdigem Sinne darin sehen: er wollte durch die Veröffentlichung der offiziellen Akten der Stände von 1593 für alle Zukunft der Historiographie ein nicht zu ignorierendes Substrat zur Eruierung des thatsächlichen jener Versammlung liefern, er wollte die von der Satyre Ménippée und gewissen Geschichtsschreibern gänzlich verdunkelte[2]) Kehrseite derselben hervorkehren und zeigen, dass es denn doch eine grosse Einseitigkeit wäre, die liguistischen États einfach als eine grosse Harlekinade, als eine Versammlung unfreiwilliger Possenreisser aufzufassen. Und ein solches Korrektiv der herrschenden Ansichten war in der That nicht überflüssig; liest man gewisse Darstellungen jener Zeitläufte, so muss man daraus schliessen, die Ligue sei nichts als eine Bande von Schurken und Heuchlern gewesen und habe in gar keinem Sinne und innerhalb gar keiner Umgrenzung irgend eine moralische Berechtigung gehabt. Nicht so der wahre Historiker: er hat Ereignisse und Zustände von allen Seiten und aus ihrer Zeit heraus zu betrachten und zu beleuchten, und eben dies wollte A. Bernard in betreff der Stände von 1593 ermöglichen.[3]) Dies geht u. a. unzweideutig hervor aus der einzigen Stelle des Buches (Préface, p. IV), wo auf die Sat. Mén. angespielt wird: „Nous devons à toutes ces circonstances réunies (die unmittelbar vorher aufgezählt werden) l'ignorance où l'on est aujourd'hui de ce qui se passa aux états de 1593. Ainsi tout le monde connaît la Satyre Ménippée, qui, malgré le mérite qu'on lui attribue, n'est qu'une œuvre anonyme, tandis que personne ne se doute, pas même ceux qui font profession d'écrire l'histoire, qu'il existe des procès-verbaux authentiques des séances de cette assemblée si cruellement parodiée dans ce pamphlet royaliste.“

Seltsam ist es, wenn Frank nach Anführung der Stelle aus Labitte: „Elle (l'édition des procès-verbaux) comblera une lacune fâcheuse dans les annales de nos grandes assemblées. L'histoire politique n'aurait seulement à profiter de cette publication; ce serait la meilleure pièce justificative de la Ménippée“ beifügt: „Wir wissen, wie wenig Bernard den an ihn geknüpften

Erwartungen entsprach.“ (Programm, p. 8, [22].) Konnte man denn überhaupt von vorn herein erwarten, die amtlichen Sitzungsprotokolle einer Ständeversammlung würden diese als eine Komödie, als Hanswursterei darstellen? Will man Bernard dafür verantwortlich machen, dass er in den Procès-verbaux keine Rechtfertigung der Mén. gefunden — oder was hätte er thun sollen, um den an ihn geknüpften Erwartungen zu entsprechen? Nehmen wir an, die Herausgabe der Protokolle wäre einem der begeistertsten Bewunderer der Mén. anvertraut worden — hätte dieser vielleicht, ohne seine Aufgabe gänzlich zu verkennen, seine Publikation in eine pièce justificative der Mén. umzugestalten vermocht? Übrigens sagt St. Beuve („Revue des deux Mondes“, 1846, 14, 448) über Bernard's Veröffentlichung: „Cette publication . . . fut exécutée avec beaucoup de soin, d'exactitude et de conscience, qualités qui distinguent cet investigateur laborieux“.

Doch die herbsten Vorwürfe gegen Bernard knüpfen sich an einen von ihm in der „Revue de la Province et de Paris“ (1842) enthaltenen polemischen Aufsatz über die Mén. Ich kenne denselben nicht näher, da mir jene Zeitschrift nicht zu Gebote steht; doch genügen die darüber gegebenen Anhaltspunkte, um ein Urteil zu fällen. Dieser „article critique fort rude“ (Ste Beuve, l. c. p. 449) ist allerdings der Hauptsache nach als misslungen zu bezeichnen. Nicht deswegen, weil er überhaupt gegen die Überschätzung der Mén. und der Persönlichkeit ihrer angeblichen Verfasser gerichtet ist und ihre historische Glaubwürdigkeit angreift: das haben andere auch gethan und nicht mit Unrecht; denn eine Parteischrift der tendentiösesten Art bleibt sie immerhin und ist eben deshalb nur cum grano salis als Quellenschrift zur Beurteilung ihrer Zeit zu gebrauchen. Frank citiert selbst aus des Vicomte des Méaux Werk „Les luttes religieuses en France au seizième siècle“, dem er grosse Objektivität nachrühmt, die Stelle: „Ailleurs, la Satyre Ménippée est une œuvre de parti, railleuse, passionnée et souvent injuste avec une merveilleuse éloquence . . .“ Was wir über den persönlichen Charakter der Verfasser (ich gebrauche hier aus Bequemlichkeit diesen Ausdruck, da er doch wenigstens bezüglich der geselligen Reunionen zutrifft) erfahren, ist nicht gerade geeignet, sie uns als Leute von catonischer Tugendhaftigkeit, als Martyrer ihrer Überzeugung oder sonst von heldenhafter Anlage erscheinen zu lassen. Es dürften vielmehr gutmütige Lebemänner gewesen sein, deren nicht geringster Verdruss war, in ihrer epikuräischen Behaglichkeit gestört zu sein. Diese Auffassung wird mehrfach geteilt. Demogeot schreibt in den „Textes classiques de la

littérature française“ (p. 69): „C'étaient sept bons bourgeois, amis de la paix, parce que la paix était le bien-être, dévoués à la royauté et à leur repos, haïssant la Ligue parce qu'elle était séditieuse et aussi parce qu'elle ne payait plus les rentes de l'hôtel de ville; gardant rancune à Mayenne pour les longs jeûnes du siège de Paris, pour les gardes et sentinelles où ils avaient perdu la moitié de leur temps, et acquis des catarrhes et maladies qui ruinaient leur santé.“ Sehr gut äussert sich auch Henri Prat in den „Études littéraires“ (III, 342): „D'Aubray est bien ce bon négociant ou rentier parisien s'enthousiasmant pour une idée tantôt religieuse, tantôt politique, criant volontiers: Vive la Ligue! vive la fronde! ou même Vive la Charte ou la Réforme! endossant le harnais de garde national sous quelque dénommation que ce soit, et faisant patrouille ou sentinelle. Une certaine dose de patience lui est même donnée par le ciel pour supporter les inconvénients de ses fantaisies belliqueuses. Mais il ne faut pas vouloir le mener trop loin, ni surtout trop longtemps. Quand il s'aperçoit qu'on l'a trompé et qu'il souffre trop dans ses intérêts, il revient au pas de course, au point de départ; et même quelquefois il exagère la réaction comme il a exagéré l'action.“ Vergl. noch Phil. Chasles in „Étude sur le seizième siècle en France“ (1848, p. 182 sq.)[4])

Der Fehler Bernard's in der Appretiation der Mén. bestand hauptsächlich darin, dass er die Natur der Satire im allgemeinen verkannte, indem er ihr historisch-diplomatische Treue zumutete. Sobald die Satire dieser Anforderung genügen soll, wird sie überflüssig oder vielmehr unmöglich. Aufgabe der Satire ist es allerdings, ein Bild der Wirklichkeit zu geben, aber keine Photographie; sie soll zwar die Realität im Gegensatz zu einer dem Gedanken des Dichters oder der öffentlichen Meinung vorschwebenden Idealität abspiegeln, aber sie ist nicht gehalten, ihr Bild der reellen Dinge auch in den Proportionen der Wirklichkeit zu lassen, es muss ihr freistehen, es für das Auge des Lesers unter das Mikroskop zu bringen, um seine Züge, nach Bedürfnis erweitert und verstärkt, auch dem ungeübten Blick erkennbar zu machen. Der Satire vorhalten, ihr den Gegenständen verliehenes Kolorit entspreche in diesem oder jenem Punkt nicht minutiös der Wirklichkeit, hiesse den Karrikaturen eines humoristischen Blattes Mangel an Porträtähnlichkeit vorwerfen. Dass trotz der satirisch-komischen Übertreibung die litterarische Geiselung auf dem Boden der Wahrheit bleiben kann, hat mit Bezug auf die von der Mén. gegebene Schilderung der Ständesitzungen Ste Beuve (l. c. 450) durch einen geschickten Vergleich veranschaulicht: „Assistez à telle séance de la chambre des députés, ou écoutez

celui qui en sort tout animé de l'esprit des orateurs et vous en exprimant l'émotion, les péripéties, les jeux de scène, et puis lisez le lendemain le procès-verbal de cette séance, cela fait-il l'effet d'être la même chose?" Indem ich also das objektive Unrecht Bernard's in dieser Hinsicht rückhaltlos anerkenne, kann ich die Art der ihm gewordenen „Abfertigung" nicht allweg billigen. Man hätte nicht so viel Aufhebens machen sollen von der persönlichen Antipathie dieses Mannes gegen die Mén., noch weniger war es geboten, ihn darob fast zu verunglimpfen. Man hätte bedenken sollen, dass dieser hochverdiente Forscher durch und durch Historiker gewesen, dass die mit voller Energie verfolgte Richtung seiner Studien ihn augenscheinlich zu einer gewissen Einseitigkeit und Exklusivität verleitete und dass ihm die Wahrnehmung, dass einerseits viel Aktenmaterial über die Stände von 1593 verloren gegangen (s. Préface der Procès-verbaux), andererseits viele ihr Urteil über jene verfehmte Versammlung einzig aus der Ménippée schöpften, gegen diese Schrift einen besonderen Widerwillen einflössen musste. Es genügte demnach, das Irrtümliche seiner Auffassung zu konstatieren; von einer mala fides ist bei Bernard keine Rede.

Bernard verfocht auch die Ansicht, der Erfolg und Einfluss der Mén. zu Gunsten Heinrich's IV. sei ein minimaler gewesen, sie sei post festum gekommen und habe nach der Entscheidung des Schwertes nur mehr eine dürftige Nachlese gefunden. Diese Meinung fand bis in die jüngste Zeit ihre Vertreter. Demogeot sagt: „La Ménippée n'abattit pas la Ligue, elle la trouva par terre; mais elle l'ensevelit dans le ridicule." Géruscz (l. c., p. 454—55): „Toutefois ils (les auteurs de la Mén.) ne se pressèrent pas ... ils laissèrent gronder l'orage et couler le torrent; ils prirent leur temps, et quand l'heure fut venue, ils livrèrent et gagnèrent leur bataille d'Ivry; les traits qu'ils tirèrent de leur carquois et qu'ils décochèrent contre les derniers champions obstinés de la Ligue achevèrent ce qu'avaient déjà fort avancé les armes et la politique du Béarnais." Ich möchte der Mén. eine wichtigere Rolle anweisen, darum habe ich die von Frank übergangene Stelle aus Aubigné kopiert, wo die Wirksamkeit des „Catholicon" vor Heinrich's Einzug ausdrücklich bezeugt wird (s. meine Anzeige, p. 459) — wie allerdings auch an den beiden andern bekannten Stellen. Für die Autorfrage ist jene dritte Stelle freilich irrelevant. Natürlich darf man auch wieder nicht den Einfluss der Mén. dahin deuten, sie allein habe in Paris eine Missstimmung hervorgerufen. Dagegen sprechen z. B. Stellen aus Cheverny's Memoiren zum Jahre 1592 (p. 218—19): „Je dirai donc que, bien que les affaires de la

Ligue commençassent assez apparemment à se deffaire, neantmoins les chefs et principaux interessez en icelle ne laisserent &c. — Sur la fin du mois d'octobre (1592) les Parisiens . . . entre autres ceux de la cour du parlement qui y estoient demeurez, et autres corps et communautez principales de ladite ville de Paris, commencerent à murmurer, puis à parler plus librement, et enfin à dire tout haut qu'il fallait adviser aux meilleurs moyens de faire une bonne paix etc." — Wenn Bernard — um auch diesen Punkt zu berühren — gegen die Ménippée das Pamphlet „du Malheustre et du Manant" empfahl (Préface, l. c.), so mag das in litterarischer Beziehung eine wenig geeignete Gegenüberstellung sein; allein ihm war es, wie gesagt, nur um Geschichte zu thun, und in dieser Beziehung gesteht auch Ste Beuve (l. c. p. 448): „Mais M. Bernard y voyait, et non sans raison, un précis historique très net de la naissance, des progrès et des différentes péripéties de la Ligue . . ."

Frank befasst sich auf den ersten 2—3 Seiten seines Artikels „Zur Sat. Mén." nochmals mit der Frage, warum dieselbe ihre fingierte Sitzung auf den 10. Februar angesetzt habe, und sagt nach Rekapitulation des von ihm früher (im Progr.) hierüber Vorgebrachten: „. . . wir freuen uns, eine Quelle für den 10. Februar gefunden zu haben, die hoffentlich für jede Zukunft in diesem Punkte alle Vermutungen überflüssig machen, aber auch gegen die Ménippée den Vorwurf des aus der Luft gegriffenen Datums beseitigen dürfte. In den Memoiren des Kanzlers Chiverny[5]) (Collection Petitot, sér. I, t. XXXVI, p. 245 unten) . . . heisst es: „. . . ainsi chacun d'eux croyant s'advancer davantage par cette remise desdits estats Dieu qui en avait tout autrement disposé permit qu'ils furent ainsi separez sans autre effect, ayant duré sept mois depuis le 10 février jusques à la fin dudit mois d'aoust 1593." Es heisst also bei diesem ausgezeichneten Gewährsmanne ausdrücklich und unzweideutig, die Sitzungen haben am 10. Februar und nicht am 26. Januar 1593 begonnen. Wir müssen uns darüber wundern, dass diese Stelle bei Chiverny den Forschern A. Bernard, C. Labitte, Ste Beuve, S. Read u. a. entgangen ist. Es kann hier nicht darauf ankommen, den Widerspruch in der Datumsangabe Chiverny's mit den diesbezüglichen Angaben anderer vorzüglicher Quellen wie bei L'Estoile u. s. w. zu erklären, es würde uns dies auch bei dem uns so mangelhaft zur Verfügung stehenden Quellenmaterial schwerlich ganz gelingen; genug: wir haben nachgewiesen, dass die Autoren der Ménippée den 10. Februar nicht aus den Fingern gesogen haben. Ich muss leider die Freude des Verf. über seinen Fund eine Illusion nennen. Die folgende Erwägung dürfte dies jedermann einleuchten

lassen. Wir besitzen in den von Bernard herausgegebenen „Procès-verbaux des États de 1593“ für die äusseren und offiziellen Vorgänge dieser Stände eine Quelle, die niemand ignorieren darf, der hierüber authentisches erfahren will. Was berichten nun die „Procès-verbaux“ über die Eröffnung der Stände? Die Protokolle zerfallen in drei „Registres“: Registre du tiers état, du clergé, de la noblesse. In jedem Registre wird abgesondert über den Verlauf der Versammlung Sitzung für Sitzung referiert. Nun, das Register des dritten Standes berichtet über die Eröffnungssitzung (p. 18—22 bei Bernard) unterm 26. Jänner, u. z. in der eingehendsten Weise, mit Beschreibung, der Aufgangstreppe, des Sitzungssaales, des Ceremonielles etc. etc.[6]) Die nächste Sitzung war am 27. Jänner, ferner vor dem 10. Februar Sitzungen am 4. und 8. Februar, darauf die nächste am 12. d. M. Die Protokolle geben auch bei jeder Sitzung den Wochentag, die Tageszeit (le matin, après-dîner) und selbstverständlich die Tagesordnung an. Das Register des Klerus konnte B. nicht vollständig abdrucken lassen, da das betreffende Manuskript unvollständig ist, es reicht vom 9. April bis in den Juni hinein; dafür stand ihm der authentische Bericht eines geistlichen Abgeordneten zu Gebote, der über die Eröffnung der Versammlung schreibt (p. 377 l. c.): „Mardi le vingt-sixieme janvier. L'ouverture des estats tenus à Paris fut faicte et harangué (sic) etc.“ Nach Erwähnung der Sitzung vom 27. Jänner sagt derselbe Berichterstatter: „Les autres séances interjacentes furent employés (sic) à la vérification des pouvoirs etc.“, um sodann die Sitzung vom 16. Februar anzureihen. Das Register des Adels endlich setzt wiederum die erste Sitzung auf den 26. Jänner, übergeht den 27. (wo bloss der päpstliche Legat die Zulassung zur Erteilung des Segens begehrte) und lässt die Sitzungen des 4., 8., 12. u. s. w. Februar folgen. Man kann sich eines Lächelns nicht erwehren, wenn man bei Bernard diese Daten liest und damit vergleicht, was Frank dem entgegenhält zu Gunsten des 10. Februars. Unser Quellenmaterial soll zu mangelhaft sein, um die Frage dirimieren zu können! Und welche andere Quellen verlangt denn Frank noch? Gesetzt den Fall, es würde sich nach 100 Jahren um den Eröffnungstag einer Session unseres Reichsrats handeln, wo würde man authentischen und unbezweifelbaren Aufschluss darüber suchen? Doch wohl in den amtlichen Sitzungsprotokollen; und fände man bei irgend jemandem, etwa in den Memoiren eines Ministers, eine hiervon abweichende Angabe, so würde man sie ohne weiteres für irrtümlich halten, ohne sich viel um die Aufklärung des Irrtums zu kümmern; es wäre eben ein lapsus (calami, memoriæ u. dgl.). Und warum

sollte man den Akten der Stände von 1593 gegenüber nicht dasselbe Verfahren beobachten? Will man glauben machen, diese Stände hätten von ihrer eigenen Eröffnung nichts sicheres gewusst? Oder sollten die Redaktoren der Protokolle, die selbst jene Versammlungstage nicht übergehen, wo nur Messe und Predigt war, und dabei nie den Namen des Celebranten und Predigers vergessen, sich gerade in Betreff des Eröffnungstages einen so haarsträubenden Irrtum haben zu Schulden kommen lassen, dass sie denselben um 14 Tage antizipierten, darauf drei Sitzungen einschoben, um schliesslich die wirkliche Eröffnung ganz zu übergehen? Und ein solches Monstrum von Berichterstattung wäre stehen geblieben, ohne auch nur von einem der sämtlichen Abgeordneten der drei Stände bemerkt zu werden? Noch einmal: die Procès-verbaux allein genügen, uns zu vergewissern, dass die Stände am 26. Jänner eröffnet wurden und dass am 10. Februar überhaupt keine Sitzung stattfand; daher denn z. B. Poirson in seiner „Histoire du règne de Henri IV“ (Paris 1856) über die Eröffnung und einzelne Sitzungen der Stände einfach nach Bernard berichtet. Mit den Procès-verbaux stimmen übrigens alle sonstigen gleichzeitigen Berichte überein. Ich führe bloss de Thou an: „Dicta dies inchoandis comitiis VIII. Kal. Feb., quæ conversioni beati Pauli dicata est. Qua cum convenire delegati non potuissent, postridie factum est initium in Luparæ arce, theatro ad id parato“ (Hist. l. 105, § 18, t. V, p. 234). Und dieser „Wolke von Zeugen“ gegenüber will Prof. Fr. die Autorität des einzigen Cheverny geltend machen? Aber, abgesehen von den Procès-verbaux, einer Majorität gleichzeitiger Zeugen pflegt man nicht das Zeugnis eines einzelnen vorzuziehen ;— ohne zwingende Gründe. Oder sollten sich die Procès-verbaux, Aubigné, de Thou, Lestoile etc. den 26. Jänner „aus den Fingern gesogen haben“? — Prof. Fr. meint: „Es kann hier nicht darauf ankommen, den Widerspruch in der Datumsangabe Chiverny's mit den diesbezüglichen Angaben anderer vorzüglicher Quellen wie bei L'Estoile u. s. w. zu erklären“. Das heisst denn doch sich die Sache gar zu leicht machen! Im Gegenteil, es kommt für Fr. alles darauf an, diesen Widerspruch aufzuklären; wer, im Gegensatz zu den offiziellen Akten und zu sämtlichen zeitgenössischen Quellen, auf die Angabe eines einzigen hin, für den 10. Februar einsteht, muss unwiderleglich beweisen, dass Akten und Geschichtsschreiber Unrecht, jener eine Recht habe. Wer hingegen dem übereinstimmenden Berichte der Quellen beipflichtet, für den kommt es allerdings gar nicht darauf an, den Widerspruch des einzigen Chiverny aufzuklären, hierfür dürfte es wahrscheinlich an Quellenmaterial fehlen, es bleibt eben nichts

übrig, als diese Angabe als eine irrtümliche auf sich beruhen zu lassen. Man könnte beifügen, dass vielleicht Chiverny für die États von 1593 überhaupt keine ganz zuverlässige Quelle ist. Ph. Chasles charakterisiert die Memoiren Ch. als „embarassés et obscurs“; in ähnlicher Weise zensuriert sie ihr Herausgeber in der Coll. Petitot, wogegen sie freilich Poirson verteidigt; mag dem sein wie immer, soviel ist sicher, dass Chiverny über die liguistischen États sehr unvollkommen berichtet; sagt er doch nicht einmal ein Wort über ihre Eröffnung, die doch ohne Zweifel für alle Parteien ein bedeutungsvolles Ereignis war! Auch was er (l. c.) über die Vertagung der Stände sagt, ist ungenau. Diese erfolgte nicht Ende August, sondern wurde Ende Juli beschlossen und am 9. August ausgeführt, nachdem in den unmittelbar vorhergehenden Sitzungen das Konzil von Trient rezipiert und von allen Deputierten der Eid geleistet worden war, Ende Oktober zurückzukehren. Auch lösten sich die Stände keineswegs auf, es blieb vielmehr eine gewisse Anzahl Mitglieder der drei Stände zurück und setzte die Sitzungen formell bis Ende Dezember fort (es werden im ganzen vom 26. Jänner bis 22. Dezember 101 Sitzungen verzeichnet). — In einer Note (l. c. p. 202) erklärt Fr.: „Wir meinen natürlich nicht, dass die Autoren der Ménippée das Datum aus den Memoiren Chiverny's geschöpft haben, das wäre chronologisch kaum gut möglich (gewiss nicht, denn die Memoiren erschienen Jahre nach Ch.'s Tode! Anmerk. d. Verf.); aber ebensowenig und noch weniger (warum?) wird man doch annehmen können, dass Chiverny das Datum aus der Ménippée abgeschrieben habe . . .“ Ich meine, letztere Annahme sei in gewissem Sinne gar wohl möglich. Chiverny war, wie eben aus seinen Memoiren hervorgeht, ein grosser Verehrer der Ménippée, er mochte auf sie das Horazische „nocturna versate manu, versate diurna“ angewendet haben. Es lässt sich nun denken, Ch. habe beim Niederschreiben des betreffenden Passus das so oft gelesene Datum des 10. Febr. vorgeschwebt und es sei ihm fast unwillkürlich in die Feder geschlüpft; nicht dass er das richtige Datum nicht gewusst hätte, vielmehr musste er es implicite im Sinne haben, als er die Dauer der Stände bis zur Vertagung auf sieben Monate angab; anderenfalls müsste man annehmen, Ch. habe nicht zählen können, da von Februar bis incl. August nur sechs Monate sind.[7] Es ist eben am einfachsten, bei Ste Beuve's Auffassung zu bleiben: „La Satyre Ménipée . . . simule une sorte de séance idéale qui les (États) résume tous entiers.“

Indem Fr. sich in seinem Artikel neuerdings der Autorenfrage und sodann meiner hierüber in dieser Zschr. dargelegten Ansicht zuwendet, sagt er: „Wir wollen nun . . . untersuchen, in

wie weit dieselben (von mir vorgebrachten Ergebnisse) mit anderen unerschütterlichen Thatsachen übereinstimmen." Welche sind nun diese Thatsachen u. z. unerschütterlichen Thatsachen, welche Fr. gegen mich ins Treffen führt? Ich habe in meiner Besprechung die beiden Stellen aus d'Aubigné: „Ce livre, composé par un aumosnier du Cardinal de Bourbon ... Rapin à qui on l'avait atribué y contribua quelques vers seulement" und „Ce livre, atribué à plusieurs, sortit véritablement d'un petit aumosnier du Cardinal de Boubon" (s. die genauen Citate in meiner Anzeige, III, 458—59 dies. Zschr.) dahin interpretiert, unter „Catholicon" könne hier nur die später unter dem Titel „Sat. Mén." gedruckte Gesamtschrift verstanden werden, da nur diese Verse enthalte und da das Béthune'sche Manuscript nicht „Catholicon" hiess; folglich sei Leroy der Verf. der erweiterten Mén., zu der Rapin die Verse gefügt. Hierauf entgegnet Fr.: „Wir geben zu, d'Aubigné habe unter „ce livre" den erweiterten Gesamtinhalt der Ménippée verstanden ... und doch können wir d'Aubigné's Worte nimmermehr im Sinne Pr. Z.'s auffassen. Nach unserem Sprachgefühle (ist das eine unerschütterliche Thatsache?) — will d'Aubigné mit beiden Stellen nur nachdrücklichst betonen, es sei der Grundriss und die erste Ausführung des Entwurfes, kurz der texte primitif die vollständige Arbeit Leroy's und es habe dieser bereits alle Teile, in die sich die editio princips gliedert, enthalten; was später hinzugekommen sei, sei blosse Ausbreitung und Interpolation dieses Leroy'schen ersten Entwurfes und könne auf selbständige Autorschaft keinen Anspruch erheben!" Ich muss bekennen, dass nach meinem Sprachgefühl d'Aubigné unter „ce livre" unmöglich an einer und derselben Stelle gleichzeitig einerseits die erweiterte, andrerseits die ursprüngliche Mén. (Read's „texte primitif") verstehen kann. Wenn ich sage „dieses Buch", so bezeichne ich hiermit ein bestimmtes mir vorliegendes oder vorschwebendes Buch, und weder ein anderes Buch, noch Teile desselben Buches, noch den Entwurf eines Buches; denn der Entwurf ist nicht das Buch selbst. Gesetzt, es wäre controvers, ob Dante auch das „Paradies" der div. Commedia verfasst habe; sagte dann jemand: Dante hat die div. Com. geschrieben: so könnte das Niemand dahin auslegen, „mit Ausschluss des Paradiso", sobald es nicht ausdrücklich beigesetzt ist; ebensowenig kann der Satz: D. hat die div. Com. verfasst: jemals gedeutet werden: er hat sie entworfen, skizziert. D'Aub. versteht also unter „ce livre" entweder die Schrift „l'Abrégé etc." oder die Ménippée; erstere wohl nicht, denn sie hiess nicht Catholicon und enthält keine Verse, folglich bleibt nur letztere übrig. Man lese doch die so einfachen we-

nigen Zeilen bei d'Aubigné und vergleiche damit, was Fr. in 15 Zeilen seines Artikels alles hineinlegen will: dann entscheide man, ob das nicht eine gewaltsame Erklärung eines klaren Textes ist. Man beachte ferner folgendes: die Autorschaft des ursprünglichen Catholicon (des ersten Teils der späteren Mén.) hat, soviel uns bekannt ist, niemand Leroy abgestritten; die Gerüchte einer mehrfachen Mitarbeiterschaft beziehen sich ja eben auf die Reden, diese werden unter Pithou, Gillot etc. verteilt. Wenn nun d'Aubigné ganz ausdrücklich berichtet: das Catholicon ist von einem aumosnier du Cardinal de Bourbon verfasst, Rapin hat einige Verse beigefügt: so kann das doch nicht heissen: Leroy hat einen Entwurf des Cath. verfasst, andere haben den Entwurf ausgearbeitet. Wenn d'Aubigné an der zweiten Stelle sagt: dieses mehreren zugeschriebene Buch rührt in Wirklichkeit von einem aumosnier etc. her, so kann mein Sprachgefühl mit bestem Willen nur herausbringen: Das Cath. rührt nicht von mehreren, sondern von einem her. Wie weit meinen geehrten Fachgenossen seine Vorliebe für die traditionelle Auffassung gehen lässt, zeigt sich darin, dass er behauptet, die Worte „composé" und „sortit véritablement" legen sogar die Auffassung nahe, Leroy habe nicht den ganzen Inhalt geschrieben, und deuten die Mitarbeiterschaft mehrerer leise an. Einer solchen Hermeneutik stehe ich ratlos gegenüber! Ich antworte kurz: composer bedeutet in bezug auf geistige Thätigkeit „verfassen, abfassen" und nicht „die Mitwirkung anderer leise andeuten", so wenig als im Deutschen, wenn ich sage: N. hat dieses und jenes Werk verfasst, ich damit „leise andeuten" will, er habe Mitarbeiter gehabt. „Sortit véritablement", im ausdrücklichen Gegensatz zu „atribué à plusieurs", schliesst auch die leiseste Andeutung einer Mitarbeiterschaft aus; nach Fr. hätte d'Aubigné hiermit sagen wollen: dieses mehreren zugeschriebene Buch rührt in der That von mehreren her! Zur Erläuterung seiner Auffassung führt Fr. folgende Stelle aus Read's Einleitung zum „texte primitif" an: „qu'il (Leroy) était donc bien le primus auctor ou l'inventor du tout, et que ses amis, survenants ensuite, n'eurent qu'à brocher sur ce tout, et à qui mieux mieux, pièces et morceaux, çà et là." Nun, wenn sich Fr. mit diesem brocher begnügt, so habe ich nichts dagegen einzuwenden.

Fr. behauptet, bei Festhaltung meiner Auffassung könne von einer Übereinstimmung zwischen den Berichten d'Aubigné's und de Thou's[8]) keine Rede sein. Denn wenn Leroy das Ganze verfasst, Rapin aber nur einige Verse hinzugefügt, so könne doch de Thou nicht von letzterem so viel Aufhebens machen und ihn mehr als Leroy herausstreichen; de Thou könne daher nur den

„texte primitif" Leroy zuschreiben. Mir scheint diese Unmöglichseit nicht zu bestehen, wenigstens keine „unerschütterliche Thatsache" zu sein. Zunächst leuchtet ein, dass de Thou die Gesamtschrift bezeichnet („scriptum ingeniose ridiculum, Saturæ Menippeæ nomine"); ihr Inhalt sind „apparatus et scena comitiorum" (wozu „aulæa, imagines, tabulæ" gehören), dann „orationes jocose seriæ"[9]); ihr „primus auctor" ist Leroy. Die vervollständigende Thätigkeit des „succedens alius" wird ausdrücklich auf die dekorative Adjustierung beschränkt, von den „orationes" geschieht keine Erwähnung mehr; de Thou kam es augenscheinlich besonders darauf an, diese Seite der Schrift besonders hervorzuheben. „Sed cum is tantum prima theatri vestigia delineasset, succedens alius scenam perfecte struxit" heisst demnach: Leroy hat auch die Umrisse des szenischen Apparats gezeichnet, aber ein anderer hat diesen vervollkommnet. Fr. fasst „succedens alius" als generalisierende Ausdrucksweise auf und wundert sich, dass ich hier eine solche ablehne, während ich sie für „attribué à plusieurs" beanspruche. Für letzteren Ausdruck habe ich sie als eine minder wahrscheinliche Konjektur hingestellt und komme jetzt ganz davon zurück; für „succedens alius" muss ich sie abermals zurückweisen, da mir mein Sprachgefühl verbietet, um der lieben Tradition willen a l i u s = a l i i aufzufassen. Warum Fr. mir eine „symbolische" Auffassung der Worte „p o s t a u l æ a e t c." imputiert, weiss ich nicht. Ich verstehe darunter eben auch nichts anderes als eine Inhaltsangabe der Mén. und sage dies ziemlich deutlich l. c. p. 461: „. . . es soll doch gesagt werden: Zuerst werden in jener Schrift der Tapetenschmuck des Sitzungssaales und die darauf angebrachten Abbildungen, sodann die einzelnen Reden vorgeführt." Die a u l æ a u. s. w. verleihen ja eben dem ganzen ein dramaturgisches Gewand. Aber auch „theatrum" und „scena" sind für mich nur als Bezeichnung für jene Teile der Mén. verständlich, wo der Schauplatz und die Szenerie der Ständesitzung beschrieben wird, während Fr. darunter seltsamerweise das ganze Buch, also auch die Reden begreift; dass z. B. s c e n a m s t r u e r e „eine Rede umarbeiten" heisst, ist gewiss keine „unerschütterliche Thatsache". Aus vorstehender Darlegung ergibt sich, dass ich allerdings, ohne deswegen „schwankend" geworden zu sein, meine, aus de Thou gehe hervor, dass der „succedens alius", etwa Rapin, die angegebenen Abschnitte weiter ausgeführt habe, und dass so de Thou den Bericht d'Aubigné's ergänze. Man scheint mir vielfach zu wenig zu beachten, dass d'Aubigné und de Thou die e i n z i g e n gleichzeitigen Schriftsteller sind, die uns etwas Zuverlässiges und Genaueres über die Verfasser der Mén.

mitteilen; warum ich Dupuy nicht hierher rechne, werde ich später sagen.

Eine weitere Bestätigung seiner Auffassung findet Fr. in jener Stelle des „deuxième advis de l'imprimeur", wo es nach der Klage über die unbefugte Veröffentlichung inkorrekter Ausgaben heisst: „Toutefois l'argument est public où chacun peut faire des additions qui servent à la matière . . ." Dies, meint Fr., besage unzweideutig, dass Leroy den ersten Entwurf in das Publikum gesendet und dass derselbe von mehrfacher Seite Ergänzungen und Erweiterungen erfahren habe. Fr. identifiziert demnach die „additions", von denen hier die Rede ist und über die g e k l a g t wird, mit der uns vorliegenden Erweiterung des „texte primitif". Aber es ist doch sonnenklar, dass hier von u n b e r e c h t i g t e n Zuthaten gesprochen wird, die mit dem Mettayer übergebenen Manuskript nichts gemein haben; Leroy konnte doch nicht über die von seinen Freunden und im Einverständnis mit ihm gemachten Zuthaten klagen! Es mag demnach die Schrift immerhin „von mehrfacher Seite Ergänzungen und Erweiterungen" erfahren haben, mit unserer Ménippée haben dieselben nichts zu schaffen.[10]) Fr. führt fort: „Besonders bezeichnend scheint uns aber das Wort „l'argument" im 2ième advis, wenn man dasselbe mit de Thou's Worten: „in eoque argumento natura et arte excultam industriam mira felicitate exercuit" zusammenhält; in beiden Fällen scheint nämlich „l'argument" Leroy's texte primitif zu bedeuten, das die anderen Mitarbeiter gewissermassen appretierten". Unter „argument" ist im „deux. advis" jedenfalls der Gegenstand, der Hauptinhalt der Ménippée im allgemeinen, also auch implicite des texte prim. zu verstehen; ob letzterer speziell gemeint sei, lässt sich durch nichts beweisen; wenn dies aber auch der Fall wäre, so würde dies kein Beleg für die Behauptung sein, die zu dem „argument" gefügten Erweiterungen seien Leroy abzuerkennen; denn dort ist, wie gesagt, von fremden, unrechtmässigen Erweiterungen die Rede. Bei de Thou bezieht sich „in eoque argumento" offenbar auf das unmittelbar vorhergehende „scenam perfecte struxit" und ist zu übersetzen: bei dieser Ausarbeitung, bei dieser Inszenierung, oder einfach hierin, hierbei; eine andere Übersetzung wäre sinnlos.

Ich habe in meiner Besprechung bemerkt, es sei mir unerklärlich, wie Fr. seine Auffassung der allmäligen Entstehung und Veröffentlichung der Ménippée mit der Darstellung V i g n e u l - M a r v i l l e's übereinstimmend finden könne. Nach Fr. wurde zunächst die Schrift „l'Abrégé etc." verfasst und als Manuskript verbreitet, sodann das Fragment „La vertu du catholicon" gedruckt, endlich die ganze Ménippée durch den Druck veröffent-

licht; nach Vigneul-Marville aber erschien zuerst das Bruchstück „La vertu etc." im Druck und wurde demselben 1594 das Übrige beigefügt und das ganze Sat. Ménippée genannt, das ist doch ein offenbarer Widerspruch gegen Fr. Letzterer antwortet: „Was nun das meritorische der Marville'schen Angaben betrifft, so schliessen dieselben durchaus nicht aus, ein von Leroy allein verfasster erster Entwurf, wie wir ihn im texte primitif kennen, habe bereits existiert, als das erste Fragment, welches die Wunderkraft der Catholiconpanazee (sic) schilderte und von Leroy allein herrührte, 1593 gedruckt erschien".[11]) Nun vergleiche man hiermit Vigneul-Marville's Worte und beantworte sich die Frage, ob dieser nicht unzweideutig einen solchen ersten Entwurf ausschliesse: „M. le Roy ... composa[12]) et mit au jour en 1593 la Vertu du Catholicon d'Espagne. Cet écrit ingénieux était fort court et fut distribué, cette année-là, en feuilles brochées comme sont d'ordinaire ces pièces fugitives. Dès qu'il parut, chacun en fut charmé, et les beaux esprits de ce temps-là se piquèrent d'y mettre la main et de l'augmenter, ou plutôt d'y joindre une seconde pièce, sous le titre d'Abrégé des États ... La seconde partie ne fut faite ni imprimé qu'en 1594 ..." Ich darf wohl hinzusetzen: Est-ce clair? Nicht so für Fr.; er meint vielmehr: „Nichts weist darauf hin, dass Marville einen solchen ersten Gesamtentwurf Leroy's ausschliesse; im Gegenteil deuten die Worte „d'y mettre la main et de l'augmenter ou plutôt d'y joindre une seconde pièce" darauf hin, dass nur eine Erweiterung des ersten Leroy'schen Gesamtentwurfes stattgefunden habe ..." Und nochmals in der Note 1, p. 212: „Die Nennung Leroy's an erster Stelle und die Worte d'y mettre la main et de l'augmenter (also waren die Grundzüge doch bereits vorhanden!) sprechen dafür, dass auch er von dem ersten Gesamtentwurfe Leroy's wusste". Die „Nennung Leroy's an erster Stelle" will ich übergehen, sie ist mir zu „symbolisch".[13]) Aber es heisst doch gegen den Kontext, gegen alle Regeln der Logik und der Grammatik sündigen, die Worte „d'y mettre etc." auf etwas anderes zu beziehen als was unmittelbar vorher erwähnt ist, oder gar auf etwas, was weder vorher noch nachher genannt wird. Marville schreibt: „M. le Roy ... composa et mit au jour, en 1593, la Vertu du Catholicon d'Espagne. Cet écrit ingénieux était fort court et fut distribué etc." Daran schliesst sich unmittelbar: „Dès qu'il (also doch: cet écrit — le Catholicon[14]) parut, chacun en fut charmé, et les beaux esprits de ce temps-là se piquèrent d'y mettre la main et de l'augmenter, ou plutôt d'y joindre une seconde pièce, sous le titre d'Abrégé des États ..." Für jeden, der französisch kann, lässt der Sinn gar keine Miss-

deutung zu; wollte man statt e n u. s. w. das entsprechende Substantiv substituieren, so müsste es lauten d u C a t h o l i c o n, a u C a t h o l i c o n, l e C a t h o l i c o n, a u C a t h o l i c o n oder das gleichwertige d e c e t é c r i t etc. Um hierin eine noch so leise Anspielung auf den „texte primitif“ zu entdecken, dazu gehört wirklich eine das gesunde Urteil trübende Voreingenommenheit für eine bestimmte Auffassung. Es wird ferner „l'augmenter“ berichtigend erklärt durch „plutôt d'y joindre une seconde pièce“; bezöge sich nun „l'augmenter“ auf den texte prim., so würde gesagt: dem „Abrégé des États“ wurde ein zweites Stück unter dem Titel „L'Abrégé des États“ beigesellt! Zudem sagt ja Marville mit Nachdruck: „La seconde partie du Catholicon ne fut f a i t e ni imprimée qu'en 1594“. Zum Überfluss negiert er jede Teilnahme Leroy's an der Redaktion dieses zweiten Teiles, indem er dieselbe vielmehr Rapin zuschreibt. — Frank sieht in Vigneul-Marville's Worten auch dafür eine Bestätigung, dass „die Quellenschriftsteller von der Sat. Ménippée in allen ihren Entstehungsphasen und Formen als vom Catholicon schlechtweg sprechen und die Distinktion der Titel, wenn sie sie auch kannten, in ihren Angaben nicht immer streng festhalten“; so spreche Marville immer nur vom „Catholicon“, obzwar er angebe, der Titel des Werkes in der ersten Gesamtausgabe habe bereits „Satyre Ménippée“ gelautet; daraus ergebe sich, dass auch d'Aubigné nicht gerade unter Cath. die erweiterte Mén. müsse verstanden haben. Auch das ist eine Illusion: Marville nennt die (nach ihm) zuerst erschienene kleine Broschüre „la Vertu du Catholicon d'Espagne“, dann noch zweimal „Catholicon d'Espagne“ („d'en composer un corps qu'il joiguit au Cath. d'Esp. — la première édition du Cath. d'Esp.“), endlich noch einmal „Catholicon“ („1593, qui était la date du Catholicon“); er nennt ferner „Catholicon“ das ganze Werk dreimal (im Anfang „le Catholicon d'Espagne, pièce satyrique etc.“, dann „le Catholicon tout entier“, endlich „la seconde partie du Catholicon“); den „Abrégé“ nennt er durchaus nicht „Catholicon“, sondern zunächst „Abrégé des États“, dann „la seconde partie du Cath.“, endlich „la Tenue des États“. Das ganze konnte Marville um so eher „Catholicon“ nennen, weil es anfangs in der That so hiess und auch nach Vorsetzung des Titels „Sat. Ménippée“ immer noch der Beisatz blieb „de la Vertu du Cath.“ Dass Marville übrigens sage, schon der Titel der e r s t e n Gesamtausgabe habe „Sat. Mén.“ geheissen, geht aus seinen Worten nicht hervor; er berichtet nur: „le tout fut imprimé comme un seul et unique ouvrage sous le nom de Satyre Ménippée“. Die erste Ausgabe mit letzterem Titel trug ja auch noch die Jahreszahl 1593. Selbstver-

ständlich kann ich auf die verschiedenen sonstigen Angaben Marville's über die Autoren kein Gewicht legen, da er eben nur die landläufige Tradition widergibt, welcher die präzisen Berichte d'Aubigné's und de Thou's widersprechen.[15])

Villeroy konnte in dem citierten Briefe unter „les auteurs" immerhin die Tischgesellschaft bei Gillot verstehen, deren Gesprächsgegenstand doch jedenfalls die Abfassung der Ménippée häufig bildete und deren Genossen alle in gewissem Sinne (wie ich ja in meiner Besprechung zugebe) an der Redaktion teilnahmen, und zwei Autoren waren es jedenfalls.

„Den letzten, aber nicht den schwächsten Beweis" gegen mich, sieht Fr. in den Worten Ste Beuves: „Ces on-dit, cette tradition, dont ou prétend faire fi, ce sont pourtant les historiens contemporains et auteurs de mémoires, de Thou, d'Aubigné, Cheverny, le Grain, qui tous au moment, où ils parlent de la tenue des États de 1592 et durant cette tenue même, mentionnent 'la gaie satyre et farce piquante' qu'en firent 'ces bons et gentils esprits et ces plumes gaillardes', l'honneur de la France." Diese Worte sind weder ein starker noch ein schwacher Beweis gegen mich, sie sind eben gar keiner. De Thou und d'Aubigné sind klassische Zeugen für mich; Cheverny teilt über die Autorschaft nichts näheres mit, sondern sagt nur (l. c. p. 248 — 49): „. . . et entr'autres, quelques bons et gentils esprits du temps, qui s'employerent à decrire la tenue et l'ordre desdits estats, en firent un livre intitulé le Catholicon d'Espagne, ou Satyre Ménippée[16]) . . ., wo also „quelques bons et gentils esprits" ganz gut entweder die Tischgesellschaft bei Gillot bezeichnen oder ein Beleg der landläufigen, von d'Aubigné mit „atribué à plusieurs" bezeugten und mit „sortit véritablement" zurückgewiesenen Überlieferung sein kann; in Legrain („Decade contenant la vie et gestes de Henry le Grand", 1614) lassen sich bloss folgende Worte auf die Mén. beziehen (p. 252): „les Estats donc furent ouverts lesquels n'apporterent que de la risée sur le Theatre de la Frãce et de l'exercice aux plumes gaillardes qui en ont redigé les harangues par ecrit en façon de farces . . ." Ste Beuve führt übrigens obige Namen (de Thou etc.) an jener Stelle (l. c. p. 452) gar nicht an, um daraus Schlüsse über die Autorschaft der Mén. zu ziehen, sondern, um gegen Bernard zu beweisen, dass die (später so genannte) Mén. schon 1593 einen bedeutenden Einfluss ausgeübt habe; und dies geht daraus auch zur Evidenz hervor. Was Ste Beuve p. 453 „Quant aux noms des auteurs" über die Verfasser sagt, ist nichts als ein rhetorischer Erguss, der für unsere Frage ganz belanglos ist.

Ich habe mich nun noch mit dem mir entgegengehaltenen

Zeugnisse Dupuy's zu befassen. Die Ausgabe mit seinen „Remarques" erschien zum ersten Mal 1664 in Regensburg bei Mathias Kerner und wurde dort, in den „Remarques" durch Leduchat sehr erweitert, neuerdings aufgelegt 1709.[17]) Letztere Auflage stand mir zur Verfügung. In derselben ist der der 1664ger Ausgabe vorgedruckte „Avis au Lecteur" von Dupuy ebenfalls abgedruckt. In diesem „Avis" sagt Dupuy ausdrücklich: „L'on tient communément que l'Autheur (Dupuy spricht nach dem Kontext ganz unzweideutig von der von ihm neu herausgegebenen ganzen Ménippée und sagt von ihrer allmäligen Entstehung überhaupt nichts) se nommoit Monsieur Leroy, Chanoine de Rouën, qui avait esté Aumosnier du Cardinal de Bourbon; et c'est à luy que Monsieur de Thou l'attribuë l. 105 de son histoire . . ."[18]) Dupuy fügt diesem Zeugnis über die gewöhnliche oder allgemeine Annahme („l'on tient communément") nicht die geringste widersprechende Bemerkung bei, erwähnt nicht einmal die von de Thou gemachte Einschränkung. Warum beruft sich Dupuy auf de Thou's Zeugnis? Konnte er nicht bei denen, die als seine Freunde bezeichnet werden, bei Gillot etc., viel sicherern Anfschluss erhalten, wenn diese die Verfasser waren? Warum erklärt ferner Dupuy in demselben „Advis", es seien ihm noch viele Punkte in der Mén. unverständlich geblieben und er fordere alle, die etwas darüber wissen, auf, éclaircissements ihm zukommen zu lassen? Konnte er sich nicht von den „Verfassern" Gillot, Pithou etc., seinen Freunden, vollständige und authentische Aufklärung verschaffen? Wenn nun in den „Remarques" gelegentlich, en passant (ex professo wird darüber nicht gesprochen) diese und jene Rede Gillot u. dgl. beigelegt wird, so wird der Wert dieser Angaben, falls sie wörtlich zu nehmen sind, dadurch bedeutend abgeschwächt, dass sie in eklatantem Widerspruch zu der positiven Angabe im „Advis" stehen. Vielleicht sind aber diese Angaben nur als Bezeichnung irgend welcher mittelbarer und entfernterer Teilnahme an der Redaktion aufzufassen, etwa so wie ich in meiner Besprechung (p. 462) vermute („Die Tradition über die in Gillot's Behausung etc."). Es scheint mir auch nicht über allen Zweifel erhaben, ob alle Dupuy zugeschriebenen „Remarques" authentisch und unverändert gegeben sind. Kurz, Dupuy's Worte (in den „Remarques") sind nicht von der Art, ihnen ein besonderes Gewicht beizulegen.

Ich sehe auch keinen rechten Grund ein, warum wir dem „deuxième advis" Mettayer's soweit misstrauen sollen, dass wir annehmen müssen, er habe uns in Bezug auf die Zahl der Verfasser „wissentlich und geflissentlich die Wahrheit verschwie-

gen". Dieser „advis" trägt selbst teilweise, gleich der Mén., ein satirisches Gewand („le discours de l'imprimeur n'en est pas la plaisanterie la moins piquante", Nisard, Hist. de la litt. franç., I³, p. 417),[19]) sie enthält daher gewiss manche verschleierte Wahrheit, aber keine positive Unwahrheit;[20]) speciell in Betreff des Verf. handelte es sich nur darum, seinen Namen, wenigstens vorläufig geheim zu halten. Wenn dabei Mettayer immer von einem Verfasser spricht, so lässt dies auch nur auf einen schliessen, wenigstens in dem Sinne, dass die übrigen eine sehr untergeordnete Rolle spielten.

Ich will noch in Erwägung ziehen, was Maimbourg (Histoire de la Ligue, 1683) über das Cath. sagt, da Fr. gelegentlich einen Teil seiner Worte anführt. Dieser Schriftsteller schreibt p. 459: „Le Duc de Mayenne . . . fit l'ouverture de l'Assemblée des Estats Généraux le vingt-sixième de Janvier (also nicht den 10. Februar) dans la Salle haute du Louvre. On y observa toutes les céremonies que l'on garde toûjours dans les Estats legitimement convoquez; et tout ce que dit d'agreablement burlesque sur ce sujet l'Auteur de l'ingenieuse Satyre, intitulée la Catholicon d'Espagne n'est qu'une invention d'un bel esprit, qui sous d'assez plaisantes fictions, ne laisse pas d'enveloper beaucoup de veritez qui decrieut tres-justement le parti de la Ligue." Zu „l'auteur" steht auf dem Rande: „Le Roy Aumosn. du Card. de Bourbon. Thuan. l. 105." P. 459—60 heisst es: „Il n'y eut point d'autre Procession que celle que firent tous les Députez, quand ils allerent faire leurs dévotions à Notre-Dame; et cette autre des Moines armez sur les differents habits de leurs Ordres, laquelle est décrite si plaisamment au commencement du Catholicon, et qu'on voit encore aujourd'huy dans plusieurs estampes, n'est autre chose que la montre des Ecclesiastiques et des Religieux, que l'Auteur de cette Satyre a transportée du siege de Paris à ces Estats, en la déguisant en Procession pour rendre son Ouvrage plus divertissant." Wenn nun derselbe Maimbourg, nachdem er zweimal von dem einen Verf. des Cath. gesprochen und als solchen ausdrücklich Leroy genannt hat, p. 462 sagt: „Les Harangues qu'on voit dans le Catholicon, presque toutes de la façon de Rapin etc.", so ist ihm derselbe Widerspruch mit sich selbst vorzuwerfen wie oben Dupuy; es macht den Eindruck, als ob er p. 462 nicht mehr gewusst hätte, was er p. 459—60 geschrieben.

Wenn ich schliesslich noch Grosley's (Vie de Pierre Pithou, 1756, t. I., p. 289 sqq.) Meinung oder vielmehr positiven Ausspruch über die Verfasserfrage der Ménippée berücksichtige, so geschieht es nur, um darzuthun, in welch schwierige Stellung

man geraten kann, wenn man das formelle Zeugnis d'Aubigné's unberücksichtigt lässt oder ihm eine einschränkende Auslegung gibt. Nach Grosley ist Leroy — den er entgegen den anderen Angaben Louis nennt — der Verf. des Catholicon im engeren Sinne, der Beschreibung der Prozession und der „Tapisseries", Pithou der Redaktor des ganzen — dies sagt Gr. in der Mitte des 18. Jahrh. ohne Quellenangabe; denn es kann doch nicht als solche bezeichnet werden, wenn er de Thou's „succedens alius" auf Pithou bezieht. Nun aber sucht Gr., um Pithous' Verdienst um die Ménippée möglichst emporzuheben, Leroy's Anteil möglichst herabzusetzen und sagt: „Le Catholicon ne présentait que ce que tout le monde se dissimuloit; la Procession de la Ligue ne pouvoit avoir pour ceux qui en avoient été les Acteurs ou les Spectateurs le ridicule qu'elle a aujourd'hui pour nous; les Tapisseries des États, allusion continuelle aux événéments de notre Histoire, qui ont quelque rapport à ceux de la Ligue, étoient un énigme pour le Peuple". Ich neige auch zu dieser Ansicht, wie nicht minder Poirson; es ist in der That nicht recht glaublich, dass ein so winziges Schriftchen — das eigentliche Catholicon nimmt z. B. in der Ausg. von 1709 nur 10 S. kl. 8 ein — mit zwar spasshaftem, aber nicht gerade satirisch vernichtendem Inhalt, einen so nachhaltigen Erfolg gehabt habe, um mit der Schlacht von Ivry verglichen zu werden. Wer aber dies zugibt, kann nicht umhin, auch einzuräumen, dass jenes Catholicon, von dessen Wirkungen d'Aubigné erzählt (zum J. 1593 u. Anfang 1594) und das er unzweideutig Leroy beilegt, die vollständige, sämtliche Reden enthaltende Mén. sei.[21])

Nachdem ich die Verfasserschaft, soweit es mir überhaupt möglich war, klar gestellt zu haben glaube, möchte ich noch ein Wort über das successive Erscheinen der Ménippée beifügen. Fr. hat hierüber in seinem Progr. bekanntlich folgende Konjektur ausgesprochen: Zuerst erschien als Manuskript der Read'sche „texte primitif", dann wurde das Catholicon im engern Sinne separat gedruckt, hierauf der texte prim. bedeutend erweitert und zuerst als „Vertu du Catholicon", endlich als „Satyre Ménippée" gedruckt. Ich pflichtete dieser Ansicht in meiner Besprechung bei; eine neuerliche Erwägung der ganzen Sache brachte mich jedoch teilweise davon ab. Was das Verhältnis des Béthune'schen Manuskripts („l'Abrégé et l'Ame des Estats") zur ersten Druckausgabe des kl. Catholicon betrifft, so ist doch nicht recht einzusehen, warum, wenn ein solches komplexes Manuskript schon vorhanden war, daraus nur ein so unbedeutendes Bruchstück gedruckt wurde, da man schon überhaupt zum Drucke schritt. Es scheint mir ganz plausibel zu sein, dass, wie Poirson

(Histoire du règne de Henri IV, 1856, über die Ménippée II, p. 691—718) sagt, der erste Teil („la Vertu du Cath.") im Februar oder März (ich würde den Februar vorziehen) 1593 gedruckt worden ist; es wäre dies eben die „très mince brochure", welche Leber gesehen zu haben versichert.[22]) Es ist durchaus wahrscheinlich, dass die „Parodie du Cath." und wohl auch die „Procession de la Ligue" sowie die „Pièces de tapisseries" sehr bald nach Eröffnung der Stände[23]) verfasst und als „Vertu du Cath." veröffentlicht wurde; denn nur so hatte die Persiflierung aktuelles Interesse. Für den Zeitpunkt des handschriftlichen Erscheinens des „texte primitif" finde ich einen Fingerzeig in Petitot's „Introduction" zu den sogenannten „Œconomies royales" (Collection de Mémoires, II. sér., I). Nachdem dieser daselbst das Anfangs April erfolgte Auftreten des Herzogs von Feria gemeldet, sagt er p. 166: „Dans ces circonstances parut un écrit qui contribua beaucoup au triomphe de Henri IV, par ce qu'il couvrit ses ennemis de ridicule. Le Catholicon d'Espagne, qui depuis fut appelé satire Ménippée, est une peinture comique..." Dann p. 167: „Cet écrit circuloit à Paris quelques jours avant la conférence, dont l'ouverture fut enfin indiquée dans le village de Surène pour le 23 avril". Petitot konnte natürlich hier keine Beziehung auf das Béthune'sche Manuskript beabsichtigen, da er es nicht kannte oder nicht beachtete; aber nichts steht der Annahme entgegen, der Verf. des Cath. habe inzwischen einen Gesamtentwurf seines Werkes ausgearbeitet und handschriftlich verbreitet. Die Epoche der Erweiterung und Vervollständigung (bis auf wenige weiter unten zu besprechende Punkte) des „Abrégé" fixiert sehr gut Poirson (l. c. p. 710 sqq.) in folgender Weise: „L'époque de la composition de la seconde partie de la Ménippée peut s'établir avec certitude par la manière dont presque toutes les harangues contenues dans l'ouvrage parlent d'un fait capital; de la conversion de Henri IV. Il est évident que s'il est parlé de la conversion comme d'un fait éventuel et futur, et non comme d'un fait accompli, la composition de ces divers morceaux aura précédé l'abjuration du roi, laquelle eut lieu le 25 juillet 1593". Nach Anführung zweier Stellen aus den Reden Mayenne's und Aubray's heisst es weiter: „Dans ces divers passages il n'est pas une phrase et presque pas un mot où les auteurs de la Ménippée, partisans déclarés du roi, ne présentent sa conversion comme un futur contingent, comme un fait à venir, au lieu d'en parler comme d'un fait consommé... Si les auteurs pouvaient se servir de ce triomphant argument, le négligeraient-ils? Non, mille fois non. Par conséquent toutes les harangues de la seconde partie de la Ménippée, tout le corps, tout le

gros de cette portion de l'ouvrage ont été composé avant l'abjuration du roi, avant le 25 juillet 1593". Das von den einen ersehnte, von den anderen gefürchtete Ereignis trat ein: der König wurde katholisch. Da wurden in die Ménippée die Verse eingeschaltet:

„Allons donc, mes amis,
Allons tous, à Saint-Denis etc."

Es ist an und für sich wahrscheinlich, dass das so vollendete Werk in zahlreichen Abschriften zirkulierte, sonst wäre ja seine Wirksamkeit im Jahre 1593 nicht begreiflich; es geht dies aber auch aus Zeugnissen der Schriftsteller hervor. Das „trotoit le Catholicon" bei d'Aub. deutet recht gut die stille, heimliche Verbreitung, das gegenseitige Sichzustecken der Abschriften an. Indem Cheverny die Wirksamkeit der Ménippée ins Jahr 1593 setzt und sagt: „quelques bons et gentils esprits . . . l'employèrent à décrire la tenue et l'ordre desdits estats", so lässt sich dies nur auf die handschriftliche Vervielfältigung beziehen, während „en firent un livre, intitulé etc." treffend die Druckausgabe zu bezeichnen scheint. Dass beim vielen Abschreiben sich allerhand Fehler einschlichen, war fast unvermeidlich und die Klage Mettayer's oder seines Kommittenten über „plusieurs copies imparfaictes et barbouillées" überrascht uns nicht; darunter sind keinesfalls Abdrücke zu verstehen, wie Fr. im Programm meint, denn sonst wäre die darauf erst folgende Beschwerde über den einen Buchhändler, der eine unrechtmässige und inkorrekte Ausgabe veranstaltet hatte, nicht verständlich. Ich sehe demnach gar keine Schwierigkeit, Picot (Histoire des états généraux) vollinhaltlich beizustimmen, wenn er schreibt: „La Satyre Ménippée, répandue dans Paris, courait de main en main. A défaut d'imprimerie on en multipliait les copies manuscrites . . . Elle (d. i. die ganze Ménippée) ne paraît imprimée qu'en 1594 . . . mais dès la fin de l'année de copies manuscrites des différents discours circulaient dans Paris". In meiner Rezension bemerkte ich, aus d'Aubigné gehe auch hervor, dass bereits 1593 eine Gesamtausgabe der Ménippée zirkulierte; diese allerdings ungenaue Ausdruckweise corrigiere ich dahin, dass ich darunter die handschriftliche Vollendung des Werkes verstehe, da ja schon die erste Druckausgabe auf Ereignisse von 1594 anspielt. Letzterer Umstand ist nach Poirson's Darstellung leicht erklärlich; er sagt: „Les auteurs de la Ménippée mirent la dernière main à leur ouvrage, le portèrent au dernier dégré de perfection, de mordante plaisanterie et de raison serrée, pendant l'hiver de 1593 . . . Dans le cours de l'impression de cette première édition; soit de son propre mouvement soit sur l'indication des

auteurs, on intercala au corps de l'ouvrage trois on quatre faits survenus dans le parti royal et dans le parti de la Ligue, depuis le 27 février, jour du sacre du roi, jusque vers la fin du mois d'avril. Ce fut une seconde addition faite au texte primitif de la Ménippée. Ces additions, qui avaient pour but de donner à l'ouvrage l'intérêt des faits les plus récents, et les plus actuels, de tenir le lecteur au courant de la situation des parties, ne touchent en rien à la composition générale de la seconde et de la plus considérable partie de la satire, laquelle eut lieu, comme nous l'avons démontré, avant l'abjuration du roi". Die unrichtige Datierung (1593) der ersten Druckausgaben motiviert Poirson also: „Bien que l'imprimeur n'ait mis l'ouvrage en vente qu'à la fin du mois d'avril 1594, il plaça au frontispice de la première édition le millésime de 1593. Par cette énonciation très remarquable, il se proposa certainement de constater que la Ménippée avait été écrite dès 1593".

Die Titelfrage scheint mir dadurch etwas verwirrt worden zu sein, dass man die Titel der ersten Druckausgaben nicht genau beachtete. Das im Jahre 1593 gedruckte Fragment hiess „La Vertu du Catholicon d'Espagne"; der Name „Abbrégé et l'Ame des estats" für den ersten Gesamtentwurf scheint auf das Béthune'sche Manuskript beschränkt geblieben zu sein; im Publikum cursierte für das allmälig erweiterte und handschriftlich verbreitete Werk der kurze Ausdruck „Catholicon". Die (vier, nicht fünf) ersten Druckausgaben vereinigten beide Titel und nannten sich „La Vertu du Catholicon d'Espagne avec un abrégé de la tenue des estatz de Paris" (s. Leber's Catalogue u. J.-Ch. Brunet, Manuel du libraire et de l'amateur de livres, 5 éd., t. V.). Nun schien es zweckmässig, dem Gesamtwerk einen gemeinsamen Titel zu geben und so kam man auf den Titel „Satyre Ménippée"; die alten Bezeichnungen wurden aber der neuen beigesellt: „Satyre Ménippée de la vertu du catholicon d'Espagne, et de la tenue des estatz de Paris" (Leber u. Brunet ib.). Wenn der Buchdrucker sich Aufschluss erbat über den neuen Titel „Sat. Mén." mit der Motivierung, es heisse in den Handschriften „Abbrégé etc.", während er des „Catholicon" nicht erwähnt, so hielt er sich wahrscheinlich an die Benennung des weit umfangreicheren zweiten Teils — a potiori fit denominatio — und meinte, es wäre zweckmässiger, diese zur Betitelung des ganzen zu verwenden, als eine ganz neue, für das grosse Publikum unverständliche Bezeichnung einzuführen. Ich bemerke noch, dass auch die zweite als „Sat. Mén." erschienene Auflage noch die Jahreszahl 1593 trägt, während andererseits nach dieser eine Turiner Ausgabe erschien unter dem Titel „le Catholicon d'Espagne".

Anmerkungen.

[1]) In meiner Anzeige des Frank'schen Programms habe ich, wahrscheinlich infolge eines Schreibfehlers, die Jahreszahl 1847 angegeben.

[2]) Vom unbefangenen historisch-treuen Standpunkte aus wird es immer wahr bleiben, was Capefigue sagt: „toutefois ce pamphlet ne donne des États qu'une peinture fausse et ridicule.“ Dabei lässt sich ganz wohl festhalten, dass die Mén. bis zu einer gewissen Grenze von Personen und Zuständen ein der Wirklichkeit entsprechendes Bild entwirft.

[3]) Treffend bemerkt Gérusez (Histoire de la littérature française“ I[11], 452): „Au reste, ces doctrines de meurtre et de révolte n'étaient pas le privilège d'un parti. Selon les temps et les besoins de la cause, elles passaient d'un camp à l'autre, et le droit de tuer un adversaire génant a été tour à tour de théorie et de pratique pour chacun des partis qui divisaient la France. C'est une curieuse et triste histoire que cet échange rapide de maximes et de principes dans le temps de troubles, et qui prouve que les arguments n'y sont employés que comme des armes de guerre, en dehors de toute raison et de toute justice. Partout règne entre les factions cette maxime impie de la souveraineté du but qui justifie les moyens par la fin.“

[4]) Derselbe präzisiert auch treffend das Verhältnis des von der Mén. entworfenen Zeitgemäldes zur Wirklichkeit mit den Worten: „La vraisemblance seule manque à ce pamphlet plein de vérité, composé dans le goût d'Aristophane, et dont l'exagération comique est le trait principal.“ — Obige Darstellung soll nur zeigen, dass die Mén. nicht über alle Anfechtung erhaben ist; über die mit ihrer Abfassung in Verbindung stehenden Persönlichkeiten urteilt Frank in ganz ähnlicher Weise in seinem Progr.

[5]) Im Progr. schreibt Frank Cheverny, und so wird der Name auch in der Petitot'schen Ausgabe der Memoiren, sowie von Poirson u. a. geschrieben. In der Histoire et Chrestomathie de la littérature française“ von Trautmann (Leipzig 1880) finde ich in einem Ph. Chasles entnommenen Fragment „Chiverny“.

[6]) Die in der Mén. figurierende Prozession findet ihre Erklärung in einer Stelle bei Lestoile (Journal): „Janvier 1593. Le dimanche dix-septieme du dict mois y eust procession generale à Paris, pour prier Dieu pour les Estats.“

[7]) Es giebt ja auch sonst bei Schriftstellern einzelne Sonderbarkeiten, die man eben als solche hinnehmen muss, ohne sie aufklären zu können. So macht H. Martin (Histoire de France, X[4], 359) die interessante Bemerkung: „Il est bien singulier que L'Estoile, qui tient note du moindre placard, de la plus mince épigramme, ne nomme même pas la Ménippée.“

[8]) Während Fr. und Read die Stelle bei de Thou vage und unklar finden, sagt Poirson (l. c. p. 694): „De Thou dans un passage d'une rare précision, énumère les diverses parties etc.“

[9]) Meine Vermutung, dass im betreffenden Passus bei de Thou eine kleine Korrektur anzubringen sei, finde ich durch Poirson's Citat bestätigt: „post aulæa in iisque“.

[10]) In der Note 2, p. 208, setzt Fr. noch hinzu: „Auch die Stelle „et a esté si temeraire d'y oster et d'y ajouter ce qu'il a voulu“ (2ième advis) beweist ähnliches.“ Also wenn der Autor eines Werkes klagt: Jemand ist so keck gewesen, an meinem Buche willkürliche Auslassungen und Zuthaten vorzunehmen, so beweist dies, dass er selbst ähnliches durch seine Freunde geschehen liess!

[11]) Fr. liest etwas in meinen Worten, was ich mit keiner Silbe auch nur andeute, indem er vermutet, ich verstünde unter „écrit ingénieux fort court“ den „texte primitif“.

[12]) Ob Fr. hier auch in „composa“ ein „leises Andeuten“ von Mitarbeiterschaft finden möchte?

[13]) Marville nennt Leroy weder an erster noch an zweiter Stelle, sondern bezeichnet ihn eben als einzigen Verfasser der Schrift „la Vertu du Cath.“. Was hat das mit einem ersten Gesamtentwurf zu thun?

[14]) Fr. betont energisch, unter dem „écrit ingénieux“ nicht den texte prim., sondern das ursprüngliche kleine Cath. zu verstehen — und mit Recht, denn es kann ja gar nichts anderes darunter verstanden werden; allein gemäss seiner Argumentation über „d'y mettre etc.“ müsste er notwendigerweise den texte prim. darunter verstehen.

[15]) Es ist mir nicht klar, zu welchem Zweck Fr. die Stelle aus Hérault citiert; sie bestätigt wörtlich, was Vigneul-Merville sagt, nicht aber, was Fr. letzteren sagen lassen will. — Ich muss hier noch die nachträgliche Bemerkung einschalten, dass Fr. schon in seinem Progr. zwar p. 17 Marville's Angaben richtig wiedergibt, p. 30, Note 65 aber, ähnlich wie in seinem Artikel, dieselben missversteht. Er citiert „Dès qu'il parut“ und setzt dazu in Parenthese „die Ménippée“, während das erste kleine Cath. gemeint, die Mén. noch gar nicht genannt ist; zu „l'augmenter“ bemerkt er: „also wäre Leroy mit einem fertigen Entwurfe des ganzen Werkes hervorgetreten!“, welche Deutung doch der Kontext absolut ausschliesst; bei „y joindre une seconde partie“ meint er gar „die letzten Worte würden auf die starke Erweiterung des 2. Teiles hindeuten“, während von keiner Erweiterung, sondern von der Zugabe eines 2. Teils zum 1. (dem kleinen Cath.) die Rede ist. Dann schliesst Fr. mit den Worten: „Die ganze Stelle aber würde, wenn man ihr vertrauen könnte, darauf hinweisen, zuerst sei eben Leroy's texte primitif veröffentlicht worden ...“ — und Marville sagt ausdrücklich, das kleine Cath. (écrit fort court) sei zuerst veröffentlicht worden!

[16]) Da der Cheverny'sche Passus für die historisch-litterarische Wertschätzung der Mén. sehr charakteristisch ist, so setze ich ihn vollständig her: „... dans lequel, sous paroles et allégations, pleines de railleries, il bouffonnerent, comme en riant le vrai se peut dire, ils declarerent et firent apertement recognoistre les menées, desseins et artifices, tant des chefs de la Ligue et Espagnols que lesdits estats par leur aportez, et si par divers discours et harangues, qu'ils firent faire aux uns et aux autres selon leurs humeurs, caprices et intelligences en telle sorte qu'il se peut dire qu'ils n'ont rien oublié de ce qui se peut dire de perfection à cette satyre qui bien entendue sera grandement estimée par la posterité; et d'autant qu'aux premieres impressions d'icelle il y avait certaines choses un peu libres, mais tres-veritables, qui touchoient quelques particuliers et principaux entremetteurs dudit party, lesquels estaient depuis revenus en l'obéissance du Roy, ils firent tant qu'aux secondes impressions ils en retrancherent ce qui les offençait, et ne peuvent néantmoins empecher que le tout ne fust demeuré dans la memoire et dans la bibliotheque des plus curieux du temps, pour leur servir de honte et d'exemple à leurs semblables de ne se laisser emporter à telles furies par leurs interests et passions à chacun en particulier.“

[17]) Im „Avertissement du libraire“ dieser Ausgabe findet sich folgende für die litterarische Bedeutung der Mén. gewiss beachtenswerte Stelle aus den „Réflexions sur la Poëtique d'Aristote“ des Jesui-

ten P. René Rapin: „Cette pièce surpasse tout ce qu'on a écrit en ce genre danc les derniers siècles. L'auteur (R. nimmt also, beiläufig bemerkt, nur einen Verf. an) de cette Satyre instruit fort plaisamment le Public des intentions de la maison de Guise pour la Religion: il régne dans tout cet Ouvrage une délicatesse d'esprit, qui ne laisse pas d'éclater parmi les manieres rudes et grossieres de ce temps-là; et les petits Vers de cet Ouvrage sont d'un caractere très-fin, et trèsnaturel." Per P. Rapin lebte von 1621—87, war einer der geschätztesten Kritiker und Litteratoren seiner Zeit und ein ungemein fruchtbarer Schriftsteller; s. näheres in Vapereau's „Dictionnaire des Littératures" (1876).

[18]) Die Ausgabe von 1709 hat 3 Bände: der 1. enthält die Ménippée mit verschiedenen späteren Beigaben („les Singeries" u. s. w.), der 2. die „Remarques", der 3. als „Preuves de la Ménippée" verschiedene historische Dokumente, den Schluss (p. 367—585) macht der „Dialogue du Maheustre et du Manant", wo man also Gelegenheit hat, dieses durchaus nicht geringzuschätzende Pamphlet kennen zu lernen. Leber (Catalogue, 1839, t. II, p. 236—37) besass in seiner Bibliothek auch eine „Continuation du dialogue entre Mah. et Man.", von der er sagt: „Livre plus que rare, dont la mémoire s'est absolument perdue; et dont on ne connaît pas actuellement, en France, deux exemplaires... Précieux par sa rareté singulière, cet ouvrage l'est beaucoup plus encore par les actes extraits des registres détruits de la Ligue, qu'on y fait entrer comme preuves du discours et dont la plupart n'existent pas dans les recueils imprimés du temps". Man hielt also vor Bernard's Veröffentlichung jene Register für ganz verloren.

[19]) Sonderbar ist, was Nisard über die Autorschaft der Mén. (p. 417, n. 2) sagt: „La satire Ménippée est l'ouvrage de quatre auteurs, Gillot, conseiller au parlement, Pierre Pithou, et les poëtes Rapin et Passerat." Also von Leroy gar keine Erwähnung!

[20]) Etwas andres ists mit dem Ier advis; das dort Erzählte ist wohl eine stark romantisch aufgeputzte Geschichte.

[21]) Aus Grosley erfahren wir nebenbei, dass Voltaire, der die Mén. irgendwo als „ouvrage très médiocre" abthut, an einer andern (ch. 9 der Mélanges de Littérature et de Philosophie) dieselbe zu einer sehr ehrenvollen Parallele heranzieht: „Je désespère de vous faire connaître Hudibras, Poéme Anglois: c'est Dom-Quichotte, c'est notre Satyre Ménippée fondus ensemble: c'est de tous les Livres que j'ai jamais lûs, celui où j'ai trouvé plus d'esprit" (Grosl. l. c. p. 314, n.).

[22]) Fr. hatte vollkommen Recht, Read vorzuhalten, er habe Leber missverstanden und das „de deux pièces" beziehe sich auf die editio princeps. In der That sagt Leber (Catalogue, II, 238): „La Satyre Ménippée fut, dès sa première apparition et indépendamment de son titre un ouvrage complexe: elle se composait alors de deux pièces..."

[23]) Selbstverständlich am 26. Jänner! Obwohl diese Thatsache durch Bernard's „États généraux" allein vollkommen hinreichend konstatiert wird, so sei doch noch darauf hingewiesen, dass u. a. Cayet in seiner „Chronologie novenaire" (1608, Collect. Petit., sér. I, t. 38-42), der gleichfalls zeitgenössische Davila (Storia delle guerre civili in Francia), Hardouin de Péréfixe (Histoire du roy Henry le Grand, 1661), Maimbourg (l. c.) und Petitot (Introduction aux Œconomies royales l. c.) dies bezeugen oder als ausgemacht annehmen.

F. Zvěřina.

Die Astrée des Honoré d'Urfé und ihre deutschen Verehrer.

Die „Astrée“ von Honoré d'Urfé ist, wenn wir von Cervantes' Don Quijote absehen, sicherlich der weltbekannteste unter den grossen Romanen des 17. Jahrhunderts. Ganz Europa widerhallte vom Ruhme dieses Buches. Seine Wirkung auf die zeitgenössische Kunst und Litteratur ist unermesslich; sein Einfluss auf die Gesellschaft und ihr Leben beinahe einzig in seiner Art. In adeligen und bürgerlichen Kreisen blieb dieser Roman für die Gestaltung des höheren Gesellschaftslebens lange Zeit anregend und massgebend. Der Name seines Helden, Celadon, hat bis auf unsere Zeit die charakterisierende Kraft eines Schlagwortes bewahrt.

Im Lande Forez, so erzählt der Dichter, herrschten zur Zeit des Heidentums die weiblichen Abkömmlinge der Galathea, einer keltischen Gemahlin des Herkules. Schäfer und Schäferinnen bildeten die einzige Bevölkerung dieses glücklichen Staates.

Einer dieser Schäfer, Namens Celadon, liebt die schöne Astraea; sein Glück ist vollkommen, als er ihrer Gegenliebe sicher wird. Um diese Liebe vor der neidischen Welt zu verbergen, heuchelt Celadon Liebesleidenschaft für eine andere Schäferin. Dies bemerkt Semire, ein fremder, unglücklicher Nebenbuhler Celadons. Er beschliesst sich zu rächen und die Liebenden zu entzweien, indem er Celadon bei seiner Geliebten der Liebe zur Schäferin Aminthe bezichtigt. Die List gelingt. Astraea verbietet dem Treulosen, ohne ihren ausdrücklichen Befehl je wieder vor ihren Augen zu erscheinen. Verzweifelnd stürzt sich Celadon in den Lignon. Als die hartherzige Schäferin den Geliebten in den Wellen verschwinden sieht, erfasst sie Reue und nur ein Zufall bewahrt sie vor dem Schicksal des

Freundes. Während nun Astraea den Geliebten, als dessen Mörderin sie sich betrachtet, mit bittern Thränen beweint, wird Celadon von der Fürstin Galathea gerettet. Sie pflegt den schönen Jüngling und verliebt sich in ihn. Nur mit Hilfe der eifersüchtigen Sklavin Leonide gelingt es dem Bedrängten, dieser gefährlichen Pflegerin zu entfliehen. Er zieht sich nun an ein einsames Uferplätzchen des Lignon zurück, um hier ganz dem Gedanken an seine Geliebte zu leben. In selbst erbauten und geschmückten Tempeln feiert er seine Gottheit „Astraea“. Durch einen eigenhändig geschriebenen Brief, den er dem schlafenden Sylvander in die Tasche steckt, sucht Celadon sich wieder in das Gedächtnis der Geliebten zurückzurufen. Der Versuch gelingt. Astraea hat die Schrift erkannt, sie bricht mit mehreren Begleitern auf, um den Geretteten aufzusuchen. In der Nähe eines Astraeatempels lagern die Ermüdeten zur Nachtruhe. Celadon naht, er will der Geliebten einen Brief in den Busen stecken. Da überwältigt ihn der Reiz ihrer Schönheit, er vergisst sich und drückt der Schlafenden einen Kuss auf die Lippen. Astraea erwacht. Sie sieht den Celadon sich entfernen, aber die Glanzaureole des am Horizont aufsteigenden Mondes, welche den Jüngling umgibt, erweckt in ihr den Gedanken, sie habe den Geist des, nach einem Begräbnis verlangenden, toten Freundes gesehen. Dem Celadon wird also ein Grabmal aufgeschüttet. Vergebens bestürmen die Wissenden den Schäfer, aus seinem Versteck hervorzutreten; er will als Celadon ohne Astraea's Befehl nicht erscheinen. Dagegen verschmäht er es nicht, sich als Tochter des Druiden Adamas zu verkleiden und so als „Alexis“ um die Freundschaft der Geliebten zu werben. Die Intimität und das Vertrauen der Freundin bereiten dem Celadon nun Liebesfreuden, deren Schilderung dem entarteten Renaissancegeschmack des 17. Jahrhunderts wohl besonders zusagte.

Dieses idyllische Zusammenleben wird unterbrochen durch den Krieg des Polemas, eines verschmähten Freiers, gegen die Landesfürstin. Aus Rache gegen den ihm übel wollenden Adamas befiehlt der die Stadt belagernde Feldherr die Tochter des Druiden zu rauben. Ein Zufall will, dass Astraea gerade die Kleider ihrer Freundin trägt und daher für Alexis angesehen und statt ihrer entführt wird. Der trostlose Celadon-Alexis eilt der Unglücklichen ins feindliche Lager nach.

Die Bitten der beiden Frauen vermögen Polemas nicht zu erweichen. Er befiehlt, beim nächsten Angriff die beiden Gefangenen den feindlichen Pfeilen auszusetzen. Nur durch die Reue und Freundschaft des Anführers Semire werden die Freundinnen gerettet. Semire hat die Liebenden erkannt, er gibt

ihnen Waffen und Freiheit. Ein glücklicher Ausfall der Belagerten ermöglicht ihre Flucht.

Soweit die Dichtung d'Urfé's. An der Vollendung hat ihn der Tod — er starb am 1. Juni 1625 — gehindert. Fortsetzungen und Schluss lieferten Borstel de Gaubertin und Baro, der Freund und Sekretär des Dichters. Der Schluss des letztgenannten fand den grössten Anklang. Der Krieg wird durch einen Dreikampf zu Gunsten der Stadt entschieden. Astraea lässt sich endlich den lang ersehnten Befehl entreissen, weigert sich aber Celadon, dessen frühere Verkleidung sie erkannt, Verzeihung zu gewähren. Durch das Eingreifen höherer Mächte werden die beiden aber schliesslich doch vereinigt.

Dies ist in wenig Worten der Gang der Haupthandlung. Es ist schwer, dieselbe aus dem verwirrenden Chaos der novellistischen Episoden — es sind deren gegen 40 — loszulösen. Es fehlt dem Roman ganz an Kontinuität der Handlung und er erscheint daher eher wunderbar und phantastisch als wahr und natürlich. Vor allem aber vermisst man scharfe Zeichnung und Entwickelung der Charaktere und Gestaltung der Erzählung aus ihnen. Ausser Hylas, dem Unbeständigen, ist dem Verfasser keine Figur geglückt, es sind alles Personifikationen, farblose Typen.

Der ungeheuere Erfolg des Romans ist auch durch ganz andere Eigenschaften begründet. Die Forderungen, welche das 17. Jahrh. an einen Roman stellte, waren wesentlich verschieden von denen unserer Zeit. Eine Fülle an sich interessanter Situationen, schöne Schilderungen und belehrende Beschreibungen waren die notwendigsten Requisiten eines guten Romanschriftstellers, und wenn es ihm gar gelang diese Herrlichkeiten recht in Verwirrung zu bringen und kunstvoll wieder zu entwirren, so hatte er den Preis errungen. Daher die grosse Rolle der Episoden im Roman des 17. Jahrhunderts.

So vereinigt auch die Astrée des Honoré d'Urfé alles in sich, was dem Geschmack jener Zeit zusagte, was den Geist jener Menschen zu fesseln vermochte. Stofflich bietet der Roman die wunderlichste Sammlung der beliebtesten Schilderungen und Situationen der antiken und mittelalterlichen Poesie. Neben Theokrit, Vergil, Ovid, Achilles Tatius u. s. w. ist, besonders für die Kriegsdarstellungen, der spätmittelalterliche Ritterroman ausgebeutet. In der Form, welche durch Sannazaro und Montemayor gegeben war, ist d'Urfé ganz Poet der Renaissance; die rhetorische Fülle und Rundung des Stiles erinnert an die eleganten Latinisten. Ebenso macht sich in den eingeschalteten Stücken in gebundener Rede der Einfluss der italienischen und

französischen Renaissancepoesie geltend; Petrarca und Ronsard, Tasso und Guarini sind offenbar Vorbilder und Muster des Dichters.

Bedenken wir nun noch, dass die Mehrzahl der Zeitgenossen in den Figuren des d'Urfé'schen Romanes berühmte Personen der Zeitgeschichte wiedererkennen zu dürfen glaubte, dass man Heinrich IV und seinen ganzen Hofstaat hier in schäferlicher Kleidung wiederfinden wollte, so werden wir die Beliebtheit und Verbreitung der Astrée begreifen. Auch in Deutschland, das eben während dem Erscheinen des Romans (1610?—1625) mehr und mehr unter die Botmässigkeit französischen Geistes kam, fand d'Urfé zahlreiche Verehrer. Schon 1619, noch ehe das Werk vollendet war, erschien eine anonyme Übersetzung; 1624 folgte eine bessere und vollständigere Übertragung. Besonders die feine Gesellschaft der kleinen Höfe interessierte sich für die Geschichte des treuen Celadon und schwärmte für die goldenen Zustände dieser schäferlichen Welt. Selbst an den kleinen norddeutschen Höfen, welche am längsten dem französischen Einfluss widerstanden hatten und aus deren Schoss noch 1617 die fruchtbringende Gesellschaft erwachsen war, fand d'Urfé's Werk begeisterte Aufnahme. Man begnügte sich nicht mit der Lektüre des berühmten Werkes, man wollte sich nicht nur in Gedanken sondern in Wirklichkeit in diese ideale Schäferwelt zurückversetzen. Der Roman d'Urfé's gab Anlass zur Gründung schäferlicher Gesellschaften nach italienischem Muster. Neben den Sprachgesellschaften, welche patriotische Zwecke verfolgten, entstanden nun zur Verfeinerung des gesellschaftlichen Lebens schäferliche Akademien. Die interessanteste aller dieser Vereinigungen ist diejenige, welche wenige Jahre nach Gründung des Palmenordens aus eben diesen Gesellschaftskreisen hervorging. 29 Prinzen und Prinzessinnen und 19 edle Frauen und Herren thaten sich zu Beginn der 20ger Jahre zur Gründung einer „académie des parfaits amants“ zusammen. Barthold, in seiner Geschichte der fruchtbringenden Gesellschaft pag. 139, führt die Namen der bedeutendsten Mitglieder auf. Jeder Teilnehmer erhielt, je nach Rang und Charakter, einen Schäfernamen aus der Astraea. Von Zeit zu Zeit fanden Versammlungen und Unterhaltungen in schäferlichem Kostüm statt. Gegenstand dieser Gespräche war natürlich vor allem d'Urfé's Roman. Der unvollständige, fragmentarische Zustand des Werkes reizte den Scharfsinn und Erfindungsgeist dieser Menschen zur Fortsetzung und Ergänzung. D'Urfé, der seit dem Erfolg seiner Astrée eine beliebte Persönlichkeit des französischen Hofes geworden und überdies durch seine militairische Thätigkeit sehr in Anspruch

genommen war, arbeitete nämlich seinen Roman für die Lesbegierde seiner Verehrer viel zu langsam aus. Mehrmals wussten falsche, fremde Fortsetzungen die Spannung des Publikums zu täuschen. Es war daher ganz natürlich, dass die Freunde des Dichters nicht abliessen, um Fortsetzung und Schluss des Romans zu bitten. Einen solchen Mahn- und Bittbrief bildet auch die Epistel der académie des parfaits amants, welche wir als interessantes Dokument zur deutschen und französischen Kultur- und Litteraturgeschichte hier zum Abdruck bringen.

Der erste, der in unserer Zeit auf diesen, für die allgemeine Litteraturgeschichte des 17. Jahrhunderts so wichtigen Brief wieder hinweist, war August Bernard in seinem Buch: „Les d'Urfé, souvenirs historiques & littéraires du Forez au 16. & 17. siècle (Paris 1839)". Er hatte bei Mure († 1687), dem wir eine Genealogie des Hauses d'Urfé verdanken, eine Stelle gefunden, worin besagt war, „qu'il se voit encore une lettre aux archives de la maison, datée du 1 mars 1614, cachettée de quarante-huit sceaux et signée de 29 princes & princesses, et de 19 grands seigneurs et dames d'Allemagne, qui soubs des noms empruntés de ses œuvres, lui rendent leurs civilités, le comblent d'eloges et y temoignent souhaiter de voir un jour descrire les contrées de leur pays comme le doux coulant Lignon". Dieser Aussage des Zeitgenossen, welche die Existenz eines Huldigungsbriefes ausdrücklich bezeugt, folgen im Auszug die Anfangssätze des Schreibens. Diese von Mure citierten Sätze stimmen mit der „lettre escritte à l'Autheur" so sehr überein, dass man trotz der Verschiedenheit des Datums — Mure hat nur aus Versehen 1614 statt 1624 geschrieben — an der Identität des von uns zum Abdruck gebrachten Briefes mit dem vom Genealogen erwähnten Dokument nicht zweifeln kann.

Diese „lettre escritte à l'Autheur" ist uns erhalten in:

„L'ASTREE | DE MESSIRE | HONORÉ D'VRFÉ | MARQVIS DE VEROMÉ | Comte de Chasteau-neuf, Baron de | Chasteau-morand, Chevalier de l'Or- | dre de Savoye. | OV | PAR PLVSIEVRS HISTOIRES, | & souz personnes de Bergers et d'au- | tres, sont deduits les divers effects | de l'honneste amitié. | CINQVIESME PARTIE. | Dediée par l'Autheur à quelques-vns des Princes de l'Empire. | A PARIS | Chez Robert Fouët, rue sainct Jaques | au Temps & à l'Occasion, deuant les Mathurins. | M. DC. XXVI | Avec Privilege du Roy."

Darauf folgt in demselben Band die „reponse de l'Autheur"; eingeleitet sind beide Schriftstücke durch einen Brief des Herrn von Borstel an d'Urfé. Herr von Borstel, „Gentil-homme ordinaire de la Chambre du Roi, conseiller & Agent pres sa Majesté,

pour quelques-uns des Princes de l'Empire," hatte nämlich den Brief der deutschen Verehrer an d'Urfé zu vermitteln gehabt; an ihn gelangte dann auch die Antwort des Dichters mit dem Versprechen, die Fortsetzung des Romans den deutschen Fürsten zu widmen. Der glückliche Geschäftsträger konnte sich also schmeicheln, seinen gnädigen Herrn grosse Genugthuung und Vergnügen zu verschaffen. Da starb d'Urfé und es war nicht sicher, ob die Erben das Versprechen des Dichters lösen würden. Herr von Borstel beeilte sich also, die ungedruckte Fortsetzung der Astraea, welche abschriftlich in seinen Händen war — vermutlich hatte d'Urfé dem hohen Verehrer das Manuskript zur Lektüre überlassen — zum Abdruck zu bringen und die längst ersehnte Fortsetzung seinen Herren zu widmen. Die vorangestellten Briefe der academie des parfaits amants und Honoré d'Urfé's sollten die Rechtmässigkeit seiner Ausgabe und ihrer Widmung bezeugen.

Trotzdem kam die Borstel'sche Ausgabe binnen kurzem in den Ruf unächt und unrechtmässig zu sein. Diese Beschuldigungen schienen begründet zu sein, als der 2. Band der Borstelschen Ausgabe, enthaltend den 6. Teil der Astrée, erschien und es sich herausstellte, dass das zum Abdruck gebrachte Manuskript d'Urfé's unvollständig und daher von Borstel ergänzt worden war. Das dritte, vierte, fünfte und sechste Buch dieses 6. Teiles trugen die Bezeichnung „par M. D. G. d. h. Monsieur de Gaubertin". Herr von Borstel, der, wie aus der oben angeführten Bezeichnung hervorgeht, als diplomatischer Vertreter einiger deutscher Höfe in Frankreich weilte, war nämlich in müssigen Stunden auch Schriftsteller, und gar keiner der schlechtesten. Er schrieb einen flüssigen, eleganten französischen Stil und hatte schon 1622 unter dem Titel: „Le | Theatre | Tragique | sur le quel la Fortune | represente les divers | mal'heurs, advenus aux Hom- | mes Illustres, & personnes plus | signalées de l'Vnivers.," ein grösseres dreibändiges Werk herausgegeben. Er wusste sich daher zu helfen, als ihm die unfertige Fortsetzung der Astraea zur Publikation vorlag. Er versuchte, den verwickelten Roman d'Urfé's zu Ende zu führen und liess diesen problematischen Abschluss als Buch 3—6 mit den ächten Teilen abdrucken. Dies verdächtigte seine Ausgabe noch mehr und liess die Klagen der Erben und die harten Beschuldigungen und Vorwürfe des litterarischen Testamentsvollstreckers Baro gerechtfertigt erscheinen.

Baro, der langjährige Freund und Sekretär des Dichters, liess nämlich im Jahr 1627 unter dem Titel „La vraye Astree de Messire Honoré d'Vrfé" einen Abdruck des, bis dahin am

savoyischen Hofe verwahrten, Originalmanuskriptes veröffentlichen. Dieses der Königin-Mutter gewidmete Buch bringt den authentischen Text der Fortsetzung soweit d'Urfé, dieselbe ausgearbeitet hatte. Die Bezeichnung „quatriesme partie“ belehrt uns, dass der im Januar 1624 von Gabrielle d'Urfé verstohlener Weise veröffentlichte 4. Teil ebenfalls als unrechtmässig betrachtet wird. Die Ausgabe Baro's bietet also die Berichtigung für beide sog. unrechtmässigen oder unächten Ausgaben, für den 4. Teil der Gabrielle d'Urfé und für den 5. und 6. Teil des Herrn von Borstel.

Betrachten wir nun das Verhältnis des Baro'schen Buches zu der Ausgabe Borstel's genauer. Eine Vergleichung lehrt uns, dass Baro mit der Fassung Borstels meist wörtlich übereinstimmt und dass nur in der Stellung der Episoden sich bei Baro Abweichungen von Borstel finden. So entspricht:

Baro	IV, 8	:	Borstel	V, 1
„	IV, 9		„	V, 2
„	IV, 10		„	V, 5
„	IV, 11		„	V, 6 & VI, 1
„	IV, 12		„	VI, 2.

Also nur die Bücher 3 und 4 aus Borstel's 5. Teil scheinen nicht zu stimmen. In Wirklichkeit findet sich von ihnen bei Baro das 3. ohne eingreifende Veränderungen wieder; es bildet nämlich in der „vraye Astrée“ den Hauptteil des 6. Buches. Andere, auf die Haupterzählung Bezug habende Partien des 3. Buches in Borstel's V. Teil finden sich im ersten Buch der Baro'schen Ausgabe. Nur für das 4. Buch bei Borstel, welches die Episode von Zenobias und Parysatis enthält, lässt sich bei Baro ein Äquivalent nicht finden. Trotzdem ist an der Ächtheit dieses Buches nicht zu zweifeln. Stil und Komposition sind ganz die d'Urfé's. Überdies ist nicht einzusehen, wesshalb Borstel bei diesem Buche seine Autorschaft verheimlicht hätte, da er sie bei Buch 3—6 des VI. Teiles so unumwunden zugesteht.

Die sogenannte „unächte“ Ausgabe enthält also ein Buch mehr, das vom Dichter herrührt, als die „ächte“ Ausgabe, und stimmt überdies im wichtigsten mit der rechtmässigen Edition überein. Mehr. Es ist sogar wahrscheinlich, dass bei der Herstellung der Ausgabe Baro's das „unächte“ Werk Borstel's benutzt wurde. Ein Versehen des Druckers deutet darauf hin. Am Schluss des 10. Buches findet sich nämlich bei Baro die sonderbare Bezeichnung: „cinquiesme livre“, welche sich uns nur erklärt, wenn wir wissen, dass dieses 10. Buch bei Borstel das 5. ist. Damit ist wohl der Wert der Borstel'schen Ausgabe

genügend erwiesen, um auch allfällige Zweifel an der Authenticität der Antwort Honoré d'Urfé's zu bekämpfen.

Die Ächtheit des Schreibens von der académie des parfaits amants haben wir aus Mure's Citaten erwiesen; die Identität der von Borstel unter d'Urfé's Namen herausgegebenen Bücher der Astrée mit dem Originalmanuskript hat sich uns aus der Vergleichung der beiden Ausgaben ergeben. Diese Erkenntnis muss uns ein Pfand sein für die Ächtheit des Urfé'schen Briefes, die sich anders nicht mehr nachweisen lässt.

Diese Bemerkungen werden zum Verständnis der hier folgenden Briefe genügen. Dieselben sind ganz in der Orthographie wiedergegeben, in welcher sie uns bei Borstel erhalten sind. Die eingeklammerten Zahlen bezeichnen die Seiten im V. Teil von Borstel's Astrée.

LETTRE
DE MONSIEVR
DE BORSTEL
GENTIL-HOMME ORDI-
naire de la Chambre du Roi,
Conseiller & Agent pres sa
Majesté, pour quelques-uns
des Princes de l'Empire.
A L'AVTHEVR.

Monsieur,

Voici une lettre qui vous est escritte d'Allemagne, [p. 2] par des personnes qui vous sont incognuës, aussi bien que la main de celui qui vous l'envoye. J'espere neantmoins, si elle ne vous est agreable à cause de son style, qui sent merveilleusement la rudesse de son terrouër, ni de son subiet, (attendu que vous n'avez pas besoin de tirer de si loin vos loüanges,) que vous en ferez quelque estat, pour la qualité & le merite de ceux qui en sont les Autheurs: Ce sont la pluspart, Princes & Princesses des plus illustres maisons de la Germanie, au nombre de vingt-neuf, & le reste, Dames et [p. 3] Seigneurs qualifiez, qui ne sont pas si Amoureux les uns des autres, comme de l'elegance de vos rares escrits, dont la lecture leur a donné matiere pour l'establissement de leur Academie, & le particulier plaisir qu'ils y prennent, occasion de vous en demander instamment la suite. Et m'ayans choisi pour vous addresser cette dépesche, vous croyans en France où ie fais mon ordinaire seiour: ie m'acquitte de ce devoir, vous suppliant, Monsieur, de les vouloir favoriser d'un mot de responce, afin que ie leur puisse tesmoigner le soin que i'ai de satisfaire à leurs commandements. Vous [p. 4] en sçaurez avec le temps tous les noms: Et pour moi qu'ils ont voulu honorer de celui d'Alcidon, je ne pretends point de qualité plus advantageuse

Monsieur, que celle de
Votre tres-humble & tres-
obeyssant serviteur

De Borstel.

[p. 5] Lettre escritte
à l'Autheur

Monsieur,

Ces lignes que vous iugerez aisément n'estre moins conceuës par ceux de vostre nation, vous tesmoigneront d'abbord, le desir & la curiosité de quelques Estrangers, desquels la premiere ambition est de vous cognoistre aussi bien de veuë, qu'ils vous cognoissent desia, par ce rare & divin esprit, qui esclatte en chasque fueille, voire mesme en chasque ligne de vos inimitables œuvres. La seconde de pouvoir faire autant paroistre un iour, les plaisantes rivieres & contrees de leur pays, sous vos Auspices, que la riviere du doux coulant Lignon & la Province de Forests se sont relevees depuis vos beaux escrits: ausquels seuls l'une & l'autre doivent advouër qu'elles sont obligées de leur gloire, & de leur vie, de mesme que nous tous, de nos premiers & meilleurs contentements: puisque nous ne croyons point que nous en puissions recevoir, qu'entant que ces magnifiques theatres de beauté, & de chasteté, (c'est à [p. 6] dire vos livres d'Astree) nous en donnent. Aussi a-ce esté a cette seule consideration que nous avons depuis peu changé nos vrais noms, apres en avoir autant fait de nos habits, en ceux de vos ouvrages que nous avons iugé les plus propres et les plus conformes aux humeurs, actions, histoire, ressemblance presupposee, parentage d'un chacun & chacune d'entre nous, pour pouvoir ci apres tant plus doucement, & avec cette mesme liberté, que nous voyons comme au vieux siecle d'or, reluire en la vie, & aux actions de vos gentils Bergers & gratieuses Bergeres, nous entretenir seuls en nos pensees, absents les uns des autres, & nous resiouyr nous trouvans par fois ensemble aux festin, & aux assemblees que les fureurs de nos guerres, helas, par trop inciviles, nous ont encores iusques ici par la grace du Tout-puissant permises. Vous pouvez penser, Monsieur, que cela ne se fait iamais que nous n'honorions quant & quant vostre memoire & vos merites & que nous n'advoüyons estre infinement obligez de nous avoir fourni une si digne matière d'honneste resiouyssance, mesme parmi tant de troubles & tant d'allarmes, dont nostre patrie s'en va estre quasi de tous costez accablee. C'est là, où l'un admire le beau style, l'autre les subtils inventions, & un autre la singuliere methode dont vous surpassez tous ceux qui se sont meslez d'escrire en semblable sujet devant vous. Il ne se peut dire de quel excés de ioye nous avons esté ravis, lorsque nous avons veu, & eu entre nos mains la troisieme partie de vostre Astree, vous estes l'unique qui en peut [p. 7] comprendre l'infinité, & faire conjecture de l'impatience avec laquelle nous en attendons la suite. Nous ne nous croyons pas moins curieux que ceux de vostre nation: & ne voudrions point aussi estre estimez moins libres, mesme envers ceux desquels la courtoisie cognuë, ne nous peut faire craindre aucun refus. C'est donc, Monsieur, en cette asseurance, que nous vous supplions bien fort, & vous conjurons par la grandeur des merites de cette Astree, que vous nous avez si bien sceu dépeindre, & quasi enflammez daimer, & suivre les vertus & dont la gloire vous survivra à vostre souhait, aussi bien qu'au nostre, autant de siecles que le subject qui l'a fait naistre, vous survivra en vous accompagnant iusques au cercueil: qu'il vous plaise nous faire voir le plustost qu'il vous sera possible, la suitte de cette belle Histoire, & ce tant plus que nous avons desia tant de fois, & avec tant d'appetit, leu et releu les premiers Tomes, que nous les sçavons quasi tous par cœur, du moins nous-nous faisons forts (s'ils estoyent par mal-

heur perdus au monde) de les pouvoir rassembler de nos memoires occupees à ce seul subjet, & qui iamais n'en sont lassees ni rassasiees. Nous ressemblons en cela à l'Erisiothon d'Ovide[1]), qui tant plus il mangeoit & tant plus se trouvoit affamé. C'est (pour vous dire ce qui en est,) une faim sans cesse, & une soif qui ne se pourra iamais estancher, laquelle nous travaillant sans relasche, nous fera vous importuner tant que vous vivrez au monde et nous aussi, à ce que ne cessiez iamais de continuer vos non pareilles inventions [p. 8] & agreables discours, tant nous en sommes esgalement amoureux et insatiables. Nous nous sommes grandement hazardez en ce que sans vous avoir iamais en rien obligé, voire sans vous cognoistre, ou estre cognus de vous, nous nous sommes tant emancipez, que de vous rechercher de cette continuation, & de nous promettre desia, d'obtenir de vous toutes nos pretentions. Neanmoins la cognoissance que nous avons de vostre courtoisie nous donne suject de passer encore plus outre, & de vous prier (puisque parmi tous ceux de nostre qualité & cognoissance, nous ne croyons point trouver un Celadon tel que celui que vous nous representez dans vos livres,) que vous daigniez nous faire la faveur de prendre ce nom, & de permettre que d'ores-en avant nous honorions un Urfé comme Celadon parmi nous, & un Celadon qui iamais ne fut veu, comme un Urfé present. Nous nous sommes tousiours imaginez iusques ici que vostre humeur & vos actions approchoyent de si pres celles de Celadon que si ce n'estoyent elles-mesmes (ce que nous n'oserions soustenir puisque l'instruction que vous donnez à la Bergere Astree au frontispice de vostre premiere partie s'y oppose manifestement,)[2]) nous les deussions pour le moins croire semblables. Cela estant nous n'aurons pas besoin d'user de grandes persuasions pour vous faire accepter le nom d'une personne dont vostre vie ne represente pas moins l'idee qu'on la peut lire en vos escrits. Si pourtant nous-nous sommes abusez en cette creance, & que nous n'ayons deu approfondir ce que vous avez si dextrement sceu [p. 9] desguiser, considerez à quelle extremité nous portera le deplaisir que nous aurons de n'avoir pû trouver dans tout le monde le vrai Celadon que nous avons tant cherché. Obligez-nous donc Monsieur, d'adjouster aux contentements infinis, que vos premieres parties, nous ont desia donnez, celui que nous attendons de leur continuation, & de l'acceptation que vous ferez du nom de Celadon. C'est la faveur qu'esperent de vous ceux, & celles là, qui en la seule consideration de vos œuvres & de vos merites, se sont comme vos gentils Bergers, braves Cavaliers, excellentes Nymphes & gratieuses Bergeres, despouillez de leurs serenissimes, tres-illustres & tres-nobles tiltres & qualitez, pour prendre les noms & parfois les habits qu'ils ont iusques à cette heure trouvez dans vos

---

[1]) Druckfehler statt Erysichthon, vgl. Ovid Metamorphosen VIII, 738 ff.

[2]) Die Stelle, auf welche hier die deutschen Schreiber Bezug nehmen, findet sich in der Préface zum ersten Teil und lautet:

„Si tu te trouves parmy ceux qui font profession d'interpreter les songes et de descouvrir les pensées plus secrettes d'autruy, et qu'ils asseurent que Celadon est un tel homme et Astrée une telle femme, ne leur reponds rien, car ils ne sçavent ce qu'ils disent; mais supplie ceux qui pourroient estre abusez de leurs fictions de considerer que si ces choses ne m'importent, j'aurais eu bien peu d'esprit de les avoir voulu dissimuler et de ne l'avoir sceu faire."

livres inimitables: & qui en cette attente, & pendant qu'ils tascheront d'estendre plus loin vos loüanges (s'il reste quelque lieu qui n'en soit desia rempli) se publieront pardessus tous autres de quelque nations qu'ils soyent.

Vos plus affectionnez, amis
& amies

Hasemide, Thevdelinde, Galathee, Ingiande, Clidamant, Parthenope, Alaric, Adamas, Blisinde, Amidor, Diane, Hylas, Celidee, Merove, Mechine, Rithymer, Sylvie, Aristander, Phillis, Placidie, Daphnide, Madonthe, Laonice, Renavt, Circeine, Clarine, Aimee, Astree, Dorinde

[p. 10.] Et vos plus humbles serviteurs &
Servantes

Lisis, Cleontine, Alcipee, Palinice, Celion, Bellinde, Sylvandre, Sylere, Goyemant, Melide, Meril, Cleon, Celidas, Carlis, Paris, Clarinthe, Amintor, Doris, Adraste.

Du Carfour de Mercure
ce 1 du mois de Mars, 1624.

Response de
l'Autheur.

Vn an apres que vous m'avez eu fait l'honneur de m'escrire, vostre lettre m'est tombee entre les mains: pour me faire cognoistre, à ce que je crois, que le ciel est tres-iuste de nous retarder les honneurs qui sont pardessus nos merites. Ce que ie dis seulement afin que l'annee qui s'est escoulee d'un mois de Mars à l'autre, ne me soit point imputee à quelque manquement. Car ie n'aurois pas demeuré si longuement à m'acquitter de mon devoir, & à tesmoigner le ressentiment que i'ai de l'honneur que vous m'avez fait, si plustost i'eusse receu ce gage de vostre bien vueillance, & de l'estime que vous daignez de faire de ce que i'escris. I'advouë que d'abord cette inesperee faveur m'a surpris, & comme nos yeux inacoustumez à une grande lumiere demeurent esblouïs, quand tout à coup ils sont atteints des plus clairs rayons du Soleil: de mesme ie me suis de sorte trouvé confus d'une grace si grande, & si peu attenduë que i'ai peine à me persuader que ce ne fust un songe. Mais, & qui n'en eust fait de mesme en recevant une lettre envoyee par un si grand nombre de Princes & de Princesses, de Seigneurs & de Dames, d'un pays tant eslogné de celui de ma [p. 12] demeure, seulement pour me tesmoigner l'estime qu'ils font de moi, & pour me donner un lieu si honorable en la plus Auguste & celebre Academie de l'Univers? il est vrai que lisant cette lettre, i'ai cent fois dementi mes yeux, & me suis autant de fois demandé si le mal qui m'y est advenu depuis quelques mois ne me la faisoit point voir autrement qu'elle estoit escritte, & non pas sans raison: car d'un costé ie voyais cet innocent ouvrage de mes plus tendres annees qui se presentoit devant mes yeux, tout tremblant de crainte et de doute de soi-mesme: & de l'autre i'oyois le favorable iugement qu'en faysoient des personnes si relevees, d'une si eminente naissance par dessus le reste des hommes, & d'une nation encore, de qui la valeur & le courage ayant dés long temps osté l'Empire aux Romains, dispute maintenant l'honneur des bonnes lettres avec tous les plus sçavants de la terre. De sorte qu'avec raison, i'en devois plustost craindre la censure qu'en attendre la loüange. Mais en ceci i'ai esprouvé que veritablement les Princes sont en terre les images vivantes des Dieux;

des Dieux, dis-ie, desquels la grace previent tousiours le merite, puisqu'il vous a pleu de devancer par les vostres, non seulement celui de mes escrits, mais de toutes mes esperances. Et cette creance m'est demeuree encore plus entiere quand i'ai veu que pour vous rendre conformes à la façon de vivre de mes Bergers, vous avez voulu prendre leurs noms & leurs habits, puisqu'Appollon autresfois voulut bien garder les troupeaux d'Admete en cette qualité & que presque tous les autres Dieux ont bien aussi quitté [p. 13] le Ciel pour vivre parmi nos Nymphes & nos Bergeres: & c'est bien veritablement à ce coup que ie crois mon Astree estre parvenuë à sa perfection. Puisque tant de grands esprits voulans estre de sa bergerie, il est impossible qu'ils ne l'eslevēt au plus haut degré où elle puisse iamais monter. Si bien qu'au lieu que ie soulois auparavant estre en doute des imperfectiōs qui m'y estoyent eschappees, maintenant asseuré des Bergers & des Bergeres de telle valeur, ie ne pui pl⁹ douter qu'à iamais elle ne vive cōme l'un des plus parfaits ouvrages des humains. Et en ceste cōsideratiō ie vois q̃ la perfectiō de toute chose gist au retour qu'elle doit faire à son principe, puisque dés le cōmēcemēt mes Bergers & mes Bergeres, ayans esté de grands Princes & de grandes Princesses, de tres-illustres, Seigneurs & Dames, maintenāt vous leur redonnez le lustre que ie leur avois osté, moi en les faisant Bergers, & vous en les rendant de Bergers & Bergeres, grands Princes & grandes Princesses, comme ils souloyent estre. Puis donc que cette perfection leur vient de vous, comme vostre ouvrage vous estes tous obligez de le maintenir en l'honneur où vous l'avez mis, & d'en faire vostre fait propre contre ceux qui le voudront ravaler du suprême honneur où vous l'avez eslevé. Mais à tant de faveurs qu'il vous a pleu me faire, est-il possible, que la derniere & plus necessaire pour m'acquitter de mon devoir me soit maintenant desniee? Je sçai que les Dieux ne se veulent point laisser voir aux yeux des mortels, & que l'imprudente Nymphe qui en eut la curiosité fut punie par Jupiter selon son merite: & que c'est [p. 14] peut-estre la raison pour laquelle vous m'avez caché vos noms sous ceux de Bergers: mais ie sçai bien aussi qu'Enee obtint cette grace que sa mere lui osta la nuë des yeux qui l'empechoit de voir les Dieux parmi les ruïnes d'Ilion. Et pour quoi ne puis-ie esperer cette faveur de ceux qui m'en ont desia fait de si grandes, afin que ie puisse dresser mes Autels, mes vœux, & mes sacrifices à ces Divinitez de la terre, qui sont mes Dieux Tutelaires? I'espere cette grace de vous, & en l'attendant pour ne retarder point d'avantage la recognoissance de ce que ie vous dois, i'imiterai ce grand Empereur de qui la pieté dressa l'Autel au Dieu Incognu, & sur cet Autel ie sacrifierai mon obeyssance, en recevant le nom de Celadon que vous me commandez de prendre, & en vous offrant non seulement cette partie d'Astree que vous me demandez, mais tous mes escrits & toutes mes pensees. Et ie croi bien que ce n'a pas esté sans une bonne consideration, que vous m'avez reservé le nom de Celadon parmi vous, non pas que ie le merite en la qualité que vous m'escrivez: mais par ce que m'estant proposé, en la personne de ce Berger, de faire voir la plus pure & la plus veritable affection qui fut iamais, il ne falloit pas aimer, honorer & reverer des personnes si remarquables & si pleines de merite que vous estes, avec une moins entiere ni moins parfaitte affection, que celle que ce nom emporte avec soi. Ie reçoi donc grands Princes & Princesses, ce tiltre honorable que vous me donnez, non seulement pour iouyr sous le personnage de ce Berger, des fruits qui naistront d'une conversation si douce & d'une Academie [p. 15] si celebre que la vostre: Mais avec protestation que

les services de cet Amant, ne furent iamais plus devotieusement ni plus fidelement rendus à sa Bergere, que vous en donneront à l'advenir ma fidelité & mon affection. Vouz serez tous ensemble mon Astree, & ie trouverai asseurément dans vos perfections tant de sujects d'Amour, d'honneur & de respect; que tout ce que Celadon endure dans mes livres, & en papier pour son Astree, ie le souffrirai en effect par le desir qui ne mourra iamais en moi, de vous rendre à tous un treshumble & perpetuel service: si bien que desormais ie n'aurais point d'entretien plus doux que la memoire de ce que ie vous dois, & en cette pensee ie ne demanderai plus à la Renomee la recompense de mes ouvrages, puis que vous asseurez qu'ils vous ont pleu, & cela sera cause que ie m'efforcerai de rendre telle la suitte de ces actions boccageres qu'elle ne dementira point son commencement: afin qu'elles ne diminuent rien du contentement que vous en avez receu. La suitte que vous me demandez va voir le iour sous vostre protection, & ce seroit sous vos noms si i'en avois la cognoissance. Quand le bruit des canons cessera, & que la douceur de la paix nous ostera l'espee de la main, i'y remettrai la plume, pôur donner le repos aux desirs de mes Bergers, & peut-estre à la curiosité que cet ouvrage aura fait naistre en vous. Et cependant si selon vos souhaits, mon cher Lignon, à l'imitation de ce fleuve amoureux d'Aretuse, se peut trouver un passage par les entrailles de la terre pour s'aller rendre dans les lieux où se trouvent de si rares [p. 16] Bergers & Bergeres, ie l'estimerai infiniment heureux de couler parmi des Provinces si fortunees que celles où de si grands Pasteurs commandent. Et ce sera bien alors, si i'ai iamais porté envie à quelque bonheur que ie serai envieux du sien, ou pour le moins de n'estre point appellé, comme lui, aupres de vous ausquels ie iure pas les serments qui me sont les plus saints, & les plus inviolables, que si ie suis iamais si heureux que de cognoistre les veritables noms de ceux à qui i'ai une obligation si estroitte, ie n'espargnerai ni mon sang, ni ma vie pour leur tesmoigner que ie suis

Souverains Princes & Princesses, tres-
Illustres Seigneurs & Dames
Vostre tres-humble & tres affe-
ctionné serviteur
HONORÉ DVRFÉ.

De Chasteau-morand
ce 10. Mars, 1625.

H. WELTI.

Jean-Baptiste-Louis de Gresset.

Ein Beitrag zur Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts.

Man stellt gewöhnlich Deutschland und Frankreich als die beiden Nationen hin, welche durch ihre Geistesthaten zu Anfang des 16. und am Schlusse des 18. Jahrhunderts die neuere Litteraturgeschichte begründet haben; und man darf wohl ferner auch behaupten, dass, trotz des öfters zu Tage getretenen Nationalhasses, die beiden Völker sich doch niemals die gegenseitige Anerkennung in Bezug auf ihre Geistesheroen versagt haben. Unbestreitbar lässt sich der Kultureinfluss Frankreichs auf Deutschland ebenso wenig verkennen, wie umgekehrt der Deutschlands auf Frankreich. Wer möchte denn die Bedeutung Voltaire's und hauptsächlich Rousseau's, den man den Apostel der neueren Zeit genannt hat, auf unser ganzes Denken und Fühlen leugnen? Und wiederum haben die deutschen Dichter die Franzosen begeistert und zur Nachahmung angetrieben. So sagt Fréron im Jahre 1760 von den „Alpen" Haller's, er könne nicht müde werden, diese Dichtung zu rühmen: „C'est la belle Nature parée de toutes ses fleurs, représentée dans toutes ses proportions; on y voit marcher d'un pas égal la poësie et la raison, la fiction et la vérité. M. Haller a produit l'ouvrage en vers le plus agréable que nous ayons peut-être depuis les Grecs et les Latins —." Mit einem geradezu erstaunlichen Enthusiasmus wurde die Übersetzung von Gessner's „der Tod Abels" jenseits der Ufer des Rheins begrüsst, und die Schriften Gellert's fanden überall sympathische Aufnahme. Mit welchem Beifalle Klopstock, Lessing, Wieland, Herder, Schiller und Goethe bei unserem Nachbarvolke

aufgenommen wurden, darüber können wir in jeder guten Litteraturgeschichte genug lesen.[1])

Wenn man die Litteraturwerke eines Volkes studiert, wird man gewöhnlich zu den Schriftstellern greifen, welche die Signatur klassisch tragen; und doch gibt es auch so manchen Schriftsteller zweiten Ranges, der wohl verdiente, etwas mehr bekannt zu werden. Ich habe hierbei hauptsächlich zwei Dichter des 18. Jahrhunderts im Sinne, die jetzt fast ganz vergessen sind und selbst von Litteraturfreunden nur wenig gelesen werden, nämlich Gresset und Chamfort. Gresset's kleines komisches Epos „Vert-Vert"[2]) darf sich aber wohl mit Recht neben Boileau's „Lutrin"[3]) und Voltaire's „Pucelle d'Orléans",[4]) der „Batrachomyomachia"[5]) und der „Secchia rapita"[6])

---

[1]) Zur näheren Belehrung hierüber können folgende Schriften empfohlen werden: H. Breitinger, die Vermittler des deutschen Geistes in Frankreich (F. Schulthess, Zürich). F. Lotheissen, Litteratur und Gesellschaft in Frankreich zur Zeit der Revolution 1789—1794 (Karl Gerold's Sohn, Wien). Anhang, p. 258—268: Die deutsche Litteratur in Frankreich. Dr. Süpfle, über den Kultureinfluss Deutschlands auf Frankreich (Progr. des Lyceums zu Metz, 1882).

[2]) Le petit poëme de Vert-Vert est un badinage où la coquetterie du style se concilie avec le naturel et la grâce. Géruzez, hist. de la littér. française (Didier et Comp., Paris) II, p. 425.

[3]) Le Lutrin est une épopée badine où Boileau chante un démêlé survenu entre le trésorier et le chantre de la Sainte-Chapelle de Paris, pour savoir si un lutrin serait placé dans un endroit ou dans un autre. C'est une fine satire des mœurs des gens d'église, qui n'atteint jamais les choses religieuses. De tous les ouvrages de Boileau c'est celui où il y a le plus de verve comique et d'invention poétique. L. Herrig et G. F. Burguy, la France littéraire (Brunsvic, G. Westermann) p. 114.

[4]) „La Pucelle d'Orléans" von Voltaire machte seit 1730 als Manuskript unter den vornehmen Freunden des Verfassers die Runde, wurde dann 1755 ohne sein Vorwissen gedruckt, und erst 1762 von ihm anerkannt. Sie ist eins der schmutzigsten Denkmäler jener frivolen Zeit, aber an Reichtum der Erfindung, geistreicher Laune und durch den eleganten Plauderton ihrer anmutigen zehnsilbigen Verschen übertrifft sie alles, was man in dieser Gattung bis dahin geleistet. Fr. Kreyssig, Geschichte der franz. Nationallitteratur (Fr. Nicolai, Berlin), pag. 304.

[5]) Der sogenannte Froschmäusekrieg, eine Parodie der Ilias, stammt wahrscheinlich aus dem 5. Jahrh. v. Chr.

[6]) P. Kritz hat das Gedicht übersetzt (Brockhaus, Leipzig) und spricht sich in der Einleitung über den Gegenstand folgendermassen aus: „Als im Jahre 1248 der Hohenstaufische Kaiser Friedrich II. unter den Mauern von Parma war geschlagen worden, brach zwischen Modena und Bologna eine Fehde aus, in Folge welcher die Modenesen bei Fossalda eine Niederlage erlitten und König Enzio von den Bolognesen gefangen wurde. Eine andere zwischen beiden Städten 1325 ausgebrochene Fehde endigte damit, dass die Bolognesen bei Zappolino in die Flucht geschlagen und, wie einige Chronisten melden, so ungestüm von den Siegern verfolgt wurden, dass diese zugleich mit den

des Alessandro Tassoni zur Seite stellen, und Chamfort wird durch seine Charakterschilderungen und Anekdoten nach der Art La Bruyère's, Pascal's und Rochefoucauld's Bewunderer finden, so lange es überhaupt noch Menschen gibt, welche einen Geist, der frei von Vorurteilen ist, zu schätzen wissen. Als dramatischer Dichter machte sich jener durch seinen „Méchant", dieser durch das Trauerspiel „Mustapha et Zéangir" und durch die Lustspiele „La jeune Indienne" und „Le Marchand de Smyrne" einen Namen. Ich will mich zunächst etwas eingehender mit Gresset beschäftigen und werde dann später in ähnlicher Weise Chamfort's Bedeutung für die französische Litteratur zu entwickeln suchen.

Jean-Baptiste-Louis de Gresset wird von den deutschen Litterarhistorikern, die die französische Litteraturgeschichte behandeln, meist mit etlichen Zeilen abgethan, wie es z. B. Julian Schmidt in seiner „Geschichte der französischen Litteratur seit Ludwig XVI. 1774", I, p. 16, 18, 43 und Fr. Kreyssig in seiner „Geschichte der französischen Nationallitteratur", p. 299 thut. H. Hettner widmet ihm in der „Geschichte der französischen Litteratur im 18. Jahrhundert", p. 103 wenigstens etwas über eine halbe Seite. Noch etwas eingehender wird er von A. Büchner in den „Französischen Litteraturbildern" behandelt, der sich im ersten Bande p. 343 bis 345 mit ihm beschäftigt. Das Ausführlichste, was ich über den Dichter gefunden habe, steht im zweiten Teile des „Handbuches der französischen Sprache und Litteratur" von L. Ideler und H. Nolte, wo auf p. 437 — 440 eine kurze Notiz über sein Leben und seine Dichtungen gegeben wird. Eine meisterhafte Analyse der Gedichte Gresset's von Fr. Jacobs[1]) ist ferner in dem 3. Bande der „Nachträge zu Sulzer's Theorie der schönen Künste" zu lesen, auf die ich wegen ihrer Vortrefflichkeit noch einige Male zurückkommen werde.

Um diesen liebenswürdigen Dichter, „der sich an die Reihe grosser Schriftsteller anschliesst, deren Werke den Ruhm der fran-

---

Fliehenden in Bologna eindrangen und aus einem Brunnen der Stadt einen Eimer fortführten. Tassoni hat diese Eimerentführung zum Gegenstande eines sogenannten burlesken Heldengedichtes gemacht, dabei jedoch die Zeitfolge also umgekehrt, dass zuerst die von den Bolognesen überfallenen und gereizten Modenesen den Eimer erbeuten und sodann hieraus sich eine blutige Fehde entspinnt, Enzio daran Teil nimmt, von den Bolognesen gefangen wird und bei dem Friedensschlusse, welcher übrigens den status quo vor dem Kriege wieder herstellt, der Eimer den Modenesen und der König als Gefangener in Bologna verbleibt."

[1]) Vgl. Zschr. f. nfrz. Spr. u. Litt. IV, p. 244—247. C. Humbert: II. Sonstige von Jacobs besprochene französ. Schriftsteller: „Die Abhandlungen über Gresset, Corneille und Lafontaine gehören zu dem Besten, was ich über irgend einen Dichter gelesen".

zösischen Nation weiter verbreitet und fester gegründet haben als die Siege Ludwig's," der Vergessenheit zu entreissen, will ich im folgenden einen kurzen Überblick über sein Leben und über seine Thätigkeit als Schriftsteller geben. Dabei sind mir namentlich die folgenden in Frankreich über denselben erschienenen Werke förderlich gewesen: Bailly, discours et mémoires (De Bure l'aîné, Paris 1790). Tome I, p. 349 — 373: „Éloge de Gresset". Revue des deux mondes. Tome XI, p. 1100—1114. (In diesem Artikel der Revue referiert Sainte-Beuve über das Werk: „Gresset. Essai biographique sur sa vie et ses ouvrages" par M. de Cayrol (Dumoulin, Paris, deux volumes), welches ich mir bei der vorliegenden Arbeit leider nicht habe verschaffen können). Nouvelle biographie générale (Firmin Didot frères, Paris). Tome XXI, p. 938—946.

Jean-Baptiste-Louis de Gresset wurde am 29. August 1709 zu Amiens geboren und gehörte einer Familie an, die aus der Grande-Bretagne eingewandert war. Im Alter von 16 Jahren trat er in den Jesuitenorden in seiner Vaterstadt ein und zeichnete sich durch seinen regen Eifer und durch seinen Scharfsinn bald vor seinen sämtlichen Mitschülern aus. Später siedelte er nach Paris über, um seine Erziehung im Collége Louis-le-Grand zu vervollkommnen. Auf seinen Reisen in die Provinzen kam er auch nach Nevers und lernte in dem Kloster vom Orden der Heimsuchung Marias (l'ordre de la Visitation) das Leben der Nonnen zur Genüge kennen. Von jeher hatte Gresset eine besondere Vorliebe für die Poesie gehabt, und da ihm ein Papagei, welcher von den frommen Schwestern erzogen worden war und von denselben wegen seiner Schönheit und Liebenswürdigkeit nicht weniger als wegen der frommen Redensarten, die er nachplaudern konnte, über alles geliebt wurde, als geeignet zum Gegenstande einer poetischen Behandlung erschien, verfasste er als Erstlingswerk das reizende Gedicht „Vert-Vert". Er veröffentlichte es zu Rouen (1734); es gefiel allgemein und begeisterte sogar einen Jean-Baptiste Rousseau zu dem Ausspruche: „Je n'ai jamais vu d'ouvrage qui m'ait autant surpris que celui-là".[1])

Als Gresset nach Paris zurückgekehrt war, schrieb er, durch den Erfolg ermutigt, in seinem einfachen Mansardenstübchen des Collége Louis-le-Grand nun noch mehrere poetische Kleinigkeiten. Unter anderem kam er auf den Einfall, seine dürftige Zelle zu besingen, und so entstand das Gedicht „Ma Chartreuse"; daran reihten sich „Les Ombres" und „A ma Muse", wo der Dichter gewisser-

---

[1]) Nouv. biogr. générale, p. 938.

massen ein „poetisches Glaubensbekenntnis ablegt, in welchem er die Schranken bezeichnet, in denen sich seine Bemühungen auf dem Gebiete der Dichtkunst halten sollen",[1]) und „A ma sœur". Ich kann es mir nicht versagen, die treffende Schilderung von Fr. Jacobs [2]) über das Eigentümliche und den Wert der poetischen Episteln Gresset's mitzuteilen: „Die zweite Klasse seiner Werke, wenn man dieselben nach ihrem Wert und Verdienst ordnet, machen die poetischen Episteln aus, von denen einige meisterhaft, keine mittelmässig, jede interessant ist. Hier war vornämlich die reizende Nachlässigkeit an ihrem Platz, welche Gresset's Muse begleitete, hier ergiesst sich sein Herz ohne Zwang; hier entfaltet er das Innerste seiner Brust; hier erscheint er als Mensch und als Dichter vorzüglich liebenswürdig.

Diese Liebenswürdigkeit entspringt hauptsächlich aus der Art der Empfindungen, welche er darstellt. Es sind Funken einer schönen Seele, die das Gute um seiner selbst willen liebt, und es aus Neigung ausübt, ohne Anspruch auf Verdienst; es sind Blüten unschuldiger Triebe, welche in jedem Busen schlummern; es sind die Wünsche um Ruhe, Zufriedenheit und stillen Genuss. Wo wir diese Gemütsstimmung finden, da ist Liebe die Folge davon. Unser eigenes Gemüt erheitert sich bei der Betrachtung derselben, wie bei der Aussicht auf eine stille Gegend, die in dem sanften Schimmer des Abendlichts ruht. Die Leidenschaften schweigen in unserer Brust und eine zärtliche Sehnsucht nimmt die Stelle ein. Reizende Bilder von einem genügsamen Leben und einem eingeschränkten Genuss erfüllen den Geist. Wir vergessen uns selbst, und nehmen in dieser süssen Vergessenheit, auf einen Augenblick wenigstens, das Wesen dessen an, dem wir sie zu danken haben."

Gresset fand auch Geschmack an den Dichtern des Altertumes und lieferte in einzelnen Abschnitten eine poetische Übersetzung von Vergil's Bucolica, die aber dem Originale weit nachsteht. Nicht mit Stillschweigen darf ferner das kleine in achtsilbigen Versen geschriebene Gedicht „Le Carème impromptu" übergangen werden, diese plaisanterie vulgaire sur l'ignorante insouciance d'un curé insulaire, welcher wie der Dichter selbst sagt:

> Enseveli dans l'indolence
> D'une héréditaire ignorance
> Vit de baptêmes et de trépas,
> Et d'offices qu'il n'entend pas.[3])

---

[1]) Nachträge zu Sulzer's allgem. Theorie, p. 152.
[2]) Nachträge zu Sulzer's allgem. Theorie, p. 162 und 163.
[3]) Œuvres choisies de Gresset (Bibliothèque nationale, Paris), pag. 27.

Die beiden Jesuiten Linyères et Lavaud waren auf den Dichter wegen dieser poetischen Erzeugnisse aufgebracht und veranlassten den Kardinal de Fleury, Gresset darüber zur Rede zu stellen oder auch ganz aus dem Orden auszustossen. Bemerkenswert zur Charakteristik des Dichters ist der Brief, welchen der Kardinal in dieser Angelegenheit an den Polizeilieutenant Héraut schrieb: „Voilà une lettre, monsieur, du père De Linyères, au sujet de ce jeune homme dont vous m'avez donné trois petits ouvrages. Celui du Perroquet est très joli et passe bien les deux autres; mais il est bien libertin, et fera très certainement des affaires aux jésuites, s'ils ne s'en défont. Tout le talent de ce garçon est tourné du côté du libertinage et de ce qu'il y a de plus licencieux, et on ne corrige point de pareils génies. Le plus court et le plus sûr est de le renvoyer ..."[1])

Nach seiner Ausweisung aus dem Jesuitenorden fand Gresset Zutritt in der vornehmen Gesellschaft zu Paris, da junge Talente in den Häusern der Reichen und Grossen, wo mit Vorliebe die neusten litterarischen Erscheinungen besprochen wurden, gern gesehene Gäste waren. Aber seines Bleibens war nicht mehr in der Hauptstadt. Er zog sich nach Amiens zurück und lebte dort in der Zeit vom Jahre 1735—1750 in der grössten Zurückgezogenheit und Sorglosigkeit. Er bekleidete nämlich in seiner Vaterstadt ein ganz einträgliches Amt im Finanzfache, das ihm ungefähr 5000 Livres eintrug, und ausserdem genoss er eine Pension von 2000 Livres auf den Mercure und hatte auch noch zwischen 10—12000 Livres Renten.

Während seines Aufenthaltes in Paris war Gresset mit den verschiedenartigsten Personen in Berührung gekommen und hatte manch eigentümlichen Charakter kennen gelernt. Dadurch entstand in ihm die Lust, sich auch im theatralischen Fache zu versuchen, und er schrieb das 5aktige Trauerspiel „Edouard III", welches im Jahre 1740 zum ersten Male gegeben, vom Publikum aber frostig aufgenommen wurde. Abgesehen davon, dass es dem Dichter überhaupt an Talent für das Drama fehlte, war er auch gänzlich mit den Zeitverhältnissen und den Eigentümlichkeiten des Volkes unbekannt und zeichnet demnach ganz mittelmässige, ja sogar ganz falsche Charaktere. Wenn auch das Stück reich ist an hübschen Sentenzen und hier und da sogar grossartige Gedanken eingeflochten sind, man wird doch immer die tragische Anlage vermissen. Ganz unpassend sind namentlich die lang ausgesponnenen Reden, die im grossen und ganzen recht ermüdend sind. Die Katastrophe ist schlecht motiviert.

Etwas günstiger wurde das 3aktige Drama Sidnei vom Publikum aufgenommen, obwohl auch dieses Stück der Bewegung und

---

[1]) Revue des deux mondes, p. 1103.

des Lebens ermangelt. „Es ist des Redens so viel und der Handlung so wenig."[1]) Im Jahre 1747 verfasste Gresset das Lustspiel „Le Méchant", welches zu den besten des 18. Jahrhunderts gehört. Selbst wenn man zugesteht, dass auch hier die eigentliche vis comica fehlt, so verdient diese Komödie wegen ihrer fliessenden Diktion und einzelner glänzenden Stellen namentlich im III. Akte doch bei weitem den Vorzug vor den beiden vorhergenannten Stücken. Die Biographen unseres Dichters erwähnen von ihm noch zwei Komödien, die aber nur für den Hof bestimmt waren und niemals veröffentlicht worden sind. Ich will hier wenigstens die Titel derselben vermerken: „L'esprit à la mode" und „L'École de l'Amour propre". In Folge des „Méchant" wurde Gresset an die Stelle Danchet's (1748) auch in die französische Akademie aufgenommen.

Unter Gresset's Werken nehmen die Oden, die meist philosophischen Inhalts sind, unstreitig die niedrigste Stelle ein. Er schrieb deren 11, aber trotz ihrer Schwächen haben auch sie alle mehr oder weniger schöne Stellen. Für uns hat eine von diesen Oden ein besonderes Interesse, weil sie an Friedrich den Grossen gerichtet ist. Sie lautet folgendermassen:

Du trône et des plaisirs voler à la victoire,
Par soi-même asservir des peuples belliqueux,
Au sein de la puissance, au faîte de la gloire,
Penser en homme vertueux;
Aux arts anéantis donner un nouvel être,
Les protéger en roi, les embellir en maître
Eclairer les mortels et faire des heureux:
Aux jours de gloire et de génie
Des Césars et des Antonins
C'était l'ouvrage de la vie
Et les desseins divers de divers souverains;
Mais le héros nouveau de l'Europe étonnée,
Sait faire, des vertus, des talents, des travaux
De tant de différents héros,
L'histoire d'un seul homme, et celle d'une année.[2])

Der König antwortete ebenfalls mit einer Ode, deren Schlussstrophen ich nach dem Artikel von De Pongerville in der Nouvelle biographie générale, p. 942 mitteile:

Au centre du bon goût, dans la nouvelle Athène,
Tu moissonnes en paix la gloire des talents,
Tandisque l'Univers, envieux de la Seine,
Applaudit à tes chants.
Berlin en est frappée: à sa voix, qui t'appelle,
Viens des muses de l'Elbe animer les soupirs
Et chanter aux doux sons de ta lyre immortelle
L'amour et les plaisirs.

---

[1]) Nachträge zu Sulzer's allgem. Theorie, p. 173.
[2]) Ideler und Nolte, II, p. 464.

Gresset wurde zum Mitglied der Berliner Akademie ernannt, und man glaubte allgemein, dass er dem Drängen des Königs nachgeben und nach Berlin übersiedeln würde. Aber er verheiratete sich und verlebte auch die letzten 26 Jahre seines Lebens fern vom Geräusch der Welt in der heimatlichen Provinz. Nur von Zeit zu Zeit kam er nach Paris, um den Sitzungen der Akademie beizuwohnen. Bei Gelegenheit der Aufnahme d'Alembert's in die französische Akademie (1754), deren Direktor er geworden war, sprach er sich in der bittersten Weise über die Bischöfe aus, „qui se dispensent de résider, et qui regardent leur devoir comme un ennui, promenant leur inutilité dans la mollesse, et rampant à la cour en y traînant de l'ambition sans talent et de l'intrigue sans affaires“.[1]) Da die Reden, welche in den Sitzungen der Akademie gehalten wurden, auch an den Hof in Versailles eingeschickt werden mussten, zog sich Gresset ausser dem Zorne der Bischöfe auch den Tadel Ludwig's XV. zu. Er war sehr betroffen über diese Ungnade und lebte von nun an fast ausschliesslich in der Gesellschaft seiner liebenswürdigen Gattin, die eine Verwandte Galland's, des Verfassers von „Mille et une Nuits“ war, auf seinem reizenden Landsitze an den Ufern der Somme in der Nähe von Amiens.

Kurz vorher war der fromme de la Motte zum Bischof von Amiens ernannt worden, und Gresset war dem Einflusse desselben bald nur zu sehr unterworfen; er bat die heilige Jungfrau um Verzeihung, dass er Komödien geschrieben habe und entsagte in einem 1759 geschriebenen Briefe feierlich „à tout ce qu'il avait pu écrire d'un ton peu réfléchi dans les bagatelles rimées dont on avait multiplié les éditions sans qu'il eût jamais été dans la confidence d'aucune“.[2]) War man allgemein über diesen Wandel in der Gesinnung des einst so jovialen Dichters erstaunt, so darf man sich nicht wundern, wenn auch Voltaire mit seinem Spotte nicht zurückhielt:

> Gresset, doué du double privilége
> D'être au collége un bel esprit mondain
> Et dans le monde un homme de collége,
> Gresset, dévôt, jadis petit badin,
> Sanctifié par ses palinodies,
> Enfin prétend avec componction
> Qu'il composa jadis des comédies,
> Dont à la Vierge il demande pardon:
> Gresset se trompe, il n'est pas si coupable.[3])

Der Dichter wusste nur zu gut, wie gerecht die Vorwürfe waren, die ihn trafen, und er schwieg. Er hatte in seinem länd-

---

[1]) Nouv. biogr. générale, p. 942.
[2]) Ideler und Nolte, II, p. 438.
[3]) Nouv. biogr. générale, p. 943.

lichen Stillleben noch 2 Gesänge zu dem Vert-Vert hinzugedichtet „L'Ouvroir" und „Les Pensionnaires", die er aber auf Zureden des Bischofs nebst anderen noch ungedruckten Stücken verbrannte. Ein treffenderes und präziseres Bild über unseren Dichter lässt sich wohl kaum entwerfen, als wie es De Pongerville in dem schon öfter erwähnten Artikel in der Nouvelle biographie générale, p. 944, gibt: „Gresset, professeur novice, exprime avec une juvénile élégance les plaisanteries du collége; demi-jésuite, il se montre écrivain adroit et fin; homme du monde, il en prend la grâce et le bon goût. Philosophe avec les philosophes, courtisan à la cour, misanthrope dans la solitude, il se renferme dans un cercle étroit, partage les travers de province et se courbe dévotement sous l'influence d'un rigide prélat".

Im Juni des Jahres 1774 ging Gresset als Direktor der französischen Akademie im Namen derselben noch einmal nach Paris, um Ludwig XVI. und seiner Gemahlin Marie-Antoinette bei ihrer Thronbesteigung Glück zu wünschen. Darauf wurde er in den Adelstand erhoben und bekam den St. Michaels-Orden; auch wurde er zum Historiographen des St. Lazarus-Ordens ernannt. Am 16. Juni 1777 starb der Dichter, allgemein betrauert, 68 Jahre alt, plötzlich in seiner Vaterstadt Amiens.

Habe ich im Vorstehenden auch bereits kurz sämtlicher poetischen Erzeugnisse Gresset's Erwähnung gethan, so dürfte es sich doch empfehlen, nun noch einmal etwas spezieller auf sie zurück zu kommen, um etwas näher mit deren Inhalte bekannt zu machen. Es wird sich dabei hauptsächlich um 2 seiner Werke handeln, nämlich um „Vert-Vert" und um „Le Méchant". Hierin schliesse ich mich ganz seinen Landsleuten an. „Gresset n'a fait dans sa vie que deux choses qui se puissent relire avec un vrai plaisir et qui s'attacheront toujours à son nom: il a fait Vert-Vert à son moment le plus vif, et le Méchant à son moment le plus mûr".[1])

In ähnlicher Weise spricht sich auch Bailly aus, der allerdings noch la Chartreuse mit in Betracht zieht: »Le poëme de Vert-Vert, la Chartreuse, et la comédie du Méchant, semblent les titres réels de la gloire de Gresset; et si nous pouvons juger de l'esprit des âges suivants par l'esprit du nôtre, ces titres seront durables. En se montrant au jour, ils se sont placés d'eux-mêmes, et sans effort, à côté des chefs-d'œuvre des siècles passés: ils ne seront point repoussés par les chefs-d'œuvre des siècles futurs".[2])

---

[1]) Revue des deux mondes, p. 1105.
[2]) Discours et mémoires, I, p. 351.

An einer anderen Stelle spricht aber auch er nur von Vert-Vert und von dem Méchant: „Dans le temple où l'on conserve les grands modèles, Vert-Vert aura sa place comme un ouvrage original, le Méchant comme un chef-d'œuvre de style.[1]) In der Bibliothèque nationale (Paris 1875) haben unter den Œuvres choisies de Gresset „Vert-Vert", „Le carême impromptu" und „Le Méchant" Aufnahme gefunden.

Kein Volk hat soviel Neigung für die leichtere Dichtungsart als gerade die Franzosen. Die Erscheinung tritt etwa nicht erst im vorigen Jahrhundert und in der neusten Zeit hervor, sondern sie lässt sich nachweisen seit dem Beginn der französischen Litteratur überhaupt. Der Franzose besitzt eben ein feueriges Temperament und einen lebhaften Geist, und diesem Esprit, wie man kurzweg seinen natürlichen Witz zu nennen pflegt, kommt der Formenreichtum und die Geschmeidigkeit der Sprache zu Gunsten wie bei keinem anderen Volke. Ferner hat der verfeinerte Lebensgenuss, wie man ihn namentlich in Paris kennt, zu allen Zeiten einen erheblichen Einfluss auf die Poesie in Frankreich ausgeübt. Und so ist es zu verstehen, wie sich die gefällige, anmutige und muntere Schreibweise Gresset's bisweilen bis zur Üppigkeit, ja man möchte fast sagen bis zur Zügellosigkeit steigert. Er ist eben ein echter Franzose, und seine Verse sind die Kinder des Augenblicks, in gemütlicher und sorgloser Stimmung hingeworfen.

Und so lässt sich der allgemeine Beifall wohl erklären, mit dem das reizende Gedicht Vert-Vert in 4 Gesängen, das ja eigentlich eine ganz unbedeutende Begebenheit behandelt, aufgenommen wurde. Der Inhalt ist kurz folgender: Zu Nevers bei den Nonnen vom Orden der Heimsuchung Maria's wurde ein junger Papagei, Vert-Vert, aufgezogen und wurde bald der Liebling der frommen Schwestern.

Il était beau, brillant, leste et volage,
Aimable et franc, comme on l'est au bel âge;
Né tendre et vif, mais encore innocent.

Ihre Freude an dem Vogel wurde noch grösser, als derselbe anfing etliche Worte nachzusprechen. Während der Essenszeit durfte er sich im Refektorium aufhalten und bekam manchen guten Bissen zugesteckt; des Nachts wählte er sich nach Wohlgefallen eine Zelle aus und glücklich war die Schwester, die auserkoren wurde, ihn beherbergen zu dürfen.

Vert-Vert était un perroquet dévot,
Une belle âme innocemment guidée;
Jamais du mal il n'avait eu l'idée,
Ne disait onc un immodeste mot:

---

[1]) Discours et mémoires, I, p. 374.

Mais en revanche il savait des cantiques,
Des Orémus, des colloques mystiques;
Il disait bien son Bénédicité,
Et notre Mère et votre Charité ...

Aber es sollte nicht immer so bleiben. Der Ruf von Vert-Vert's Talenten und Tugenden war über die Klostermauern hinausgedrungen, und häufig kamen die Nonnen aus dem einige Meilen entfernten Kloster Moulins, um den Wundervogel zu sehen und zu hören. Sogar in Nantes bekam man Kunde von ihm.

Ton nom, Vert-Vert, tes prouesses brillantes,
Ne furent point bornés à ces climats;
La renommée annonça tes appas
Et vint porter ta gloire jusqu'à Nantes.

Die Bitte der Schwestern in Nantes, Vert-Vert kennen zu lernen, waren so dringend, dass man sie nicht abschlagen konnte und den Beschluss fasste, ihnen denselben auf eine kurze Zeit zu überlassen, so ungern man sich auch von dem Lieblinge trennte. Alles war wegen seiner bevorstehenden 14tägigen Abwesenheit in Trauer:

L'instant funeste arrive.
Jà, tout est prêt sur la fatale rive:
Il faut enfin se résoudre aux adieux,
Et commencer une absence cruelle:
Jà, chaque cœur gémit en tourterelle,
Et plaint d'avance un veuvage ennuyeux.
Que de baisers au sortir de ces lieux
Reçut Vert-Vert! Quelles tendres alarmes!
On se l'arrache, on le baigne de larmes:
Plus il est prêt de quitter ce séjour,
Plus on lui trouve et d'esprit et de charmes.

Vert-Vert wird eingeschifft und die jüngste Novize, die ihn, nachdem er bereits die Runde bei allen übrigen Nonnen gemacht hat, zuletzt herzt und küsst, ruft ihm noch nach:

Vole où l'honneur t'appelle:
Reviens charmant, reviens toujours fidèle.

Auf dem Schiffe, das ihn aufnimmt, gerät er in eine üble Gesellschaft, wo die Worte nicht gerade auf die Wagschale gelegt werden.

Vert-Vert, ignorant leurs façons,
Se trouve là comme en terre étrangère;
Nouvelle langue et nouvelles leçons.
L'oiseau surpris n'entendait point leur style;
Ce n'étaient plus paroles d'Évangile;
Ce n'étaient plus ces pieux entretiens,
Ces traits de Bible et d'oraisons mentales,
Qu'il entendait chez nos douces Vestales.

Vert-Vert versteht anfangs nichts von der derben Unterhaltung, und eingeschüchtert beobachtet er ein dumpfes und melancholisches Stillschweigen. Endlich hat ihn der Mönch Lubin zum Reden bewogen, aber wie erstaunt unser Zögling der frommen Schwestern, als sein „Ave, ma sœur“ mit schallendem Gelächter aufgenommen wird. Der Spott übt eine ganz eigentümliche Wirkung auf ihn aus, und bald hat er die fromme Sprache der Visitandinnen verlernt und die rohen Ausdrucksweisen seiner Reisegefährten angenommen.

Trop bien sut-il graver en sa mémoire
Tout l'alphabet des bateliers de Loire;
Dès qu'un d'iceux, dans quelque vertigo,
Lâchait un mor... Vert-Vert faisait l'écho.

So verändert kommt er in Nantes an, wo er von einer Dienerin empfangen und nach dem Kloster gebracht wird. Seine Ankunft wird durch das Läuten der Glocke bekannt gemacht; alles eilt herbei, um den Ankömmling neugierig zu betrachten.

Les vieilles même, au marcher symétrique,
Des ans tardifs ont oublié le poids:
  Tout rajeunit; et la mère Angélique
  Courut alors pour la première fois.

Aber alle werden durch die rollenden Augen und durch die unverschämten Blicke des Gastes aufs höchste erschreckt; und als sie ihn nun gar zum Sprechen gebracht haben, wie sind sie empört über seine ersten Worte:

Par la corbleu! que les nonnes sont folles!

Je unverschämter sie aber sein Betragen finden, desto ärger treibt er es.

La peste te crève!

ruft er ihnen zu, und andere Flüche und hässliche Schimpfworte folgen:

Jour de Dieu! ... mor...! mille pipes de diables!

Die frommen Nonnen bekreuzigen sich, eilen von dannen und beschliessen, den Unhold sofort zurückzuschicken. In Nevers wieder angekommen, wiederholt Vert-Vert die nämlichen Szenen, so dass seine alten Freundinnen in Thränen ausbrechen und eine allgemeine Traurigkeit sich ihrer bemächtigt. Was ist da zu thun? Man hält Gericht über ihn, und die Mehrzahl stimmt dafür, ihn einer harten Pönitenz zu unterwerfen.

On le condamne à deux mois d'abstinence,
Trois de retraite, et quatre de silence.

Er wird in seinen Käfig eingeschlossen, und unter der Aufsicht einer 80jährigen Nonne kommt er bei schmaler Kost zur Einsicht seines Vergehens. Als man sich von seiner vollständigen Bekehrung überzeugt hat, wird er wieder in die Gesellschaft zugelassen.

Tous les dortoirs étaient jonchés de fleurs;
Café parfait, chansons, course légère,
Tumulte aimable et liberté plénière,
Tout exprimait de charmantes ardeurs.

Die übergrosse Freude der Nonnen, ihren Liebling in derselben Weise wie früher wieder in ihrer Mitte zu sehen, wird jedoch die Ursache seines Todes. Da er während seiner Pönitenz nur spärliche Kost empfangen hat, kann er die ihm jetzt so reichlich zufliessende Nahrung nicht vertragen und sinkt zu Boden und haucht seine Seele aus. Man sucht sein Bild durch Portraits und durch Stickereien festzuhalten; auf seinen Grabstein werden in goldenen Lettern folgende Worte geschrieben:

Novices, qui venez causer dans ces bocages
A l'insu de nos graves sœurs,
Un instant, s'il se peut, suspendez vos ramages,
Apprenez nos malheurs.
Vous vous taisez: si c'est trop vous contraindre,
Parlez, mais parlez pour nous plaindre:
Un mot vous instruira de nos tendres douleurs;
Ci-gît Vert-Vert; ci gisent tous les cœurs.

Es bleibt nun noch übrig, etwas näher auf den Inhalt des Méchant einzugehen. Vorher mag aber die Fr. Jacobs'sche[1]) Beurteilung des Stückes im allgemeinen eine Stelle finden: „Der Méchant war die letzte, aber zugleich auch die reifste unter den dramatischen Arbeiten unseres Dichters. In diesem Stücke hat der Stil seine höchste Vollkommenheit; nichts übertrifft die Klarheit, die Zierlichkeit, die Leichtigkeit und Harmonie der Sprache in ihm. Jedermann fand, dass Gresset den Ton der grossen Welt auf das vollkommenste getroffen habe; jenen Kaltsinn, welcher sich hinter der Politesse, und jene Falschheit, welche sich hinter dem Schleier der Aufrichtigkeit und Simplizität versteckt.

Auf diesen Umstand und auf die Wahrheit, welche man in der Darstellung der Sitten fand, gründete sich der dauernde Beifall, welchen diese Arbeit erhielt. Gresset hatte die Sitten der Gesellschaft nach der Mode dargestellt. Der Held des Stückes ist boshaft aus Langeweile; er erregt Unfrieden und Zwiespalt zum Zeitvertreib. In jedem Hause, wo er einmal Platz gewonnen hat, stiftet er Parteien, hält es mit allen, hetzt sie gegen einander, und wird zuletzt für das erkannt, was er ist. Mit ihm kontrastiert ein gutmütiger Alter, der, bei einer grossen Meinung von seiner Welt- und Menschenkenntnis, von allen getäuscht wird. Ein junger Mensch, der, durch den Schein verführt, sich den Boshaften zum Muster

[1]) Nachträge zu Sulzer's allgem. Theorie, p. 174.

genommen hat, aber durch die natürliche Rechtschaffenheit seines Charakters gehindert wird, es ihm gleich zu thun, und ein eitles Weib, welches jederzeit die Farbe ihrer Liebhaber annimmt, dienen die Hauptperson zu heben und das Gemälde in gefälligen Abstufungen auszufüllen. Der ganzen Gruppe von Thoren aber steht ein rechtschaffener Mann gegenüber, welcher, rein von den Fehlern der herrschenden Sitte, den Boshaften enthüllt und die streitenden Parteien vereinigt."

Folgen wir nun szenenweise der Entwicklung des „Méchant", so ist der Aufbau des Stückes kurz folgender:

1. Akt. Lisette und Frontin sprechen über die Liebe Chloé's und Valère's. Jene hält die Einmischung Cléon's für das Paar verderblich und nennt ihn

Un fourbe, un homme faux, deshonoré, perdu,
Qui nuit à tout le monde,

während dieser seinen Herrn wacker verteidigt und ihn als einen honnête homme und einen excellent caractère bezeichnet. Als Frontin der Lisette erklärt, dass er sie liebt, verlangt sie von ihm, dass er seine Stelle bei Cléon aufgeben und bei Valère in Dienste treten soll, der

aimable, sincère,
Plein d'honneur

ist, aber sich leider durch Cléon verführen lässt:

Croyant qu'on réussit par la méchanceté.

Nachdem Frontin sich entfernt hat, tritt Géronte auf, der sein Selbstgespräch mit den Worten schliesst:

Valère aura Chloé.

Auch ihm teilt Lisette mit, dass Cléon seine Hand im Spiele hat und dass Florice, die Mutter Chloé's

n'a pour conseil que ce monsieur Cléon,
Un mauvais cœur, un traître, enfin un homme terrible.

Géronte nimmt aber den Cléon in Schutz:

On le prétend méchant! C'est qu'il est naturel:
Au fond, c'est un bon cœur, un homme essentiel.

Da eröffnet ihm Lisette, dass zwischen der Florice und dem Cléon ein Liebesverhältnis besteht und charakterisiert bei dieser Gelegenheit ihre Herrin also:

J'ai déjà vu madame avoir quelques amants;
Elle en a toujours pris l'humeur, les sentiments,
Le différent esprit. Tour à tour je l'ai vue
Ou folle, ou de bon sens, sauvage ou répandue;
Six mois dans la morale, et six dans les romans,
Selon l'amant du jour et la couleur du temps,
Ne pensant, ne voulant, n'étant rien d'elle-même,
Et n'ayant d'âme enfin que par celui qu'elle aime.

In der folgenden Szene spricht sich Florice ihrem Bruder gegenüber gegen die Heirat ihrer Tochter mit Valère aus; da macht sie aber Géronte darauf aufmerksam, dass er der Chloé nur unter der Bedingung sein nicht unbedeutendes Vermögen vermachen werde, wenn die Heirat mit Valère zustande komme.

Lisette hält auch der Florice gegenüber mit dem Missfallen, dass sie an Cléon findet, nicht zurück. Da erklärt diese, sie wolle ihre Tochter ins Kloster nach Paris schicken; Lisette möge alles zur Abreise bereit halten. Chloé, welche jetzt auftritt, beklagt sich über die harte Handlungsweise ihrer Mutter, will sich aber ohne weiteres ihren Befehlen fügen. Dabei bemerkt sie aber doch, dass sie eine Heirat mit Valère dem Klosterleben vorziehen werde. Lisette verspricht, den Cléon, welcher die Mutter vollständig in seiner Gewalt hat und leitet, zu entlarven.

2. Akt. Wir erfahren, dass Cléon durch seinen Diener Frontin an Valère's Mutter und an Géronte Briefe hat schreiben lassen, um Familienverwirrungen herbeizuführen.

> Tout languit, tout est mort sans la tracasserie;
> C'est le ressort du monde et l'âme de la vie.

Ob ein Liebesverhältnis mit der Mutter oder mit der Tochter, das ist ihm ganz einerlei.

> Je vais où l'on me plaît, je pars quand on m'ennuie.

Dieses unstete Leben behagt aber dem Frontin nicht mehr und er erklärt, dass er endlich zur Ruhe kommen und die Lisette heiraten will. Nachdem Cléon ihm lange abgeredet hat, muss er endlich doch einwilligen und entlässt ihn. Er soll jedoch nichts verraten, und wenn Valère ankommt ihm dies sofort melden. Er fasst den Entschluss, sich des Frontin zu entledigen und will ihn mit einem Auftrage nach Paris entsenden.

Florise fragt den Cléon, ob er, wie sie von ihrem Bruder erfahren habe, ein gutes Wort für Valère einlegen werde? und freut sich zu hören, dass er ein Gegner desselben sei, und dass sie sich also ganz und gar auf ihn verlassen kann, da sie selbst auch nichts von Valère wissen mag:

> Vous êtes honnête homme, et je n'ai point à craindre
> Que vous proposiez rien dont je puisse me plaindre.

Um den Géronte anders gesinnt zu machen, wollen beide einen Prozess gegen ihn ins Werk setzen, da sie wissen, dass er sich davor ganz besonders fürchtet. Frontin meldet, dass Valère angekommen ist, der auch sofort eintritt, Cléon umarmt und als seinen treusten Freund begrüsst. In den ganzen nun folgenden Auseinandersetzungen tritt Cléon's boshafter Charakter aufs schärfste hervor.

3. Akt. Chloé hat den Valère gesehen, da er aber weder zu ihrer Mutter noch zu ihrem Onkel gekommen, ist sie in Zweifel, ob er es auch wirklich war. Lisette vermutet richtig, dass sein Fernbleiben das Werk Cléon's ist. Frontin bestätigt, dass Valère anwesend ist und erwähnt auch seinen Auftrag nach Paris. Da erklärt ihm aber die Lisette, dass sie dann den Pasquin heiraten werde. Ariste, Géronte und Cléon treten ein und unterhalten sich über die üble Laune der Florise; Géronte spricht sich darüber folgendermassen aus:

Je veux que tout le monde
Se porte bien chez moi, que personne n'y gronde.
Et qu'avec moi chacun aime à se réjouir.
Ceux qui s'y trouvent mal, ma foi, peuvent partir.

Ariste bittet ihn, dass er seine Schwester

par raison, par douceur

darauf aufmerksam machen möge, während Cléon den Géronte in seiner Meinung bestärkt:

Je voudrais, comme vous, être maître chez moi.

Ariste bleibt allein mit Lisette zurück, und sie unterhalten sich über das plötzliche, aber heimliche Erscheinen Valère's, mit dem nun Ariste zusammentrifft. Er versucht, ihn über den Charakter seines vermeintlichen Freundes Cléon aufzuklären:

Si l'on vous faisait voir que ce bon air, ces grâces,
Ce clinquant de l'esprit, ces trompeuses surfaces,
Cachent un homme affreux qui veut vous égarer,
Et que l'on ne peut voir sans se déshonorer?

worauf Valère antwortet:

C'est juger par des bruits de pédants, de commères.

Da warnt ihn Ariste nochmals:

Mais, malgré vos mépris, votre bien seul m'occupe;
Il serait odieux que vous fussiez sa dupe.

Géronte kommt dazu, begrüsst den Valère und bittet ihn, sich als zu seinem Hause gehörig zu betrachten. Auch hofft er, dass seine Schwester Vernunft annehmen und ihn als Schwiegersohn begrüssen wird. Er bittet den Valère, seinen Ernst abzulegen.

Ce ton-là m'ennuie:
Je te l'ai déjà dit, point de cérémonie.

Wiederum ist Cléon zur Stelle, nachdem er gefragt hat:

Ne suis-je pas de trop?

und Valère gibt nun eine Schilderung über das Leben in Paris, das er in der ausgiebigsten Weise genossen hat.

On ne vit qu'à Paris, et l'on végète ailleurs.

Géronte weiss das Gespräch auf Chloé zu lenken, und als Valère bemerkt, dass sie zwar einmal ganz hübsch war, ihm aber jetzt ziemlich gleichgültig sei, flüstert Cléon dem Géronte zu:

L'éloge est assez mince,

während er auch immer den Valère aufhetzt. Dieser disponiert schon vollständig über das Vermögen des Géronte, so dass Cléon diesem wieder leise zuruft:

Sa folie est certaine.

Als Géronte noch mit Cléon spricht, überreicht ihm ein Bedienter einen Brief, der ihn bestimmt, den Valère gänzlich zurückzuweisen. Die Liebe zur Chloé ist in diesem aber durchaus nicht erloschen.

Je ne vois que Chloé... Si j'avais pu prévoir...
Allons tout réparer: je suis au désespoir.

4. Akt. Lisette tröstet die Chloé, die sich über die Falschheit der Männer beklagt, da sie von ihrem Onkel das Benehmen Valère's erfahren hat. Jene hat den rechten Sachverhalt erkannt:

Je vois là du Cléon, ou je suis bien trompée,

sie ist aber vollständig beruhigt, denn

Ariste est avec lui (Valère), j'en tire bon augure.

Ariste hat die Lisette gebeten, ihm die Schriftzüge Frontin's zu verschaffen. Florise teilt ihr mit, dass sie die Chloé nicht ins Kloster begleiten wird, sie soll ihr aber behilflich sein, dem Cléon eine Falle zu stellen. Ariste hat den Géronte um eine Unterredung bitten lassen und verlangt vom Valère, dass er mit dem Cléon brechen soll, worüber sich ein langes Hin- und Herreden entspinnt, das mit der Nachgiebigkeit Valère's endet.

Géronte vient; calmez son esprit irrité,
Et comptez pour toujours sur ma docilité.

Er bittet den Géronte um Verzeihung,

Par l'erreur d'un moment ne jugez point ma vie

und hält förmlich um die Hand Chloé's an:

Sans l'aimable Chloé je ne puis être heureux,

worauf aber Géronte erklärt:

Vous n'aurez point ma nièce.

Ariste bemüht sich, dem Géronte eine andere Meinung beizubringen; sie werden aber durch Cléon unterbrochen, welchen Ariste nun auffordert, den Géronte, der sich entfernt hat, aufzusuchen, um

sich offen über die Verhältnisse auszusprechen, erhält aber die Antwort:

Laissez tomber tout cela de soi-même.
Me mêler là-dedans! ... ce n'est pas mon avis.

Lisette meldet, dass man die Herrn erwartet, bleibt jedoch mit Cléon zurück, der die Florise, welche verabredetermassen das Gespräch belauscht, in gerade nicht sehr liebenswürdiger Weise schildert.

5. Akt. Lisette macht den Frontin damit bekannt, dass er nun doch seinen Dienst bei Cléon aufgeben und zum Valère kommen wird, da jetzt auch Florise der Heirat mit Chloé nichts mehr in den Weg legt. Auch Géronte wird bald wieder für Valère gewonnen sein. Als Frontin erklärt, dass er es nicht wagen würde, seinem Herrn zu kündigen, sagt ihm Lisette, dass er die Kündigung ja schriftlich bewerkstelligen könne, was er zu ihrer Verwunderung auch thut, obwohl sie bis jetzt geglaubt hat, dass er nur mühsam seinen Namen schreiben könne. Wir erfahren, wie jetzt Florise über Cléon denkt. Sie spricht sich über ihn dem Ariste gegenüber folgendermassen aus:

C'est un fourbe exécrable,
Indigne du nom d'homme, un monstre abominable,
Trop tard pour mon malheur je déteste aujourd'hui
Le moment où j'ai pu me lier avec lui.

Dieser verspricht ihn vollständig zu entlarven.

Géronte steht immer noch auf Cléon's Seite, während er den Valère für faux, méchant, noir hält. Cléon wundert sich, dass Florise seine Gegenwart meidet und ist ganz überrascht, dass er, als er mit ihr zusammenkommt, mit den Worten empfangen wird:

Partez dès ce moment.
Ne me voyez jamais.

Die Schlechtigkeit Cléon's wird von Ariste durch die schlagendsten Beweise enthüllt, und nun wird auch Géronte von dessen falschen Charakter überzeugt; er wendet sich an Valère mit den Worten:

Allons, je te pardonne

und ruft dem Ariste zu:

Je sens qu'on en revient toujours aux bonnes gens.

A. Reissig.

Carlo Goldoni in seinem Verhältnis zu Molière.

Einleitung: Goldoni's Memoiren.

Von den hervorragenden Dichtern Italiens hat wohl keiner bei seinen Landsleuten und den gebildeten Ausländern eine verschiedenere Beurteilung erfahren als der Dramatiker Carlo Goldoni. Während die einen ihn als den berufenen Reformator der italienischen Bühne priesen und den besten Lustspieldichtern aller Zeiten an die Seite stellten, erklärten die anderen alle Produkte seiner fruchtbaren Feder für künstlerisch wertlos; und gerade bei den Wortführern der ästhetischen Kritik herrscht in dieser Beziehung die grösste Uneinigkeit. Ein Voltaire überschüttet den an Geist und Charakter so ungleichen Zeitgenossen mit Lobeserhebungen, an deren Aufrichtigkeit zu zweifeln wir schwerlich berechtigt sind;[1]) dagegen giesst ein Baretti die ätzende Lauge seiner Satire über ihn aus und mischt in unbarmherziger Kritik berechtigten Tadel mit entwürdigendem Spott.[2]) Das Urteil, welches später A. W. von Schlegel in seinen „Vorlesungen" über den italienischen Dramatiker fällte, gibt an Einseitigkeit dem Baretti's kaum etwas nach,[3]) und erst der besonnenen und vorurteilsfreien Darstellung anderer deutscher und italienischer Kritiker war es vorbehalten, bei der Würdigung dieses seltenen Talentes die übertriebene Wertschätzung ebensowohl wie die nur negierende Beurteilung auf das richtige Mass

---

[1]) s. den Brief Voltaire's an Goldoni, datiert von Ferney, den 24. September 1760.

[2]) s. die „Frusta letteraria" des Giuseppe Baretti, Milano 1838, Vol. 1, N. XII, XIV; Vol. II, N. XVII, XXII.

[3]) s. „A. W. von Schlegel's Vorlesungen über dramatische Kunst und Litteratur", 3. Ausgabe besorgt von Ed. Böcking, 1. Teil, Leipzig, 1846, S. 364 ff.

zurückzuführen.[4]) Was man indessen von der dichterischen Bedeutung Goldoni's denken mag — er ist jedenfalls eine litterarische Grösse, die in vieler Hinsicht unser Interesse beanspruchen darf und eine vorurteilsfreie Würdigung verdient. Wer in dieser Absicht an seine Werke herantritt, darf sich nicht auf die Betrachtung seiner überaus zahlreichen Lustspiele und seiner anderen, minder bedeutenden poetischen Produkte[5]) beschränken. Goldoni selbst liefert uns eine wünschenswerte Ergänzung zu den Schöpfungen, denen er seine hervorragende Stellung in der Geschichte des italienischen Theaters verdankt, in dem Werke seines Greisenalters, den Memoiren. Er schrieb dieselben hochbetagt, aber noch immer in fast unbeschränktem Genusse seiner geistigen Kräfte, in Paris, als er, ein Achtzigjähriger, nach einem bewegten Leben voller Wechselfälle und Kämpfe sich endlich der verdienten Ruhe erfreuen konnte. Sie erschienen im Jahre 1787 in französischer Sprache als „Mémoires de M. Goldoni, pour servir à l'histoire de sa vie, et à celle de son théâtre" in 3 Bänden zu Paris, wurden in italienischer Übersetzung im folgenden Jahre zu Venedig veröffentlicht[6]) und zu gleicher Zeit in etwas verkürzter Gestalt von G. Schatz ins Deutsche übertragen.[7])

Dieses letzte Produkt der unermüdlichen Feder unseres Autors scheint uns für die Kenntnis seiner Werke ebenso unentbehrlich wie für diejenige seiner Persönlichkeit und lässt uns die letztere in überaus liebenswürdigem Lichte erscheinen. Wir können uns dabei auf das Urteil des Historikers Gibbon berufen, der die Lektüre der Memoiren Goldoni's sogar für anziehender und wichtiger hielt als diejenige seiner Lustspiele. Gibbon's etwas einseitige Ansicht wird erklärlich, wenn wir bedenken, dass die Memoiren, zum Teil eine Zusammenfassung und Ergänzung von Bemerkungen aus den Vorreden zu früher

---

[4]) s. namentlich die „Nachträge zu Sulzer's allgemeiner Theorie der schönen Künste", Leipzig 1793, 2. Bd. 1. Stück, S. 45 bis 82; und: Domenico Gavi, „della Vita di Carlo Goldoni e delle sue Commedie lezioni quattro", Milano 1826.

[5]) Goldoni's gesammelte Texte zu komischen Opern erschienen zu Venedig 1770, als „Opere drammatiche giocose"; seine kleineren, meist in Stanzen verfassten Gedichte sind in der Sammlung: „Componimenti diversi etc.", Venezia 1764, 2 Bände, enthalten. Die vollständigste deutsche Übersetzung seiner Lustspiele veröffentlichte J. H. Saal, 1767—1777, Leipzig, 11 Bände.

[6]) „Memorie del Signor Carlo Goldoni scritte da lui Medesimo", Venezia 1788.

[7]) „Goldoni über sich selbst und die Geschichte seines Theaters", mit Anmerkungen, Leipzig 1788, in drei Bänden.

gedruckten Komödien, von nicht zu unterschätzender kulturhistorischer Bedeutung und ein treues Spiegelbild alles dessen sind, was der begabte, welt- und menschenkundige Italiener während seines langen Lebens in Italien und Frankreich dachte und erstrebte, litt und erlebte. Namentlich dürfte der letzte Teil, welcher den Aufenthalt Goldoni's in Frankreich, in unmittelbarer Nähe des königlichen Hofes und im Brennpunkte des sozialen und litterarischen Lebens behandelt, die eingehende Berücksichtigung auch des Kulturhistorikers verdienen. Für uns besteht der Wert der Memoiren nicht sowohl in den in ihnen reichlich verstreuten Bemerkungen über wichtige Ereignisse und interessante Persönlichkeiten der damaligen Zeit, noch weniger in den zuweilen herzlich unbedeutenden Mitteilungen über tägliche Erlebnisse und Stimmungen, über unbedeutende Gegner und im Übrigen unbekannte Freunde, als vielmehr in den an verschiedenen Stellen klar genug ausgesprochenen Ansichten des Verfassers über seine eigene litterarische Stellung und Aufgabe, über den grösseren oder geringeren Wert seiner dramatischen Produkte, über sein Verhältnis zu gleichstrebenden Zeitgenossen und der Nachahmung würdigen Dichtern der Vergangenheit. Goldoni's Memoiren dürfen als die Hauptquelle für seine Biographie gelten, wie sie denn auch zu diesem Zwecke von seinen Biographen ausgiebig benutzt worden sind. Charakteristisch und fesselnd ist das ganze, in elegantem Konversationston leicht dahinfliessende, in trefflichem Französisch geschriebene Werk des geistvoll und behaglich plaudernden Greises, ein eingehender und von der lautersten Wahrheitsliebe diktierter Bericht von dem Streben und Irren des Jünglings, den abenteuerlich wechselnden Schicksalen des Mannes, der sicheren Gereiftheit des erfahrenen Greises, der auf die mannigfachsten Erlebnisse und eine erstaunlich fruchtbare Thätigkeit beschaulich zurückzublicken vermag. Das farbenreiche Bild seines harmonisch ausklingenden Lebens findet den für Goldoni's Gesinnung bezeichnendsten Abschluss in den Bemerkungen, mit denen er den Leser entlässt: „Toute l'application que j'ai mise dans la construction de mes Pieces, a été celle de ne pas gâter la nature, et tout le soin que j'ai employé dans mes Mémoires, a été de ne dire que la vérité" — ein Selbstbekenntnis, dem der Verfasser fein ironisch hinzufügt: „S'il y avoit cependant quelqu' Ecrivain qui voulût s'occuper de moi, rien que pour me donner du chagrin, il perdroit son tems. Je suis né pacifique; j'ai toujours conservé mon sang-froid, à mon âge je lis peu, et je ne lis que des livres amusans."

Wir müssen darauf verzichten, im Anschluss an Goldoni's Memoiren in grossen Zügen eine Darstellung seines Lebens- und

Entwickelungsganges zu geben, und dürfen dies um so eher, als diese Aufgabe schon oft in mehr oder minder eingehender Weise gelöst worden ist.[8]) Für unseren Zweck — eine Untersuchung seiner Beziehungen zu seinem grossen Vorgänger Molière — sei nur zweierlei aus dem Inhalte der Goldoni'schen Aufzeichnungen hervorgehoben: einmal die Thatsache, dass unser Dichter der Mängel des italienischen Theaters seiner Zeit sich voll bewusst war, das Bedürfnis einer Reform auf diesem Gebiete klar erkannt hatte und in unzweideutiger Weise die Durchführung derselben als das eigentliche Ziel seines poetischen Schaffens hinstellte; und ferner der Umstand, dass Goldoni bei aller Schaffensfreude und bewussten Pflege seiner dichterischen Gaben dennoch in klarer Selbsterkenntnis zu den grossen Meistern der Vergangenheit als den wohl nachzuahmenden, aber schwerlich je zu erreichenden Mustern bescheiden hinaufschaute und insbesondere die Überlegenheit des Molière'schen Genius stets rückhaltlos anerkannt hat. Freilich bringt es der Charakter der Memoiren mit sich, dass Goldoni's dramaturgische Ansichten nicht als ein klares, geschlossenes System in zusammenhängender Darstellung uns vorliegen. Dieselben finden sich vielmehr in dem dreibändigen Werke als einzelne, zuweilen abgerissene Bemerkungen verstreut, der Eingebung des Augenblicks entsprechend, und würden sich wohl auch kaum zu einem in sich vollendeten, völlig durchdachten Gebäude zusammenfügen lassen. Denn wieviel auch Goldoni über das Wesen dramatischer Kunst nachgedacht haben mag, wie geistvoll und treffend seine Urteile über einzelne Fragen nicht selten sein mögen — sein auf das Reale und Praktische gerichteter Blick verschmähte alles nicht unmittelbar fördernde Theoretisieren, wie er denn bei dem Mangel einer eigentlich gelehrten, auf gründlichen litterarischen Studien basierten Bildung schwerlich dazu befähigt war.

Wenn wir den Angaben des Dichters Glauben schenken dürfen, so ward ihm die Überzeugung von der Notwendigkeit einer Reform des italienischen Theaters in verhältnissmässig sehr früher Zeit. Goldoni kann wenig älter als 15 Jahre gewesen sein, als er, zu Pavia in die päpstliche Bildungsanstalt für Rechtsbeflissene aufgenommen, in der Bibliothek eines Professors statt mit juristischen Studien sich mit der Lektüre klassischer Autoren beschäftigte und durch diese die erste Anregung zu seinen späteren Schöpfungen empfing. Er schildert in seinen

---

[8]) s. die Biographie Goldoni's von Heinrich Döring in Ersch und Gruber's Encyklopädie, sowie die dort angeführten Monographien.

Memoiren [9]) höchst anschaulich den Eindruck, welchen die Welt der griechischen und römischen Dichter [10]) auf ihn machte, wie er bei eigener Produktion der letzteren Vorzüge nachahmen und ihre Fehler vermeiden möchte, und kommt zu dem gewiss berechtigten Schluss: „Nous devons respecter les grands maîtres qui nous ont frayé le chemin des sciences et des arts; mais chaque siècle a son génie dominant, et chaque climat a son goût national". Wenn er sich dann bitter über den Mangel italienischer Stücke beklagt, welche mit dem englischen, dem spanischen und dem französischen Theater den Vergleich aushalten könnten, wenn er hinzusetzt: „je desirois avec passion voir ma patrie se relever au niveau des autres, et je me promettois d'y contribuer," und damit über den bisherigen dramatischen Schöpfungen seines Vaterlandes den Stab bricht, so findet dieses nur zum Teil berechtigte Urteil in Goldoni's ungenügender Kenntnis des bisher Geleisteten seinen Grund. Wir erfahren an einer anderen Stelle, [11]) dass er erst später Macchiavell's berühmte „Mandragola" kennen und sogleich bewundern lernte, und dürfen ohne Zweifel voraussetzen, dass ihm damals auch die Komödie des Ariosto und ähnliche, an das Charakterlustspiel wenigstens anstreifende Produkte des Cinquecento unbekannt waren. Interessant aber ist es zu beobachten, wie bereits damals unserem Dichter die epochemachende Bedeutung des Macchiavell'schen Stückes klar geworden, wenn wir anders voraussetzen dürfen, dass der rückblickende Greis wirklich die Gedanken und Empfindungen des Jünglings mit treuem Gedächtnis reproduziert. [12]) Goldoni sagt darüber: „Ce n'étoit pas le style libre ni l'intrigue scandaleuse de la piece qui me la faisoient trouver bonne; au contraire, sa lubricité me révoltoit, et je voyois par moi-même que l'abus de confession étoit un crime affreux devant Dieu et devant les hommes; mais c'étoit la premiere piece de caractere qui m'étoit tombée sous les yeux, et j'en étois enchanté. J'aurois desiré que les Auteurs Italiens eussent continué, d'après cette Comédie, à en donner d'honnêtes et de décentes, et que les caracteres puisés dans la Nature eussent remplacé les intrigues romanesques." Das ganze Programm der späteren dramatischen Thätigkeit des Dichters liegt bedeutungsvoll angedeutet in den weiteren Worten: „Mais il étoit réservé à Molière l'honneur d'ennoblir et de rendre utile la scène comique, en exposant les vices et les ridicules à

---

[9]) s. Mémoires tome I, p. 58 f.
[10]) Die er freilich zumeist nicht im Original gelesen haben mag.
[11]) Mém. I, S. 66.
[12]) Mém. I, S. 67 ff.

la dérision et à la correction. Je ne connoissois pas le François; je me proposois de l'apprendre et en attendant je pris l'habitude de regarder les hommes de près, et de ne pas échapper les originaux."

In der That zieht sich die uneingeschränkte Bewunderung für das dramatische Genie Molière's als rother Faden durch Goldoni's Memoiren, und in Molière weit mehr noch als in den Komikern des klassischen Altertums sieht unser Dichter das leuchtende Vorbild echter dramatischer Kunst. Es soll der folgenden Untersuchung vorbehalten sein zu entscheiden, ob und inwiefern der Italiener sich in einzelnen seiner Schöpfungen an den Franzosen angelehnt hat; für jetzt ist allerdings zuzugeben, dass man Goldoni den „Molière Italiens" zu nennen berechtigt ist, insofern die moderne Kritik ihm fast einstimmig in der Geschichte des italienischen Lustspieles eine ähnliche, dominierende Stellung zugewiesen hat, wie sie Molière für Frankreich besitzt. Als der junge venetianische Advokat mit seiner Bearbeitung der Don Juan-Sage[13]) (1734) hervortrat, glaubte er zwar auf die treffliche Dichtung des Spaniers Tirso de Molina als auf eine „mauvaise Piece espagnole" verächtlich herabschauen zu können,[14]) ward aber doch zu seiner eigenen Version neben der Rücksicht auf den immerhin sehr dankbaren Stoff durch den Umstand bewogen, dass auch Molière in seinem „Festin de Pierre" denselben Gegenstand behandelt hatte. Die Memoiren belehren uns,[15]) dass Goldoni den ihm schon längst in unklarer Gestalt vorschwebenden Plan zu einer Reform des italienischen Theaters mit aller Bestimmtheit ins Auge fasste, als ihm die Möglichkeit geboten war, seine Werke von tüchtigen Schauspielern, an deren Spitze der „fameux Arlequin Sacchi" stand, dargestellt zu sehen. Er schliesst an den Bericht hiervon die Worte an: „Oui, il faut traiter des sujets de caractere; c'est-là la source de la bonne Comédie; c'est par-là que le grand Moliere a commencé sa carriere, et est parvenu à ce degré de perfection, que les anciens n'ont fait que nous indiquer, et que les modernes n'ont pas encore égalé". Noch unumwundener äussert er seine Ehrfurcht vor dem Genius seines Meisters bei dem Berichte über die Veranlassung zur Dichtung seines „Moliere", den er im Jahre 1751 während eines vorübergehenden Aufenthaltes in Turin verfasst hat. Goldoni sagt an dieser Stelle:[16]) „Les Comédiens

---

[13]) über dieselbe s. weiter unten.
[14]) Mém. I, S. 309 f.
[15]) Mém. I, S. 324.
[16]) Mém. II, S. 95 ff.

donnoient mes Pieces à Turin; elles étoient suivies; elles étoient même applaudies; mais il y avoit des êtres singuliers qui disoient à chacune de mes nouveautés: 'c'est bon, mais ce n'est pas du Moliere;' on me faisoit plus d'honneur que je ne méritois: je n'avois jamais eu la prétention d'être mis en comparaison avec l'Auteur François . . ." „Je connoissois Moliere, et je savois respecter ce Maître de l'Art aussi bien que les Piémontois, et l'envie me prit de leur en donner une preuve qui les en auroit convaincus." Bei der Erwähnung seines „Padre di Famiglia" äussert er mit deutlichem Hinweis auf die „École des Femmes" und die „École des Maris" seines Meisters:[17]) „J'avois travaillé cependant ce sujet intéressant avec tout le soin que mes observations et mon zele m'avoient inspiré: j'étois tenté même d'intituler ma Piece: „l'École des Peres;" mais il n'appartient qu'aux grands maîtres de donner des écoles". Von seinem „Avaro" sagt Goldoni, der Titel bezeichne einen jener Charaktere, „qui semblent avoir été épuisés par les grands maîtres de l'art,"[18]) und fügt mit liebenswürdiger Bescheidenheit hinzu: „c'est une nouvelle espece d'Avare qui n'en vaut pas les autres". Und wie Goldoni bei Beginn seiner bedeutungsvollen Reise nach Frankreich, das ihn für immer fesseln sollte, von dem heimischen Boden nicht besser scheiden zu können glaubte, als indem er den Schatten Molière's beim Betreten der französischen Erde zu seinem Beistande anrief,[19]) so hielt er auch in seiner zweiten Heimat überzeugungstreu an dem Gegenstande seiner Verehrung fest und konnte in dieser Wertschätzung im Laufe der Zeit naturgemäss nur bestärkt werden. Charakteristisch ist hierfür der Bericht, den er von seinem ersten Besuche des auch damals sehr hochstehenden Théâtre Français macht. Da lesen wir die Worte:[20]) „La premiere fois que j'allai à la Comédie Françoise, on y donnoit le Misantrope . . .[21]) Heureusement je connoissois le Misantrope; c'étoit la Piece que j'estimois le plus parmi les Ouvrages de Moliere, Piece d'une perfection sans égal qui, indépendamment de la régularité de sa marche, et de ses beautés de détail, avoit le mérite de l'invention et de la nouveauté des caracteres . . ." „Moliere fut le premier qui osât jouer les mœurs et les ridicules de son siecle et de son pays. Je vis avec un plaisir infini représenter à Paris cette Comédie que j'avois tant

---

17) Mém. II, S. 101.
18) Mém. II, S. 355.
19) Mém. II, S. 364.
20) Mém. III, S. 28 ff.
21) So schreibt Goldoni statt Misanthrope, indem er die italienische Form Misantropo im Auge hat.

lue et tant admirée chez moi . . ." „Ah! me disois-je alors à moi-même, si je pouvois voir une de mes Pieces jouée par de pareils sujets; la meilleure de mes Pieces ne vaut pas la derniere de Moliere, mais le zele et l'activité des François la feroient valoir bien plus qu'elle n'a valu chez moi . . ."

Wenn nun auf den folgenden Blättern der Versuch gemacht werden soll, das Verhältnis Goldoni's zu Molière durch Untersuchung einzelner seiner Lustspiele näher zu beleuchten, so müssen wir uns selbstverständlich auf eine geringe Zahl seiner Stücke beschränken,[22]) da eine eingehendere Betrachtung auch nur aller bessereren die Grenzen unserer litterarhistorischen Monographie weit überschreiten würde. Zugleich dürfte dieselbe kaum das Gesamtresultat wesentlich beeinflussen, indem in der That ein grosser Teil namentlich der früheren Lustspiele Goldoni's anerkanntermassen von fremdem Einflusse frei und aus dem fruchtbaren Boden des italienischen, namentlich des venetianischen Volkslebens selbständig hervorgewachsen ist.

Das „Teatro Comico".

Überblicken wir die Gesamtheit der Lustspiele unseres Dichters, so nimmt sein „Teatro Comico" unter ihnen in gewisser Hinsicht eine Sonderstellung ein. Goldoni selbst nennt es in seinen Memoiren[23]) „eine in Handlung verwandelte, in drei Abschnitte geteilte Poetik" und drückt die Bedeutung desselben noch deutlicher in der von uns benutzten Ausgabe (Torino 1756) aus. Er teilt uns hier mit, dass das „Teatro Comico" dazu bestimmt gewesen sei, bei einem Neudrucke seines Theaters an die Spitze sämtlicher Stücke gesetzt zu werden, und fügt hinzu: „In questa qualunque siasi composizione, ho inteso di palesemente notare una gran parte di quei difetti, che ho procurato sfuggire, e tuttique' fondamenti, su' quali il metodo mio ho stabilito, nel comporre le mie Commedie; nì altra evvi diversità fra un Proemio, e questo Componimento, se non che nel primo si annojerebbono forse i Leggitori più facilmente, e nel secondo vado in parte schivando il tedio col movimento di qualche azione". Insofern also das „Teatro Comico" von Anfang an nicht als ein objektives Kunstwerk, das seinen Zweck in sich selbst trage, gelten soll, sondern eine (wie wir sehen werden nur halb gelungene) dra-

[22]) Der dem 3. Bande der Memoiren beigefügte „Catalogue des Pieces de Théâtre de M. Goldoni, dont il est parlé dans ces Mémoires" zählt neben einer „Comédie sans titre, composée à l'âge de huit (!) ans" nicht weniger als 154 Stücke auf, die freilich bei weitem nicht alle dem Druck übergeben worden sind.

[23]) Mém. II, S. 46.

matische Einkleidung theoretischer Anschauungen seines Verfassers ist, ruft es in uns die Erinnerung an zwei Schöpfungen Molière's wach, von denen ähnliches gilt — die „Critique de l'École des Femmes" und das „Impromptu de Versailles", die allerdings im übrigen nur wenig Berührungspunkte mit dem Goldoni'schen Stücke bieten, wie sie denn schon durch den in ihnen durchaus vorwaltenden scharf polemischen Ton sich wesentlich von dem „Teatro Comico" unterscheiden. Bekanntlich wurde Molière durch die heftigen Angriffe, die er nach der ersten Aufführung seiner „École des Femmes" erfuhr, zur Abfassung der „Critique de l'École des Femmes" veranlasst; und als seine Gegner, hierdurch nicht zum Schweigen gebracht, eine Reihe der verletzendsten Schmähungen folgen liessen, demütigte er ihr ganzes Treiben in dem „Impromptu de Versailles", das die Fehler der konkurrierenden Schauspieler des Palais-Royal ebenso treffend geisselte wie die Nichtigkeit des Dichterlings Boursault.[24]) Diese beiden Stücke Molière's und die Art, wie der französische Dichter in ihnen theoretische Ansichten niedergelegt hat, könnten Goldoni in der Erinnerung vorgeschwebt haben, als er ein eigenes dramatisches Werk statt einer ausführlichen Auseinandersetzung in Prosa schrieb, um seine Zeitgenossen auf Wesen und Tendenz seiner Schöpfungen vorzubereiten. Freilich ist, wie erwähnt, die Ähnlichkeit des „T. C." mit dem „I. de V." und einzelnen Stellen der „Critique" eine rein äusserliche und geringfügige, so dass wir nicht wagen dürfen, hier eine wirkliche Anlehnung Goldoni's an Molière als sicher hinzustellen. Zwar erscheinen im „T. C." wie in dem „I. de V." die Schauspieler als solche und verhandeln über ihre Interessen; zwar erinnern einige Ausführungen des „Orazio, Capo della Compagnia de' Comici" über das Wesen des Charakterlustspiels oder über die Zulässigkeit der „cattivi caratteri" an ähnliche Worte des Brécourt und des Molière in dem „I. de V."; aber im Übrigen ist der Inhalt und Charakter des „T. C." von dem der französischen Stücke wesentlich verschieden. Wir verzichten deshalb um so eher darauf, das italienische Lustspiel mit den beiden französischen Werkchen näher in Parallele zu setzen, als eine gründlichere Vergleichung die Minderwertigkeit des „Teatro Comico" schlagend offenbaren würde. Denn während Molière namentlich in der „Critique etc." ein kleines, aber abgerundetes Lustspiel geschaffen hat, das die Wahrheit des „ex ungue leonem" bestätigt und durch die treff-

---

[24]) Genaueres hierüber s. bei R. Mahrenholtz, „Molière's Leben und Werke vom Standpunkte der heutigen Forschung," Heilbronn 1881, S. 136 bis 151.

liche Charakteristik der auftretenden Personen in hohem Grade fesselt, dürfte das „T. C." schwerlich zu den besseren Komödien Goldoni's zu rechnen sein, obwohl unser Autor in seinen Memoiren mit Genugthuung von dem Erfolge berichtet, den es bei der Darstellung gefunden.[25]) Der wesentliche Fehler dieses Stückes liegt unseres Erachtens in dem Umstande, dass dasselbe, obwohl als „poétique mise en action" bezeichnet, bei dem Mangel einer scharf durchgeführten Handlung auf den Namen eines Lustspieles keinen Anspruch erheben darf. Das „Teatro Comico" ist vielmehr der zusammenfassende Name für eine Reihe von Szenen, die sich bei Gelegenheit einer Theaterprobe auf der Bühne selbst ereignen, denen aber ein eigentlicher innerer Zusammenhang, ein wirklicher Konflikt und eine Konfliktlösung durchaus abgeht. Die häufig unterbrochene, an sich recht reizlose Probe zu einer Komödie nach altem Stile geht neben den endlich mit Erfolg gekrönten Bemühungen eines Afterpoeten Lelio und einer „virtuosa di Musica" Eleonora, durch ein Engagement bei Orazio's Schauspielergesellschaft dem drohenden Elend zu entrinnen, nebenher, ohne dass wir für die fehlende dramatische Zuspitzung durch eine fesselnde Charakteristik der auftretenden Personen einigermassen entschädigt würden. Dies vermögen auch nicht die an sich sehr interessanten Auseinandersetzungen des genannten Capo della Compagnia, den wir uns wohl als den Wortführer der Ideen Goldoni's zu denken haben. Seine Urteile über den Unterschied der „Commedia di Carattere" von der „a Soggetto" (2. Akt, 1. Szene), über die Zulässigkeit der cattivi caratteri auf die italienische Bühne (2. Akt, 3. Szene), über den Reiz guter improvisierender Schauspieler sind allerdings aller Beachtung wert; und namentlich die dritte Szene des dritten Aktes, in welcher Orazio der Anfängerin Eleonora Anweisungen gibt über die wahre Schauspielkunst, verrät ein klares Verständnis Goldoni's für das Wesen ächter darstellender Kunst und erinnert in einzelnen Wendungen ganz auffallend an eine bekannte Szene aus Shakespeare's Hamlet (3. Akt, 2. Szene),[26]) den Gol-

[25]) Mém. II, S. 49.

[26]) Atto terzo, Scena terza, Orazio: „Badate bene di battere le ultime sillabe, che s'intendano. Recitate più tosto adagio, ma non troppo, e nelle parti di forza, caricate la voce, e accelerate più del solito le parole. Guardatevi sopra tutto dalla cantilena, e dalla declamazione, ma recitate naturalmente, come se parlaste; mentre essendo la Commedia una imitazione della natura, si deve fare tutto quello, che è verisimile. Circa al gesto, anche questo deve essere naturale. Movete le mani secondo il senso della parola . . ." Vgl. dazu Hamlet, Akt III, Szene II: Hamlet: „Speak the speech, I pray you, as I pro-

doni schwerlich genauer gekannt haben wird, wenn uns in dieser Hinsicht der Inhalt der Memoiren einen Schluss erlaubt. Trotz dieser Vorzüge im einzelnen sind die Angriffe, die gerade dieses Produkt Goldoni's getroffen haben, meist recht erfolgreich gewesen, wenn auch nicht allen seinen Gegnern die ätzende Schärfe eines Giuseppe Baretti zur Verfügung stand, der nicht am wenigsten das „Teatro Comico" mit zersetzendem Spotte geisselte,[27]) dabei freilich oft, statt durch objektive Klarheit und Sicherheit des Urteils zu überzeugen, in toller Laune sich mehr am Äusserlichen hielt und das der Anerkennung Würdige geflissentlich überging.

„Il Moliere."

Dasjenige Lustspiel Goldoni's, durch welches er sich absichtlich in ganz unmittelbare Beziehung zu Molière setzte, ist sein im Jahre 1751 zu Turin erstmalig aufgeführter „Moliere". Wir haben desselben bereits oben gedacht als einer Huldigung des italienischen Dichters vor dem französichen, welche beweisen sollte, dass Goldoni ebenso wie die gedankenlosen Kritiker des Turiner Theaters den „Maître de l'Art" zu schätzen wisse. Er nennt das Stück weiter[28]) eine „Comédie en cinq actes et en vers, sans masques et sans changemens de scenes, dont le titre et le sujet principal étoient Moliere lui-même". Dasselbe führt uns in jene interessante Periode aus der an aufregenden Erlebnissen so reichen Thätigkeit Molière's, in welcher er nach Vollendung seines „Tartuffe" im Kampfe um das Recht zur theatralischen Darstellung desselben seiner Nation zugleich ein Vorkämpfer der Glaubensfreiheit gegen Heuchelei und Pfaffentum war — gewiss ein dankbarer dramatischer Stoff, in dessen Verwertung Goldoni an dem Dichter des deutschen „Urbild des

---

nounced it to you, trippingly on the tongue: but if you mouth it, as many of your players do, I had as lief the town-crier spoke my lines. Nor do not saw the air too much with your hand, thus; but use all gently: for in the very torrent, tempest, and, as I may say, the whirlwind of passion, you must acquire and beget a temperance that may give it smoothness . . . Be not too tame neither, but let your own discretion be your tutor: suit the action to the word, the word to the action; with this special observance, that you o'erstep not the modesty of nature: for any thing so overdone is from the purpose of playing, whose end, both at the first and now, was and is, to hold, as 'twere, the mirror up to nature; to show virtue her own feature, scorn her own image, and the very age and body of the time his form and pressure . . ."

[27]) „La Frusta letteraria," Milano 1838, Vol. I, N. XII.

[28]) s. Mém. II, S. 96.

Tartuffe" einen an Geist und Talent nicht unebenbürtigen Nachfolger gefunden hat.[29]) Zwei Intriguen sind es, deren geschickte Knüpfung und Lösung den Inhalt des Stückes ausmacht: einmal der endliche Sieg Molière's über seine Widersacher durch die gelungene, mit dem grössten Beifall aufgenommene Darstellung seines Meisterwerkes, welche durch die naturgetreue Kopie des „Signor Pirlone, Ipocrita"[30]) als eines klassischen Vertreters des gegeisselten Heuchlergeschlechtes nur um so überzeugender wird; und ferner die Bemühungen der beiden zu Molière's Gesellschaft gehörenden Schauspielerinnen Béjart und ihrer Tochter Guerrina um die Hand des Dichters, ein Kampf, der mit dem Siege der Jugend und Schönheit über die Intriguen des Alters endet.

Durch den ersten Akt werden wir in wirkungsvollster Weise in die Lage der Dinge eingeführt. Molière, „Autore di Commedie, e Comico Francese," klagt in bitterem Unmute seinem Freunde Leandro die Erfolglosigkeit seines Strebens. Nach endlosem Mühen sei es ihm geglückt, das Recht zur Aufführung des „Impostore" zu erlangen; eine schaulustige Menge habe bereits das Haus bis auf den letzten Platz gefüllt gehabt, als durch königliche Botschaft die Darstellung des Stückes untersagt worden sei. Während noch Leandro vergebens den aufgeregten Dichter zu beruhigen versucht, wird dieser durch die Zwistigkeiten zwischen der Béjart, „Comica, che abita in casa di Moliere", und ihrer Tochter Guerrina, „Comica nella medesima Casa, e amante riamata di Moliere," in Mitleidenschaft gezogen. Er steht zu beiden Schauspielerinnen in näherem Verhältnis und leidet selbst unter ihrer Rivalität am meisten, ohne dass er sich entschliessen könnte, durch rasche Heirat der Jüngeren, der sein Herz gehört, den häuslichen Frieden herzustellen. Nachdem es ihm für dieses Mal noch gelungen den Sturm zu beschwören, bringt ihm Valerio, ein Schauspieler seiner Truppe, den er mit

---

[29]) Freilich verletzt Karl Gutzkow in diesem Stück in vielen wesentlichen Punkten die historische Wahrheit, und zumeist ohne Grund. Wir erwähnen nur, dass er statt des Abbé de Roquette, späteren Bischofs von Autun, den trefflichen, von Boileau-Despréaux (s. die Vorrede zu dessen „Lutrin") aufrichtig verehrten Parlaments-Präsidenten Lamoignon als das mutmassliche Urbild für Molière's Tartuffe hinstellt, und dass er augenscheinlich den später zu nennenden Dichter Chapelle mit dem Akademiker Chapelain, Molière's unbedeutendem Widersacher, verwechselt hat. Vgl. dazu die überzeugenden Ausführungen Paul Lindau's in dessen „Litterarischen Rücksichtslosigkeiten", 3. Auflage, Leipzig 1871, S. 179—235.

[30]) Dies der Name des Intriguanten in der von uns benutzten Ausgabe, Napoli 1758, und in anderen; in der im Übrigen ganz gleichen Ausgabe Venezia 1753 heisst er Don Curlone.

einer Bittschrift direkt an den König abgesandt, die erfreuliche Meldung, dass der gnädige Monarch das Gesuch huldvoll angenommen und die Freigebung des Stückes verordnet habe. Dieser Aufführung unter allen Umständen vorzubeugen ist nun die Absicht, die den Signor Pirlone in Molière's Haus führt (2. Akt, 1. Szene). Durch seine gleissnerischen Versprechungen gelingt es ihm, die Foresta, „Servente di Moliere," diesem abspenstig zu machen; und als er bei Guerrina mit Verläumdung des Dichters und der Zusicherung, ihr einen jungen und reichen Gatten zu verschaffen, nichts ausrichtet, verrät er der Béjart das Liebesgeheimnis der Tochter, das sie ihm arglos unschuldig ausgeplaudert, und spiegelt der eifersüchtigen Mutter vor, Molière beabsichtige, während der Vorstellung des neuen Stückes sich mit der Tochter zu verbinden. Die Béjart weigert sich nun, die ihr zugedachte Rolle in demselben zu spielen, wie sie auch ihrer Tochter dasselbe befiehlt; damit hat der „Impostore" zunächst seinen Zweck erreicht. Aber sein Triumph ist nur von kurzer Dauer. Den Vorstellungen des Valerio gelingt es bald, den Groll der Béjart zu besänftigen; er verkündet dem Molière ihre Bereitwilligkeit aufzutreten (3. Akt, 1. Szene) und klärt ihn zugleich über die Intriguen des Signor Pirlone auf, von denen er durch die reuige Foresta Kenntnis erhalten. Sogleich fasst Molière den Plan zu einem entscheidenden Schlage. Foresta soll das Vertrauen, dass der „Impostore" ihr schenkt, dazu benutzen, um sich in den Besitz seines Hutes und Mantels zu setzen; mit diesen bekleidet hofft Molière in der Rolle des Tartuffe dem neuen Stücke zum Sieg zu verhelfen. Durch die Geschicklichkeit der Dienerin gelingt der Streich. Pirlone, verliebt und lüstern, aber ebenso plump und unvorsichtig, lässt sich von Foresta die genannten Kleidungsstücke entwenden; und während er aus Furcht, von Molière überrascht zu werden, froh sein muss, mit Hülfe der listigen Dienerin in einem anstossenden Gemach sich verbergen zu können, vollendet Molière mit Benutzung der entwendeten Sachen seine Maske[31]) und begiebt sich mit den Genossen zur Aufführung. Mittlerweile büsst Pirlone vier Stunden lang in finsterer Haft seine Unvorsichtigkeit, und als er das aus dem Theater strömende Publikum von der Strasse her in lautem

---

[31]) Die s. gen. „Ménagiana", angeblich ein zu Molière's Zeit von dem Philologen und Dichter Ménage verfasstes Memoirenwerk, berichten (s. Mahrenholtz a. a. O. S. 275), dass Molière bei der Aufführung seiner Femmes savantes den mit der Darstellung des Trissotin-Cotin betrauten Schauspieler in einem zu diesem Zwecke gekauften alten Gewande des Cotin habe auftreten lassen; dieser Umstand kann für Goldoni die Ursache zur Einführung seines Verkleidungsmotivs gewesen sein.



Jubel seinen, Pirlonens, Namen rufen hört, erreicht seine Verwirrung den höchsten Grad. Die zurückgekehrte Foresta händigt ihm seine Kleidungsstücke wieder aus und wird von ihm als Erlöserin begrüsst; doch er kommt nur aus dem Regen in die Traufe, als er, über die Strassen nach Hause eilend, von den Vorübergehenden als der Tartuffe des soeben beendeten Schauspiels erkannt und mit Hohngelächter verfolgt wird. Unter diesen Umständen sucht und findet er bis zum Einbruch der Nacht von neuem bei Foresta Schutz. Vor seiner Thür spielt sich nun (5. Akt, 1. Sz.) zwischen dem Sieger des Tages und seiner jugendlichen Künstlerin eine leidenschaftliche Szene ab. Guerrina, zum äussersten gebracht durch die Tyrannei ihrer eifersüchtigen Mutter, bittet Molière fussfällig um Erlösung durch die längst versprochene Heirat; und dieser, der das schöne Mädchen selbst innig liebt, sich aber doch aus Rücksicht auf ihre Mutter bisher nicht hat mit ihr verbinden wollen, macht sie mit raschem Entschluss durch Überreichung eines Ringes zu seiner Gattin. Um etwaigen Ausschreitungen trunkener Hausgenossen vorzubeugen, will er sie für die Nacht in dem anstossenden Gemach unterbringen und findet in demselben den ganz zerknirschten, demütig um Gnade flehenden Pirlone, der feierlich Besserung gelobt und Verzeihung erlangt. Endlich findet noch die Versöhnung zwischen Mutter und Tochter statt; die Béjart verzichtet zu Gunsten der Guerrina auf Molière's Hand, und damit sind alle Wünsche des letzteren erfüllt.

Werfen wir nach dieser kurzen Inhaltsangabe zunächst einen Blick auf die historischen Thatsachen, welche Goldoni seinem Lustspiele zu Grunde gelegt hat. Wir thun dies unter Benutzung zweier Biographien Molière's aus jüngster Zeit,[32]) die eine kritische Zusammenfassung und Würdigung alles dessen bieten, was die rührige Molière-Forschung bisher als historisch festgestellt hat.

An dem schon genannten Orte[33]) berichtet Goldoni folgendes über den in seiner Molière-Komödie bearbeiteten Stoff: „Deux anecdotes de sa (Molière's) vie privée m'en fournirent l'argument. L'une est son mariage projeté avec Isabelle, qui étoit la fille de la Béjard; et l'autre la défense de son Tartuffe. Ces deux faits historiques se prêtent l'un à l'autre si bien que l'unité de l'action est parfaitement observée". Es ist hiernach

---

[32]) s. das oben angeführte Werk von R. Mahrenholtz als 2. Band der „Französischen Studien" von Körting und Koschwitz; und: Molière. Sein Leben und seine Werke von Ferdinand Lotheissen, Frankfurt 1880.
[33]) Mém. II, S. 96.

klar, dass Goldoni's Wissen von dem Leben Molière's nur ein lückenhaftes und wenig zuverlässiges gewesen sein kann. Manche Überlieferung dürfte er als historisch begründet angesehen haben, die zu widerlegen der kritischen Forschung einer späteren Zeit vorbehalten war. Dies erklärt sich ebensosehr aus seiner schon erwähnten mangelhaften litterarischen Bildung wie aus dem Umstande, dass im 18. Jahrhundert eine glaubwürdige Molière-Biographie überhaupt noch nicht existierte. Was man damals in Frankreich und anderswo von den Lebensumständen und dem Charakter des Dichters zu wissen meinte, ging zum grossen Teile auf Quellen von höchst zweifelhaftem Werte zurück, wenn es nicht geradezu aus biographischen Schriften geschöpft war, deren verläumderische oder doch entstellende Tendenz heute nachgewiesen ist.[34]) Wir gehen wohl nicht fehl, wenn wir annehmen, dass, was Goldoni vom Leben Molière's wusste, in der Hauptsache sich auf die im Jahre 1705 gedruckte Biographie des Sieur de Grimarest[35]) stützte, deren Unzuverlässigkeit Mahrenholtz genügend charakterisiert hat.[36]) Es darf uns deshalb nicht Wunder nehmen, dass die Angaben Goldoni's in seinen Memoiren und im Stücke selbst in vieler Beziehung der Wahrheit nicht entsprechen; dabei sei es dahingestellt, in wieweit er im Interesse dichterischer Komposition von dem ihm Überlieferten mit vollem Bewusstsein abgewichen ist. Solche Änderungen haben allerdings die Verhältnisse der auftretenden Personen nur wenig betroffen. Die „Isabelle, qui étoit la fille de la Béjard (statt Béjart)“ der Memoiren, die Guerrina des Lustspiels, ist jene Armande Béjart, welche ein verläumderisches Gerücht als Tochter Molière's und der älteren Schauspielerin Madeleine Béjart bezeichnete, und mit welcher sich Molière am 20. Februar 1662 zu einer Ehe verband, deren unglücklicher Verlauf als eine der

---

[34]) s. Mahrenholtz a. a. O., S. 9 ff.

[35]) „La vie de M. de Molière par J. L. Le Gallois sieur de Grimarest.“ Paris, J. Lefebvre, 1705.

[36]) So viel uns bekannt, hat sich Goldoni nirgends genauer über die bei der Dichtung des „Moliere“ von ihm benutzten Quellen ausgesprochen. Dass er des Grimarest Biographie kannte, geht aus einer Stelle des Vorwortes zu seinem im Jahre 1753 gedichteten „Filosofo Inglese“ hervor, wo er von der „Vita di Molier scritta da Mons. Grimarest“ spricht und die näheren Umstände mitteilt, unter welchen „il celebre Mons. Baron“ sich der Truppe Molière's angeschlossen habe. In der Widmung des „Moliere“ an den „Illustrissimo e Sapientissimo Signor Marchese Scipione Maffei“ sagt Goldoni nur: „Mi cadde in mente voler di Moliere medesimo, autor celeberrimo di Commedie, formare una Commedia. Lessi la di lui Vita; scelsi ciò, che mi parve in quella più comico, e più interessante, e diedi mano allo scrivere.“

Ursachen seines frühen Todes gilt.[37]) Dass diese begabte, aber in hohem Grade leichtfertige Schauspielerin von Goldoni als Tochter der Madeleine eingeführt wird, entspricht dem schon zu Molière's Zeit gehegten Glauben, nach welchem die Madeleine, und nicht, wie von gewisser Seite behauptet worden, ihre Mutter Marie, geb. Hervé, als Mutter der Armande betrachtet wurde. Die Richtigkeit dieser Angabe ist erst neuerdings von einem französischen Forscher nachgewiesen worden.[38])

Die bedeutendste Abweichung von dem historisch Thatsächlichen erlaubte sich Goldoni insofern, als er Molière's Ehe mit der Guerrina-Armande an demselben Tage zum Abschluss kommen liess, an welchem die von König Ludwig gestattete Aufführung des Tartuffe stattfand. Nun wissen wir aber (s. oben), dass sich Molière mit Armande Béjart am 20. Februar 1662[39]) vermählte, zu einer Zeit also, wo er den am 12. Mai 1664[40]) erstmalig aufgeführten Tartüffe noch nicht gedichtet hatte, sondern mit der am 26. Dezember[41]) desselben Jahres zum ersten Male dargestellten „École des Femmes“ beschäftigt sein mochte. Es liegt uns fern, den italienischen Dichter wegen dieses Anachronismus der Kritiklosigkeit zu beschuldigen — bedient er sich doch nur seines unzweifelhaften Rechtes als frei gestaltender Dramatiker. Wie aber Goldoni in dieser Hinsicht die historische Wahrheit verletzt, so thut er es auch in dem Berichte, welchen er von Molière's Bemühungen um die königliche Erlaubnis zur Aufführung des Tartuffe gibt. Bekanntlich fand die erste Darstellung des zunächst nur dreiaktigen Lustspiels im Mai 1664[42]) statt, worauf König Ludwig durch die Geistlichkeit sich bewegen liess, in einem fünf Tage später ergangenen Dekret die fernere Aufführung zu untersagen. Nachdem dann Molière dem Herrscher das „Premier Placet sur la comédie du Tartuffe“ überreicht (August 1664) und in rascher Folge den „Don Juan“, den „Médecin malgré lui“ und drei kleinere Dichtungen verfasst hatte, fand sich Ludwig bewogen, vor seiner am 16. Mai 1667 erfolgten Abreise zum flandrischen Feldzuge den Dichter zur Aufführung des unwesentlich veränderten Stückes zu ermächtigen, welche denn auch am 5. August desselben Jahres stattfand. Die geplante Wiederholung derselben ward indes von dem bekannten

---

[37]) s. Mahrenholtz a. a. O., S. 127 ff.
[38]) Jules Loiseleur: „Les points obscurs de la vie de Molière“, Paris 1877.
[39]) Mahrenholtz a. a. O., S. 129.
[40]) Mahrenholtz a. a. O., S. 150.
[41]) Lotheissen a. a. O., S. 145.
[42]) Mahrenholtz a. a. O., S. 160 ff.

Präsidenten Lamoignon untersagt, der in Gutzkow's „Urbild des Tartuffe" den Goldoni'schen „Signor Pirlone" vertritt. Dies erneute Verbot veranlasste Molière, zwei bewährte Mitglieder seiner Truppe, La Grange und La Thorillière, mit dem „Second Placet présenté au Roi" in Ludwig's Lager vor Lille zu senden, ohne dass seine Bitte um Freigebung des Stückes von dem ihm übrigens gnädig gesinnten Monarchen erfüllt worden wäre. Molière musste sich damit begnügen, trotz eines erzbischöflichen Verbotes im März und im September 1668 das Stück dem „grand Condé" privatim vorzuführen und durfte erst am 5. Februar des folgenden Jahres die öffentlichen Darstellungen desselben wieder aufnehmen. Durch viele rasch folgende Wiederholungen erntete er nun viel Beifall und einen bedeutenden Kassenerfolg.

Nach Goldoni's Darstellung (s. Il Moliere, Atto primo, Scena prima) hatte der König zunächst die Aufführung des Stückes gestattet, seine Erlaubnis aber unmittelbar vor Beginn der Vorstellung durch ein „Real decreto" widerrufen. Eine eigene Lektüre des Lustspieles habe den Monarchen dann von der Ungefährlichkeit desselben überzeugt, und so sei dem Molière vor Beginn des flandrischen Feldzuges die Aufführung zum anderen Male erlaubt worden, freilich nur mündlich und nicht durch einen besonderen Erlass. Um einen solchen zu erwirken, habe Molière einen „geschickten Untergebenen" in das Lager des Königs gesandt.[43]) Dieser Vertreter der Interessen seines Direktors kehrt in der 5. Szene des 1. Aktes zurück und bringt dem erfreuten Dichter das

„Real decreto,
Che revoca, ed annulla il sofferto divieto".

An die Überreichung desselben schliesst sich dann bei Goldoni unmittelbar die Überlistung des Signor Pirlone und hinter den Kulissen die Aufführung des „Impostore". Der abgesandte Bote wird im Personenverzeichnis des Lustspiels als „Valerio Comico, Ospite, ed Amico di Moliere" aufgeführt; von ihm sagt Goldoni in den Memoiren[44]): „Le personnage de Valerio n'est autre chose que Baron, Comédien de la Troupe de Molière." Wie nun also unser Dichter statt der oben genannten La Grange

[43]) „Il Moliere," Atto primo, Scena prima, Molière:
„Il Re dappoi lo (sc. „l'Imp.") lesse, e l'approvò egli stesso,
E di riporlo in Scena mi diè il Real permesso.
Fu mia sventura estrema, che in Fiandra indi sen gisse,
E la licenza in voce mi ha data, e non la scrisse.
Spedito ho immantinente un abile soggetto,
E a momenti la grazia in Regal foglio aspetto."

[44]) Mém. II, S. 98.

und La Thorillière den Baron nach Lille reisen lässt, so ändert er auch in der weiteren Charakteristik und Stellung dieses Schauspielers zu Molière den wahren Sachverhalt beträchtlich. Michel Baron war nach Mahrenholtz[45]) ein „frühreifer Taugenichts“, der sich als dreizehnjähriger Knabe an Molière's Truppe angeschlossen hatte, aber durch ungezogenes Betragen, Schuldenmachen und allerlei dumme Streiche sich der Liebe seines Wohlthäters durchaus unwürdig zeigte. Molière adoptierte den sehr talentvollen jungen Menschen; derselbe erlangte zwar später als Schauspieler bedeutenden Ruf, war aber ebenso eitel als undankbar und soll etwa seit dem Jahre 1771 mit Molière's Gattin Armande in „intimem Verhältnis gestanden“ haben.[46]) Ein Teil der zweifelhaften Nachrichten in Grimarest's Biographie wird auf Baron's unzuverlässige Mitteilungen zurückgeführt.

Während also Michel Baron in Wirklichkeit als Vertreter jener unwürdigen Klasse von Schauspielern gelten kann, welche die niedrige gesellschaftliche Stellung des damaligen Schauspielerstandes nur zu sehr rechtfertigt, erscheint sein Repräsentant Valerio in Goldoni's Lustspiel als der wackere, redliche und aufopfernde Freund des Dichters, den Molière seinen „adorato Valerio“ (1. Akt, 5. Szene), „saggio Valerio amato“ (3. Akt, 1. Szene) nennt, gewissermassen der gute Geist des Dichters, der ihn vor unbesonnenen Schritten warnt, seinen Unmut bannt und ihm die wesentlichsten Dienste leistet. Von klarem Verstande und scharfem Urteil verehrt er seinen Freund als trefflichen Künstler und Menschen, besitzt er ein volles Verständnis für den Wert und die Bedeutung der Molière'schen Schöpfungen[47]) und weiss die Interessen des Dichters ebenso energisch als würdig gegen die Anmassungen des unwissenden Conte Frezza zu verteidigen (3. Akt, 3. Szene). Wie es wesentlich seinen Bemühungen zu danken ist, dass die Aufführung des „Impostore“ nicht durch den Starrsinn der Béjart vereitelt wird, haben wir schon oben erwähnt. So erinnert zwar der Goldoni'sche Valerio nur wenig an den historischen Baron, aber dafür ist er eine trefflich durchgeführte, sympathische Figur. Das Letztere gilt auch mit geringer Einschränkung von „Molière“ selbst, dem Protagonista unseres Stückes.

Zunächst sei hervorgehoben, dass Goldoni trotz der offen-

---

[45]) Mahrenholtz S. 9.

[46]) Lotheissen S. 170, 223, 233.

[47]) s. den Monolog Valerio's in der 8. Szene des 3. Aktes; sowie den aus der 9. Szene des 4. Aktes:

„Moliere è un uomo saggio, Moliere è un uomo tale
Di cui la Francia non ha, non ebbe eguale ...“ u. a.

baren Einseitigkeit seiner Quellen und der Unzuverlässigkeit ihrer einzelnen Angaben sich als verständiger Kritiker und zugleich als wahrer Dichter insofern bewährt hat, als es ihm gelungen ist, in seinem Helden eine ebenso lebensvolle und interessante, wie historisch glaubwürdige Figur zu schaffen. Er charakterisiert ihn durch seine Worte und Handlungen ebenso glücklich, wie durch die Urteile, die er andere über ihn fällen lässt. Man erkennt hier die Wahlverwandtschaft des Molière-schen und des Goldoni'schen Genius, und auch die Ähnlichkeit mancher Charaktereigenschaften beider Dichter, bei vielen sonst ungleichen Zügen, tritt überraschend scharf hervor. Goldoni, ein ähnliche Ziele erstrebender Dramatiker, musste besonders dazu geeignet sein, die Gedanken und Empfindungen seines Meisters dichterisch zu reproduzieren, und so finden wir denn, dass Molière im Gespräch und in Monologen mancherlei äussert, was, wie sehr es hier seinem Charakter angemessen erscheint, doch ebensowohl von Goldoni, etwa in seinen Memoiren, über letzteren selbst und seine Ziele gesagt sein könnte.[48] Der zu Schwermut neigende Sinn des Dichters, sein zuweilen heftig auflodernder Zorn wie sein innig tiefes Gefühl, die Klarheit und Schärfe seines Blickes wie die Sicherheit seines energischen, selbstbewussten Strebens, seine Gerechtigkeit und Bescheidenheit wie sein sittlicher Ernst sind in dem Goldoni'schen Charakterbilde gleich richtig angedeutet. Von seinen Genossen auch als Schauspieler verehrt und gepriesen, vom Könige geschätzt, von seinen Feinden gefürchtet, trägt doch auch er an dem schweren Loose genialer Menschen — sich einsam, unbefriedigt und unglücklich zu fühlen; und die trübe Stimmung, die ihn zuweilen überkommt, macht ihn für den Augenblick ungerecht. Ebenso wenig wie Valerio macht er sich irgendwelche Illusionen über den Wert des Urteiles der grossen Menge,[49] ist aber doch Künstler genug, um für die Aufführung des Impostore alles aufzubieten; und als diese unter dem jubelnden Beifall des Publikums wirklich stattgefunden und Molière einen grossartigen Erfolg errungen hat, ist alles Leid vergessen. In vollen Zügen geniesst er nun seinen Triumph und das erhebende Bewusstsein seiner Grösse.

Dagegen fehlt es auch nicht an minder erfreulichen Zügen

---

[48]) s. den 1. Akt, 6. Szene und 2. Akt, 12. Szene.

[49]) 1. Akt, 6. Szene:

Mol.: „Del Pubblico m'afligge la facile inconstanza...
Val.: „Il Pubblico, il sapete, è un corpo grande assai.
Tutti i membri perfetti non ha, non avrà mai."

in diesem Charakterbilde. So scheint uns Molière's nicht ganz unzweideutiges Verhalten den beiden weiblichen Hauptpersonen des Stückes gegenüber weniger ein Vorzug des letzteren, als eine notwendige Konzession an die Überlieferung zu sein. Goldoni's Held benimmt sich in dieser Lage mindestens schwankend und zeigt eine Unentschlossenheit, die mit seinem energischen Handeln in der Tartüffe-Angelegenheit seltsam kontrastiert. Und dass Molière, der Dichter des Tartüffe, der feine Menschenkenner und unbarmherzige Richter aller Heuchelei, sich in der letzten Szene des Stückes dazu bewegen lässt, nicht allein die Reue und Besserungsgelübde des Signor Pirlone für aufrichtig zu halten, sondern auch seinerseits ihn wegen erlittener Unbill um Verzeihung zu bitten, ist ein mehr gewinnender als lebenswahrer und wahrscheinlicher Zug, der wohl einfach in dem Bedürfnisse, dem heiteren Lustspiele ein heiteres und allseitig befriedigendes Ende zu geben, seinen Grund hat.

Die Zeichnung der beiden weiblichen Hauptcharaktere in Goldoni's „Molière“, zu deren kurzer Betrachtung wir uns nun wenden, wird schwerlich zu den Vorzügen desselben gerechnet werden dürfen. Dass dieselbe in der Hauptsache den historischen Verhältnissen entspricht, ist einzugestehen;[50]) eine andere Frage ist freilich, ob Goldoni einer dichterischen Behandlung von Molière's Verhältnis zu Madeleine, seiner langjährigen Geliebten, und zu Armande, seiner späteren Gattin, überhaupt fähig war. Er hätte dazu jedenfalls der poetischen Kraft seines Meisters bedurft, der allerdings in verschiedene seiner späteren Stücke, namentlich in den Misanthrope, seine jeweiligen Stimmungen und häuslichen Erfahrungen verflochten hat, in einer Darstellung freilich, die poetisch verklärt und umweht ist von dem Hauche frei schaffender Phantasie, so dass noch heute in dem auf Molière persönlich zu Beziehenden die Scheidung des Erdichteten von dem Thatsächlichen eine der schwierigsten Aufgaben der Molièrekritik bildet.[51]) Es unterliegt wohl keinem Zweifel, dass die Goldoni'sche Darstellung dieser Kämpfe höheren künstlerischen Wert nicht besitzt; sie bildet vielmehr den mindest erfreulichen Teil seines Lustspieles. Namentlich ist der Charakter der Béjart und ihr Verhalten zu Molière und zu Guerrina ebenso unpoetisch wie unerquicklich; und auch die Gestalt der letzteren, wie an-

---

[50]) s. Mahrenholtz, namentlich von S. 127 an; Lotheissen, Abschnitt 5.

[51]) Interessante, allerdings nicht durchaus unanfechtbare Bemerkungen hierüber s. in der Schrift Paul Lindau's: „Molière. Eine Ergänzung der Biographie des Dichters aus seinen Werken“. Dissertation, gedruckt in Leipzig 1872.

mutige Seiten sie auch aufweise, ist nicht frei von bedauerlichen Mängeln. Die fortwährenden Eifersüchteleien der Älteren, ihr abstossend herrisches Benehmen gegen Guerrina, ihre brutale Redeweise muss den feinfühligen Leser ebenso befremden wie das unzarte Drängen der Jüngeren nach Schliessung der ersehnten Ehe, ein Mangel an weiblicher Zurückhaltung, der zu Guerrina's sonstigen guten Eigenschaften, ihrer naiven Bescheidenheit,[52]) ihrer scharfen Beobachtungsgabe, ihrem treffenden Witz und ihrer Aufrichtigkeit wenig passt. Dabei erscheint die schliessliche Versöhnung von Mutter und Tochter und die plötzliche Einwilligung der ersteren zu einer Ehe, die sie bisher mit allen Mitteln zu verhindern gesucht, mindestens unwahrscheinlich. — Ähnliche Mängel zeigt die Charakteristik der Foresta, die mit Dorine, „suivante de Mariane", in Molière's „Tartuffe" übrigens manchen Zug gemein hat. Es gilt so von den weiblichen Personen des „Molière" jenes Urteil, welches selbst der besonnene und für die Vorzüge der Dichtungen seines Landsmannes warm begeisterte Carrer[53]) über die weiblichen Gestalten in sämtlichen Lustspielen Goldoni's fällen zu müssen glaubt: „(Goldoni) in fatto di femmine mise in iscena la parte spregievole del loro sesso."

Höheren Wert dürfte dagegen die Charakteristik der beiden derb komischen Personen des Stückes, des „Cittadino Leandro" und des „Conte Frezza, Critico ignorante", beanspruchen. Über beide sagt Goldoni an der erwähnten Stelle seiner Memoiren:[54]) „Léandre est la copie de la Chapelle, ami de l'Auteur; et le Comte Lasca" (statt Frezza der uns vorliegenden Ausgaben von Goldoni's Lustspielen) „est un de ces Piémontois qui jugeoient les Pieces sans les avoir vues, et mettoient mal adroitement l'Auteur Vénitien en comparaison avec l'Auteur François; c'est à dire, l'écolier avec le maître." Über Charakter und Schicksale des historischen Chapelle sind wir zur Genüge unterrichtet.[55]) Er war der illegitime Sohn eines reichen Finanzbeamten, erhielt mit dem jungen Poquelin und anderen Schulfreunden von dem berühmten Gassendi philosophischen Unterricht[56]) und führte in nahem Verkehr mit Molière's Gesellschaft ein freies Künstler-

---

[52]) 3. Akt, 12. Szene, Guerrina:
„Com'è possibil mai, che sulla Scena i'piaccia?"

[53]) Luigi Carrer: „Saggi su la vita e su le opere di Carlo Goldoni", 3 Teile, Venezia 1824 ff.; im 3. Teile, S. 149.

[54]) Mém. II, S. 98.

[55]) s. Mahrenholtz S. 38, 125, 294; Lotheissen 32, 142, 185.

[56]) Il Moliere, Atto terzo, Sc. prima:
Mol.: ... „Ambi siam stati scolari di Gassendo".

leben, in welchem es an Ausschreitungen und leichtfertigen Streichen nicht fehlte. Selbst mit dichterischer Produktion beschäftigt,[57]) genoss er das vollste Vertrauen Molière's, der ihm oft in Tagen des Leides sein Herz ausschüttete.[58]) Goldoni machte aus ihm wohl mit Rücksicht auf den minder gebildeten, an derbe Kost gewöhnten Teil seines Publikums einen Schwelger, der Molière's ideales Streben nicht versteht, nur für Wein und sinnlichen Lebensgenuss schwärmt und als Morgengetränk sich statt Milch

„una bottiglia del Reno, o di Borgogna“

erbittet. (1. Akt, 1. Sz.) Nicht wie der Conte Frezza allen Verständnisses für litterarische Dinge bar, zieht er doch dem Genusse eines Theaterstückes ein Gelage im Wirtshause vor; und während der berauschte Conte in der Loge des Zechgenossen die Aufführung des Impostore verschläft, erholt sich Leandro in frischer Luft, was ihn aber später nicht abhält, gleich dem Conte als „Sachverständiger“ das Stück zu kritisieren.

Über diesen Conte Frezza lesen wir noch in den Memoiren a. a. O.: „Mes Comédiens et quelques-uns de la ville étoient instruits de l'allégorie du Comte Lasca; je les avois chargés de m'en donner des nouvelles; et je sus, quelques jours après, que la Piece avoit eu grand succès, que l'original de la critique avoit été reconnu, et qu'il avoit été d'assez bonne foi pour avouer qu'il l'avoit méritée“. Obwohl Goldoni somit in dem unverschämten Gecken eine originale, dem Leben abgelauschte Gestalt geschaffen haben will, ist doch gerade diese bei aller Lebenswahrheit in leicht kenntlicher Weise den ergötzlichen Typen der Molière'schen Satire nachgebildet. Der Conte gehört zu jener Klasse ebenso unwissender wie anmassender Edelleute, deren abstossendes Wesen Molière in verschiedenen seiner Lustspiele mit unwiderstehlicher Komik und feiner Nüancierung gegeisselt hat. Als Vertreter der ganzen Gattung kann der Marquis in der „Critique de l'École des Femmes“ gelten, und gerade mit ihm hat der Goldoni'sche Conte Frezza viele Züge gemein. Beide sind ebenso blasiert und dünkelhaft wie ungebildet und ohne alles Verständnis für wahre Kunst; und wie der Marquis, statt objektive, sachliche Kritik zu üben, am äusserlichen klebt und dem besonnenen Dorante als Grund für seine Geringschätzung der „École des Femmes“ nur das berüchtigte „tarte à la crême“

---

[57]) Seine Werke erschienen in der Ausgabe: „Œuvres de Chapelle et de Bachaumont. Nouvelle édition par M. Tenant et de Lacour“, Paris 1854.

[58]) s. besonders Lotheissen, S. 171.

anführt (Critique de l'É. d. F., 7. Szene), so weiss auch der Conte Frezza in ähnlicher Lage dem Valerio wenig mehr als die „torta di latte" entgegenzuhalten.[59]) Als einen neuen und treffenden Zug in diesem ergötzlichen Gemälde kann man es bezeichnen, dass der Conte Frezza es für unter seiner Würde hält, der Aufführung eines Stückes von Anfang bis zu Ende zu folgen und als Vertreter der „gente di buon naso" sich mit einer Szene begnügt.[60])

Endlich dürfen wir nicht unterlassen, auf den Charakter des Signor Pirlone noch einen Blick zu werfen. Goldoni benannte seinen Tartuffe wohl nach dem Scheinheiligen in Girolamo Gigli's Bearbeitung des Molière'schen Stückes, dessen Name Don Pilone als der eines frommen Heuchlers für die italienische Bühne typisch wurde. Nach den Memoiren soll „Pirlon" ein „hypocrite dans toute l'étendue du terme" sein,[61]) denn — fügt Goldoni hinzu — „les faux dévots avoient beaucoup perdu de leur ancien crédit en Italie". Diese Konzession an das grobe Effekte liebende Publikum muss uns schon bedenklich erscheinen, da eine etwaige Verschärfung des Tartuffe-Charakters auch für die damalige Zeit wohl von grösserer Bühnenwirksamkeit sein mochte, den künstlerischen Wert des Stückes aber schwerlich erhöhen dürfte. In der That ist ja anerkanntermassen die Charakteristik des Molière'schen „faux dévot" von nicht zu übertreffender Vollendung.[62]) Ihn zu überbieten durfte sich Goldoni keine Hoffnung machen, und so muss wohl auch sein Versuch dazu als gescheitert betrachtet werden. Denn der italienische Pirlone hält mit dem französischen Tartuffe mit Rücksicht auf überzeugende Konsequenz der Charakteristik den Vergleich nicht aus; er ist sogar von auffallenden Widersprüchen nicht frei und entbehrt durchaus der packenden Individualität der französischen Charakterfigur. Pirlone ist, wie aus Äusserungen des Molière und des Valerio klar hervorgeht,[63]) beiden als scheinheiliger

---

[59]) Il Molière, Atto III, Scena VII:
Conte: „Può dir maggior sciocchezza, che dir 'Torta di latte'?
... Oibò: Torta di latte! ...
... Una Torta di latte! Che sciocco! Che animale!"

[60]) ibid., Conte:
„Eh, che non son si pazzo a perdere una sera.
:
:
:
Non merta una Commedia che un Uom taccia tre ore."

[61]) Mém. II, S. 97.

[62]) s. z. B. Lotheissen, S. 259.

[63]) s. die Unterredung beider in der 1. Szene des 3. Aktes.

Intrigant bekannt und verhasst; mit seiner Heuchelei geht naturgemäss eine sich oft äussernde Feigheit Hand in Hand: da ihm nun die Mittel einer äusseren Machtstellung vollständig fehlen, dürfte er wohl kaum den Mut gefunden haben, sich direkt in die Höhle des Löwen zu begeben, in der ausgesprochenen Absicht, die bevorstehende Aufführung des Impostore unter allen Umständen zu verhindern (2. Akt, 1. Szene). Obwohl er anscheinend kein hervorragendes öffentliches Amt bekleidet und überhaupt über seinen Verhältnissen ein mystisches Dunkel schwebt,[64]) ist er doch dem gesamten Theaterpublikum von Paris in seinem wahren Wesen so bekannt, dass lauter Jubel das Haus durchhallt, als Molière in Pirlonens täuschend ähnlicher Maske den Tartuffe spielt.[65]) Am unglaublichsten aber und ein bedenklicher Mangel des ganzen Stückes ist Pirlonens plötzliche Reue am Schlusse, das ehrliche Bekenntnis seiner Schuld, sein aufrichtiger Entschluss sich zu bessern (5. Akt, 3. Szene). Nach allem vorhergegangenen konnte auch dies nichts anderes als eine neue Maske sein, wie denn die Béjart sich diesmal durch ihr

„In vano mi parla un Impostore"

(5. Akt, 5. Szene) als die wahre Kennerin menschlicher Verworfenheit bewährt. Dagegen fällt Pirlone hier ebenso sehr aus der Rolle, wie der feine Psycholog Molière, von dessen wenig glaubwürdiger Verzeihung schon oben die Rede gewesen ist. In dieser Beziehung dürfen wir unbedenklich Gutzkow's „Urbild des Tartuffe" die Überlegenheit über Goldoni's Lustspiel einräumen, da bei jenem der Präsident Lamoignon nach seiner Entlarvung nicht seine Pläne, sondern nur die Mittel zur Durchführung derselben ändern will.[66])

---

[64]) Akt 2, Szene 1 nennt er sich der Foresta als ein „Mercante ricco d'onor, di fede, e ricco di contante".

[65]) 4. Akt, 1. Szene:

Lesbino: „Il Popol dalle spoglie, dagli atti del Padrone,
Non esitò in Tartuffo a ravvisar Pirlone;
Ei l'immitava in Scena, e caricava in guisa,
Che univan gli Uditori lo sdegno colle risa.
E furonvi di quelli, che ad alta voce han detto:
Tartuffo scellerato, Pirlone maledetto."

In Wahrheit hat bekanntlich bei den Aufführungen des Stückes Molière die Rolle des Orgon gespielt, während Tartuffe von Du Croisy dargestellt wurde (s. Mahrenholtz S. 166).

[66]) „Das Urbild des Tartuffe", fünfter Aufzug, letzte Szene:
Lamoignon (allein): „. . . Auf der Bühne hab' ich halb und halb gewonnen — für's Leben hab' ich ganz verloren! Aber wartet, wartet! Verjagen kann man uns wie die Wölfe, aber wie die Füchse kommen wir wieder . . ." u. s. w.

Der „Moliere" gewährt noch insofern ein besonderes Interesse, als Goldoni denselben, seiner sonstigen Praxis zuwider, in einem konsequent durchgeführten Versmasse geschrieben hat. Die Memoiren belehren uns, dass der Dichter hier den „auteur François" so viel als möglich nachahmen wollte und unter den ihm zur Verfügung stehenden Metren die s. g. Martellianischen Verse[67]) als die passendsten wählte, da dieselben mit dem dramatischen Versmasse der Franzosen, den Alexandrinern, die meiste Ähnlichkeit besitzen.[68]) Goldoni selbst scheint durch den bedeutenden Erfolg, welchen gerade auch die gebundene Form seines Stückes bei der ersten Aufführung fand, überrascht worden zu sein und spricht sich über den ästhetischen Wert dieses Metrums nichts weniger als günstig aus.[69]) Allerdings ist ja dasselbe vor ihm wie später nur in selteneren Fällen von dramatischen Dichtern benutzt worden.[70]) Indessen scheint uns doch, wenn einem Ausländer über solche den innersten Nerv der Sprache berührende Punkte ein bescheidenes Urteil gestattet ist, Goldoni's tadelnde Äusserung nicht ganz berechtigt zu sein. Die überraschende Verwandtschaft des martellianischen Verses mit dem Alexandriner[71]) macht es uns vielmehr wahrscheinlich, dass von der ästhetischen Bedeutung des italienischen Martellianers annähernd dasselbe gilt wie von derjenigen des französischen Alexandriners, welcher letztere bekanntlich die Unterschätzung durchaus nicht verdient, die ihm von manchen deutschen Beurteilern unter Verkennung des französischen Sprachgeistes bei

---

[67]) Paarweise gereimte Verse von 14 Silben, „eigentlich nichts anderes als eine Zusammenstellung zweier siebensilbiger Verse", mit der Cäsur nach der ersten der beiden symmetrischen Vershälften.

[68]) s. Mém. II, S. 98.

[69]) Goldoni a. a. O.: „Les vers 'martelliani' étoient oubliés; la monotonie de la césure, et la rime trop fréquente, et toujours accouplée, avoient déjà dégoûté les oreilles des Italiens, du vivant même de leur Auteur . . . Mais l'effet démentit la prévention, mes vers firent autant de plaisir que la Piece."

[70]) In dieser Beziehung widersprechen sich freilich die Urteile der Kenner durchaus; denn während Fernow („Italienische Sprachlehre für Deutsche", 2. Auflage, Tübingen 1815, S. 750) behauptet, der Erfinder Pierjacopo Martelli habe „mit seiner neuen Versart weder grossen Beifall noch Nachahmer gefunden", erklärt Ant. Scoppa („Les vrais principes de la versification etc.", Paris 1811, 1. Band, S. 300): „Ce nouveau genre de versification plut aux Italiens, et trouva beaucoup d'imitateurs."

[71]) s. die überzeugende Darstellung bei Scoppa a. a. O., S. 301 ff., der geradezu behauptet (§ 319): „Il est donc complètement prouvé que le vers alexandrin français, et l'alexandrin ou Martelliano italien, sont parfaitement les mêmes."

einseitigem Vergleich mit seiner minderwertigen deutschen Form zu Teil geworden ist (s. u. a. das massgebende Urteil des Übersetzers Grafen Baudissin bei Lotheissen a. a. O., S. 397).

Molière's „Avare" und Goldoni's Stücke ähnlichen Inhaltes.

Goldoni sagt in der Vorrede zu seinem „Tutore": „Nelle Commedie non ho avuto la sola mira di porre il vizio in ridiculo, e di punirlo, ma lo scopo mio principalissimo è stato, e sarà sempre mai di mettere la virtù in prospetto, esaltarla, premiarla, innamorare gli spettatori di essa, e darle poscia maggior risalto col confronto de i vizj e delle loro pessime conseguenze". Wir ersehen aus dieser Stelle (der wir viele andere ähnlichen Inhaltes anreihen könnten), dass Goldoni als strenger Moralist das „corregere i vizj" für eine der wesentlichsten Aufgaben des Lustspieldichters hielt — eine Anschauung, die er mit seinem französischen Meister teilte.[72]) Es ist deshalb nur natürlich, dass er sich die Darstellung eines Lasters von der Bedeutung und Bühnenwirksamkeit des Geizes schwerlich entgehen lassen konnte; und wenn Molière in seinem „Avare" ein Charakterlustspiel von unvergänglichem Werte geschaffen hat, so besitzen wir auch von Goldoni eine kleine Zahl von Komödien ähnlichen Inhaltes, zu deren kurzer Betrachtung wir nun übergehen.

Vier Stücke sind es besonders, die wir aus der übergrossen Zahl der Goldoni'schen Werke zu unserem Zwecke heranziehen wollen: einmal der im Jahre 1750 gedichtete „Vero Amico", welcher in dem Ottavio eine augenscheinlich nach Molière's Harpagon kopierte Figur enthält; und ferner drei schon durch den Titel als hierher gehörig bezeichnete Lustspiele, nämlich der „Avaro", der „Avaro Geloso" und der „Avaro Fastidioso".

Der anscheinend im Jahre 1761[73]) entstandene „Avaro" ist ein einaktiges Lustspiel in Prosa, für welches der Verfasser, wie besonnen und zurückhaltend er auch über den sonstigen Wert des Stückes urteile, ein Verdienst doch insofern beanspruchen möchte, als er dem oft dargestellten Charakter neue Seiten abgewonnen zu haben glaubt.[74]) Wir bedauern, ihm

---

[72]) s. u. a. die „Préface du Tartuffe": „Si l'emploi de la comédie est de corriger les vices des hommes . . ."; das „Premier placet présenté au Roi": „Le devoir de la comédie étant de corriger les hommes en les divertissant . . ."

[73]) Genaue Zeitbestimmungen sind bei vielen von Goldoni's Stücken kaum möglich, da der Memoirenschreiber mit auffallender Sorglosigkeit meist nur ganz gelegentlich eine Jahreszahl anführt.

[74]) Mém. II, S. 355 ff.

hierin nicht beistimmen zu können. Denn wie sehr Goldoni auch Recht haben mag mit der Bemerkung, dass ein gut durchgearbeitetes einaktiges Lustspiel ebenso viel Begabung wie liebevollen Fleiss voraussetze und denselben Kunstgesetzen unterliege wie ein behaglich ausgesponnenes, breit angelegtes, fünfaktiges Stück:[75]) so müssen wir ihm doch bezüglich der im „Avaro" dargestellten Idee das Verdienst selbständiger Erfindung absprechen. Der Inhalt dieses Stückes besteht, kurz zusammengefasst, darin, dass ein reicher Geizhals (Don Ambrogio) sich der in seinem Hause wohnenden, ihm lästigen Wittwe (Donna Eugenia) seines verstorbenen Sohnes gern entledigen möchte, aber durch ihre zweite Verheiratung die in seinen Händen befindliche Mitgift derselben zu verlieren fürchtet. Aus diesem Dilemma glaubt er sich zu befreien, indem er die Hand der Schwiegertochter demjenigen ihrer drei Freier (Conte Filiberto dell' Isola, Cavaliere Costanzo degli Alberi, Don Ferdinando) anbietet, welcher auf die Rückzahlung dieser Summe verzichtet: der schlaueste von ihnen (il Cavaliere Costanzo) erreicht sein Ziel durch den Vorschlag, der Alte solle bis an sein Ende im Genuss der streitigen Summe (die freilich nach seiner Angabe durch das verschwenderische Leben des jungen Paares längst aufgezehrt sei) bleiben und die Schwiegertochter testamentarisch zur Universalerbin einsetzen. Es ist leicht einzusehen, dass Goldoni höchstens die Lösung des Knotens durch den klugen Vorschlag des Cavaliere als sein geistiges Eigentum beanspruchen dürfte. Denn der Angelpunkt des Ganzen, die von Don Ambrogio zur Bedingung gemachte Verzichtleistung auf die Mitgift, findet sich, wie in Stücken aus früherer Zeit, so auch bei Molière in dem „Avare" verwertet; mit dem unwesentlichen Unterschiede, dass in letzterem Harpagon eigenmächtig die Hand seiner Tochter Élise an Anselme, den „gentilhomme qui est noble, doux, sage et fort accommodé" verleihen will, da dieser auf den Empfang einer Mitgift grossmütig verzichtet.[76]) Bekanntlich bildet diese Episode mit dem hartnäckigen „sans dot!" des Geizigen eines der gelungensten Momente in der Charakteristik der Molière'schen Figur. Unseres Erachtens heisst aber sich auf diesen einen, schon verwerteten Zug stützen nicht, eine „nouvelle espèce d'avare"[77]) schaffen; und was bei Molière als ein mehr beiläufiger Umstand erscheint und erst im Vereine mit vielen anderen

---

[75]) s. sein Vorwort „L'autore a chi legge" in der Ausgabe Napoli 1767.

[76]) L'Avare, Acte I, Scènes 6 und 7.

[77]) s. Mém. II S. 356.

treffenden Zügen den voll abgerundeten Charakter gibt, verliert bedeutend an Wert, wenn es zur Hauptsache des Ganzen gemacht wird, das dadurch mehr als billig das Gepräge eines dramatisierten Geldgeschäftes erhält. Eine wirklich lebenswahre und in höherem Sinne dramatische Figur scheint uns Goldoni's Don Ambrogio überhaupt nicht zu sein, obschon er in manchen Zügen noch eine gewisse Verwandtschaft mit dem unsterblichen Harpagon zeigt, so in der charakteristischen Angabe, dass er zwar selbst kein Geld verleihen, aber die Entlehnung von einer dritten Person vermitteln könne[78]) — eine Äusserung, welche an das ergötzliche Misslingen des geplanten Wuchergeschäftes zwischen Harpagon und seinem Sohne Cléante erinnert (l'Avare, 2. Akt, 1. bis 3. Szene). Ein bei Molière fehlender Zug im Charakter des Geizigen ist die stellenweis angedeutete gemütliche Ironie des Don Ambrogio, die sich namentlich in der zweiten Szene des Stückes äussert, wo Ambrogio dem „Don Ferdinando, giovane mantovano", nach Hause zu reisen rät, da man den jugendlichen „Herrn Doktor" dort gewiss mit offenen Armen aufnehmen werde.[79])

Prüfen wir schliesslich noch kurz die moralische Tendenz des kleinen Stückes, an das wir freilich keine zu hohen Anforderungen stellen dürfen, so fällt ein unseres Erachtens nicht unwesentlicher Mangel desselben sogleich in die Augen. Wie erwähnt, hielt Goldoni die Blosstellung und Bestrafung des Lasters für eine der Hauptaufgaben des Lustspieldichters. Diesem von ihm selbst aufgestellten Kunstgesetze dürfte er in seinem „Avaro" nicht genügt haben. Denn wie abstossend er auch den Charakter des Geizigen darstelle, und wie bekannt die eigentlichen Motive desselben allen Personen des Stückes auch sein mögen: schliesslich ist es doch gerade Don Ambrogio, der seinen Willen durchsetzt, und dessen Wünsche am Schlusse in der denkbar befriedigendsten Weise erfüllt werden. Denn das Nachsehen hat nicht, wie bei Molière, der Geizige selber, der dort doch mindestens auf die geplante Ehe mit Mariane verzichten muss, sondern die beiden anderen Freier, deren Hoffnungen durch den Entschluss der Eugenia, dem Cavaliere ihre Hand zu reichen, vernichtet werden. Don Ambrogio dagegen kann nicht anders

[78]) L'Avaro, Sc. VIII, Don Ambrogio: „Jo non ne ho, ma se si trattasse di far piacere ad un galant' uomo, ho qualche Amico, da cui con un' honesta ricognizione potrei compromettermi di qualche centinajo di scudi."

[79]) Don Ambrogio: „Stupisco, che non abbiate desiderio di andare alla vostra Patria a farvi dire il Signor Dottore. Vostra Madre non vedrà l'ora di abbracciare il suo Figliuolo Dottore."

als völlig befriedigt aus dem Konflikte hervorgehen und wird durch die Lösung des Knotens wesentlich in seinem schmutzigen Geize bestärkt. So könnte man den Ausgang des „Avaro" geradezu einen unmoralischen nennen, um so mehr, als der Conte Filiberto, eigentlich die einzige sympathische Figür, wehrlos den Hohn des triumphierenden Ambrogio über sich ergehen lassen muss.[80])

Eine selbst kürzere Betrachtung des zu Paris um das Jahr 1772 gedichteten und ohne jeden Erfolg zu Fontainebleau vor der französ. Hofgesellschaft dargestellten „Avaro Fastuoso" dürfen wir uns ersparen, da das offenbar aller Bühnenwirksamkeit ermangelnde Stück mit Molière's „Avare" inhaltlich nichts gemein hat, wie es denn auch von den meisten Beurteilern als ein minder wertvolles Produkt der komischen Muse unseres Dichters bezeichnet worden ist. An dieser Thatsache vermag auch ein sonst so glaubwürdiger und besonnener Kritiker wie Luigi Carrer[81]) nichts zu ändern, der mit vielem Scharfsinn zu beweisen sucht, dass Goldoni's Komödie den Vergleich mit der des Molière sehr wohl aushalte.

Ein ähnliches Bühnenschicksal hat der im Jahre 1752 gedichtete „Avaro Geloso" erlitten, dessen Titelheld Pantalone nach den Angaben Goldoni's in den Memoiren[82]) und in der Vorrede zur Ausgabe des Stückes von ihm nach der Natur gezeichnet wurde. Der Dichter erzählt mit einer gewissen Resignation, dass das Stück bei seiner Darstellung bei weitem nicht den Beifall

---

[80]) Beiläufig sei erwähnt, dass der Schluss der in den Memoiren gegebenen inhaltlichen Skizze des „Avaro" von dem des Stückes selbst nicht unwesentlich abweicht. Goldoni sagt dort (tome II, cap. XLV): „L'Avare y consent (i. e. in den Vorschlag des Cavaliere), à condition que le prétendu se charge de le nourrir. L'amant trouve la proposition ridicule; mais il est amoureux! il craint de perdre l'occasion d'épouser sa maîtresse. Il craint l'homme sordide, qui menace d'une procédure. Il consent à tout, et le mariage se fait". Goldoni verwechselt hier den Schluss des „Avaro" mit einer Stelle in seinem „Vero Amico" (3. Akt, 14. Szene), wo allerdings der geschilderte Geizige dem Protagonista eine ähnliche Zumutung stellt — ein Beweis, dass der greise Dichter in seinen Memoiren die Inhaltsangaben niederschrieb, ohne sich durch genaueres Einsehen der gedruckten Stücke von der Richtigkeit seiner Erinnerungen überzeugt zu haben. Vor einer kritiklosen Benutzung dieser Auszüge warnte mit Recht schon der Verfasser der „Nachträge zu Sulzer's allgemeiner Theorie der schönen Künste", (2. Band, 1. Stück, Seite 60k) Leipzig 1793, mit den Worten: „Es verdient überhaupt bemerkt zu werden, dass die Auszüge, welche Goldoni von seinen Stücken gibt, oft ungetreu und eine neue Schöpfung seiner Einbildungskraft sind".

[81]) Carrer a. a. O., 3. Teil, S. 122 ff.

[82]) Mém. II, cap. XVII.

fand, den sein Schöpfer wohl erwartet haben mochte, und gibt als Grund für das Misslingen die ungenügende Leistung des Schauspielers an, der mit der Verkörperung der Titelrolle betraut war. Indessen scheint uns doch die vornehmste Ursache in den inneren Mängeln des „Avaro geloso" zu liegen. Goldoni selbst verkannte nicht, dass der von ihm vorgeführte, zwischen Eifersucht und Geiz schwankende Egoist wenigstens in seiner Zeichnung ein „carattere troppo odioso" ist; er dürfte auch eingesehen haben, dass die Intrigue, die sich hier wesentlich um die Annahme oder Zurückweisung verschiedener, der ehrbaren Gemahlin Pantalonens von einem verschmähten Liebhaber gebotenen Geschenke dreht, schwerlich Stoff genug bietet für ein dreiaktiges Lustspiel; und wir können nach der ganz unmotivierten und wenig glaubwürdigen Heilung Pantalonens von seinen beiden Lastern am Ende des Stückes uns nur seiner Gattin Euffemia anschliessen, wenn sie über diese unvermutete, gründliche Besserung sagt: „Questo suo cambiamento sollecito, e quasi instantaneo è cosa strana, è cosa, che non sarebbe forse creduta, se altrui si narrasse, e si rappresentasse sopra una scena." Dabei wird uns auch ihre beschönigende Äusserung: „ma niente è impossibile alla providenza del Cielo; e molte cose accadano portentose nell'ordine istesso della Natura" mit dem geringen Werte des Goldoni'schen Lustspieles nicht aussöhnen können. Der „Avaro geloso" hält mit Molières „Avare" in keiner Weise den Vergleich aus; er scheint auch im einzelnen ohne jede Anlehnung an diesen gedichtet zu sein und beweist nur, wie gerechtfertigt die Äusserung mancher Kunstrichter ist, Goldoni habe sich durch sein Streben nach Individualisierung der auftretenden Personen und Herstellung komischer Verwickelungen zur Vernachlässigung der harmonischen Komposition und durchdachten Anlage seiner Schöpfungen verleiten lassen.[83])

Ein höheres Interesse als die genannten drei Komödien bietet der „Vero Amico", ein im Jahre 1750 gedichtetes dreiaktiges Lustspiel, von dem Goldoni in den Memoiren[84]) sagt: „Cette Piece est une de mes favorites, et j'eus le plaisir de voir le Public d'accord avec moi." Dieses Urteil wiederholt er in der Vorrede zu der Ausgabe des Werkes und verteidigt das letztere und sich selbst gegen den von gewisser Seite geäusserten Tadel, sein Protagonista sei ein zu ideal gehaltener Charak-

---

[83]) s. u. a. die schon genannten „Nachträge zu Sulzer's allgemeiner Theorie u. s. w.", S. 60 und 70.

[84]) Mém. II, cap. X.

ter.[85]) Indem somit der „Vero Amico“ als eines der besseren Lustspiele Goldoni's zu einer ästhetischen Würdigung besonders einladet, verdient er zugleich insofern unsere Beachtung, als die darin auftretende, schon oben erwähnte Figur des Ottavio unverkennbar im Hinblick auf Molière's Harpagon geschaffen ist. Der Inhalt des Stückes ist verhältnismässig einfach, die Komposition übersichtlich und klar. Rosaura, die Tochter des geizigen Ottavio, ist mit dem jungen Lelio verlobt, dessen vertrauter Freund Florindo, der Held des Lustspieles, längere Zeit die Gastfreundschaft Lelio's und damit auch den Umgang der Rosaura genossen hat und, von Liebe zur Braut seines Freundes ergriffen, als Ehrenmann die Stadt Bologna unverzüglich verlassen will. Ein Abschiedsbrief, den er an die in ihrer Liebe zu Lelio schwankend gewordene Rosaura richtet, wird von Beatrice, der ihn mit ungestümen Liebeswerbungen verfolgenden Schwester des Lelio, aufgefangen und irrig auf sie statt auf Rosaura bezogen, weshalb Florindo, um sein Geheimnis nicht zu verraten, dem Drängen der Beatrice nachgibt und ihr die Ehe verspricht. Nachdem aber Ottavio erklärt hat, er werde seiner Tochter Rosaura keine Mitgift geben können, verzichtet der unbemittelte Lelio auf die Hand der ersteren, und nun glaubt Florindo, ohne Verletzung der Freundespflicht seine wahren Wünsche äussern zu dürfen. Ottavio veranlasst ihn zu einem schriftlichen Verzicht auf jede etwaige Mitgift und macht ihn dann zum Verlobten seiner Tochter. Ein von seinem Bedienten Trappola entdeckter, von ihm bisher vor aller Augen sorgfältig verborgener Geldkasten führt indess eine Wendung herbei. Ottavio stirbt (!) durch den Ärger und die Aufregung über den versuchten Raub; damit wird Rosaura zur reichen Erbin, und Florindo, will er anders seinen Namen als den eines wahren Freundes bewähren, muss seine Liebe zu Rosaura der Freundespflicht hintansetzen und für immer auf die Erfüllung seines höchsten Wunsches verzichten. Er begnügt sich mit der Hand der Beatrice und verabschiedet sich von dem glücklichen Paare mit den Worten: „Vado via senza una porzione del cuore, e in luogo di essa ho sostituito una marca d'onore, la quale farà conoscere al Mondo i doveri del vero Amico“.

Unverkennbar wollte Goldoni in diesem Stücke ein dramatisches Gedicht höherer Gattung bieten, die dichterische Ver-

---

[85]) „Posso dire soltanto (la Commedia) essere stata fortunatissima nell'incontro suo, e criticata soltanto, perchè pareva a taluni eroica troppo, e sorprendente la forza dell'amicizia nel Vero Amico. Ma, mi perdonino questi tali, pare, che ad essi troppo sia la Virtù forestiera, se di essa poco conoscono i veri pregj . . . etc.“

herrlichung edler Männlichkeit und Selbstverläugnung — gewiss ein sehr poetisches Motiv, bei dessen Darstellung er alle niedrig komischen Effekte ausschloss, die er sonst durch possenhafte Figuren und dialektisch gefärbte Sprache zu erzielen pflegte. Wie sympathisch uns aber auch die Zeichnung des Florindo berühren, wie natürlich und lebhaft der Dialog, wie spannend und überraschend manche Wendung sein möge: ein vollendetes Lustspiel von tadelloser Anlage und Durchführung ist auch der „Vero Amico“, nicht, und gerade er kann zur Erhärtung der bedauerlichen Thatsache dienen, dass Goldoni bei ausserordentlicher Begabung und vielleicht in Folge seiner nahezu einzigen dichterischen Fruchtbarkeit durch die mangelnde Konzentrationsfähigkeit die Höhe der Meisterschaft nicht erreicht hat. Eine eingehende Zergliederung der unseres Erachtens leicht kenntlichen Mängel des „Vero Amico“ würde uns zu weit führen. Wir begnügen uns mit dem Hinweis auf die auch hier flache und farblose Charakteristik der beiden weiblichen Figuren, sowie auf den Mangel einer wirklich innigen, tieferen Neigung bei den in Frage kommenden Personen, durch welchen den Liebesverhältnissen alle Idealität genommen wird, weshalb die vorübergehende Neigung Florindo's zu der unsympathisch genug gezeichneten Beatrice (s. den 3. Akt, 12. Szene, und den Schluss) minder unwahrscheinlich ist. Der Hauptfehler der Komposition dürfte aber auch hier in der Lösung des Konfliktes durch den plötzlichen Tod des Ottavio liegen. Während andere Dichter zuweilen durch die ganz unmotivierte Einführung einer höheren, entscheidenden Persönlichkeit den Knoten zerhauen, anstatt die Lösung desselben planvoll vorzubereiten,[86]) begeht Goldoni hier denselben Fehler, indem er den lästigen Ottavio auf allerdings naturgemässe, aber ebenso unerwartete Weise plötzlich aus dem Wege räumt und damit einen Effekt von unfreiwilliger Komik erzielt.

Dieser Ottavio ist zwar nicht verliebt, wie Molière's Harpagon, und damit fehlt seiner Zeichnung ein sehr wesentliches Moment; dafür aber ist er in vielen anderen Zügen eine nur zu sehr ins Groteske gezogene Nachbildung der französischen Charakterfigur. Während Harpagon seine „chère cassette“ im Garten vergräbt, besitzt Ottavio zwei „scrigni“, von denen der eine das Silbergeld enthält und, durch drei Schlösser geschützt, in die Wand eingemauert ist,[87]) indessen er den anderen, mit kostbarem Golde gefüllten, in seinem nur von ihm betretenen Schlaf-

---

[86]) Bekanntlich ist selbst Molière's Tartuffe von diesem Mangel nicht frei.

[87]) „Il vero Amico“, 1. Akt, 9. Szene.

gemach unter dem Bett sorglich vor neugierigen Blicken hütet. Wie Harpagon überzeugt sich auch Ottavio durch häufige Besuche von dem unversehrten Zustande seiner Schätze; wie dieser beteuert er wiederholt seine Armut,[88]) verlästert die „gefrässigen, unnützen“ Dienstboten,[89]) fürchtet von nächtlichen Dieben beraubt und ermordet zu werden,[90]) klagt über den unnützen Verbrauch von Kerzen[91]) und ist selbst in der grössten Aufregung noch besonnen genug, „der Ersparnis halber“ eine solche auszulöschen.[92]) Der ergötzliche Monolog Harpagon's nach Verlust seines Schatzes klingt in den Worten an, mit welchen Ottavio in seinem Gemach den Geldkasten anredet.[93]) Andere Züge, die wir bei Molière nicht finden, erinnern durch ihre grössere Drastik an das geradezu verächtliche Bild reicher Geizhälse, wie deren die Weltlitteratur zu jeder Zeit aufzuweisen hat;[94]); so möchte Ottavio den Betrag der seiner Dienerin Colombina von anderer Seite gereichten Trinkgelder ihr von dem gleichwohl ein Jahr lang nicht bezahlten Lohne abziehen[95]) und schreibt den Kontrakt, durch welchen Florindo auf die Zahlung einer Mitgift verzichtet, auf ein vom Boden aufgehobenes Stückchen Papier.[96]) Noch vor seinem von Rosaura mit lakonischer Kürze gemeldeten Tode[97]) zeigt sich Ottavio so sehr von seiner niedrigen Leidenschaft beherrscht,[98]) dass der Leser die jugendlichen Personen des

[88]) 2. Akt, 14. Szene.

[89]) 2. Akt, 11. Szene.

[90]) 1. Akt, 9. Szene, Ottavio: „Se mi credono ricco, m'insidieranno la vita, non sarò sicuro in casa. La notte i ladri mi apriranno le porte“; vgl. dazu „l'Avare“ 1. Akt, 5. Szene, Harpagon: „De pareils discours, et les dépenses que vous faites, seront cause que de ces jours on me viendra chez moi couper la gorge, dans la pensée que je suis tout cousu de pistoles“.

[91]) Il V. A. 3. Akt, 14. Szene, Ottavio: „I lumi si consumano inutilmente.“

[92]) 3. Akt, 18. Szene: „nel partire (Ottavio) spegne una candela“; ebenso die szenische Bemerkung im „Avare“ 5. Akt, 5. Szene: Harpagon voyant deux chandelles allumées en souffle une“.

[93]) Vgl. die beiden Monologe, l'Avare IV, 7 und Il Vero Amico III, 1.

[94]) Einzelne derselben s. bei Klapp: „L'avare ancien et moderne tel qu'il a été peint dans la littérature“, Programm des Gymnasiums zu Parchim, 1877.

[95]) s. „Il Vero Amico“ 2. Akt, 12. Szene.

[96]) s. ebenda 3. Akt, 15. Szene.

[97]) s. ebenda 3. Akt, 24. Szene.

[98]) s. ebenda 3. Akt, 23. Szene, Lelio: „E arrivato l'avaro, e a forza ha strascinato lo Scrigno nella sua camera; fra la rabbia, e la disperazione è caduto due volte. Aveva la schiuma alla bocca; finalmente si è gettato in terra, ha abbracciato lo Scrigno . . .“

Stückes wegen seines Scheidens nur beglückwünschen kann und mit einem Gefühle der Erleichterung von der karrikierten Kopie zu dem immerhin noch menschlichen, von den Strahlen genialen Humors beleuchteten Originale Molière's zurückkehrt.

„La Finta Ammalata" und „l'Amour Médecin".

Von den Gebrechen seiner Zeit hat bekanntlich Molière keines mit grösserer Schärfe und unerbittlicherer Strenge gegeisselt als die durch und durch korrumpierte Heilkunde und ihre Vertreter. Mit einer satirischen Kraft, der wir in Frankreich nur die des Rabelais an die Seite zu stellen wüssten, verfolgte er die Ärzte und ihre unglaublich entartete „Wissenschaft" vom Beginn seiner dramatischen Laufbahn an; und gerade sein Schwanengesang, der „Malade imaginaire", erscheint uns in dieser Beziehung als die glänzendste Offenbarung seines genialen Humors. Mitten in seiner Zeit stehend und für sie kämpfend, bewährt sich der treffliche Dichter auch hier als ein Charakter von unerschütterlichem Mute, dessen tragisches Ende zugleich mit Wehmut und Bewunderung erfüllt. Auch in dieser Beziehung hält der „italienische Molière" den Vergleich mit ihm nicht aus. Goldoni offenbart sich in Leben und Schrift als ein mehr leidender als thätiger Charakter, dessen Friedfertigkeit und bescheidene Zurückhaltung, dem Gewaltsamen abhold, allen Konflikten scheu aus dem Wege zu gehen sucht, so weit sich dies mit seiner allerdings voll anzuerkennenden persönlichen Ehrenhaftigkeit vereinen lässt. Deshalb ist auch seine Satire im allgemeinen weit weniger scharf und unerbittlich als die seines Meisters; und während dieser in ungestümem Angriff die schwindelhafte Heilkunde bei jeder Gelegenheit blossstellt, begnügt sich der massvollere Goldoni mit minder verletzendem Spott.

Soviel uns bekannt, hat der für jede Anregung empfängliche Dichter den dankbaren Stoff nur in einem Lustspiel, der im Jahre 1750 gedichteten „Finta Ammalata", verwertet, und auch hier mit aller Reserve, welche er dem mächtigen Ziele seiner Satire gegenüber für nötig hielt. Dabei ist allerdings nicht zu vergessen, dass im 18. Jahrhundert die Heilkunde seit der Zeit Molière's gewiss fortgeschritten war, wie denn Goldoni weder als blühender Mann noch als jugendfrischer Greis in demselben Masse wie der leidende Molière die Nichtigkeit der ärztlichen Kunst seiner Zeit an sich selber erprobt haben wird. Er äussert sich in den Memoiren an drei Stellen über die Ärzte und ihre Wissenschaft, und überall mit einer Anerkennung ihrer

guten Seiten und Eigenschaften, die bei dem mehr nur negierenden französischen Dichter — mit oder ohne Berechtigung — fast durchaus fehlt.[99]) Der so vorsichtige und bescheidene Goldoni kann denn auch in der Vorrede zu der Ausgabe der „Finta ammalata" den Tadel nicht unterdrücken: „La Satira di Molier contro i Medici è sanguinosa; li mette in ridicolo, per dir vero, con troppa caricatura, e formando di tutti un fascio: fra cinque Medici, che mette in iscena (in seinem Amour médecin) non ve n'è uno, che ami la verità, ed operi con dottrina".

In eben diesem Vorwort deutet Goldoni auch an, dass er seine „Finta ammalata" dem genannten Stücke Molière's nachgebildet habe.[100]) Wo er aber von demselben abweicht, thut er es meist nicht zum Vorteil seiner eigenen Schöpfung, und so dürfte seine Nachahmung nur als eine schwache, etwas modifizierte Kopie des „Amour médecin" anzusehen sein, welcher letztere freilich auch bekanntlich keineswegs zu den besseren Produkten Molière's gerechnet zu werden pflegt. Der französische Dichter wusste selbst am besten, dass sein auf hohen Befehl flüchtig hingeworfenes Stück eine strengere Kritik nicht vertrug;[101]) aber er bot doch in dem kurz zusammengedrängten Werkchen eine Reihe komischer Auftritte voll Abwechselung und Leben, und die eingelegten Balletszenen mochten bei der Aufführung vor dem französischen Hofe vortrefflich zu dem possenhaften Charakter des Ganzen passen. Für Goldoni's breiter angelegte Komödie erscheint dagegen die Handlung zu dürftig, und so sah dieser sich veranlasst, den komischen, an sich ja recht ergötzlichen Personen einen Spielraum zu gewähren, dessen

---

[99]) s. Mém. I, S. 226 ff. den Bericht von dem gelehrten und verdienstvollen „Charlatan" Bonafede Vitali, dessen glücklicher Thätigkeit die von einer Epidemie bedrohte Stadt Verona zu grossem Danke verpflichtet ward; Mém. II, S. 79 ff. die Bemerkungen zur „Finta ammalata"; endlich Mém. III, cap. 27 die Anerkennung des tüchtigen Pariser Arztes Guilbert de Préval. Warme Anerkennung zollt Molière der Medizin als Wissenschaft in der folgenden Stelle aus der „Préface du Tartuffe": „La médecine est un art profitable, et chacun la révère comme une des plus excellentes choses que nous ayons"; freilich setzt er auch hier hinzu: „et cependant il y a eu des temps où elle s'est rendue odieuse, et souvent on en a fait un art d'empoisonner les hommes".

[100]) „Molier, celeberrimo Autor Francese, nella piccola Commedia sua, intitolala 'l'Amour Medicin' ha toccato quell'argomento, su cui la presente Commedia mia è lavorata; se non che la Lucinda è per amore ammalata, e la mia Rosaura finge per amore di esserlo; quella ama un giovane, che per averla si finge Medico, questa ama un Medico che senza saperlo l'ha innamorata".

[101]) s. die Vorbemerkung „Au lecteur" zu dem „Amour médecin".

Breite ihrer Bedeutung nicht angemessen ist.[102]) Ein grösseres Bedenken haben wir gegen die Änderung der dramatischen Verwickelung. In dem „Amour médecin" arbeitet der von Lisette, der Dienerin Lucindens, inspirierte Clitandre mit seiner Geliebten nach demselben Ziele, und die endliche Vereinigung beider erscheint von Beginn an als planmässig vorbereitet.[103]) Nicht so in der „Finta ammalata". Hier ist die Neigung der sich krank stellenden Rosaura zu dem Doktor Onesti zunächst das sorglich gehütete Geheimnis der letzteren, und Onesti ist so weit davon entfernt, diese Liebe zu erwidern, dass er vielmehr die Absicht kundgibt, bei einer blossen Vermutung derselben Rosaura künftig zu meiden.[104]) Wie unwahrscheinlich es aber auch sein möge, dass der treffliche Arzt und Menschenkenner die Verliebtheit des Mädchens zwar bemerkt, nicht aber zugleich sich selbst als das leicht kenntliche Ziel derselben,[105]) so ist doch die Lösung des Knotens noch viel auffallender. Denn unser Held beteuert zwar, die Hand der reichen Erbin nicht annehmen zu wollen, um nicht in den Verdacht eigennütziger Spekulation zu kommen;[106]) aber bald besinnt er sich eines besseren, und ohne irgend welche Beweise einer Neigung zu Rosaura zu geben, erklärt er sich mit der Heirat einverstanden, falls ihm die Ehrenhaftigkeit seines bisherigen Verhaltens vom Vater der Braut zugestanden wird.[107]) In diesem ebenso prosaischen wie unmotivierten Abschluss, durch welchen sich der sonst trefflich gezeichnete, wackere Arzt als ein recht nüchterner, materiell gesinnter Alltagsmensch entpuppt, sehen wir wiederum den mehrfach angedeuteten Kardinalfehler der Goldoni'schen Technik. Und wie an früherer Stelle müssen wir auch hier den oft ausgesprochenen Tadel der weiblichen

---

[102]) Wir meinen besonders die Figur des tauben, im Zeitungslesen aufgehenden Agapito — als vorübergehende Episode gewiss vortrefflich, aber durch sein wiederholtes aufdringliches Erscheinen ebenso lästig wie der blutdürstige Chirurg Tarquinio.

[103]) Mahrenholtzens Bemerkung (a. a. O., S. 197): „Molière macht den Liebhaber selbst auch zum Helden der Intrigue, während diese bei Lope (in dem „Acero de Madrid") einem raffinierten Bedienten überlassen ist", erscheint uns in sofern nicht ganz berechtigt, als auch bei Molière der Anteil der Dienerin an der Intrigue mindestens ebenso bedeutend ist wie der des Cléante, indem letzterer nur dasjenige ausführt, was Lisette vor und mit ihm geplant hat (s. l'Amour médecin I, 4 und III, 3).

[104]) La F. A. Akt 2, Szene 10, il Dottor Onesti solo: „Non credo mai, ch'ella sia innamorata di me. Si ciò potesse suppormi, lascerei subito di visitarla".

[105]) s. den eben genannten Monolog.

[106]) s. ebenda.

[107]) s. den 3. Akt, 17. Szene.

Charaktere unseres Dichters als berechtigt anerkennen. Rosaura, „das gefühlvolle Mädchen“,[108]) vereinigt eine wenig anmutende schlaue Berechnung[109]) mit einem Grade von Sinnlichkeit, dessen naives Geständnis dem Geschmacke unserer Zeit nicht ganz angemessen erscheint.[110]) Ihre Dienerin Colombina, sonst der schlauen Lisette in Molière's „Amour médecin“ nicht unähnlich, gefällt sich in unfeinen, wohl auch zu Goldoni's Zeit einem grossen Teile des Publikums recht willkommenen Wendungen,[111]) während Rosaura's Freundin Beatrice im Grunde eine ganz überflüssige Figur ist und ihre Existenz anscheinend lediglich dem Herkommen verdankt, nach welchem auch bei Goldoni jede Rosaura ihre Beatrice haben musste.

Die Charakteristik der drei Vertreter des ärztlichen Standes erscheint uns dagegen gerade durch die massvolle Satire, mit der ihre Schwächen gegeisselt werden, verdienstlich. Der Dottore Anselmi degli Onesti steht als gebildeter und besonnener Arzt dem Charlatan Onofrio Buonatesta und dem kriechenden Ignoranten Merlino Malfatti in einem Verhältnis gegenüber, welches der Zeit Goldoni's wohl entsprechen mochte. Dass der Dichter auch seinem Helden jene lächerliche Vorliebe für gelehrt klingende Fremdwörter gab, ist ein erfreulicher Beweis von Kühnheit. Eine nähere Anlehnung in der Zeichnung dieser Personen an diejenige der grotesken Heilkünstler in Molière's „Amour médecin“ ist kaum anzunehmen, obschon Goldoni sich einzelner Züge, wie der Erwähnung des erkrankten und durch ärztliche Behandlung nur kränker gewordenen „garzone di stalla“[112]) mit Glück bedient hat. Ebenso erscheint uns eine Benutzung von Stücken Molière's ähnlicher Tendenz, wie des „Médecin malgré lui“ und des „Malade imaginaire“, ausgeschlossen.

---

[108]) A. W. v. Schlegel a. a. O., S. 364: „Seine (Goldoni's) Beatrice und Rosaura sind immer das muntere und das gefühlvolle Mädchen, und auf andere Unterscheidungen lässt er sich nicht ein.“

[109]) Man empfängt den Eindruck, dass sie sich geradezu dem Onesti aufdrängt. Um von ihm behandelt zu werden, stellt sie sich krank und zum Essen unfähig, speist nur im Verborgenen und sagt (2. Akt, 5. Szene): „Oh vien gente, presto, presto, nascondiamo il resto del pane, non voglio, che mi vedano mangiare.“

[110]) 2. Akt, 8. Szene, Pantalone: „. . . Se ti sarà sana, te mariderò“. Ros.: „Adesso parmi di essere risanata“. Dabei ist bis jetzt von Onesti als dem zukünftigen Gatten noch nicht die Rede gewesen.

[111]) ibid. Colombina: („Oh il Medico non la guarirà mai, fino che suo Padre sarà presente alla cura!“)

[112]) s. La F. amm. I, 2 und II, 2; dazu das Gespräch zwischen Lisette und M. Tomès im Am. méd. II, 2.

Schluss.

Den bisher betrachteten Stücken Goldoni's hätten wir noch eine Darstellung der Beziehungen seines „Don Giovanni Tenorio, o sia il Dissoluto“ zu Molière's „Festin de Pierre“ folgen zu lassen, wenn diese Aufgabe nicht bereits von Mahrenholtz in erschöpfender Weise gelöst wäre. Der ausgezeichnete Molièrist widmet in seiner Abhandlung: „Molière's Don Juan nach historischen Gesichtspunkten erläutert“ auch der Goldoni'schen Bearbeitung der Don Juan-Sage eine eingehende Betrachtung[113]) und kommt, gestützt auf sorgfältige Berücksichtigung aller früheren Versionen dieses Stoffes, zu dem für unseren Dichter wenig rühmlichen Resultate, dass sein „Don Giovanni“ ohne jeden poetischen Wert, zugleich aber auch ohne irgend welche deutliche Anlehnung an Molière's „Festin de Pierre“ ist. Mahrenholtz hält über Goldoni, der übrigens selbst von dem geringen Werte dieses Jugendwerkes überzeugt war und dasselbe anfänglich überhaupt nicht dem Drucke übergeben wollte,[114]) ein strenges aber im wesentlichen kaum anfechtbares Gericht und sagt über die Bedeutung des von unserem Dichter selbständig Geschaffenen: „Was Goldoni an eigenen Erfindungen leistet, ist nur eine Verflachung und Entstellung der ursprünglichen Don Juan-Überlieferung“. Wir müssen die Berechtigung dieses allerdings schroffen Urteils dahingestellt sein lassen und verzichten darauf, den Ausführungen unseres Gewährsmannes über ähnliche Bearbeitungen von Villiers, Dorimond, Rosimond und Tirso de Molina ins Einzelne zu folgen. Im allgemeinen können wir uns auch dem anschliessen, was Mahrenholtz über Goldoni's „Donna di testa debole“ als eine etwaige Nachahmung einer Molière-schen Figur bemerkt.[115]) Er sagt hier sehr treffend: „Eine Figur, wie die Violante, eben jene „donna di testa debole“, die in ganz richtigem Kalkül die Gelehrsamkeit für einen Deckmantel des Geistesmangels und der geringen Schönheit erachtet, aber leider in die ungeschickten Hände ihres albernen, pedantisch dressierten Neffen Pirolamo[116]) fällt, gibt es im ganzen Molière nicht. Einzelne Züge der Violante: ihre Versmacherei,

---

[113]) s. den Schluss dieses Aufsatze im 3. Hefte des Molière-Museums, herausgegeben von Dr. H. Schweitzer, Wiesbaden 1818, Seite 75 ff.

[114]) Mém. II, cap. 39.

[115]) s. Mahrenholtz a. a. O., S. 336.

[116]) In der von uns benutzten Ausgabe (Neapel 1757) lautet der Name Pirolino.

ihr Idealismus, der sich über den vermeintlichen Verlust eines Prozesses mit dem Theorem tröstet, dass Tugend besser sei als Reichtum, ihr peinliches Ceremoniell, das ihr den Spott der falschen Freunde einträgt, erinnern an Philaminte, die Comtesse d'Escarbagnas und andere Geschöpfe der Molière-schen Komik; auch ist D. Fausto's Verhältnis zur Violante demjenigen des realistischen Clitandre zu Armande und Bélise ähnlich, aber im übrigen wird man die Goldoni'sche Komödie für eine durchaus selbständige Schöpfung erklären müssen." Wir können hinzufügen, zugleich für eine der minder gelungenen Goldoni's, der auch hier bescheiden genug ist, die Mangelhaftigkeit derselben bereitwillig einzugestehen.[117]) Eine nähere Betrachtung würde vielleicht in noch höherem Masse als die bisherigen Vergleiche die Überlegenheit des Molière'schen Genius über das Talent seines italienischen Bewunderers ergeben. Denn während bekanntlich die „Femmes savantes" unter den eigentlichen Lustspielen Molière's unstreitig einen Ehrenplatz einnehmen, weist die „Vedova infatuata" alle oft berührten Mängel der Goldoni'schen Technik auf und entbehrt ebenso wohl der planvollen Anlage und Lösung, wie ihr die Sicherheit und Klarheit der Molière'schen Charakterzeichnung abgeht.[118]) Hiervon dürfte vielleicht nur der Signor Pirolino auszunehmen sein, der seinem Charakter als dem eines aufgeblasenen Dummkopfs wenigstens treu bleibt und noch in der letzten Szene hiervon eine sehr ergötzliche Probe liefert.

Überblicken wir endlich noch die bisher nicht erwähnten Lustspiele unseres Dichters in ihrer Gesamtheit, so dürfte sich kaum eines darunter finden, das zu dem Theater Molière's in einem gleichen Verhältnisse der Entlehnung stünde, wie manche der bisher betrachteten Stücke. Eine gewisse Ähnlichkeit mancher Motive, eine mehr oder minder deutlich sichtbare Bezugnahme auf einzelne Charaktere und Situationen Molière's ist dagegen in einigen anderen Lustspielen Goldoni's allerdings zu konstatieren, wenn dieselben als thatsächliche Nachahmung auch nicht genauer bewiesen werden könnten. Wir erinnern beispielsweise an den Inhalt der im Jahre 1761 gedichteten „Pupilla", eines nur für den Druck bestimmten kurzen Lustspiels in 5 Akten, in versi sdruccioli,[119]) das nahezu denselben Stoff behandelt wie

---

[117]) Mém. II, S. 140.

[118]) Die treue Anhänglichkeit des sympathisch gezeichneten Don Fausto an die körperlich und geistig gleich reizlose, mit vielen Untugenden behaftete Donna Violante ist in hohem Grade unwahrscheinlich.

[119]) s. Mém. II, S. 357.

Molière's „École des Femmes";[120]) sowie an den „Poeta Fanatico", dessen Protagonista mit manchen episodisch auftretenden Dichterlingen der Molière'schen Muse eine gewisse Familienähnlichkeit hat. Indessen kann man unseres Erachtens bei einer derartigen vergleichenden Betrachtung mit der Annahme einer wirklichen Nachahmung nicht vorsichtig genug sein. Wie sich der menschliche Gattungscharakter in seinen Grundzügen Jahrhunderte hindurch gleich bleibt, so bleiben auch die Lächerlichkeiten und sittlichen Gebrechen der Menschen im ganzen stetig dieselben; und es ist deshalb trotz der freiesten Eigenthätigkeit eines Lustspieldichters eine Ähnlichkeit seiner Werke mit Produkten aus früherer Zeit sehr wohl möglich. Dies ist umsomehr bei Goldoni zu berücksichtigen, als gerade er eine Anlehnung an Schöpfungen der Vergangenheit leicht entbehren konnte, da die Gabe der freien Erfindung und selbständigen Charakteristik zu den erfreulichsten Eigenschaften dieses reich begabten Talentes gehört. Neben dem Zwange der äusseren Verhältnisse hat ihn ja namentlich auch die stetig frisch quellende schöpferische Ader und der ungestüme Drang nach Neuem verhindert, seinen Werken diejenige Reife und künstlerische Vollendnng zu sichern, kraft deren sein Vorbild Molière zu allen Zeiten als unübertrefflicher Meister gelten wird.

A. LÜDER.

---

[120]) Indem Goldoni hier die Catterina zur leiblichen Tochter ihres Pflegevaters macht und letzteren sein eigenes Kind mit Liebesanträgen verfolgen lässt, raubt er dem Stücke den wahren Lustspielton und gibt auch den genannten Personen, in bei ihm selten konsequenter und trefflicher Charakteristik, ein ernsteres Gepräge. Die Zeichnung der übrigen Figuren und die glückliche Lösung des Ganzen erinnert dagegen wieder mehr an die eigentliche Komödie, wenn auch dem als eine einfache „Studie" zu bezeichnenden Stücke die eigentliche dramatische Wirkung fehlt.

Nachlesen auf dem Gebiete der Voltaire-Litteratur.

I. Schmähschriften gegen Voltaire. II. Fingierte Testamente Voltaire's. III. Voltaire-Biographien. IV. Besprechungen von Voltaire's Leben und Werken. V. Nisard, les ennemis de Voltaire.

Als vor einem halben Jahre der erste Band der Bengescoschen Voltaire-Bibliographie, welche eine für jeden Voltaire-Forscher empfindliche Lücke auszufüllen verspricht, in der „Revue des deux mondes“ angezeigt wurde, konnte der betr. Referent sich nicht enthalten, seiner Verwunderung über das unaufhörliche Erscheinen neuer Voltariana Ausdruck zu geben. Aber das „Voltaire und kein Ende“ wendet man noch missbräuchlicher an, als bei uns das analoge „Goethe und kein Ende“. Bei allem Überfluss an Voltaire-Biographien, -Kritiken, -Ausgaben, -Kollektaneen, -Briefsammlungen etc. fehlt uns immer noch manche Schrift, die ebenso notwendig wie für französische Gelehrte leicht wäre. Eine wirklich kritische, den wissenschaftlichen Forderungen entsprechende und nach methodischen Grundsätzen veranstaltete Gesamtausgabe Voltaire's gibt es noch nicht, von einer wirklichen Bibliographie liegt bis jetzt nur der dritte Teil vor,[1]) das Briefmaterial ist nun wohl vollständig beisammen, so dass auch die Zusammenstellungen jüngeren Datums (Beaune, Campardon u. a.) nichts erhebliches mehr bringen, aber an einer ausreichenden Verwertung desselben für die Biographie V.'s fehlt es trotz Desnoiresterres immer noch. Vor allem sollten die Pariser Gelehrten doch endlich einmal eine

[1]) Die Zusammenstellungen in Quérard's „la France litéraire“, Bd. X, sind auch für die ältere Voltaire-Litteratur nicht erschöpfend.

vollständige Sammlung der für und gegen V. verfassten Flugschriften veranstalten und die Beziehungen V.'s zu seinen Gegnern eingehender darstellen, als das Nisard, der in seiner Schrift „les ennemis de Voltaire“ nur Desfontaines, Fréron und Beaumelle behandelt, gethan hat. Ebenso traurig ist es, dass die Schätze der Pariser Bibliotheken noch nicht eine Voltaire-Ausgabe hervorgerufen haben, wie sie für Molière von Despois und Mesnard begonnen ist. Der historische Gesichtspunkt ist bei der fortwährenden Korrigierlust und Umformungssucht V.'s hier noch entschiedener festzuhalten, als in der „Molière-Edition“ und unter allen Umständen die Originalausgabe jeder Schrift, soweit sie nicht thatsächlich durch buchhändlerische Spekulation oder durch Nachlässigkeit des Druckers verunstaltet ist, unbekümmert um V.'s Ableugnungen, zu Grunde zu legen. Die zahlreichen Varianten der späteren Einzel- und Gesamtausgaben würden dann einen Einblick in die Voltaire'sche Schriftsteller-Diplomatie gewähren und auch die Frage, wie weit seine Publikationen wirklich druckreif und in sich abgeschlossen waren, erledigen. Gesichtspunkte, wie sie auch die erste Gesamtausgabe nach V.'s Tode für massgebend erachtete, aber nicht immer durchführte, wie sie Beuchot anstrebte, aber bei der Riesenhaftigkeit der Aufgabe nicht konsequent verfolgen konnte! Mit einem blossen Wiederabdruck des Beuchot'schen Textes, mit einer Wiederholung der Einleitungen der Strassburg-Kehler und der Beuchot'schen Ausgabe ist die Sache weder formell noch inhaltlich erschöpft und weder die Hachette'sche noch die Moland'sche (durch elegante Ausstattung und opulenten Druck nur allzu theuere) Ausgabe entspricht dieser Anforderung.[1]) Was man bisher in Paris versäumt hat, kann, im deutschen Binnenlande, bei der Mangelhaftigkeit der Bibliotheken und der Schwierigkeit, das Material nur relativ vollständig zu beschaffen, niemand nachholen, doch ist die Möglichkeit, manche Lücken der bisherigen Voltaire-Forschung zu ergänzen, keineswegs ausgeschlossen. Ich beabsichtige daher im folgenden, anknüpfend an die von mir bei Maske in Oppeln verlegten Schriften: „Voltaire-Studien“, „Voltaire im Urteile seiner Zeitgenossen“, und die in dieser Zschr. veröffentlichten „Voltaire-Analekten“, noch einiges Material zur Kritik und detaillierteren Erforschung Voltaire's zusammenzustellen.

---

[1]) Sie kostet, obgleich noch nicht einmal völlig abgeschlossen, 288 fr. Durch Hubert Welter in Paris habe ich ein Exemplar für 220 fr. erhalten, ein Preis, der zu dem Werte in keinem Verhältnis steht. Die alte Beuchot'sche Ausgabe (antiquarischer Preis 120 Mark) thut nämlich dieselben Dienste, da Moland's Zuthaten recht unerheblich sind! Wie viel mehr hat M. in 7 Bänden für Molière geleistet.

1.

So recht ein Wespennest der Voltaire-feindlichen Pariser Litteraten-Klique sind die 1748 erschienenen „Voltariana“. Es ist ein Sammelsurium von Pamphleten, Epigrammen, fingierten Briefen, Anekdoten u. s. w. hier recht bequem vereinigt und für jeden Feind V.'s pikant und schmackhaft zubereitet worden. Wer der oder die Herausgeber dieses Machwerkes waren, ist kaum sicher festzustellen, jedenfalls deutet die intime Vertrautheit mit dem Skandalprozess V.'s gegen den Musiker und Pamphlet-Verbreiter Travenol auf eine Person, die den niederen Künstlerkreisen angehört. Die Vorrede sucht Voltaire auf dem ihm eigentümlichen Gebiete des Witzes und der Pikanterie anzugreifen und verspricht sich für das nachfolgende Werk, dessen rein anekdotenhafter Charakter bereitwilligst zugegeben wird, eine grössere Auflagenzahl. Wie es mit seiner Kenntnis der Schriften V.'s bestellt ist, verrät aber der Herausgeber schon im Anfange, indem er d'Argens' „Lettres juives“ für ein Werk V.'s ausgibt. Folgt dann ein Wiederabdruck von Desfontaines' 1738 erschienener „Voltairomanie“, welchem der Vollständigkeit halber auch V.'s „Préservatif“ vorausgeschickt wird, und des bekannten „Portrait de Voltaire“, das später in etwas gemildeter Form auch in Guyon's „Oracle des nouveaux philosophes“, in die „Œuvres posthumes de Frédéric II“ (Basel 1788) in Formey's „Souvenirs d'un citoyen“ u. a. O. veröffentlicht wurde. Von Wichtigkeit sind ferner noch ein „Mémoire des éditeurs des Elemens de la philosophie de Newton“, welche ihre pflichtmässige Sorgfalt beim Druck und der Korrektur und ihre strikte Befolgung aller Anweisungen V.'s gegenüber den Beschuldigungen des letzteren versichern, ein Brief J.-B. Rousseau's, welcher seinen Zwist mit V. als Ausfluss religiöser Meinungsverschiedenheit und der Indiskretionen anderer darstellt, ein Sermon über V.'s „Brutus“, der ein Plagiat des älteren gleichbetitelten Stückes der Mlle Bernard sein soll (was er thatsächlich nur zum geringsten Teile ist) und ein Schreiben des St Hyacinthe an V., worin ersterer die Autorschaft des schon 1715 (?) erschienenen und später (1732) zugleich mit der „Déification du docteur Aristarchus“, d. h. Misshandlung Voltaire's durch den Offizier Beauregard, gedruckten „Chef d'œuvre d'un Inconnu“ nachdrücklichst sich zuschreibt. Dieses „Chef d'œuvre“ war bekanntlich eine in dem Streite der „anciens“ et „modernes“ zu Gunsten der letzteren veröffentlichte Kritik und von V. im „Petit avis à un journaliste“ dem St Hyacinthe abgesprochen worden.

Endlich wird auch Valdor's „Triomphe poétique“, eine geistlose, an persönlichen Invektiven reiche Spottschrift auf Voltaire in der ersten Ausgabe von 1729 und mit den Varianten einer zweiten, von dem Dichter Roy 1746 publizierten Ausgabe wieder abgedruckt.

Der böswillige Charakter dieser Schmähschrift geht besonders aus der Schlussstelle hervor. Darin wird Voltaire von den unbezahlt gebliebenen „souscripteurs“ und „Imprimeurs“ seiner Werke verfolgt, trotzdem er in der Erfüllung seiner Verpflichtungen gegen Verleger und Subskribenten sich stets gewissenhaft zeigte. Andere Stellen der „Voltariana“ richten sich gegen V.'s „Temple du Goût“, gegen dessen scharfe kritische Tendenz alle davon Betroffenen aufgewiegelt werden, und gegen seine Aufnahme in die Akademie, die durch einen anonymen Brief und durch eine ebenso lange, wie langweilige Kritik der Antrittsrede des neuaufgenommenen Akademikers herabgewürdigt wird.

Der Hauptteil des zweiten Bandes nimmt eine detaillierte Schilderung der Affaire Travenol-Voltaire ein. Die Einzelheiten derselben sind für die Beurteilung von V.'s Charakter nicht ohne Wichtigkeit und daher in allen ausführlichen Voltaire-Biographien ausgenutzt worden.

Überdiess geben die „Voltariana“ eine reiche Fülle von Spottgedichten auf Voltaire. Wer von einem vornehmen kritischen Standpunkt herabblickt, wird allerdings in dem besprochenen Sammelwerke nur eine Kloake finden, aus der vereinsamte Perlen herauszulesen nicht der Mühe lohnt, wer sich die Mühe nicht verdriessen lässt, auch den Schmutz nach brauchbaren Stoffen zu durchsuchen, wird für die Beziehungen V.'s zu J.-B. Rousseau, zu St Hyacinthe und zu den Litteraten dritten und vierten Ranges mancherlei ergänzende Details herauslesen.

Die Aufnahme V.'s in die Akademie, diesen vielbeneideten Sitz der unsterblibhen Olympier, hat neben zahlreichen anderen Pamphleten auch die „Voltariana“ hervorgerufen, und besonders scheint V.'s Stellung am Hofe und in den Hofkreisen Gegenstand des unlautersten Neides so mancher von der Hofgunst ausgeschlossenen Litteraten gewesen zu sein. Darauf deutet besonders der unerbittliche und unermüdliche Spott, welchen V.'s serviles Hofgedicht „Bataille de Fontenoi“ hier erfährt. Die fromme Klique gegen V. in Harnisch zu bringen, lag weniger in der Absicht des Voltariana-Herausgeber, sonst würde die Besprechung der Streitigkeiten zwischen J.-B. Rousseau und Voltaire hierfür noch reichhaltigeren Stoff geliefert haben.

2.

In die „Voltariana“ aufgenommen ist auch eine Besprechung der „Henriade“, der eigentlich ein besserer Platz gebührt.[1]) Sie rührt von dem abbé Desfontaines, späteren Gegner V.'s und

---

[1]) Nicht zu verwechseln mit St Hyacinthes 1728 erschienener „Lettre crit. s. la Henriade“, die nur den 1. Gesang des Epos bespricht.

damaligen Herausgeber einer willkürlich geänderten „Henriade" (Amsterdam 1724), her und ist zu einer Zeit veröffentlicht worden, in der Desf. alles andere eher, als einen Bruch mit V. beabsichtigte. Trotzdem also der Autor dieser „Lettre critique sur la Henriade" durch die Anonymität einigermassen gesichert war, verrät sein Kritisieren keine unbedingt böswillige Tendenz. Allerdings wird der mässige Witz gemacht, das Epos sei ein Geistesverwandter des Boileau'schen „Lutrin" und überdies noch weniger klar und durchsichtig, aber die übrigen Ausstellungen und Bemerkungen sind keineswegs unbegründet. Das „dénouement" der „Henriade" sei wenig verständlich, da einmal der Religionswechsel Heinrich's IV. und das andere Mal sein Sieg bei Ivry den Abschluss des Kampfes um die französ. Krone herbeiführe, Heinrich's Charakter sei unentschlossen und schwächlich, und das historische Detail liesse die übernatürlichen Eingriffe höherer Mächte nicht aufkommen. Doch wird andererseits auch der Styl und die Charakteristik (namentlich die des Fanatikers Clément) nicht ohne Wärme gelobt und im wesentlichen der „Henriade" sehr mit Recht der Charakter eines grossen Epos im Style Vergils und der homerischen Dichtungen abgesprochen. Die subjektiv gefärbte und prinzipienlos-oberflächliche Manier Desfontaines', welche noch später seine Kritiken in den „Observations" entstellt, zeigt sich hauptsächlich bei der Besprechung der Versifikation V.'s.

Auch V.'s „Essai sur la poésie épique", den D. selbst so ungeschickt aus der ursprünglich englischen Form ins französische übersetzt hatte, wird im Anschluss an die „Lettre critique" beurteilt. V. habe die Bedeutung des „merveilleux" für die epische Dichtung sehr unterschätzt, was freilich mit der Unvereinbarkeit der antiken Eposform und der modernen Religionsanschauung zusammenhängt. Die „additions" und „corrections", welche D. unbefugt bei der Edierung der „Henriade" vornahm, sind am Schluss zusammengestellt. Von kleinlicher Pedanterie sind sie selten frei. — Charakteristisch für die wenig vorgerückte Ästhetik damaliger Zeit ist die Ansicht, dass eine Wiederbelebung des heroischen Epos inmitten des modernen Rationalismus doch noch möglich sei, für welche ohne Beachtung der verschiedenen Zeitanschauungen die italienischen Epiker als Beweise angeführt werden.[1])

3.

Der Anstoss, welchen V.'s „Essai" mit seiner gegen das ältere

---

[1]) Die am äussersten Ende der „Voltariana" stehende „Malebosse", eine platte Satire auf V.'s Liebesabenteuer, Eitelkeit und Vornehmthuerei lohnt kaum eine nähere Besprechung.

Christentum und die spätere katholische Kirche gerichteten Tendenz bei den Geistlichen hervorrief, äusserte sich zuerst im „Journal de Trévoux“, oder, korrekter gesprochen, in den „Mémoires de Trévoux“, der Fortsetzung des jesuitischen „Journal des Savans“, dann in Guyon's „L'oracle des nouveaux philosophes“. (1759.) Abbé Guyon stellt sich in dieser Schrift als einer von den zahlreichen Fremden vor, die im Schlosse zu Ferney gastliche Aufnahme fanden, dort die geheimsten Gedanken des redseligen Alten ausspähten und dann in übertriebener und gehässiger Weise den Zeitgenossen preisgaben. Diese Einkleidung der theologischen Kritik des „Essai“ ist natürlich nur eine fingierte, und soll der Schrift eine Autorität geben, die sie ihrem inneren Werte nach garnicht hat. Denn der übrigens gelehrte und belesene Verfasser entwirft zuvörderst ein Schauergemälde von der „neuen“, religionsfeindlichen „Philosophie“, in der allerdings das Kliquen- und Kastenartige der philosophischen Richtung, eine Erbschaft jener jesuitischen Erziehung, aus der die philosophischen Aufklärer hervorgingen, nicht untreffend gekennzeichnet wird, dann geht er zu einer grau in grau gemalten Charakteristik V.'s über. Dass auch hier die Bemerkungen über V.'s heuchlerische Subordination unter Dogma, Kirche und Staat, über seine häufigen Widersprüche, seinen Neid gegen ebenbürtige Geister früherer und damaliger Zeit, seine Vielschreiberei, Reklamesucht, berechnete Schmeichelei u. a. d. nicht ganz aus der Luft gegriffen sind, darf ja nicht verschwiegen werden. Aber die biblische Rede und Anschauungsweise, die schon in der Schilderung der „neuen Philosophie“ dominiert, zeigt sich in den abfälligen Bemerkungen über Toleranz, Deismus, Polytheismus, natürliche Religion, Bemerkungen, die den Gläubigen wohl in seinem Glauben bestärken, aber nimmer den Glauben erwecken können. Nicht viel triftiger ist die am „Essai“ und dem „Siècle de Louis XIV“ geübte Kritik. Dass Bossuet's von Rhetorik, Ideenarmut und Einseitigkeit durchdrungener, nur durch blendende Diktion sinnberückender „Discours“ hoch über V.'s „Essai“ erhoben wird, kennzeichnet den kritischen Standpunkt im voraus. Mit Recht wird V.'s Einseitigkeit in der Beurteilung des älteren Christentums, des Sectenwesens, des indisch-chinesischen Deismus hervorgehoben, um dann durch eine noch einseitigere Verherrlichung des Katholizismus überboten zu werden.

Allzu lächerlich ist es doch, dass V. selbst die Schwächen des „Essai“ dem indiskreten Gaste entschleiern muss. Er pflege — so soll V. sein eigene Geschichtsforschung schildern — nur die Kapitelüberschriften der Bücher anzusehen, dann wisse er schon, was in den Büchern stände, auf Irrtümer, ja selbst auf Erfindungen komme es ihm nicht an. Noch komischer ist der heilige Zorn des Abtes über die Erfindung der Buchdruckerkunst, die dem katholischen

Klerus schon vom Standpunkte der Gewerbsschädigung aus hassenswert erscheinen musste. Die alten durch Klosterhandschriften vererbten Geschichtsdarstellungen seien in der Regel glaubwürdiger, als die durch Guttenberg's Lettern verbreiteten neueren Geschichtswerke, weil letztere zu viele Rücksichten auf politische Machthaber zu nehmen hätten, als ob die Geschichtsschreiber des Altertums und die Chronisten des Mittelalters nicht auch nach den Neigungen der Grossen geschrieben hätten. V.'s bekannte Unterschätzung antiker und selbst mittelalterlicher Historiker liess sich mit mehr Ungeschick kaum bekämpfen.

Die Kritik des „Siècle de Louis XIV" beschränkt sich auf Hervorhebung der pointierten Kürze, der Anekdotensucht und der Neigung, geheime Quellen zu zitieren, Fehler, die man dem Geschichtsschreiber Ludwig's XIV. allerdings vorwerfen muss. Von dem eingehendem Quellenstudium, das dem „Siècle" offenbar zu Grunde liegt, der Sorgfalt und Treue, die einzelne Schilderungen desselben bekunden, von dem Umstande, dass V. als Zeitgenosse und aus noch frischer Erinnerung die letzten Zeiten des franz. Selbstherrschers schildern konnte, ist in Guyon's Kritik keine Rede. Gelegentlich wird von dem abbé auch die Maintenon verherrlicht und Fénelon gegen die schwere Anschuldigung — tolerant gewesen zu sein, verteidigt. Der Schluss der Schrift kehrt wieder zum Anfang zurück. Die neuen Philosophen werden als Feinde der kirchlichen und auch der staatlichen Autorität hingestellt und das oben erwähnte „Portrait de Voltaire" wieder abgedruckt. Der Schein der Objektivität, den G. sich überall zu geben weiss, und der sich auch in der ungünstigen Beurteilung des abbé Desfontaines, des unlauteren Gegners V.'s, zeigen soll, wird uns um so weniger täuschen, da auch ein Gesinnungsgenosse Guyon's, der abbé Nonnotte,[1]) in dem Vorwort zu seiner Schrift „Erreurs de Voltaire" (1762) das Machwerk ziemlich deutlich preisgibt. Diese gelehrte, meist sachgemässe und relativ gemässigte Widerlegung des Voltaire'schen „Essai" ist von den französ. Voltaire-Forschern wenig oder garnicht berücksichtigt worden, und Verf. glaubt zuerst in den oben zitierten Schriften ihre Bedeutung gegenüber V.'s herabsetzenden Urteilen erwiesen zu haben. Hier soll nur noch ein Blick auf einen dritten Band der „Erreurs" geworfen werden, der schon 1777 von einem persönlichen Bekannten Nonnotte's entworfen, aber erst 1818 gedruckt worden ist. Der Styl dieses dritten Bandes scheint mir, wenn ich Ausländer urteilen darf, leichter

---

[1]) Die Schreibweise ist bei den Zeitgenossen meist Nonotte, da aber auf dem Titel der „Erreurs de V." Nonnotte steht, so akkomodiere ich mich dem.

und gewandter, als der Nonnotte's selbst, der Inhalt und namentlich die kritische Seite ist aber ungleich schwächer. Wie wir es später noch bei anderen theologischen Kritikern V.'s sehen werden, glaubt auch der Verfasser dieses dritten Bandes fest an die Authentität der fünf Bücher Moses, die er schon 1500 Jahre v. Chr. entstanden sein lässt, nimmt die Erfüllung aller alttestamentlichen Prophezeiungen im neuen Testament an und sieht in getreuer Nachbetung des mosaischen Schöpfungsberichtes in der erwachenden Vernunft des Menschen die Ursache aller religiösen „Absurditäten".

Seine Einwände gegen V. beruhen teils auf Verdrehungen, teils auf mangelnder Sachkenntnis. So soll V. mit sich selbst in Widerspruch geraten, indem er einmal die Reinheit aller nicht geoffenbarten Religion annehme und das andere Mal vom heidnischen Aberglauben rede. Voltaire's Ansicht, dass der ursprüngliche Deismus mit seiner lauteren Moral durch priesterliche Legenden und Satzungen getrübt sei, wie auch die historische Kritik über sie urteilen mag, wird durch diesen Einwand garnicht berührt. Wenn ferner der fromme Gegner V.'s die Petruslegende, die Unabhängigkeit des vierten Evangeliums von der gnostischen Philosophie, der mosaischen Schöpfungsgeschichte von den orientalischen Kosmogonien nachweisen will, so wird die heutige Kritik sich in wesentlichen Punkten doch auf die Seite des Philosophen stellen müssen. Nicht mit Unrecht wird allerdings die Quellenauswahl, namentlich die Bevorzugung ketzerischer Berichte, an dem „Essai" getadelt, aber des Gegners eigene Quellenbenutzung und sophistische Deutung unhaltbarer Angaben des alten Testamentes[1]) ist noch viel einseitiger. Der Vorwurf, dass V. weder hebräisch, noch andere orientalische Sprachen verstanden habe, ist weniger schwerwiegend, als die mit Recht gerügte Unkenntnis in der alten Geographie.

Am wohlsten fühlt sich ein solcher Kritiker natürlich in erbaulichen Sermonen und Deklamationen, und sein Streben geht offenbar weniger auf Ergänzung der von Nonnotte am „Essai" geübten Kritik, als auf grössere Detaillierung und Ausmalung des zweiten rein dogmatischen Teiles der „Erreurs". Darum die endlosen Betrachtungen über Naturphilosophie, über V.'s Religionssystem, der erbauliche Schluss etc.

Viele andere Stellen haben lediglich persönlichen Charakter. Nonnotte's Familienverhältnisse werden einigermassen gegen V.'s Verunglimpfungen verteidigt, ohne dass wesentliche Irrtümer darin nachweisbar sind. Die Bedeutung der „Erreurs" wird aus der

---

[1]) So werden einmal die 43 Kinder der Athalia zu „cousins" gemacht.

italienischen, deutschen und polnischen Übersetzung des Workes gefolgert und die „Honnêtetés litéraires", jene grossenteils gegen Nonnotte gerichtete Streitschrift V.'s, diesem als ein zu unbedeutendes Werk ironisch abgesprochen. Ein Kunstgriff der Polemik, der allzuoft schon von Fréron angewandt war, um den Reiz der Neuheit zu haben. Selbstredend macht sich der Anonymus die früher von Guyon, Guenée, Sabatier (s. u.) gegen V. vorgebrachten Einwände zu Nutze und sucht auch die Anhänger des französ. Klassizismus gegen V.'s zum Teil abweichende Dramaturgik zu Felde zu führen. Immerhin ist der ganze Band nur ein dürftiger Abklatsch der katholischen Traditionen und ein sehr schwaches Echo früherer Streitschriften.

4.

Die Lorberen Nonnotte's raubten einigen seiner Konfratres so sehr die Nachtruhe, dass sie in Hast und Eile und ohne hinreichende wissenschaftliche Sammlung sogenannte Kritiken des „Essai" veröffentlichten. Diese Schriften stehen aber in sachlicher Hinsicht weit unter Nonnotte's „Erreurs", und berücksichtigen auch keineswegs, wie dieser, den gesamten „Essai", sondern nur die Einleitung zu demselben. 1767 liess ein Geistlicher, Namens Larcher, Repetent am Collège Mazarin, und als Übersetzer älterer und neuerer Dichtungen noch 1785 erwähnt, ein „Supplément à la Philosophie de l'histoire du feu M. Bazine" (so war V.'s Pseudonym) erscheinen, das die Ehre hatte, in Grimm's „Correspondance litéraire" eingehender besprochen zu werden. L. sucht die herkömmliche Verherrlichung alles antiken mit der kirchlichen Tradition zu vereinigen, indem er in der Einl. seiner Schrift Griechen und Römer preist, aber in dem Humanismus und namentlich in der modernen Philosophie die Auflösung aller bestehenden kirchlichen und staatlichen Ordnung erblickt. Dieser Eingangsstelle ist eine relative Berechtigung und die Wärme tieferer Überzeugung nicht abzusprechen, was aber im weiteren zur Bekämpfung V.'s gesagt wird, entbehrt jeder Begründung. L. plädiert für alle Erzählungen und chronologischen Angaben des alten Testamentes nicht ohne Willkür und Sophistik, schreibt dasjenige, was der modernen Anschauung allzusehr widerspricht, der „négligence des copistes" zu. Seine Kritik zeigt manchmal eine so grosse Kindlichkeit, dass man den katholischen Geistlichen vergessen und an einen noch unbefleckten Jüngling aus der Herrnhuter-Gemeinde denken möchte. L. hält es u. a. für möglich, dass Sarah im Alter von 75 Jahren noch einen egyptischen Pharao bezaubert habe und redet über die von V. mit Unrecht angezweifelte Prostitution babylonischer Jungfrauen zu Ehren Melittas

mit einer staunenswerten Albernheit.[1]) Wenn L. als leitenden Grundsatz seiner Kritik ausspricht, dass keine Hypothese den „h. Schriften" widersprechen dürfe, so kritisiert er sich damit doch nur selbst. Was hilft es einem solchen Kritiker, dass er sich mit den Federn des engl. Bischofs Warburton, des von V. geschmähten und doch plagiierten Verf. der „divine legislation of Moise", schmückt, dass er jesuitische Schriften zitiert, dass er dem V. einen Deklinationsfehler (*βασιλοῖ* st. *βασιλεῖς*) vorhält und seine mangelnde Kenntnis des Hebräischen und Latein (?) bespöttelt. Wo er auf allgemeinere Verhältnisse eingeht, fabelt er doch nur erbauliches Zeug. So soll nach ihm das mosaische Gesetz keineswegs die Ausrottung der Heidenvölker befohlen, sondern die Brüderschaft aller Völker gelehrt haben (als ob eine Stelle späteren Ursprunges den untoleranten Geist des Mosaismus aufhöbe), so sollen die Egypter erst von den Juden die Beschneidung angenommen haben. Genug, diese Art von Kritik konnte nicht treffender abgefertigt werden, als von V. in seiner Antwort „Défense de mon oncle" geschehen ist.

Larcher scheint übrigens den späteren Voltaire-Forschern ebenso unbekannt geblieben zu sein, wie der an Geist und Kenntnissen überlegene Nonnotte, und was Beuchot über ihn sagt, trifft sehr wenig zu. Denn L.'s Kritik ist keineswegs eine „wahre", noch sind seine Ausdrücke „leidenschaftlich" („violentes"), vielmehr zeigen sie die wohlberechnete Milde eines salbungsvollen Apologeten. Zwei andere Mitstreiter Larcher's, Pater Viret und abbé François,[2]) sind schon von den Zeitgenossen wenig beachtet worden und haben nur durch V.'s Polemik eine relative Bedeutung erhalten. Aus den deutschen Bibliotheken scheinen sie verschwunden zu sein, wenn sie überhaupt dort existiert haben, was nur deswegen zu bedauern ist, da die französ. Voltaire-Kenner beide entweder unerwähnt lassen oder, wie Beuchot z. B., nur mit allgemeinsten Wendungen abthun. Die historische Vollständigkeit würde natürlich auch eine Kennzeichnung dieser Gegenschriften erfordern, indessen ohne Benutzung der Pariser Bibliotheken ist diese Lücke der Voltaire-Forschung nicht mehr zu ergänzen.

Von nicht viel grösserem Werte, als Larcher's und seiner Mitstreiter Schriftstellerei, sind die „Briefe", welche der abbé Guenée 1769 gegen Voltaire richtete. Sie schliessen sich eng an d'Argens, „Lettres juives" an und suchen deren rationalistische

---

[1]) Die Prostitution, sagt er, habe nicht vor dem Tempel oder im Tempel stattgefunden, sondern die Prostituenten seien mit ihren Damen erst Arm in Arm nach Hause gezogen etc.

[2]) „Réponse à la Phil. de l'hist." (1767) und „Observations sur la Phil. de l'hist. et sur le Dict. phil." 1770 sind die Titel ihrer gegen V. gerichteten Schriften.

Auffassung biblischer und kirchlicher Lehren ebenso zu bekämpfen, wie die Einl. zu V.'s „Essai". Dieser „Essai", so sagen sie nicht ohne Grund, sei bereits zweimal in einer Weise angegriffen worden, die den gefeierten Verfasser zu einer sachlichen, nicht bloss aus „plaisanteries" bestehenden Antwort zwinge. Gemeint sind damit wahrscheinlich Nonnotte's „Erreurs", die V. unter dem Pseudonym Damilaville (sein eifriger Freund und litterarischer Schildträger) nur teilweise und ungenügend widerlegte und Larcher's „Suppl. à la Phil. de l'hist.", denn Guyon's „Oracle des nouv. Philosophes" konnte wohl nicht als blosse Widerlegung des „Essai" bezeichnet werden, und Viret's Kritik war bei ihrer geringen Bedeutung und Verbreitung dem abbé Guenée wohl unbekannt geblieben.

Die Haupteinwände dieses aus „Briefen, Betrachtungen und Kommentaren" bestehenden Sammelsuriums[1]) sind von einem blinden Glauben an die biblische Tradition nicht frei. Der Pentateuch wird wieder ganz dem Moses zugeschrieben, alle Märchen und Sagen des alten Testamentes mit schwachen Gründen verteidigt und selbst der gesunden Vernunft gegenüber als möglich und wirklich zu erweisen gesucht. Ebenso gläubig nimmt der biblische Exeget die Sagen heidnischer Schriftsteller auf, z. B. das Märchen von Ninus. Der jüdische Nationalcharakter wird gegen die schlimmen Vorwürfe V.'s nicht ohne Geschick verteidigt, und besonders die besseren Teile des israelitischen Volkes von der breiten fanatisierten Masse geschieden. Das Gute an der Schrift ist der bescheidene, fast christlich demütige Ton, welcher besonders im ersten Teile vorherrscht. V. wird als Verkünder der Toleranz gepriesen und seine flammende Schrift „Sur la tolérance" lediglich wegen der zwei judenfeindlichen Kapitel weniger günstig beurteilt.

In der Mystifikation des Lesers sucht abbé Guenée seinen Gegner Voltaire fast noch zu überbieten. Der erste Teil soll von Utrechter Juden geschrieben sein, die sich mit Namensnennung als Bewunderer V.'s dokumentieren und nur ihre spanisch-portugiesischen Glaubensgenossen gegen dessen absprechende Urteile verteidigen wollen. Ihre Bemerkungen sollen dem geschätzten Philosophen als Berichtigungen für die neue zu Genf (1768—1778) erscheinende Ausgabe seiner Werke dienen. Der zweite rührt angeblich von deutsch-polnischen Juden aus Amsterdam her, die sich gegen die Exklusivität der spanisch-portugiesischen Glaubensbrüder wahren und mit Voltaire selbst weniger glimpflich umgehen. Nur am Schluss werden sie höflicher und bedanken sich bei dem toleranten Philosophen, der auch die armen Juden vor Pfaffen und Henkerwut schützen wolle.

---

[1]) U. d. T.: Lettres de quelques juifs portugais et allemands à M. de Voltaire, Lisbonne (Amsterdam) 1769.

Die verschiedenen Stücke sollen 1752, 1766, 1767 geschrieben, von einem christlichen Autor, um den Druck überhaupt möglich zu machen, revidiert und mit teilweise widersprechenden Fussnoten versehen sein. Der ganze Mystifizierungsschwindel geht so weit, dass eine besänftigende Antwort Voltaire's an den anonymen Autor der „réflexions critiques" geradezu fingiert wird.

Von einiger Bedeutung in dieser Schrift scheint mir doch die Bemerkung zu sein, dass die modernen Juden nicht etwa aus Religionshass, sondern aus „Privatinteressen" den anderen Nationen feindlich gegenüber ständen, und eine Versöhnung dieses Interessen-Gegensatzes Aufgabe der Neuzeit sei. Im Übrigen ist abbé Guenée bei allem Festhalten an biblischer und kirchlicher Tradition doch von modernen Ideen oberflächlich angekränkelt, vom Fanatismus des Ketzerhasses durchaus frei, und seine Einwände sind auch aus diesem Grunde so schwach und haltlos, dass V. in seiner Gegenschrift „Un Chrétien contre six Juifs" leichtes Spiel hatte. Wie Larcher versteckt sich auch Guenée hinter Warburton u. a. englische und französische Kritiker.

Von den Zeitgenossen ist er wenig beachtet worden. Luchet in seiner „Hist. litér. de Voltaire" (1780) hat ihn zuerst mehr hervorgehoben und objektiv behandelt.

5.

Halb von religiösen, halb von sehr weltlichen Motiven geleitet ist der abbé Sabatier, professeur d'éloquence in Tournon, ein Mann von vielbewegter Vergangenheit und nicht unzweideutigen Erfahrungen. Im 3. Bande seines „Tableau de l'esprit de nos écrivains depuis François Ier jusqu'en 1772 p. o. a.", p. 393—436 gedenkt er auch Voltaire's in einer oberflächlichen und anmassenden Weise. Viele seiner Einwände und Sachgründe sind von den früheren Voltairebekämpfern entlehnt. Wie fast zwanzig Jahre vorher es la Beaumelle gethan, will auch Sabatier dem von der Mitwelt überschätzten Gegner das Urteil der unparteiischen Nachwelt verkünden, wie Desfontaines[1]) setzt er die „Henriade" durch den gesuchten Vergleich mit Boileau's „Lutrin" herab und hebt die Verkennung des „merveilleux" an jener epischen Dichtung tadelnd hervor, wie einzelne der „Essai"-Kritiker hat auch er die Willkürlichkeiten Voltaire'scher Geschichtskritik, die ungenügende Widerlegung der gegen den „Essai" vorgebrachten Argumente auszusetzen, wie la Beaumelle und Guyon sieht er im „Siècle de Louis XIV"

---

[1]) Dessen oben bespr. Henriade-Kritik (1724) ist nicht mit St Hyacinthe's „Lettre crit. s. la Henriade" (1728), worin nur der erste Gesang des Gedichtes besprochen wird, zu verwechseln.

nur ein Konglomerat von Miniaturbildern, nicht ein einheitliches Geschichtswerk. Diese Übereinstimmungen könnten ja zufällige, aus der Behandlung des gleichen Themas hervorgehende sein, wenn nicht Anordnung und Ausdruck in S.'s Kritik eine direkte Benutzung der Vorgänger andeutete.

Der unparteiische Beurteiler darf nun freilich die Berechtigung jener Kritik nicht verschweigen. Nicht ohne Grund meint S., dass der tragische Dichter Voltaire, wie so viele „grosse" Dichter unserer Zeit, nach „berühmten Mustern" gearbeitet habe, dass er die Eigentümlichkeiten Corneille's, Racine's und Crébillon's nachzuahmen verstanden. Er tadelt die oft äusserlichen, durch adressenlose Briefe, Orakel, Wunder herbeigeführten Abschlüsse seiner Tragödien, die geschwätzige Rhetorik einzelner Personen derselben. Er vermutet auch mit einiger Berechtigung, dass Voltaire durch Versicherung seiner historischen Genauigkeit die Flüchtigkeit seiner Vorstudien verbergen wolle, dass er mit seinem Lobe die berechnete Absicht wieder gelobt zu werden verbinde u. a. Die Charakterschwächen des grossen Philosophen, seine Verstellungskunst, Eitelkeit, Rachsucht werden mit vieler Schärfe, aber nicht unzutreffend, hervorgehoben und der Ruhmespreis nur dem Stylisten, nicht dem Dichter, Philosophen und Historiker zugesprochen. An dem Dichter anerkennt er nur die lehrhafte und sittliche Tendenz und die richtige Auswahl grosser Sujets, die seiner „Henriade" u. a. allein Interesse verleihe.

Zweck des ganzen „Tableau" war die Verherrlichung der von V. nicht immer günstig beurteilten Dichter des „siècle de Louis XIV" und in dieses Verhimmlungssystem weiss der abbé auch manche dii minorum gentium hineinzuschmuggeln. Die Philosophie und philosophische Dichtung des XVIII. Jahrhunderts wird dem Zeitalter des kirchlich-gläubigen Ludwig XIV. gegenüber absichtlich herabgesetzt und Voltaire als Hauptvertreter dieser Richtung besonders scharf kritisiert. Gleiche Tendenz verfolgt auch desselben Verf.'s: „Tableau phil. de l'esprit de Voltaire", Genève 1771, das er dem Angegriffenen gegenüber zu verleugnen suchte (s. V.'s Schreiben vom 25. November 1771) und in der Verherrlichung der grossen französischen Dichter des XVII. Jahrhunderts, wie in der Herabwürdigung Voltaire's suchte ein Zeitgenosse, Clément aus Dijon, ein von Voltaire früher protegierter Litterat, mit ihm wettzueifern. Des letzteren „Observations sur différents sujets de la littérature" und „Lettres à M. de Voltaire" mögen bei ihrer grossen Seichtheit hier unberücksichtigt bleiben; ein Wort aber lohnt es über Burigny's „Réflexions impartiales sur M. de Voltaire" (1780) zu sagen. — Burigny, der Biograph Bossuet's hatte in den Jahren 1739 bis 1761 mit Voltaire in wissenschaftlichem und freundlichem Brief-

wechsel gestanden,[1]) aber, wie so viele, die dem grossen Manne näher treten, vor allem dessen kleinliche Schwächen und Einseitigkeiten wahrgenommen. Seine „Réflexions impartiales sur M. de Voltaire", Amsterdam 1780, sind mehr gegen als für Voltaire geschrieben. Der Ruhm des Schriftstellers wird zwar anerkannt, aber sein Charakter, als dessen Grundzug die Eitelkeit erscheint, desto schärfer getadelt. Der Tugendheld Rousseau sagt dem moralischen und von affektierter Selbstgerechtigkeit nicht immer freien Kritiker weit mehr zu als der Hofmann Voltaire. Erhebliche Bedeutung haben diese „Réflexions" ebensowenig, wie B.'s „Lettre à l'abbé Mercier" (London 1780), worin V.'s Gegner St Hyacinthe und dessen Händel mit seinem ehemaligen Freunde in geflissentlich wohlwollender und für Voltaire ungünstiger Weise beurteilt werden. Mancherlei Detail-Angaben in dieser „Lettre" dürfen von dem Voltaire-Biographen allerdings nicht ignoriert werden. Feindselige Gesinnung gegen Voltaire atmet endlich noch ein 1769 zu Lausanne anonym erschienenes Schriftchen: „Voltaire peint par lui-même". Eine Anzahl Briefe V.'s sind hier mit tendenziöser Auswahl zusammengestellt und historische Einleitungen vorausgeschickt worden. Mit Rücksicht auf die geistliche Verfolgungssucht werden zwar V.'s schlimmste Ketzereien unterdrückt, doch dafür in den einleitenden Bemerkungen dem „Patriarchen" um so übler mitgespielt. Unter anderem wird sogar behauptet, derselbe habe einen Entschuldigungsbrief seines früheren Feindes, des Buchhändler Jore in Rouen, diktiert, während Jore dieses aller Wahrscheinlichkeit nach unwahre Schreiben nur verfasste, um nicht V.'s Kredit zu verlieren. Mehr beizustimmen ist dem Anonymus, wenn er V.'s, durch das „Journal encyclopédique" verbreiteten Anschuldigung, dass Nonnotte ihm seine „Erreurs" für den Preis von 1000 fr. zur Verfügung gestellt habe, entgegentritt, und wenn er dieser Schrift „modération" nachrühmt. Wie Nonnotte hat auch Guyon seinen Beifall, am meisten aber sucht er Calvin, den Mörder Servet's, gegen V.'s nur allzu berechtigten Unwillen zu verteidigen. Zu diesem unwürdigen Zwecke teilt er ein albernes Epigramm mit, in welchem V. des Undankes gegen Genf, der Wirkungsstätte des von ihm angefeindeten Reformators, beschuldigt wird. Dieser letztere Umstand und sein Hass gegen den Jesuiten Fréron deutet doch darauf hin, dass der Verfasser des „Voltaire peint par lui-même" ein kal-

---

[1]) B. selbst erwähnt in der „Lettre à l'abbé Mercier" Schreiben V.'s vom 29. Oktober 1738, 4. Februar 1739, 10. Mai 1757 und 20. März desselben Jahres. In der „Correspondance" V.'s finden sich ausserdem noch 2 Briefe an B. (vom Juli und 12. September 1761, jene Bossuet's Biographie betreffend.

vinistischer Reformirter war, der um so mehr Grund hatte, V.'s religionsfeindliche Behauptungen der Kenntnissnahme einer intoleranten Orthodoxie zu entziehen.

Die obige Zusammenstellung von feindseligen, gegen den grossen Philosophen gerichteten Angriffen möge zur Ergänzung der bekannteren Schriften Desfontaines', Fréron's, Beaumelle's und anderer dienen. Neue Gesichtspunkte für die Beurteilung V.'s werden sich hieraus kaum ergeben, immerhin sind sie zur Vervollständigung des biographischen Gesamtbildes noch wichtiger, als die peinlichen Forschungen nach unedierten Briefchen und kleinlichen Notizen persönlichster Art.

II.

Bei den ewigen Krankheiten V.'s und der Sorge für seinen Nachlass, die ihn von 1750 an beschäftigt,[1]) ist es nicht auffallend, dass böswillige Feinde oder zudringliche Geistliche ihm Beichten und Testamente andichteten. Meistens liegt in diesen Falsifikaten die Absicht der Verspottung oder Verunglimpfung zu sehr auf der Hand, um irgend jemanden täuschen zu können. Schon 1763 erschien zu Genf eine satirische „Rélation de la maladie, de la confession et de la mort de M. de Voltaire", die einem Kammerdiener V.'s, Namens Dubois, zugeschrieben wird. Am 26. März 1760, so erzählt das Schriftchen, ärgerte sich V. über mehrere ihm von Paris aus zugesandte Schmähschriften so, dass er einen Schlaganfall bekam und in heftigen Fieberträumen sich in den Tempel der Unsterblichkeit versetzt glaubte. Von der Göttin dieses Tempels wird er wenig freundlich aufgenommen und ihm zum Ärger der Ruhm seiner Gegner Crébillon (père), Montesquieu, J.-B. Rousseau verkündet. Voltaire legt dann eine Beichte ab, die in seinem Munde nur die bitterste Selbstverspottung ist. Er lobt darin seine schlimmsten Feinde Piron, Fréron und J.-J. Rousseau, an dem er nur „ce ridicule, que donne toujours la singularité" tadelt und donnert gegen die Encyklopädisten. Sein Leben schildert er in so aufrichtiger und sachlicher Weise, dass in derselben ein Korrektiv der von V. getriebenen Reklamekünste zu finden ist. Der Erzähler wird dann von Teufeln nach Paris, dem heissersehnten Ziele seiner Ruhmsucht, getragen und von diesen Dämonen die Sünderstadt in dämonisch-bezaubernder Weise geschildert. Das dieser Schilderung nachfolgende Testament V.'s ist eine Persiflage der diplomatischen Kirchenfreundlichkeit des „Patriarchen". Unter erbaulichsten Wen-

---

[1]) Vgl. V.'s Schreiben vom 23. August 1757 bei H. Beaune „V. au collége" etc., p. 59.

dungen segnet er als frommer Christ auch seine Feinde und vermacht dem abbé Guyon u. a. zwölf holländische Hemden.

In gleicher Weise gefälscht sind 1769 das von Wagnière so ausführlich zurückgewiesene und neuerdings auch vom abbé Moussinot (Voltaire et l'église p. 25—63) in allen Details erwähnte Glaubensbekenntnis[1]) und 1771 das von dem Genfer Marchand verfasste Testament. In dem ersteren Schriftstück muss sich V. zum Glauben an die Dreieinigkeit, an den Opfertod Christi und das Symbolum, an Dinge also, die er nicht nur in seinen Privatbriefen und Schriften sonst verspottet, sondern auch in letzter Todespein zurückwies, bequemen. Die näheren Umstände und Motive dieser plumpen Fälschung darf ich wohl als bekannt voraussetzen. Das zweite Falsifikat, über welches Voltaire in einem Schreiben an abbé Duvernet, seinen späteren Biographen, sich äussert (4. März 1772), ist doch einigermassen im Geiste V.'s. Dieser bekennt darin sein Prinzip des ethischen Theismus und der religiösen Toleranz, bemerkt u. a., er habe nicht den „Stamm des Katholizismus, sondern nur die Zweige desselben" abgehauen. Doch wird andererseits auch Voltaire's Eitelkeit durch die testamentarische Bestimmung, ihm eine Statue dem Reiterbilde Heinrich's IV. gegenüber zu setzen, auf der er seine Gegner in Reptilien-Gestalt unter die Füsse träte, und sein Glaubensbekenntnis in der Kirche von Ferney einzumeisseln, verhöhnt. Zum Überfluss muss der grosse Spötter sich noch der Gnade des heiligen Franziskus und Dominikus empfehlen.

III.

Die zahlreichen Biographien Voltaire's werden durch das reichlich vorhandene Briefmaterial grossenteils überflüssig und nur Wagnière's und Longchamp's speziellere Angaben behalten noch einen relativen Wert. Jenen Detailschilderungen einzelner Perioden von V.'s Leben, wie sie seine drei Sekretäre, Longchamp, Collini, Wagnière, veröffentlicht haben, der Anekdotensammlung von Harel und den „Mém. de Bachaumont" schliessen sich diejenigen Biographien an, welche ein zusammenfassendes Bild der Hauptereignisse in V.'s Leben und zugleich eine Beurteilung seiner litterarischen Stellung geben. In erster Linie kommt hier Condorcet, der Freund und Parteigenosse V.'s, in Betracht, weil er uns ein ein getreues Bild von dem, was die aufgeklärten Zeitgenossen über Voltaire dachten, darbietet. Nicht unbedingt geht er auf

[1]) „Confession de Foi de Voltaire", Paris 1782 und „Nouveau et dernier testament politique de Voltaire", Genève 1771, geschrieben am 10. Juli 1770.

eine Glorifizierung des Schriftstellers und Menschen Voltaire hinaus, sein Lob gilt nur dem Bekämpfer des Fanatismus und der katholischen Tradition, dem Verkünder der Toleranz und der Vernunftreligion. Eine ähnliche Tendenz, wie Condorcet's 1787 zu Genf erschienene „Vie de Voltaire", verfolgt die um gleiche Zeit anonym[1]) publizierte Voltaire-Biographie von du Vernet, abbé und Rektor des collège zu Vienne, sowie langjähriger Korrespondent V.'s. Während aber Condorcet von V. nicht direkt für seine biographische Arbeit instruiert und inspiriert war, haben wir in D.'s Aufzeichnungen nur das Echo der Voltaire'schen Tendenzdarstellungen zu sehen. Der Briefwechsel beider (1765—1776), der sich vom Nov. 1771 ab lediglich um die Vorstudien zu jener Biographie dreht, beweist dies hinreichend. Voltaire selbst gibt seinem zukünftigen Biographen die Gewährsmänner (Thieriot, d'Arget) an, stellt sein Verhältnis zum franz. Hofe und zu Friedrich II. in bestimmter Beleuchtung dar, verspricht ihm eine Sendung von Apotheosen seiner Person, wiewohl nicht ohne Widerstreben, oder verweist ihn auf die für den „Comm. histor." von Durey de Morsan zusammengestellten Materialien. Seine Gegner werden natürlich von ihm mit berechnetem Verkleinerungsmassstab vorgeführt und Duvernet wusste die von V. gegebenen Andeutungen so trefflich zu nutzen, dass er auch die „Mémoires pour servir à la vie de Voltaire", jene berechnete Selbstapologie, ungescheut unter die Quellen seiner Biographie aufnahm. Die sonstigen Gewährsmänner Duvernet's sind intime, nicht immer zuverlässige Freunde V.'s, wie Thieriot und d'Arget; für Einzelheiten auch der président Hénault, der Jurist Pasquier und andere Zeitgenossen und Augenzeugen. Aber sie alle scheinen dem abbé doch nur sehr vereinzelte Angaben von teilweise anekdotenhaftem Charakter gemacht zu haben, und selbst der Bericht über V.'s Ende, das Duvernet mit eigenen Augen sah, lässt sich an Zuverlässigkeit mit dem Wagnière's nicht vergleichen.

Der religiöse Standpunkt Voltaire's und Duvernet's war ein verwandter und darum kann der „Patriarch" in den Briefen an ihn auch seine Lieblingsidee der religiösen Toleranz verkünden und gegen den Fanatismus und andere Übelstände der herrschenden Kirche deklamieren. Sogar vor einer Verspottung der Bibel und vor anderen Ketzereien scheut der so vorsichtige Philosoph hier nicht zurück.

Der Jesuitenhass, den V., in seinem Greisenalter besonders nährte, stimmte vorzüglich zu der Anschauung Duvernet's, der sich

---

[1]) Ich kenne zwei, 1787 erschienene Ausgaben. Auf der einen steht nur p. M . · ., auf der anderen gar kein Autorenzeichen. Auf der zweiten ist nicht einmal der Ort des Erscheinens angegeben.

mit dem Gedanken trug, den gestürzten Orden auch in den Augen der gelehrten Welt durch eine detaillierte Geschichte desselben zu ächten und der in seiner „Vie de V.“ über jesuitische Erziehung in schroffster Weise aburteilt.

Es ist hier nicht Aufgabe, alle Angaben Duvernet's auf ihre Glaubwürdigkeit hin zu untersuchen, nur einzelnes will ich hervorheben. Das alte Märchen, dass V. am 20. Febr. geboren und erst 9 Monate später getauft worden sei, hat auch Duvernet wiederholt, befand doch V. selbst für gut, sich von 1750 ab, vielleicht mit Rücksicht auf höhere Zinsen seiner Leibrenten,[1]) um 9 Monate älter zu machen, und auch in seiner Selbstbiographie, dem „Comm. hist.“, seinen Geburtstag unbestimmt anzugeben. Ob seine Darstellung von der Affaire Rohan, für die er nach V.'s Anweisung sich auf Thieriot verliess, richtig ist, kann nicht ermittelt werden,[2]) jedenfalls ist Thieriot keine unbedingt glaubwürdige Quelle. Das Verhältnis V.'s zu Jakob Vernet, dem Genfer professeur, stellt Duv. zu Gunsten seines Helden dar, während der Bruch beider durch Voltaire's Schuld veranlasst und das gute Recht auf Seiten des Genfers war.[3])

Ganz im Sinne Voltaire's ist auch die Angabe, dass die Jahre lang zurückgehaltene Pension desselben auf direkten Befehl Ludwig's XV. wieder gezahlt sei, eine Anordnung, die nach Wagnière's glaubwürdigerer Angabe auf des Minister Choiseul (V.'s Gönners) Initiative zurückging. Endlich ist es recht irrig im „Mahomet“ eine Verspottung — Christi zu sehen oder dem sterbenden V. sagen zu lassen: „Au nom de Dieu, M. (curé de St. Sulpice) ne me parlez pas de cet homme (Jésus-Christ)“, weil von einem Hasse gegen Christus oder einer bewussten Herabsetzung Christi bei Voltaire nicht die Rede sein kann. Denn auch ihm galt Christus als ein tugendhafter Theist, wie Sokrates, als ein Verkünder der lauteren, vom Priestertrug unberührten Naturreligion, wie hätte er ihn in dem Zerrbilde des Mahomet verlästern oder noch in der Todesstunde mit Verachtung nennen können.

Und während so Duvernet mit Unrecht seinen gefeierten Helden unter die Zahl der Feinde Christi setzt, beklagt er doch wieder mit erheuchelter Devotion, dass V. die „Dogmen“ der Kirche als blosse „opinions“ betrachtet habe und verspricht sein Urteil über die religiöse Stellung des „Patriarchen“ dem Gutdünken der „heili-

---

[1]) s. Henri Beaune a. a. O. XIII, XIV.

[2]) Nach Duv. ist der Wortwechsel zwischen Rohan und V. in dem Hôtel Sully, die Forderung Rohan's durch V. in der Loge der Lecouvreur vor sich gegangen, aber schon Desfontaines (Voltairom. 30 A) verlegt die ganze Affaire in jene Loge.

[3]) s. Gaberel, Volt. et les Génevois, 146 f.

gen Bischöfe Frankreichs“ zu unterwerfen. Diplomatische Rücksichten, die freilich eine wenig beneidenswerte Kongenialität zwischen dem Biographen und dem Helden der Biographie andeuten!

Geschrieben ist Duvernet's Buch übrigens schon vor dem Tode Friedrich's des Grossen und mit der Abfassung desselben ging der abbé schon 1771 um.[1])

Während V. von den Zeitgenossen nur mit dem überschwänglichen Lob der namentlich gleich nach seinem Tode auftauchenden „Eloges“ und Trauergedichte überschüttet oder mit übertriebenen und teilweis unzutreffenden Schmähungen bedacht wurde, suchte der marquis de Luchet, ein näherstehender Freund des Dahingeschiedenen, in einer sechsbändigen „Histoire littér. de V.“, Kassel 1780, besonders das Ausland für eine tiefere Würdigung V.'s zu gewinnen. Die verdienstvolle Schrift, die uns auch einen Einblick in die zeitgenössische Voltaire-Kritik, noch unedierte Briefe und eine Auswahl aus V.'s Schriften gibt, ist jedoch in ihrem biogr., wie ästhetischen Teile entweder direkt von V. oder von dessen Sekretären Collini und Wagnière abhängig[2]) und auch zu detailliert und breit gehalten. Der Standpunkt L.'s ist vielfach der der Apotheose, welche nur durch die hingebende Wärme der Darstellung und die durchdachte Tiefe der Überzeugung erträglich wird.

Von einem viel freieren Standpunkt aus schrieb 8 Jahre später der Advokat und juristische Schriftsteller Linguet in Paris ein „Examen des ouvrages de Voltaire“ L. hatte Jahre lang (1767 bis 1769) in Briefwechsel mit dem Philosophen gestanden, diesen seine „Théorie des lois civiles“ dediziert und mit ihm über die bekannte Streitfrage des „août“ oder „auguste“ korrespondiert, ohne jedoch in den Kreis der eigentlichen Voltaire-Gläubigen eingetreten zu sein. Daher ist denn in seinem „Examen“ begründetes Lob mit teilweise begründetem Tadel gemischt. Dieser letztere richtet sich namentlich gegen den Tragödiendichter und den Philosophen V., während der Geschichtsschreiber und Essayist sehr gefeiert wird. Das Tragödiendichten, meint L., hätte V. schon nach der Vollendung seines „Tancrède“ aufgeben sollen; er stehe dem Corneille und Racine fast in allem nach, sei ein unselbständiger Nachahmer des ersteren. Selbst eins der besten Trauerspiele V.'s, die „Zaïre“, wird von L. wenig günstig beurteilt und irrtümlicher Weise die Figur des Orosman für eine Kopie von Racine's Bajazet gehalten. Am begründetsten ist sein Tadel des „Mahomet“. Den Hauptcharakter

---

[1]) s. a. a. O. S. 231 und Schreiben Voltaire's an Duv. vom 5. November 1731.

[2]) s. meine „Voltaire-Analekten“ in dieser Zeitschrift.

bezeichnet er als „Bösewicht ohne Ziel“, „grausam ohne Erfolg“, „Mörder ohne Nutzen“, bemerkt aber mit der ihm eigenen prosaischen Sophistik, Séide ermorde seinen Vater, nicht weil der Prophet sondern der „General“ Mahomet es ihm befehle. Im „Tancrède“ wird die ungeschickte Motivierung der Katastrophe tadelnd hervorgehoben, und überhaupt nur V.'s „Alzire“ rückhaltlos anerkannt. Die Komödien beurteilt er mit der herkömmlichen Unterschätzung, hat aber doch Recht, wenn er die persönliche Polemik und mancherlei Unzartheiten an ihnen tadelt. Die grösseren Epen V.'s, die „Henriade“ und die „Pucelle“, werden von ihm nicht sonderlich gerühmt und sowohl das antike, wie das italienische Epos diesen Nachkömmlingen, im bewussten Gegensatz zu den Voltaire-Gläubigen, vorgezogen. Dagegen ist er mit den kleineren Dichtungen V.'s unbedingt einverstanden. So vielfach wir auch einzelnen Ausstellungen seiner ästhetischen Kritik beistimmen müssen. so ist sein allgemeiner kritischer Standpunkt erschreckend einseitig, Die Poesie, erörtert er, sei die Sprache der „Kindheit des menschlichen Geistes“, die griechische Poesie sei stets im Zustande der „Barbarei“ geblieben und ein Dichter zu werden sei überhaupt leichter als gute Prosa zu schreiben. Über die Bedeutung der dramatischen Dichtungen entscheidet nach ihm nur der Bühnenerfolg, darum erwähnt er weitläufig, dass V.'s Tragödien schon damals (1788) alle bis auf 9, seine Komödien bis auf 3 von der Bühne verschwunden seien, während die Trauerspiele Racine's mit Ausnahme dreier und sogar noch 6 oder 7 Stücke des alten Corneille sich auf dem französischen Theater erhalten hätten. Was von der Bühne geschwunden, hat nach ihm kaum noch einen litterarischen Wert, daher er denn in seiner Voltaire-Ausgabe (die zugleich in London und Paris erscheinen sollte), alle nach „Tancrède“ gedichteten Tragödien und alle Komödien bis auf „Enfant prodigue“, „Ecossaise“, „Nonine“ ausmerzen will.

Diese poesielose und mechanische Anschauung des Juristen verrät sich auch in seinen Betrachtungen über Voltaire's Freigeisterei. Von den bestehenden Verhältnissen und staatlichen Einrichtungen als Norm ausgehend, will er die Kirche von ihrer „politischen Seite“ betrachten, das Dogma den Theologen überlassen und die Priester in ihrer Autorität der Masse gegenüber erhalten, weil sie für die öffentliche Ordnung ebenso notwendig seien, wie die „Civilbehörden“. Als echter Jurist zeigt er sich dann in der Bemerkung, V. hätte die religiösen Anschauungen seiner Zeit „umändern“ aber nicht „umstürzen“ sollen, als ob die Leidenschaft des Kampfes und die Schwierigkeit des Sieges sich in der gleichen theoretischen Unterscheidung einengen liesse. Richtiger ist schon die Behauptung, dass V. die ethischen Grundlagen des älteren

Christentums und die sittliche Auflösung des späteren Heidentums verkannt habe.

Wie die erfolglosen Dichtungen V.'s, so sollen auch diese staatsgefährlichen Stellen der philosophischen Schriften in jener Jugendausgabe unterdrückt werden, ein Bestreben, das wieder den Juristen weit mehr bekundet als den Litterarhistoriker.

Der eigentlich biographische Teil in Linguet's Schrift ist armselig und unbedeutend, da der Verf. aus zweiter und dritter Hand schöpfen musste und auch die litterarhistorischen Beziehungen V.'s zu Corneille, Crébillon, Ariost und den antiken Dichtern waren von Luchet bereits viel eingehender behandelt worden. Dessenungeachtet fühlt man sich hier von dem Weihrauchduft der Voltaire-Apoteosie glücklich erlöst und atmet freier in der Umgebung eines zwar einseitigen und unpoetischen, aber logischen und sittlich denkenden Mannes.

IV.

Unzählig oft ist V.'s Leben später noch geschildert, sind seine Werke noch besprochen worden. Es hätte keinen Zweck, diese vom Parteigeist nicht immer freien, meist wenig erschöpfenden und die Quellen-Kritik sehr vernachlässigenden Schriften aufzuzählen und zu besprechen, sind sie doch ohnehin seit dem eingehenden, kritischen und fast parteilosen Werke von G. Desnoiresterres' nur noch von historischem Werte oder doch von sehr relativer Bedeutung für unsere Voltaire-Kenntnis. Einige von ihnen aber, die teils grössere Wichtigkeit haben, teils bisher wenig oder gar nicht berücksichtigt sind, mögen hier erörtert werden.

1. Lepan, vie politique, littéraire et morale de Voltaire, Paris 1817. Die mit dem Jahre 1815 über Frankreich hereinbrechende religiöse und politische Reaktion liess es als eine lohnende Aufgabe erscheinen, auch das Andenken an Voltaire, den Vorkämpfer religiöser und politischer Freiheit, in den Staub ziehen. Mit jesuitischem Geschick wurde diese Aufgabe zuerst von Lepan in dem obengenannten Werke vollführt. Gegenüber den Apotheosen Condorcet's, Duvernet's und Luchet's will er auf die Correspondenz V.'s gestützt ein objektiveres, für die katholische Jugend weniger verlockendes Bild von dem Menschen und Schriftsteller Voltaire zeichnen. Indessen seine angebliche „Widerlegung“ dieser drei Biographen beschränkt sich auf sehr nebensächliche und untergeordnete Dinge, die Ausnutzung der „Correspondance“ ist so tendenziös und parteiisch wie möglich und sein kritischer Standpunkt den drei biographischen Vorgängern gegenüber besteht darin, dass er sie vielfach ausschreibt und dann ihren Schlussfolgerungen eine maliziöse Skepsis entgegensetzt. Seine sonstigen Quellen sind dürftig

genug. Collini, den er persönlich gekannt zu haben scheint, wird von ihm meist ohne Prüfung benutzt und nur da preisgegeben, wo er Voltaire rühmt, von der Voltaire feindlichen Litteratur macht er sich Desfontaines' „Voltairomanie", Guenée's oben angeführte „Lettres", die „Voltariana", die parteiischen „Mém. de Bachaumont" und einige andere Kritiken von zweifelhaftem Werte zu nutze, eine umfassende Kenntnis jener Schriften fehlt ihm durchaus. Wagnière und Longchamp, die damals nur handschriftlich bekannt waren, sind ihm verborgene Grössen und so weiss er denn auch nichts von dem plumpen Falsifikate, das 1769 dem Voltaire von seinen Beichtvätern untergeschoben wurde. Für die Jugendzeit V.'s hält er sich meist an Duvernet, da derselbe nach authentischem, von V. selbst geliefertem Material gearbeitet hat und unterlässt es, die „Correspondance" auch für diesen Zeitraum sorgfältiger zu prüfen. Überhaupt ist die eigentliche Biographie ihm ganz Nebensache, Hauptzweck der ganzen Schilderung, deren eintönige Langweiligkeit er in der Vorrede selbst andeutet, bleibt es, den Philosophen als niedrigen Heuchler und Schmeichler, als Feind der kirchlichen und staatlichen Ordnung hinzustellen und selbst in dem Beschützer der Calas, Sirven u. a. nur den unheilvollen Vorkämpfer der französischen Revolution zu geisseln. Selbst die pietätlosen Neuerungen, die V.'s Erben in Ferney vornahmen, das frühzeitige Erlöschen der Familie V.'s erscheinen dem Fanatiker als gerechte Vergeltungen. Für die Forschung und Kritik unserer Zeit ist somit Lepan, trotz mancher bibliographischen Notizen und einzelner Exzerpte aus weniger zugänglichen Schriften, völlig wertlos.

2. Gaberel, Voltaire et les Genévois, Paris 1857. Eine sachlich gehaltene, interessant geschriebene Abhandlung, die auch von Desnoiresterres mehrfach benutzt und durch Forschungen im Genfer Archive noch ergänzt worden ist. Der Verfasser derselben urteilt vom Standpunkt des Genfer Reformierten und hat für den freieren und weltlicheren Teil der Genfer Geistlichkeit zu V.'s Zeit offenbar weit mehr Vorliebe, als für diesen. So wird denn bei der Schilderung der Beziehungen des Pastor Vernes und des professeur Jakob Vernet zu Voltaire keine Rücksicht darauf genommen, dass die beiden ersteren ebensowenig ihre freie Überzeugung offen darlegen konnten, wie der „Patriarch" selbst, und dass ihre amtliche Stellung und die Furcht vor der Genfer Orthodoxie ihren endlichen Bruch mit Voltaire herbeiführten. Dass Vernet's Berichtigungen des „Essai" von Volt. nicht acceptiert und unter seinem Namen Briefe kursierten, die offenbar Voltaire selbst verfasst hatte, war nur sekundäre Ursache des Zwistes der beiden bis 1755 enger befreundeten Männer.

Mit Vernes blieb Volt. bis 1774 in regem brieflichen Ver-

kehr und zuletzt führte auch mehr der Gegensatz der geistlichen Stellung und des Philosophentums eine Entfremdung der in ihrer religiösen Überzeugung engverbundenen Freunde herbei. Eine von Vernes gegen V. gerichtete Schrift: „Confidence philosophique" gab auch hier nur den äusseren Anlass.

Am interessantesten in Gaberel's Schrift ist die lebhafte Schilderung der wohlorganisierten Kolportage, durch die V. seine pseudonymen, kirchenfeindlichen Flugschriften überall in Genf verbreiten liess und selbst in fromme Kreise einzuschmuggeln wusste. Nicht zu übersehen ist in der Schrift eine Bemerkung, die für die Erklärung des Namens „Voltaire" wichtig sein dürfte. Von den Etymologien desselben sind bekanntlich nur haltbar: die Annahme des Anagrammes aus Arouet und die Herleitung von einem Familiengute, das „Voltaire" geheissen haben soll. Die letztere Ansicht vertrat schon Wagnière; Desnoiresterres hat sie wieder aufgenommen; die dagegen vorgebrachten Einwände sind an sich wenig stichhaltig. In Bezug auf diese Frage ist nun Gaberel's Mitteilung, dass der Genfer Pastor Roustan in seiner „Réponse aux difficultés d'un théiste" Volt. vorgeworfen habe, durch Ankauf einer Domäne hätte er seinem väterlichen Namen noch einen zweiten hinzufügen wollen, von Belang. Sonach huldigten also der Annahme einer Domäne „Voltaire" und des davon hergeleiteten Zunamens unseres Dichters zwei Zeitgenossen, Wagnière und Roustan, ohne dass ein bestimmtes zeitgenössisches Zeugnis dem gegenübersteht.

3. Henri Beaune, Voltaire au collège, Paris 1867.

Der Verfasser bespricht die jesuitische Erziehung am collège Louis le Grand eingehender und mit sichtlicher Wärme. Gleichwohl sind die Resultate seiner Erörterung nicht wesentlich verschieden von dem ungünstigen Bilde, das Duvernet entworfen hat. Auch er muss tadeln, dass das Griechische zu Gunsten des Latein arg vernachlässigt werde, dass die Muttersprache nur durch Übersetzungen lateinischer Autoren geübt werde, dass „von Geschichte, Geographie, Naturwissenschaft offiziell wenigstens nicht die Rede war". Nach Duvernet's Ansicht hätten die Jesuitenzöglinge damals vom Altertum nur vereinzelte Details und schöne Redensarten zu hören bekommen, womit die von B. hervorgehobene Dressur im Latein recht wohl vereinbar ist, die französ. Litteratur sei unterschätzt und ein Dichter, wie Racine, schon 1673 in einer öffentl. Diskussion von einem jesuitischen Professeur als „nec poeta, nec christianus" bezeichnet worden. Gerechter aber, als Duv., weist Beaune darauf hin, wie die Jesuiten durch Ausflüge aufs Land, durch Beschäftigungen in der freien Natur, durch latein. und franz. Aufführungen, durch planmässig veranstaltete Spielübungen für Geist

und Körper ihrer Zöglinge gesorgt hätten.[1]) Im Übrigen geht er ausführlich auf die genealogischen und Familienverhältnisse Voltaire's ein; die Resultate seiner Untersuchungen wird man bei Desnoiresterres im wesentlichen adoptiert finden.

Aus V.'s Jugenddichtung „Numitor et Amulius" teilt B. Fragmente von wenig erheblicher Bedeutung mit und gibt eine Sammlung Voltaire'scher Briefe, die grossenteils noch ungedruckt waren. So teilt er auch verschiedene zwischen Volt. und Gottsched gewechselte Schreiben mit (eins davon war schon bei Beuchot gedr.), welche den Leipziger Diktator als intimen Freund des Philosophen, als Kolporteur bei der Einschmuggelung der „Hist. du docteur Akakia" von Leipzig nach Berlin und Helfer in sonstigen journalistischen Angelegenheiten zeigen. Ferner einen Brief „V.'s vom 29. Juli 1756": „A un académicien" überschrieben, in welchem la Beaumelle's Styl in den „Mém. de Mme de Maintenon" als teilweise taciteisch bezeichnet wird, ein Schreiben an Vernes (25. Aug. 1761), in dem V. von einer engl. Übers. des „Essai" spricht und manches andere von weniger Bedeutung.

4. Havard, Voltaire et Mme du Châtelet, Paris 1863.

Damit Niemand durch den verlockenden Titel getäuscht werde, sei hier bemerkt, dass Havard nur Longchamp's indiskrete Plaudereien, teilweise noch vollständiger, als in der Ausgabe d. J. 1826 geschehen, mitteilt, und die heuchlerische Versicherung hinzufügt, dass alle diese Skandalgeschichten nur im kulturhistorischen Interesse von ihm aufgenommen seien. Das „Avertissement" sucht die ganze wertlose Publikation in ein mysteriöses Licht zu stellen, Longchamp's Namen zu verschweigen und die Zeit der Abfassung seiner Memoiren auf 1793 zu verlegen, während L. doch meist bei Voltaire's Lebzeiten diese Aufzeichnungen gemacht hatte.

5. Campardon, Voltaire. Documents inédits recueillis aux archives nationales, Paris 1880.

Wennschon man nicht erwarten darf, dass durch diese Dokumente unsere Kenntnis der damaligen öffentl. Zustände wesentlich bereichert wird oder erheblich neue Gesichtspunkte für die Beurteilung V.'s gewonnen werden, so sind doch manche Einzelheiten darin charakteristisch für die Polizei- und Pressverhältnisse zur Zeit Ludwig's XV. Die Chikanen und Verfolgungen der Presspolizei waren damals ebenso kleinlich und anhaltend, wie sie meist resul-

---

[1]) Seine Ansicht, dass das jesuitische Erziehungssystem damals noch keine Rücksicht auf Individualität genommen hätte und den individualisierenden Neuerer Porée misstrauisch angesehen habe, sowie dass man durch strenge Handhabung der Disziplin die vornehmeren Zöglinge zur Opposition getrieben, stimmt zu wenig zum Wesen des Jesuitismus, dass ich sie kaum für begründet halten kann.

tatlos blieben, denn Drucker, Verleger und Kolporteure der gefährdeten Schriften logen sich in frechster Weise heraus und ein „imprimeur“ scheute sogar einmal offene Renitenz nicht, indem er die verlangte Unterzeichnung des Polizeiprotokolles verweigerte. Fast jedes irgendwie freisinnige Buch wurde mit peinlichster Sorgfalt verfolgt, und soweit es möglich war konfisziert. So bringt C. eine Urkunde über die Konfiskation einiger Expl. von Desfontaines' Ausgabe der „Henriade“, verschiedene andere über Beschlagnahme der „Lettres philosophiques“, über Nachforschungen nach einer fünfbändigen Ausg. der „Œuvres de Voltaire“, Amsterdam 1741, die Angriffe auf das franz. Ministerium enthielt und dem Buchhändler Didot, welcher den letzten, besonders staatsgefährlichen Band derselben vertrieben, Gefängnis und Schliessung seiner „boutique“ eintrug. Auch eine ganze Auflage von V.'s „Hist. universelle“ wurde am 21. Dezember 1753 konfisziert, einem gleichen Schicksal entgingen 500 Expl. zweier Druckbogen des „Candide“, und 1000 Expl. von Duvernet's bereits 1786 zuerst gedruckter[1]) „Vie de Voltaire“ nicht.

In diesen Fällen erscheint Voltaire als das Opfer polizeilicher Willkür, vielfach aber war er auch Denunziant und geradezu Verläumder. So hetzte er 1733 die Polizei gegen den von abbé P. Ch. Roy verfassten „Essai d'apologie des auteurs censurés dans le Temple du goût“, der doch nur eine berechtigte Antikritik war, zog alle möglichen Buchhändler, Kolporteure, Litteraten u. a. in die polizeilichen Nachforschungen über das Pamphlet „Discours prononcé à la perte de l'académie franç. par M. le directeur à M · . ·,[2]) dem jener „Triomphe poétique“, 2. Aufl., angefügt war, hinein (1746 Juni bis 18. August), liess auch (1751) die Wohnung seines ehemaligen Sekretärs Longchamp polizeilich untersuchen und Kopien von seiner Tragödie „Catilina“, seiner Korrespondenz mit dem preuss. Kronprinzen, sowie ein Expl. der „Voltariana“ wegnehmen, und denunzierte selbst jene gefahrbringende fünfbändige Ausgabe (s. o.). Gegen seinen Verleger Jore scheute er selbst Verdächtigungen persönlichster Art nicht und zwang diesen durch polizeiliche Hilfe die Ehre seiner verläumdeten Eltern und Grosseltern sicher zu stellen. (29. Juni 1736.) Denunziert wurde er dagegen selbst von „Desfontaines“, der sich durch das Anfang November 1738 erschienene „Préservatif“ verläumdet glaubte und von V. selbst mit einem Prozesse bedroht war. (5. Febr. 1739.)

V.'s finanzielle Spekulationssucht führte u. a. auch zu einer

---

[1]) Zu Genf in 8° und in 4° mit Epigraph dreier Verse aus der Tragödie „les Druides“ und anonym.

[2]) V.'s Aufnahme in die Akademie wurde darin verspottet.

Klage gegen den Getreidelieferanten Dumoulin, der ihn um 23 700 fr. geprellt haben sollte und zu V.'s weiterem Unglück mit Enthüllungen kompromittierender Art drohte. (12. Dez. 1736.)

Aus den Details der hier zum grossen Teil besprochenen „Documents" lernen wir V.'s verschiedene Wohnungen in Paris, die Stärke der Auflagen von einigen seiner Schriften, die Formalitäten des derzeitigen Polizeiverfahrens u. a. kennen.

V.

Wenn es bisher Sitte gewesen war, der Feinde V.'s nur so zu gedenken, wie sie in dessen eigenen Schriften erwähnt werden und die Journallitteratur damaliger Zeit fast unbeachtet zu lassen, so hat Nisard mit seinem verdienstvollen Werke zuerst eine unparteiische, von Voltaire unabhängige Auffassung des Desfontaines, Fréron, la Beaumelle versucht. Dankenswert ist namentlich, dass die von Desf. redigierten „Observations sur les écrits modernes", die auf unseren deutschen Bibliotheken garnicht aufzutreiben sind, in allen V. bezüglichen Stellen hier berücksichtigt werden. Dadurch erscheint der Kritiker Desf. in einem ganz anderen Lichte, als in Voltaire's verzerrender Darstellung. Seine Ausstellungen über V.'s „Temple du Goût", „Jules César", „Enfant prodigue", „Elémens de la philosophie de Newton" u. a. sind zwar von boshafter Malize ebensowenig frei, wie von kleinlicher Pedanterie, aber doch keine niedrigen Pamphlete, wozu sie die Voltaire-Legende gemacht hat. Das Verhältnis des D. zu seinem ehemaligen Wohlthäter und Freunde V. ist zwar von den Flecken der Undankbarkeit und Hinterlist nicht reinzuwaschen, und der Charakter des Jesuitenzöglings erscheint dadurch als leichtfertig und unsittlich, indessen macht die relative Begründung seiner Kritiken es doch dem Litterarhistoriker zur Pflicht, denselben genauere Beachtung zu schenken. Wie Nisard aber zu dem Urteile gelangt, D. „sei nicht ein Weltmann (homme du monde) gewesen", ist mir nicht ganz verständlich. Allerdings konnte D. sich nicht in das jesuitische System, namentlich in die geistliche Seite desselben finden, daher gab er seine Pfarre zu Thorigny auf und wurde von dem abbé Bignon, dem Redakteur des jesuitischen „Journal des Savans" zurückgestossen, aber gerade von den mehr weltlichen Schwächen und sittlichen Schäden des Jesuitismus war er tief durchdrungen.

Dankenswert sind vor allem Nisard's eingehende Untersuchungen über D.'s noch nicht völlig aufgeklärte Jugendzeit, über seine dichterischen Leistungen und seine ursprünglichen Beziehungen zum Orden Jesu. Desnoiresterres hat in den betr. Partien seiner

Voltaire-Biogr. Nisard's Forschungen über Desfontaines, wie natürlich, meist acceptiert.

Fréron's Charakter und sein Verhältnis zu Voltaire liegt schon in der „Année littér." so deutlich zu Tage, dass auch Nisard keine wesentlich neuen Resultate zu Tage fördern konnte, doch sind wir durch ihn über Fréron's frühere journalistische Thätigkeit genauer unterrichtet worden. Interessant ist namentlich der Nachweis, dass Fr. diese Thätigkeit als Lobredner des später so verlästerten Philosophen (1742) begonnen habe und erst als dieser sein Lob ignorierte, zur Bekämpfung der angreifbarsten Seite desselben, des höfischen Servilismus, übergegangen sei.

Manches von Nisard beigebrachte scheint mir subjektiv. So meint er, Fr. habe langsam gearbeitet, sein Styl sei schlecht gewesen. Nun können wir aber keineswegs immer feststellen, welche Artikel der „Année litt." Fr. selbst, welche seine anonymen und pseudonymen Mitarbeiter geschrieben haben, und was V. über diese Arbeitsteilung in den „Anecdotes sur Fréron" sagt, darf auch nicht als unbedingt sicher gelten. Wenn ferner von N. die vielen dem Fr. wiederfahrenen Unannehmlichkeiten zum Teil der Ungeschicklichkeit seiner Mitarbeiter, namentlich des abbé la Porte, zugeschrieben werden, so glaube ich vielmehr, die „Année littér." war ein nach einheitlichem System geleitetes, im Schutze der Anonymität und Mystifikation ungestört wucherndes Kliquenblatt, wie die Leipziger „Grenzboten", und nahm nichts auf, was nicht die Redaktion (die hier nicht durch einen „Zeichner" nominell vertreten war, wie bei jenem Leipziger Blättchen) mit ihren freiwilligem und unfreiwilligen Grundsätzen für vereinbar hielt. Mit vollem Recht wurde daher Fr. nicht nur von V., sondern auch von anderen für alle Sünden der „Année littér." verantwortlich gemacht. Den allmähligen Rückgang der „A. L." weist Nisard überzeugend nach, ohne ihn aus dem Charakter des Blattes zu erklären. Blätter von so exklusiver, kliquenartiger Tendenz werden auf die Dauer nicht von der Gunst des Lesepublikums getragen, sondern müssen zu regierenden Gewalten in ein Subsidienverhältnis treten. Nun wurde Fréron zwar von den Frommen und selbst vom Hofe protegiert (s. a. a. O. 251), empfing aber, weniger glücklich, als die drei im Dunkel bleibenden wirklichen Redakteure der „Grenzboten", kein Geld.

Für Fréron's sittliche Ausschweifungen, namentlich für die Bachanalien der journalistischen Zusammenkünfte in seinem Hause und für seine sonstigen unschönen Erlebnisse scheint mir N. dem Klatsche Grimm's und anderer Gegner Fr.'s zu bereitwillig Gehör zu geben, dagegen hat er von einer Berücksichtigung der „Anecdotes sur Fréron" mit kluger Vorsicht Abstand genommen.

Über la Beaumelle kann Nisard ebenfalls wenig neues bringen, da B.'s gegen V. gerichtete Schriften und seine „Maintenon-Memoiren" wohl jedem Voltaire-Forscher hinreichend bekannt und die Angaben der Zeitgenossen über ihn dürftig und unsicher sind. Doch hat er die Jugend B.'s genauer erforscht und Voltaire's falsche Angaben berichtigt. Den Menschen und Schriftsteller in la Beaumelle stellt er doch wohl zu tief. Eine genauere Berücksichtigung der „Pensées" würde uns den abenteuernden, für seine Existenz bald diesem, bald jenem Herrn dienenden Litteraten, doch als einen freisinnigen, unabhängigen und mutvollen Mann zeigen, und seine litterarische Bedeutung geht aus V.'s ewiger Besorgnis vor B. und seiner „Clique", wie aus dem ehrenden Nachruf in Grimm's „Corresp. litér." hervor. Es ist wohl auch irrig, dass Voltaire deshalb mit besonderer Heftigkeit auf la Beaumelle losgeschlagen habe, weil dieser ohne mächtige Beschützer dastand und kein publizistisches Organ zur Verfügung hatte, der „Philosoph" war doch auch Diplomat genug, um die Wucht seiner Angriffe nach der Stärke des Gegners zu berechnen. In dem Abschnitt über la Beaumelle ist überhaupt N. viel mehr von Voltaire's verzerrenden brieflichen Mitteilungen und einzelnen Angaben des „Dict. philosophiques" abhängig, als das mit voller Unparteilichkeit vereinbar sein würde.

Auf dem Gebiete der voltairefeindlichen Litteratur ist auch nach Nisard noch vieles zu ergänzen und zu modifizieren. Referent, wenn er ohne Unbescheidenheit seinen Namen da anführen darf, wo von einem Nisard gesprochen ist, hat eine solche Ergänzung und Erweiterung in seiner Schrift „Voltaire im Urteile der Zeitgenossen" versucht, indem er ausser Desf., Fréron und la Beaumelle noch manche andere Gegner V.'s teils eingehender besprach, teils kurz charakterisierte, aber alles aus Nisard u. a. O. schon bekannte Detail überging.

R. Mahrenholtz.

Duplik in Sachen der Satire Ménippée.

Nicht aus purer Rechthaberei, oder um das letzte Wort zu behalten, sondern weil ich wenigstens hoffe, noch manches zur Klärung der in Rede stehenden Frage vorbringen zu können, erscheine ich in dieser Zeitschrift nochmals auf dem Kampfplatze in Sachen der Ménippée. Ich werde mich sowohl vor als nach der Begründung meiner Ansichten eines „summarischen Urteils“ „über die kritische Schärfe, die Exaktheit der Argumentierung“ meines sehr geehrten Herrn Gegners enthalten, und mich redlich bemühen, nur thatsächliches in möglichst knapper Form vorzubringen. Nur so viel kann ich rückhaltlos versichern, dass ich nicht nur der Person des Herrn Prof. Zvěřina, sondern auch dem in seiner Replik entwickelten reichen Wissen und staunenswerten Fleisse meine unbedingte Anerkennung zolle und mich freue, mit einem so hochzuschätzenden Gegner die kritische Klinge kreuzen zu dürfen.

Herr Prof. Zvěřina macht mir zunächst den Vorwurf, ich sei Aug. Bernard's Verdiensten nicht vollständig gerecht geworden und habe ihm in unberechtigter Weise die zur richtigen Wertschätzung der Ménippée erforderliche Objektivität abgesprochen. Ich könnte mich darauf berufen, dass ich in meinem Programme die Geschichte der Polemik über die chronologische und die Autorenfrage der Ménippée, wie ich ausdrücklich hervorhob, bloss referierend nach Charles Read's Einleitung zu seiner Ausgabe des texte primitif wiedergab und auch in der Beurteilung Bernard's dem erwähnten Schriftsteller folgte. Selbst die „reaktionairen Allüren“, an denen sich Zv. so hart stösst, sind nur eine, überdies abschwächende Reproduktion des bei Read Enthaltenen, der unter anderem (l. c. S. XII. A. 1) sagt: „Décidement, M. Bernard, qui n'était pas exempt d'un

peu du vieux levain de la Ligue ne pouvait pas prendre son parti de la Ménippée, il avait une dent contre elle, et cela lui trouble le jugement."[1]) Ich werde mich aber da nicht hinter Ch. Read verschanzen, wo ich dessen Ansicht über A. Bernard's Stellung zur Ménippée aus Überzeugung zu meiner eigenen machen konnte. Prof. Zv. gibt ja zu, dass Bernard das Wesen der Satire überhaupt verkenne, wenn er ihr zumutet, sie solle die Zustände, die sie sich zu geisseln vornimmt, mit völliger Treue wiedergeben; er meint nur, es fehle bei ihm jede mala fides, das heisst doch wohl: jede aus Voreingenommenheit gegen die politische Tendenz der Ménippée hervorgehende schiefe Beurteilung derselben. Nun habe ich in meiner Programmarbeit auseinandergesetzt,[2]) dass A. Bernard an der Ménippée zahlreiche Ausstellungen macht, die er bei einiger näherer Kenntnisnahme des texte primitif, der durch seine Hand gegangen, gewiss nicht erhoben hätte; ich habe daselbst hervorgehoben, dass Bernard übersehen, wie auch schon der texte primitif die wirksamsten Stellen der Rede d'Aubray's enthalte, dass er ohne gerechten Grund gleich alle „zirkulierenden Manuskripte" in Bausch und Bogen als unbedeutend hinstellt, obgleich er kaum in das einzige des texte primitif gründliche Einsicht genommen zu haben scheint, dass er diesem letzteren wohl grössere Einheit zuerkennt als der erweiterten Ménippée und notgedrungen zugibt, sie sei wegen ihrer Kürze minder anspruchsvoll und daher als Flugblatt geeigneter gewesen, diesem kärglichen Lobe aber sogleich als Wermutstropfen die ironische Bemerkung beifügt, man müsse dieses dünnleibigen Büchleins wegen nicht erst mehrere Autoren in Unkosten setzen, eine Bemerkung, der ich mich inhaltlich anschliesse, ohne darum die Art wie sie vorgebracht wird, minder hämisch zu finden.[3]) Ich habe ferner das Widerspruchsvolle in

---

[1]) An einer anderen Stelle sagt Read (texte prim. p. VII. der Note prél.) sogar von Bernard: „il gardait rancune à la Ménippée."

[2]) Ich habe daselbst auch das schwierige Dilemma betont, „dass es mir ebenso schwer falle, A. Bernard, dem sehr verdienten Forscher, eine parteiische Aufstellung zu imputieren, als die Ursache seiner Versehen in einer Flüchtigkeit zu suchen."

[3]) Es ist allerdings wahr, dass Bernard in seiner Préface zu den von ihm herausgegebenen Procès-verbaux die Satire Ménippée nur an einer einzigen Stelle in ziemlich harmloser Weise streift, desto redseliger und schärfer aber ist er in dieser Beziehung in seinem Artikel in der Revue de la Province et de Paris (t. III. p. 338, 30. Sept. 1842) und desto rücksichtsloser greift dieser die Ménippée an, wobei allerdings zu erwägen ist, dass er sich nach seinem eigenen Geständnisse in einem gereizten Zustande befand. „Avec une tendance de son esprit qui (il l'avouait lui-même) ressemblait quelque peu à du dépit" Note prél. p. VII. zu Read's Ausgabe des texte prim.

der Deduktion Bernard's hervorgehoben, die folgern will, der Umstand, dass sich die angeblichen Autoren der Ménippée zur Entgegennahme des wohlverdienten Lohnes auch später nicht gemeldet haben, beweise, dass es solche mehrere nicht gegeben habe. Es müsste sich doch, so wendete ich ein, dieser Eine, der ja dann den Anspruch auf die Dankbarkeit Heinrich's IV. allein gehabt hätte, um so eher gemeldet haben. Gleich darauf legt sich Bernard die Sache wieder so zurecht, die vielen schlüpfrigen Stellen in diesem Werke wären für die Verfasser eine schlechte Empfehlung gewesen, und so wären sie lieber ungekannt geblieben. Hebt da, so fragte ich wohl mit Recht, nicht der eine Grund den andern auf? Wenn ich hier noch anführe, dass A. Bernard in seiner Beurteilung den texte primitif und die erweiterte Ménippée öfter zusammenwirft, um das ganze schliesslich[1]) als ein „livret de quelques feuilles sans aucun ordre ni suite, véritable salmigondis" zu stigmatisieren, so wird man sich der Meinung schwerlich verschliessen können, Bernard habe der Ménippée um jeden Preis etwas am Zeuge flicken wollen.

Ich kann Herrn Prof. Z. versichern, dass ich weit davon entfernt bin, die Ménippée als ein in jeder Beziehung vollkommenes Werk anzusehen.[2]) Noch weniger darf er mir die Albernheit zumuten, dass ich meine, die Ständesitzungen hätten sich genau in der in der Ménippée geschilderten Weise abgespielt. Aber aus den verlässlichsten Berichten jener Zeit geht mit Sicherheit hervor, dass die in den Ständesitzungen dominierende Liga so beschaffen war, dass es schwer war, über sie keine Satire zu schreiben. Sie hatte ursprünglich eine volle Berechtigung, so lange sie eine Vereinigung zum Schutze des Glaubens gegen das eindringende Huguenottentum gewesen war, sie war aber später von den Spaniern und den Guisen in revolutionäre antiroyalistische Bahnen gedrängt und von politischen Abenteurern und ehrgeizigen Strebern auf denselben immer weiter fortgerissen worden. Die Ständesitzungen hätten sogar bei aller Wahrung der äusserlichen Würde und selbst, wenn die trefflichsten Redner auf den Plan getreten wären, den Griffel des

---

[1]) Leider konnte ich Bernard's Artikel in der Revue de la Province et de Paris nicht im Originale lesen und lernte dessen Inhalt nur aus Read's Note prél. kennen und ich gestehe bei dieser Gelegenheit, dass ich nicht ohne Neid bei der Lektüre von Prof. Z.'s Replik ersah, wie derselbe über das ganze Büchermaterial verfüge, während ich mir das Notdürftige mühsam zusammenschleppen muss.

[2]) Ich nannte sie in meinem Programmaufsatze „von tendentiöser Färbung gewiss nichts weniger als frei."

Satirikers in Bewegung setzen können durch den Vergleich des Scheins und des Seins, durch den Gegensatz der öffentlich affichierten Ziele und der inneren wahren Tendenzen, durch die Absentierung so vieler Stände, die diese Versammlung zu einem Afterparlament machte,[1]) durch die ungesunden und unnatürlichen politischen Zustände, die unbedeutende Emporkömmlinge in die Höhe geschnellt hatten, durch den schlecht verhehlten Eigennutz der Machthaber, der sich hier überall auf die Füsse trat. Aber man kann so weit gehen, zu behaupten, dass selbst der burlesk-komische bizarre Charakter der Ständesitzungen, wie ihn die Ménippée schildert, in vielen Punkten durch die ernsten Berichte de Thou's und l'Etoile's, die volle inhaltliche Bestätigung findet.[2]) Der „Feuillant boiteux . . . sur un pied faisant le mulinet devant les dames“ (Sat. Mén. Ed. Marcilly S. 20), die ganze burleske Prozession,[3]) in der diese Stelle vorkommt, das Maccaronilatein[4]) der geistlichen Redner, die schwachköpfige Vergesslichkeit des Mr. de Pellevé und die Art desselben, alle, selbst seine Freunde, durch seine Ungeschicklichkeit vor den Kopf zu stossen, die Wahnsinnsanfälle des Rektors Rose, der seinen Parteigenossen durch seine Extempore die noch so fein eingefädelten Intriguen und Machinationen zu verderben droht, all dies und noch vieles andere beruht auf bei guten Gewährsmännern erzählten Thatsachen. Man wird darum nicht übersehen, dass der Satiriker (man kann ihm das Recht hierzu nicht bestreiten) zeitlich und räumlich getrenntes zusammendrängt, oft zu viel Schatten aufträgt und karrikiert und seine Bilder durch künstliche Beleuchtung in ihrer ganzen Hässlichkeit erscheinen lässt, dass er schlecht verbürgte Gerüchte ohne Kritik als Thatsachen hinstellt, aber man wird nie, wie Bernard, zum Ergebnis gelangen, dass die Ménippéeautoren Zustände und Gebrechen verspottet hätten, die gar nicht existierten und dass die Autoren der Kenntnis der Zeitverhältnisse bar gewesen seien. Man wird im Gegenteile bei der Lektüre der Sat. Ménippée nicht umhin können, den Reichtum der freilich

[1]) Nach l'Estoile sagte ein Spassvogel bei den Ständen „q'uil eust fait là grand besoin à nos Estats pour la Noblesse car il n'y en avait guères.“

[2]) Prof. Zv. wolle diesbezüglich mir die auch von ihm citierte Stelle aus Legrain's „Décade contenant“ etc. berücksichtigen „ . . . les Estats donc furent ouverts lesquels n'apporterent que la risée sur le Théâtre de la Frãce et de l'exercice aux plumes gaillardes etc. etc.“

[3]) Die stärksten Züge sind allerdings einer anderen Prozession aus dem J. 1590 entnommen.

[4]) Nach l'Estoile nannte es ein Spassvogel „latin de cardinale“; le Grain sagt: „ . . . chacun s'en rioit et gaussoit.“

zuweilen auch auf trübe Quellen zurückgehenden historischen Détails, der daselbst aufgespeichert ist, zu bewundern.[1]) Man wird die Ligue nicht durchaus „als eine Bande von Schurken und Heuchlern“ hinstellen dürfen, aber auf de Thou gestützt behaupten können, es haben sich in ihrem Schosse von allem Anfang an neben reichen Bürgern, die sich aus Glaubenseifer hatten anwerben lassen, Leute befunden, „chargés de dettes et de crimes, qui avaient besoin d'une guerre civile pour rétablir leurs affaires ou s'asseurer l'impunité,“ also catilinarische Existenzen.[2])

Prof. Z. legt es mir als lächerliche Naivität aus, dass ich sagte: „Wir wissen, wie wenig Bernard den an ihn geknüpften Erwartungen (Labitte's) entsprach.“ Damit etwas Bernard Tadelndes zu sagen, ist mir wahrlich nicht beigekommen. Ich konstatierte nur die dürre Thatsache, dass sich Labitte solchen Erwartungen hingegeben habe, wie er es selbst ausspricht, und man begreift dies sogar, wenn man bedenkt, dass ja, wie bemerkt, andere historische Aufzeichnungen viele in der Ménippée geschilderte Vorgänge bei den Ständesitzungen bestätigt hatten. Dass Labitte, Ch. Read und S[te]-Beuve Aug. Bernard wirklich „abfertigten“, davon kann sich jeder überzeugen, der ihre Aufsätze liest; falls sie es mit Unrecht thaten, so kann dies doch wahrlich nicht mir auf's Kerbholz geschrieben werden. Ich habe die Bedeutung jener von Bernard gegen die Ménippée erhobenen Anfechtungen und Einwürfe so gewürdigt, dass ich mich, soweit meine Kräfte reichten, sie abzuwehren oder ihnen die Spitze abzubrechen suchte. Ich habe es nachdrücklich als meine Überzeugung hervorgehoben, dass „nicht die Satire Ménippée den Umschwung der öffentlichen Meinung erst hervorbrachte, dass sie vielmehr zum grösseren Teile ebenso wie die vielen anderen von Hand zu Hand laufenden und an den Strassenecken befestigten Pamphlete nur ein Ausdruck dieser Stimmung war.“ Es geht also doch nicht an, mit mir über Punkte eine Polemik

[1]) „Gerade das,“ sagte ich in meinem Programmaufsatze, „was in den offiziellen Protokollen wohlweislich verschwiegen sei, fange die Satire in ihrem Brennspiegel auf, jene Mienen und Hintergedanken, jene Ränke und Kabalen, die für den minder scharfen Beobachter verloren gehen, stelle sie vor das Gericht der öffentlichen Meinung und der Nachwelt und darum müsse sie nicht aufhören, ein wahres Sittenbild zu sein, ja sie könne es nichts desto weniger in höherem Grade sein, als diese Protokolle selbst.“ — Ich bin im Begriffe, eine commentierte Ménippéeausgabe zu edieren, und gedenke dies darin noch ausführlicher zu besprechen.

[2]) Vgl. de Thou, lib. LXII. und LXXXVI.

zu eröffnen, die ich teils nur als die Meinungen anderer wiedergab, teils gar nicht behauptet habe.

Der schwerwiegendste unter den von A. Bernard erhobenen Vorwürfen schien mir der, dass die Autoren der Ménippée nicht einmal den Tag der Eröffnung der Ständesitzungen gekannt und den 10. Februar d. J. 1593, an dem überhaupt keine Sitzung stattgefunden habe, anstatt den 26. Januar desselben Jahres angegeben hätten. Es war mir eine wahre Herzenssache, über diesen Punkt einiges Licht zu verbreiten, und daher besonders erwünscht, als ich fand, dass auch bei dem berühmten Zeitgenossen, dem Staatskanzler Chiverny, der 10. Februar als Eröffnungstag vorkomme. Und diese Freude lasse ich mir auch nach den Gegenbemerkungen Prof. Z.'s nicht verdunkeln. Wenn letzterer mir mit einem grossen Apparat erdrückenden Beweismaterials die Überzeugung beizubringen sucht, der 26. Januar sei das allein richtige Datum, so erkläre ich mich von vornherein für überführt und besiegt; der Sieg ist eben leicht erkauft, wo es nie einen Gegner gegeben hat. Ich habe auch nicht einen Augenblick geglaubt oder behauptet, dass der bei Chiverny im Gegensatze zu allen anderen Quellen angegebenen 10. Februar auf Richtigkeit Anspruch machen dürfe; mir war es lediglich darum zu thun, zu zeigen, dass dieses Datum der Ménippée irgend einen thatsächlichen Hintergrund haben müsse. Welchen?[1]) Das eben zu ergründen erklärte ich mich bei dem mir nur in dürftigem Masse zugänglichen Quellenmateriale vorläufig ausser Stande. Es fehlt also jede Berechtigung, wenn Prof. Z. gerade mir das lästige Privilegium zuwälzt, die Frage zu lösen, welche Bewandtnis es mit diesem bei Chiverny und in der Ménippée stehenden 10. Februar eigentlich habe. Ich würde mich dieser Aufgabe übrigens sehr gern unterziehen, wenn ich derselben gewachsen wäre. Die von Prof. Z. versuchte Lösung, Chiverny habe sein Datum aus der Ménippée abgeschrieben, scheint mir bei einem Manne, der in die politischen Verhältnisse seiner Zeit so tief eingriff, so wenig wahrscheinlich, als wenn Jemand behauptete, Fürst Bismarck schreibe Mémoiren über den Frieden zu Versailles nach Reminiszenzen aus seinen Lesefrüchten in der „Gartenlaube". Doch selbst angenommen, aber ja nicht zugegeben, es könnte Z.'s Annahme richtig sein, so wäre der von mir gemachte Fund noch immer nicht so ganz ohne Wert. Mir

---

[1]) Es wäre vielleicht möglich, dass die Stände vor dem 10. Febr. so fragmentarisch versammelt waren, dass die vor diesem Tage stattgefundenen Sitzungen von den Ménippéeautoren sowie von Chiverny und auch anderen als nicht zählend angesehen wurden.

aber, ich wiederhole es, beweisen wollen, der richtige Eröffnungstag sei der 26. Jan., heisst offene Thüren einrennen. Es scheint mir schon viel gewonnen, wenn nunmehr die Ménippée mit ihrem 10. Februar nicht isoliert dasteht.[1])

Bei diesem 10. Februar aber müssen wir noch ein wenig verweilen, weil er meiner Ansicht nach auch für die Autorenfrage sehr gewichtig erscheint. Die Annahme, die Ménippéeautoren hätten den 26. Januar als Eröffnungstag nicht gekannt, ist nämlich, wie aus einer Stelle des Werkes zur vollsten Evidenz hervorgeht, auch gar nicht richtig. In der Rede des Kardinal de Pellevé (Ed. Marcilly S. 89) heisst es nämlich: „Sane paraveram aliquid boni ad dicendum vobis de beato Paulo, cujus conversio heri celebrabatur, quia sperabam, quod heri in ordine meo me contingebat loqui. Sed me fefellit longa nimis oratio Domini de Mania etc. etc.“ Auch de Thou (t. III, l. 105, p. 224) erzählt, Mr. de Pellevé habe eine Rede für den 25. Februar (den Tag der Bekehrung des heil. Paulus), den projektierten Eröffnungstag der Stände, vorbereitet gehabt, habe aber, da diese Eröffnung abermals um einen Tag verschoben wurde und erst am Tage des heil. Polykarp stattfinden konnte, seine zur Not überarbeitete Rede, so wenig sie auch für den Tag passte, unter allgemeiner Heiterkeit vom Stapel gelassen. Aus dem ganzen geht also unbedingt hervor, dass der Schreiber dieser Stelle sehr wohl gewusst hat, die Ständesitzungen seien nicht erst am 10. Februar, sondern schon am 26. Januar eröffnet worden.[2]) Wenn man nun bedenkt, dass andererseits in der Ménippée mehrmals der 10. Februar als Eröffnungstag genannt ist und dass ferner im texte prim. (nach Read's und meiner Ansicht bekanntlich L'Estoile's alleiniges Werk) weder obige Stelle: „Sane paraveram etc.“ noch überhaupt eine Spur des 26. Januar vorkommt, so wird wohl auch dies beweisen, dass diese Stelle in der Rede Pellevé's, wie so viele andere in Leroy's erster Skizze nicht enthaltene Anspielungen, durch die späteren Überarbeiter hinzugekommen ist und dass die sich widersprechenden Eröffnungsdaten in der Ménippée eben nur bei der Annahme mehrerer Autoren zu erklären sind. Man wird doch nicht etwa ernstlich behaupten wollen, Leroy sei gedankenlos genug gewesen, um beide Daten neben einander hinzuschreiben; dagegen spricht ja

[1]) Vom 10. Febr. bis Ende August sind beiläufig gesagt ebensowenig genau sechs als sieben Monate, diese letztere Angabe Chiverny's ist also nur ungefähr!

[2]) Alle mir bekannt gewordenen Ménippéeforschungen haben diese Thatsache (hoffentlich keine „Illusion“) übersehen.

schon, dass der texte primitif überall nur den 10. Februar enthält; aber auch die späteren Redakteure liessen den 10. Februar in der erweiterten Ménippée nur aus vielleicht allzugrosser Pietät gegen Leroy's Grundtext stehen, wie sie letzterem gegenüber überhaupt mit ganz merkwürdiger Ängstlichkeit vorgingen. Warum Leroy selbst bei der letzten Redaktion des erweiterten Werkes diesen Widerspruch nicht eliminierte? Weil er sich aller Wahrscheinlichkeit nach um seinen texte primitif, nachdem er denselben seinen Freunden zur Überarbeitung überlassen hatte, in seiner Bescheidenheit, nicht mehr sonderlich kümmerte.

Wir gestehen, dass wir auf diesen inneren Grund, der für die Mehrheit der Autoren der Ménippée spricht und dem sich noch andere zugesellen, mehr Wert legen, als auf die Angaben des Historiker, die unseres Erachtens, wir bleiben dabei, sich über die Autorenfrage nicht genau unterrichtet zeigen. Aber auch diese sprechen durchaus nicht gegen unsere Aufstellungen. Was zunächst d'Aubigné betrifft, so können dessen bekannte Worte: le livre attribué à plusieurs sortit etc. schon darum nicht so unbedingt jeden Mitarbeiter ausschliessen, da er ja an einer anderen Stelle selbst diese Angabe modificiert und Rapin einen Anteil zuschreibt. Auch die chronologische Verschiebung, dass er von der Ménippée schon bei der Erzählung der Vorgänge des Jahres 1591 spricht, machen seine Angaben nicht ganz unbedenklich.[1]) Dass er unter „ce livre" einmal die erweiterte Ménippée verstehe, das anderemal den t. pr. habe ich wiederum nie gesagt; ich meinte nur, d'Aubigné habe durch seine Angabe: „sortit véritablement" etc. nur die ihm bekannte Thatsache, die Ménippée sei ursprünglich schon ihrem ganzen Inhalte nach von Leroy allein skizziert worden, betonen und so den zirkulierenden Gerüchten, sie sei von allem Anfang an eine Kompagniearbeit gewesen, entgegentreten wollen. Er will also, nicht sich selbst widersprechend, sagen, sie rühre von mehreren her, sondern stets lediglich hervorheben, sie rühre eigentlich von dem einzigen Leroy her, die späteren haben nur interpoliert und erweitert und er hält daher ihre Leistung nicht der Erwähnung wert, und nennt Leroy, trotz ihres Anteils, den Autor des gesamten Werkes, so wie ja auch andere über deren Arbeit sehr geringschätzend geurteilt haben; nur Rapin, der wirklich etwas ganz Neues und Originelles geschaffen, die

[1]) Auch unser Vorwurf des Widersprechenden in dem einmaligen „attribué à plusieurs" (also einer Pluralität!) und des weiteren „Rapin à qui on l'avait attribué" erscheint uns nicht beseitigt.

Verse, bezeichnet er namentlich. Dass ich von allem Anfang an d'Aubigné richtig auffassten, beweist wohl folgende Stelle in meiner Programmarbeit. Ich sagte daselbst (S. 31): „Diese Worte (d'Aubigné's) sprechen nicht nur unzweifelhaft dafür, dass Leroy allein den texte pr. verfasst habe, sondern könnten uns fast veranlassen, auch die spätere Satire Mén. als Leroy's alleiniges geistiges Eigentum hinzustellen, wenn dem nicht de Thou's Worte: „succedens alius scenam perfecte struxit" im Wege stünden!" — Est-ce clair? fragen wir mit Prof. Zv. Dass unsere von Zv. so angefochtene Auslegung der Worte d'Aubigné's durchaus nicht so absurd sei und dass dieselben durchaus kein unwiderlegliches Argument gegen die Mehrheit der Autoren bilden, dürfte aus folgendem hervorgehen: Ch. Read stützt seine Behauptung, der t. pr. sei le Roy's alleiniges Werk, lediglich auf die wiederholt angeführten Worte d'Aubigné's, die Verlässlichkeit derselben steht ihm so ausser Zweifel, dass er von ihm sagt: d'Aubigné seul a dit vrai, und doch fällt es ihm nicht bei, sie auf die erweiterte Ménippée zu beziehen und aus ihnen zu deduzieren, Leroy habe die ganze Ménippée in ihrer späteren Gestalt geschrieben, weil eben so vieles dagegen spricht. Auch die Annahme, die Worte d'Aubigné's können sich auf das Catholicon im engeren Sinne (also den Teil bis zu den Reden) beziehen, ist nicht unmöglich, wie Zv. will, denn auch dieser Teil enthält schon Verse.

D'Aubigné also, der nach meiner Ansicht allein auf den Gedanken bringen könnte, die Ménippée habe immer nur einen Autor gehabt, lässt also mindestens auch eine andere Deutung zu. Ganz unmöglich aber erscheint es mir, bei de Thou's Angaben etwas zu Gunsten von Zv.'s Ansicht finden zu wollen. Ich werde hier nicht Gesagtes wiederholen und verweise auf meinen früheren in dieser Zeitschrift erschienenen Aufsatz. Ich bemerke nur, dass Zv.'s Ansicht, die bei de Thou[1]) mitgeteilte weitere Ausschmückung des Leroy'schen Entwurfes beziehe sich nur auf den ersten Teil, die „unerschütterliche Thatsache" entgegensteht, dass gerade dieser Teil in der editio princeps sich von dem entsprechenden im t. pr. sehr wenig unterscheidet,[2]) während gerade die Reden in der Überarbeitung vier- und mehrmal so umfangreich geworden sind, als sie es waren. Auch

---

[1]) Auch die mir vorliegende de Thou-Ausgabe (Londini MDCCXXXIII) enthält den Wortlaut: „post aulæa in iisque".

[2]) Also kann de Thou mit den Zuthaten zu demselben nicht so viel Wesens machen!

widersprächen sich dann de Thou's Angaben, der Rapin's Anteil als so wesentlich hinstellen würde, denen d'Aubigné's, der von ihm sagt: „y contribua quelques vers seulement". Kurz, die Angaben de Thou's und d'Aubigné's sind auf diese Weise nie in Einklang zu bringen, während mir mein Versuch, dies zu erreichen, noch immer nicht misslungen erscheint.

Was den 2ième advis de l'imprimeur betrifft, so muss man solche Zusätze unterscheiden, die von Unberufenen hinzugefügt wurden und allerdings Verschlechterungen sind und jene Überarbeitung, die mit Leroy's Willen von dessen Freunden vorgenommen wurde. Ich zog aus den Worten des 2ième advis nur den Schluss, dass der „sous le manteau" zirkulierende Entwurf Leroy's, bevor die von seinen Freunden redigierte Überarbeitung gedruckt war, von anderen ohne Befähigung und ohne Recht verunstaltet und aus Habsucht früher veröffentlicht wurde, als die berechtigte Ausgabe.[1]) Die Worte: „Car au reste je sçay fort bien que mon cousin n'en veut ny n'en espere honneur ou louange" bewiesen mir neben anderen Gründen, dass sich Leroy, nachdem er seinen Entwurf einmal seinen Freunden überlassen hatte, ganz zurückzog. Auch der von mir vermutete Zusammenhang des „argument" im 2ième adv. und des „argumentum" bei de Thou scheint mir mit nichten widerlegt.

Bezüglich Vigneul-Marville's kann ich mich kurz fassen, wie es die ungenauen Angaben dieses Autors verdienen. Setzen wir nämlich den Fall, derselbe habe (wie dies durch Professor Zvěřina's letzte Auseinandersetzungen allerdings sehr wahrscheinlich geworden ist) von der Existenz eines von Leroy allein verfassten texte primitif keine Ahnung gehabt, so wird dies doch nicht beweisen können, dass ein solcher thatsächlich nicht vorhanden war, da uns ja der von Ch. Read aufgefundene erste Entwurf, wenn wir denselben nicht als Fälschung hinstellen, vom Gegenteile überzeugt. Alles Übrige, was Vigneul-Marville sagt, wird ja gerade Prof. Zv., der sich für die Einheit der Autorschaft einsetzt, wogegen Marville die Mehrheit in nicht misszuverstehender Weise angibt, unannehmbar finden, wie er dies auch selbst sagt. Wir werden also, wenn wir nicht in unerlaubter eklektischer Weise ein jeder an V.-Marville's Bericht gerade nur das glaubwürdig finden wollen, was zu Gunsten unserer Behauptungen spricht, von diesem Autor überhaupt als

[1]) Genug daran, der Entwurf Leroy's war in den Händen aller, selbst Unberufener, um wie viel näher liegt also, dass er ihn seinen Freunden zur Überarbeitung in seinem Geiste zur Verfügung stellte, da er mit seiner Person bei der ganzen Sache möglichst verborgen bleiben wollte.

Zeugen für oder gegen uns absehen und vielmehr annehmen müssen, er habe nur Leber abgeschrieben und allenfalls dessen Angaben über das Catholicon im engeren Sinne einigermassen vervollständigt.

In Villeroy's für unsere Frage gewiss wichtigem Briefe die Worte „les auteurs" so auszulegen, wie Zv. will und sie bloss auf die Zusammenkünfte bei Gillot zu beziehen, erscheint mir wirklich mehr bequem als überzeugend und man wird sich bei unbefangener Prüfung eher sagen, diese Auffassung habe sich der einmal aufgestellten Ansicht accomodieren müssen, als die Ansicht sei aus der Auffassung dieser Stelle hervorgegangen Die Möglichkeit dieser Auslegung wird noch mehr zusammenschrumpfen, wenn man im weiteren Verlaufe dieses Briefes liest: „...ce censeur (Leroy) et ses compagnons (car on dit que plusieurs ont mis la main à ce bel œuvre)". Dieser Brief ist vom 1. August 1599 datiert und in den „Notes et Éclaircissements" der Read'schen Ménippéeausgabe abgedruckt. Wenn das alles nichts beweist, so fürchten wir, überhaupt nichts beweisen zu können.

Wenn Prof. Zv. d'Aubigné für seine Ansicht, Leroy habe die gesamte Ménippée geschrieben, ins Treffen führt, so hat das eine gewisse Berechtigung, denn seine Worte liessen eine solche Annahme gerechtfertigt erscheinen, wenn wir von allem übrigen Quellenmaterial absehen wollen; wie er aber de Thou trotz alledem und alledem einen „klassischen Zeugen" für seine Ansicht nennen kann, das ist mir unerfindlich und es steht mit diesem seinen „klassischen Zeugen" mindestens ebenso schlimm als mit meinen von ihm persifflierten „unerschütterlichen Thatsachen".[1]) Wir sagen es nochmals: Nimmermehr konnte de Thou, wenn er den Kanonikus Leroy für den Autor der ganzen Ménippée hielte, von diesem sagen, er habe die „prima vestigia tantum" gezeichnet, wogegen er Rapin's Verdienste in so vollklingender, wortreicher Periode rühmlich hervorhebt. Alle gegen diese Auffassung de Thou's vorgebrachten Argumente erscheinen uns blosse Verlegenheitsargumente. — Ob die Worte Chiverny's und Le Grain's für oder gegen mich bei ungezwungener Auffassung sprechen, kann ich der Beurteilung anderer an dieser Kontroverse nicht direkt Beteiligter getrost überlassen. Sich stets, wo der Wortlaut der Quellen klar für die Mehrheit

---

[1]) Wir haben uns gewundert, dass Prof. Zv. noch auf Seite 93 in seiner Replik nur behauptet, die Möglichkeit einer anderen Auffassung de Thou's sei nicht ausgeschlossen, während er ihn auf Seite 97 plötzlich als „klassischen Zeugen" auf den Schild hebt.

der Autoren spricht, hinter die „Tischgesellschaft“ bei Gillet zurückzuziehen (trotz des „décrirent ... et en firent un livre“ und der „plumes gaillardes“!) scheint uns wirklich mehr wohlfeil als glücklich gewählt.

Die Angaben Dupuy's in seinem „Avis au Lecteur“ und in seinen „Remarques“ widersprechen einander nicht, sondern ergänzen sich nur gegenseitig. Dupuy nennt eben (in derselben Weise wie nach unserer Ansicht auch d'Aubigné) Leroy den Verfasser der ganzen Ménippée, weil ihm bekannt war (wie dies z. B. Vigneul-Marville nicht bekannt war), dass er bereits den ganzen Inhalt der Ménippée skizzenhaft entworfen hatte. Abgesehen von seinen Notizen in den „Remarques“ beweist auch seine Berufung auf de Thou, in welchem Sinne er Leroy als Autor der ganzen Ménippée verstanden wissen will und dass er spätere Zusätze und Überarbeitungen anderer nicht in Abrede stellt. Man kann doch einem Manne von der geistigen Bedeutung Dupuy's nicht imputieren, er habe in dem „Remarques“ vergessen, was er im „Avis“ gesagt habe. Ob er es „en passant“ oder „ex professo“ sagt scheint mir herzlich gleichgültig. Dass Maimborg, der übrigens von der Abfassungszeit der Ménippée schon ziemlich weit entfernt lebte, von einem „Auteur“ der Ménippée spricht, wird uns nach dem gesagten gar nicht auffallen, wenn wir auch von der Mehrheit der Autoren für die spätere Ménippée überzeugt waren, um so weniger, als wir an einer anderen Stelle bei Maimborg diese seine erste Angabe modifiziert sehen. Ihm Widersprüche aus Gedankenlosigkeit und Vergesslichkeit zuzumuten, erscheint uns recht willkürlich. Was Professor Zv.'s Äusserungen über Grosley's Angaben betrifft, so beschränke ich mich auf die Bemerkung, dass von dem Catholicon im engeren Sinne die dem Siege von Ivry gleichkommende Wirksamkeit meines Wissens nie behauptet wurde. Vielmehr sagt der Präsident Hénault ausdrücklich: „Peut être que la Satyre Ménippée ne fut guère moins utile à Henry IV que la bataille d'Ivry“.

Wir führen nur noch eine bei Ch. Read (S. 310 seiner Ménippéeausgabe) angeführte auf einem Ménippéeexemplar der Arsenalbibliothek (Nr. 5892) vorgefundene Aufzeichnung an, die nach der Meinung Read's allem Anscheine nach von „zeitgenössischer wohl informierter Seite“ herrührt:

„L'autheur ou au moins celuy qui a eu le premier dessein du Catholicon d'Espagne[1]) a esté un petit homme nommé M. le

[1]) Hier kann doch unter „Catholicon d'Espagne“ nur die gesamte erweiterte Ménippée verstanden sein.

Roy aumosnier et chappelain du cardinal de Vendosme, qui a esté chanoine de la Saincte-Chapelle à Paris qui est mort aveugle, de vieillesse, chanoine à Rouen l'an 1627.

Rapin n'a du tout fait que les vers latins, et Passerat les français, Florent Chrestien la harangue du Recteur Roze, Mr. Gillot conseiller de la Grand'Chambre la harangue du Cardinal Pellevé; M. Pierre Pithou celle du sieur d'Aubray: optima, quamvis longissima.

Ce livre fut premierement intitulé par M. le Roy: l'Ame des Estats de Paris, puis changé en Catholicon d'Espagne par Rapin et Passerat."

Ich habe nur noch weniges zu sagen. Wenn Prof. Zv. an meinen über das successive Erscheinen der Ménippée, über die Titelfrage, über das falsche Datum 1593 aufgestellten Hypothesen, die sich früher seines Beifalls erfreuten, nunmehr auch keinen Gefallen findet, so bedauere ich dies aufrichtig, ohne aber darum selbst irgendwie an meinen früheren Ansichten irre zu werden. Ich kann hierüber, um diesen schon so über die Gebühr langen Aufsatz nicht noch mehr auszudehnen nur einige kurze Bemerkungen machen. Dass man den t. pr. nicht sogleich ganz, sondern nur den ersten Teil, aus demselben abdruckte, lässt sich damit begründen, dass dieser höchstens die Ausstattung des Sitzungslokales berührende erste Teil keine grössere Veränderungen auch in der Zukunft voraussehen liess, während man den anderen Teil in seiner ersten Gestalt, da er in dieser auf die wirklich in den Sitzungen gehaltenen Reden noch sehr wenige Anspielungen enthält, daher vieler aktuellen Détails entbehrte, nicht in die Öffentlichkeit senden wollte, bevor er nicht gründlich überarbeitet war. Die Hast bei der Publikation dieser Leber'schen „mince brochure" habe ich in meiner Programmarbeit hinlänglich motiviert. Ich habe es nie für unmöglich gehalten, dass diese „mince brochure" bereits bis zu den Reden gereicht haben mag und bin stets nur für die wirkliche Existenz derselben (gegen Read) eingetreten. Dass ich hierin zu Poirson nicht in Widerspruch stehe, geht daraus hervor, dass ich denselben als Zeugen für mich (Progr. S. 23, A. 49) anrief. — Dass der erste Teil des t. prim. in der „mince brochure" wörtlich abgedruckt worden sei, hielt ich nie für ausgemacht; ich betonte nur, dass dieser gegenüber den in der späteren Form so erweiterten Reden auch in der vollständigen Ménippée sich von seiner Gestalt im t. pr. nur ganz unwesentlich unterscheide. — Petitot erscheint mir überhaupt für die in Rede stehenden Fragen nicht als Geschichtsquelle. — Die Berufung auf den einen Buchdrucker beweist für die Auffassung der „copies" gar

nichts, denn warum sollte sich Misoquene nicht speziell über den einen Buchdrucker, der die Ménippée in „petits caracteres mal corrects“ etc. drucken liess, habe beschweren können, während sich Paul Ypragmon allgemein „über die unvollständigen und schlechten Abdrücke“ beklagt? „le reste“ spricht sogar dafür. — Die Begründung Prof. Zv.'s, warum sich Mettayer beim Verfasser nur über den Titel „Satyre Ménippée“ und nicht über die Wandlung in „Catholicon d'Espagne“ Aufschluss suchte, wird schwerlich allseitig befriedigen, und es scheint mir, dass sich durch die von mir aufgestellte Hypothese alles viel zwangloser erklärt.

J. FRANK.

Überblick über die Geschichte der französischen Volksdichtung.*)

Von jeher hat Frankreich eine Volksdichtung besessen.[1] — Wer auf sie aufmerksam gemacht: *Montaigne, Malherbe* — *Molière* — *Rousseau*. — Aufschwung des Studiums der französischen Volksdichtung im XIX. Jahrhundert. — Erste vorbereitende Epoche bis 1840 .— *Wolff's* Sammlung altfranzösischer Volkslieder. — Zweite Epoche 1840—1852. *de la Villemarque's* bahnbrechendes Werk Barzaz-Breiz — *Gérard de Nerval* — *George Sand*. — Dritte Epoche 1852—1880. Eintreten der Staatsregierung für die Volksdichtung. — Neue Sammlungen aus alten Provinzen. — *Champfleury*. — Neue Provinzen erschlossen. — Besonders hervorzuheben: Champagne — *Tarbé*. — Westfrankreich — *Bujeaud*. — Veröffentlichung von Volksdichtungen aus Bibliotheken: *Gasté* — *Gaston Paris*. — Geschichte der Volksdichtung einzelner Provinzen: Normandie von *Beaurepaire*, klassisches Muster. — Studium fremder Volkslitteraturen — *Schuré (Theuriet)*. — Vierte und letzte Epoche 1880 bis zur Gegenwart: Die Verlagsbuchhandlung *Maisonneuve* et Cie zu Paris — Einheitlicher Plan — Ausdehnung über alle Gebiete des französischen Volksgeistes — Beachtung der Volkslitteratur in den Zeitschriften: Romania, Revue linguistique etc. — Eigene Zeitschrift: Mélusine. — Almanac des traditions populaires. — Gedrängte Wiederholung. — Volkslitteratur und Elementarbildung. — Verschwinden der Volksdichtungen. — Welcher Nutzen soll sich aus den Sammlungen und Bearbeitungen der Volkslitteratur ergeben? —

Von jeher hat Frankreich eine Volksdichtung besessen, welche sich der eines jeden anderen Volkes würdig an die Seite zu stellen vermag. Wie überall, wo das menschliche Herz ge-

---

*) Nachstehend geben wir mit gütiger Erlaubnis des verehrten Herrn Verfassers, bezw. des Herrn Verlegers, das zweite Kapitel aus dem demnächst vollständig erscheinenden trefflichen Werke *W. Scheffler's* „die französische Volksdichtung und Sage“ (Leipzig 1883, Bernh. Schlicke). um die Aufmerksamkeit unserer Leser auf dies hochinteressante, geistvolle und im besten Sinne des Wortes allgemeinverständlich geschriebene Buch hinzulenken. Je weniger bekannt bis jetzt die französische Volksdichtung in Deutschland zu sein pflegte, um so erfreulicher ist es, dass sie endlich einmal eine so liebevoll eingehende und feinfühlige Behandlung gefunden hat, wie in *Scheffler's* Buche geschehen. *G. K.*

[1]) Ich verweise in dieser Beziehung auf die Quellenangabe bei *Haupt-Tobler* Altfranzösische Volkslieder, S. 172—177 und *Karl Bartsch* Alte französische Volkslieder, Einleitung S. V—XXV.

fühlvoll empfindet, hat auch in Frankreich das Volk seinen Leiden und seinen Freuden, seinem Hass und seiner Liebe, seinen Enttäuschungen und seinen Hoffnungen im Liede Ausdruck geliehen. Allein wie die bescheidene Blume leicht von dem dahinschreitenden Wanderer übersehen, wohl gar zertreten wird, so ist es auch der französischen Volksmuse Jahrhunderte hindurch ergangen. Doch hat es an einzelnen Stimmen nicht gefehlt, welche auf ihre Schönheiten einer erkünstelten Poesie gegenüber hingewiesen haben, und es ist eigen zu sehen, wie gerade die bedeutendsten Geister, welche sich durch Tiefe der Gedanken, wie durch Glanz der Sprache auszeichnen, Begeisterung für diese arme, kleine Kunst empfunden haben. In erster Linie erscheint hier *Montaigne*,[1]) jener tiefe, in der Schule der Alten gebildete Geist, welcher bekanntlich von der Volkspoesie äussert, dass sie, ganz Natur wie sie sei, eine Anmut und eine Naivität besitze, welche sie mit den herrlichsten Erzeugnissen der Kunstpoesie auf gleiche Stufe stelle. Wer aber möchte ahnen, dass auch *Malherbe* sich unter den Bewunderern französischer Volksdichtung befindet, — *Malherbe*, der den überquellenden Reichtum der älteren französischen Sprache so gründlich beschnitt, dass sie allerdings ein geeignetes Werkzeug ward für den Regelzwang der „klassischen" Periode. Seine Vorliebe für die Volkspoesie lässt sich jedoch begreifen, wenn man vernimmt, dass er dreissig Jahre lang die Provinz bewohnte und vielfach Umgang mit den Dichtern aus dem Volke pflegte. *Tallemant de Réaux*[2]) erzählt uns, wie *Chapelain* ihn eines Tages bei dem Trällern des Liedchens überraschte:

Jeanne, d'où venez-vous,
D'où venez-vous, Jeanne?

Aber weit davon entfernt innezuhalten, sang *Malherbe* das Liedchen vielmehr zu Ende und schloss mit den Worten: „Für mein Leben gern hätt' ich dies Lied gemacht."

Und in dem Zeitalter der sogenannten reinen Klassizität, wo der französische Dichter vor allem Grieche und Römer zu sein strebte, während doch der Faltenwurf der Toga so schlecht zu dem Gesichte mit der Allongenperücke stand, finden wir bei jenen Dichtern, welche dem gallischen Geiste treu blieben, Sinn und Verständnis für diese Blume ihres Heimatlandes, vor allem bei dem dichterischen Vertreter Frankreichs, dem grossen *Molière*, welcher den glänzenden Marquis und die elegante Sprache des Hofes ebenso trefflich zu malen wusste, wie die derbe Ausdrucksweise der Bauern und deren typische Gestalten. *Molière* nahm

[1]) Montaigne, *Essais, liv. 1, ch. 54.* [2]) Champfleury, *Préface,* S. 1.

im *Misanthrope*[1]) die Gelegenheit wahr, unter der Maske des *Oronte* jener erkünstelten Poesie, welche sich weder durch Tiefe noch durch Natürlichkeit auszeichnet, den Absagebrief zuzustellen, indem er ihr als Muster ein einfaches Volkslied aus *Isle-de-France*[2]) entgegenstellte, welches in der meisterhaften Übertragung des Grafen *Baudissin* ganz den munteren Charakter des Originals bewahrt hat.[3])

Si le roi m'avait donné	Hätte König Heinrich mir
Paris, sa grand[4]) ville,	Ganz Paris gegeben,
Et qu'il me fallut quitter	Und entsagen sollt' ich dir,
L'amour de ma[5]) mie,	Mein geliebtes Leben,
Je dirais au roi Henri:	Spräch' ich: Nein, Herr König, nein,
Reprenez votre Paris.	Eu'r Paris steckt wieder ein;
J'aime mieux ma mie, ô gué![6])	Lieber ist mein Liebchen mir,
J'aime mieux ma mie.	Tausend Male lieber!

---

[1]) *Acte I, Sc. II.* Baron, Lieblingsschauspieler Molière's, soll, wie Zeitgenossen uns berichten, seine Zuhörer durch den Vortrag des folgenden Liedes bis zu Thränen gerührt haben. [2]) Von Champfleury unter den Volksliedern von Isle-de-France, zugleich mit der reizenden Melodie mitgeteilt. Interessant, dass Laun in seinen Erläuterungen zum Misanthrope, S. 40, V. 393 die Bemerkung macht, er habe vergeblich nach dem Ursprunge dieser alten, einfachen Romanze geforscht. [3]) Ausser dieser Übersetzung sind mir noch zwei andere bekannt geworden. Nur die folgende, welche im Litt. Verein zu Dresden vorgetragen wurde, vermag ich durch die Güte des Verfassers, Herrn Geheimrat Besser, hierher zu setzen:

So der König mir böt
Seine Hauptstadt Paris,
Wenn entsagen ich thät,
Wenn mein Lieb ich verliess,
Spräch zum König ich gleich:
„Armer Fürst, o vergieb!
Für Paris, für Dein Reich
Ist mein Lieb mir zu lieb."

[4]) *grand' ville,* fälschlich mit Apostroph; aus den lat. Adjektiven zweier Endungen wurden bei der Umbildung ins Französische Adjektiva einer Endung, während die franz. Adjektiva zweier Endungen von lateinischen dreier Endungen herstammen. Da letztere Kategorie aber bei weitem überwog, so zog sie auch die erstgenannte an und bildete nach „Analogie" *grand, grande.* Nur einige wenige Ausdrücke zeigen den natürlichen Hergang, wie: *grand ville, grand route, grand mère* etc. Das XVII. Jahrhundert besiegelte dann durch Hinzufügen des Apostrophs seine Unwissenheit über die Herkunft der eignen Sprache. [5]) *ma mie* auch *m'amie* geschrieben; um den Hiatus zu vermeiden, begeht der gebildete Franzose einen grammatischen Fehler, indem er *mon amie* sagt; das Volk denkt gesünder und elidiert; betrachtet aber dann — echt volkstümlich — *ma mie* als zwei getrennte Worte. [6]) *ô gué* auch *oh gai* geschrieben, weil man (nach Art des Volkes) das unbekannte *gué* (Empfindungslaut? Dialekt?) auf das bekannte *gai* überträgt.

Und dieses Liedchen begleitet *Molière-Alceste* mit den Worten:

Der Reim ist dürftig, und die Sprache schlicht;
Doch fühlt Ihr nicht, es sei mehr Mark darin,
Und mehr gesunder Herzschlag, als in dem krausen
Künstlichen Triller der modernen Schule?

Si le roi m'avait donné
  Paris, sa grand ville,
Et qu'il me fallut quitter
  L'amour de ma mie,
Je dirais au roi Henri:
  Reprenez votre Paris.
J'aime mieux ma mie, ô gué!
  J'aime mieux ma mie.

Allein die Stimme des *Alceste* verhallte wie die Stimme des Predigers in der Wüste. Für einen Augenblick lenkte sich wohl die Aufmerksamkeit seiner Landsleute auf diese eigenartige Poesie, eine nachhaltige Wirkung vermochte sie jedoch nicht auszuüben, die Poesie der drei Einheiten erstickte sie. Nicht viel besser erging es, wie schon erwähnt, der Volksdichtung in dem philosophischen Jahrhundert. Doch darf es uns nicht wunder nehmen, hier in *Jean-Jacques Rousseau,* dem die Natur vor allem Lehrmeisterin und Führerin war, und dem daher auch die Volkspoesie geistig verwandt sein musste, wenigstens einen ihrer Anwälte zu finden. In ebenso anmutiger wie klarer Weise definiert er das Volkslied als ein kleines lyrisches mit einer Melodie ausgestattetes Gedicht, welches der Regel nach anmutige Gegenstände behandle und geselligen Freuden diene. Sei es, dass man allein, sei es, dass man bei der Tafel oder bei dem Liebchen sei, überall soll das Lied dazu dienen, die Langeweile zu verscheuchen, wenn man reich, und wenn man arm ist, die Gedanken an die Sorgen und Mühen des Lebens.[1])

Aber erst das Studium deutscher Verhältnisse, erst die innige Bekanntschaft mit der deutschen Litteratur führte die Franzosen der Volksdichtung zu. Frankreich lernte erkennen, dass das mächtige Emporblühen der deutschen Poesie ganz wesentlich bedingt sei durch das Heranziehen der deutschen Volksdichtung. Mit doppelten Kräften und regem Eifer suchen sie nachzuholen, was sie solange versäumt; sie beginnen ihre bisher missachteten Lieder und Sagen zu sammeln, sie suchen den Boden zu schaffen, auf welchem eine neue und eigenartige Poesie sich entfalten soll. Undankbar nennt *Champfleury* einen jeden, der nicht in erster Linie *Villemarqué's* gedenkt, wenn es sich um

---

[1]) Champfleury, *Préface,* S. II.

die Erwähnung jener Männer handelt, welche die französische Volksdichtung weiteren Kreisen zugänglich machten. Wir werden auf *Villemarqué* und seine bahnbrechende Arbeit noch zurückkommen, namentlich auch hervorheben, welche Bedeutung dieselbe selbst heute noch besitzt, wollen aber nicht unterlassen zu erwähnen, dass auch ihm, wie jeder bedeutenden Erscheinung, Pionniere vorangingen, welche dem Schicksal aller Pionniere — der Vergessenheit anheimgefallen sind.

Auf dem Gebiete der Volkslitteratur, namentlich auf dem Gebiete des Volksliedes und Sprichwortes waren bereits *Lot-et-Garonne*, die *Dauphiné*, wie die *Provence*, wenn auch nur höchst dürftig, erschlossen worden.[1]) Es ist ferner wenig beachtet worden, aber wohl der Beachtung besonders für uns Deutsche wert, dass *O. L. B. Wolff* bereits im Jahre 1831 eine Reihe alter französischer Volkslieder veröffentlichte;[2]) ein Unternehmen, welches erst im Jahre 1866 und dann neuerdings im Jahre 1876 von französischer Seite Nachahmung fand. Bei dem damaligen Stand der Forschungen auf dem Gebiete französischer Volksdichtung darf es uns nicht befremden, dass *Wolff* in der Einleitung die pikante, für viele gewiss auch heute noch wirkungsvolle Antithese gebraucht: „dass kein Volk so reich an Liedern, aber so arm an echten Volksliedern sei wie die Franzosen.“ — *Edgar Quinet*,[3]) wie namentlich *Francisque Michel*,[4]) wiesen bereits vor *Villemarqué*, aber nach *Wolff* darauf hin, wie es an der Zeit sei, die alten, im Staube der Bibliotheken vergrabenen Dokumente französischer Geschichte und Litteratur hervorzuziehen und fruchtbar zu machen auch für ihre Zeit.

Wir sehen also, wie nach verschiedenen Richtungen hin schon in dieser ersten vorbereitenden Periode der Boden bereitet war, der nun zu neuer Frucht bestellt wurde, als *Villemarqué* im Jahre 1840 mit seinem Werke *Barzas-Breiz* hervortrat, welches die Volkslitteratur der keltischen Bretagne in zwei Bänden

---

[1]) Charbel, *proverbes et chans. pop.* 1806. Champollion-Figeac, *Essai sur la littér. pop. dauphinoise,* 1809. — Aycar *Chans. pop. de la Provence* 1826. — *Poésies béarnaises.* Ich führe letzteres Werk mit an, weil der unbekannte Herausgeber E. V. in seiner Vorrede (S. VII) davon spricht, dass er eine Herausgabe von Volksliedern aus den Pyrenäen beabsichtigt, es aber aus Furcht vor der Kritik unterlassen habe.(!) [2]) In betreff der in Deutschland für die Kenntnis französischer Volkspoesie hervortretenden Bestrebungen, siehe die Vorrede meines Werkes, wo eingehender und im Zusammenhange über Haupt-Tobler *(Franz. Volkslieder),* Marelle *(Contes et Chants pop.),* P. Lindau *(Gegenwart),* Kamp *(Franz. Kinderlieder),* Bartsch *(Alte franz. Volkslieder)* u. a. gehandelt wird. [3]) E. Quinet, *Rapport sur les épopées françaises* etc. 1831. [4]) F. Michel, *Rapport sur les anciens monum. de l'hist. et de l. litt. d. l. France* etc. 1838.

behandelte. Es liess sich keine günstigere Provinz für diese Art von Forschungen denken. Abgelegen von der Heerstrasse, hatten die Bewohner der Bretagne ihre Sprache wie ihren Charakter, ihre Sitten wie ihre abergläubischen Vorstellungen fast unverändert bewahrt. Unberührt von dem gleichmachenden Einflusse der neueren Zeit, welcher den Todeskeim für die Volkslitteratur in sich birgt, hatte diese Provinz sich eine solche Fülle von Liedern, Märchen und Sagen bewahrt, dass *Villemarqué*, wie die bis auf den heutigen Tag fortgesetzten Sammlungen beweisen, nur den geringsten Teil dieses Schatzes zu heben vermochte.

Allein die Hauptbedeutung *Villemarqué's* ruht nicht darin, dass er auf eine für die Volkslitteratur so wichtige Provinz die allgemeine Aufmerksamkeit lenkte, sondern dass er in seinem Werke die Methode angab, welche bei der Erschliessung der Volkslitteraturen überhaupt anzuwenden ist. Er hat die Bretagne nach allen Richtungen hin durchstreift, und aus dem Munde des Volkes selbst, dessen Sprache er sprach, die alten Lieder und Überlieferungen gesammelt; keine leichte Aufgabe für den, der da weiss, mit welchem Misstrauen das Volk jeden betrachtet, der seinen alten Liedern, Sitten und Gebräuchen nachgeht. Es gehört dazu ein feiner Takt und vor allem eine angeborene Liebe für die Volksdichtung selbst, um den Bewohner des Landes empfinden zu lassen, dass es sich nicht darum handle, ihn zu verspotten, wie er nur zu sehr anzunehmen geneigt ist, sondern dass wir mit ihm geniessen, was er an alten Volksüberlieferungen uns entgegenbringt. Ist es aber einmal gelungen, ihm dieses Gefühl der Sicherheit, möchte ich sagen, zu geben, so sehen wir den, welcher dem Forscher zunächst scheu gegenüberstand, zum eifrigsten Mitarbeiter desselben werden.[1])

Das Material, welches *Villemarqué* aus dem lebendigen Quell der Volksüberlieferungen schöpfte, sichtete er nun, gab neben dem Urtext die französische Übersetzung und verglich das in der Bretagne Vorkommende mit dem ihm aus anderen

---

[1]) Diese Erfahrung wird von allen Sammlern bestätigt, und nicht bloss von französischen, sondern ebenso gut von deutschen (Grimm), wie von norwegischen (Moe); letzterer fügt den sehr bemerkenswerten Umstand hinzu, dass selbst das Anerbieten von Geld nicht der Talisman sei, welcher den Lieder- und Märchenschatz der Hartnäckigkeit des Bauern entreisst. Nur Michel *(le Pays basque)* berichtet, dass der echte Barde Sorge trage, seine Dichtungen in dem Gedächtnisse der Zeitgenossen fortleben zu lassen, indem er sie dem Papier anvertraut. Schon Champfleury macht die richtige Bemerkung, dass das einfach daran scheitern dürfte, dass der echte Barde der edlen Schreibkunst nicht mächtig sei; denn gerade die baskischen Lande werden in Bezug auf diese Kunst *la France obscure* genannt.

Volkslitteraturen Bekannten, kurz, er wandte jene vergleichende Methode an, welche bis auf den heutigen Tag die massgebende geblieben ist. Wenngleich vereinzelte Spuren, dass auch Melodien zu den Volksliedern aufgezeichnet wurden, sich schon früher finden lassen, so ist *Villemarqué* doch der erste gewesen, gewesen, welcher diese bisher so stiefmütterlich bedachte und doch so bedeutsame Seite des Volksliedes in ihre Rechte einsetzte.

Für die Erforschung der Volksdichtung ist demnach *Villemarqué* für Frankreich geworden, was die Gebrüder *Grimm* für uns Deutsche gewesen sind — der Begründer einer neuen Epoche. Sein Werk, von der einstigen Ursprache Galliens ausgehend, ist der Grundstein geworden, auf welchem sich das stolze Gebäude der französischen Volksdichtung erhob, welches immer reicher auszugestalten in der Folge so viele Hände ohne Unterlass sich regten.

Es war zugleich das erste Mal, dass die Kunstpoesie der Volksmuse zulächelte, wenn sie dieses auch, wie *Puymaigre* glaubt aussprechen zu sollen, ihrem „eleganten Dolmetscher" verdankt; nicht minder datiert das Interesse, welches weitere Kreise diesem Stiefkinde ihres Heimatlandes entgegenzutragen begannen, von der Sammlung *de la Villemarqué's.*[1])

Zu dem Forscher und Gelehrten gesellten sich nun der Schriftsteller und die Schriftstellerin. Der gemütvolle *Emile Souvestre*, gleichfalls ein Bretone von Geburt, behandelte in seinen Erzählungen der Volksmuse, wie namentlich in seinen Sittenschilderungen der Strandbewohner, seine geliebte, ihm völlig vertraute Heimat, sowie das Leben und Treiben ihrer Bewohner.[2]) *George Sand*, mit Berry verwachsen, lenkte die Aufmerksamkeit auf dieses an Sagen und Volksliedern reiche Land und legte — nicht zum wenigsten durch ihren hinreissenden Stil — in *François le Champi* und *la Mare au diable* den Grund zu jenem tiefgehenden Interesse an der Dorfgeschichte, welches sich in ähnlicher Weise auch bei uns in Deutschland fühlbar machte. *Gérard de Nerval*, jener ebenso unglückliche wie gemütvolle Dichter, welchen tiefes Empfinden und musikalische Kenntnis wie selten einen Schriftsteller auf die Volkslitteratur hinwies, durchstreifte die heimischen Fluren von *Isle-de-France*, um die Lieder an der Quelle selbst aufzusuchen, sich daran zu erfrischen und neu gestärkt zurückzukehren zu dem aufreibenden Leben von Paris. Wiederholt wies er in seinen trefflichen Novellensamm-

---

[1]) Im Jahre 1846 (also nach 5 Jahren) erschien bereits die vierzehnte Auflage. [2]) E. Souvestre, *Récits de la Muse pop.* 1849—51. *Scènes et Mœurs des Côtes.* 1851—52 etc.

lungen *Les Filles de Feu* und *la Bohème galante* auf die Schätze hin, welche des befreienden Dichterfürsten harrten.

So können wir denn in dieser zweiten Periode, welche von *Villemarqué's* epochemachendem Werke bis zu der offiziellen Kundgebung des Jahres 1852 reicht, bereits eine Reihe von Publikationen aufzählen, welche der Anregung *Villemarqué's* wie der vorgenannten Schriftsteller zu danken ist.

Ein reizendes, allerdings nur zum kleinsten Teile hierher gehöriges Werk ist das elsässische Volksbüchlein von *Stöber*, welches vorzugsweise deutsche Lieder, dann aber auch eine Reihe von französischen, im Elsass gesungenen Kinderliedchen und Sprüchlein enthält und sich besonders durch seine wertvollen Erläuterungen auszeichnet.[1]) Volkslieder und Melodien aus *Béarn* veröffentlichte *Rivarès* (1844), während *Lamarque* (1845) die Volkslieder und Gebräuche der alten Landschaft *Bazadais* sammelte.[2]) Zum ersten Male erscheint in dem gleichen Jahre das baskische Land durch *Brunet* erschlossen,[3]) und in der von *Champfleury* benutzten Litteratur befindet sich aus dem Jahre 1848 ein *Album auvergnat* von *J. B. Bouillet* angezeigt.

Zu diesen Bestrebungen privater Natur gesellte sich, wie wir dieses so häufig in Frankreich finden, auch der Staat. *Fortoul*, welcher zur Zeit der Präsidentschaft *Louis Napoléon's* kurze Zeit das Ministerium des Kultus und öffentlichen Unterrichts bekleidete, verewigte sich durch einen Bericht an den Präsidenten, in welchem er die Notwendigkeit einer Sammlung der französischen Volkslieder betonte. Am 13. September 1853 ordnete ein Dekret der Staatsregierung, welches die Unterschrift *Napoléons* trägt und von *Fortoul* gegengezeichnet ist, eine umfassende Sammlung der Volksdichtungen Frankreichs an, und zwar nicht bloss der bereits in einzelnen Drucken zerstreuten Lieder, sondern auch derjenigen Dichtungen, welche handschriftlich in den Bibliotheken ruhten oder lebendig noch im Munde und im Gedächtnis des Volkes lebten. Das *Comité de la langue, de l'histoire et des arts de la France* wurde mit der Ausführung dieser Idee betraut; zugleich erfolgte die Anweisung der erforderlichen Geldmittel sowie die Stiftung einer Erinnerungsmedaille für alle diejenigen, welche sich um das

---

[1]) A. Stöber, Elsässisches Volksbüchlein 1841, 3. Aufl. 1859.
[2]) Rivarès *Chansons et airs. pop. du Béarn*. 1844. — Lamarque de Plaisance, *Usages et chans. pop. de l'ancien Bazadais*. 1845; nach Bladé, *Litt. pop. de la Gascogne*, S. 355 ff., ist letztere Sammlung gewissenhaft und interessant, während erstere kaum zehn echte Volkslieder und Melodien enthält. [3]) G. Brunet, *anciens proverbes basques* etc. 1845.

Zustandekommen dieses Werkes hervorragende Verdienste erwerben würden.[1])

Es scheint, dass dieses Komitee seine Aufgabe zunächst mit Eifer angriff. *Ampère*[2]) arbeitete eingehende Vorschriften für dasselbe aus, *Rathery*, ausgehend von dem Dekrete der Staatsregierung, verbreitete sich gleichfalls im Moniteur[3]) ausführlich über den Charakter der französischen Volkspoesie, wie über ihre Hauptgattungen, welche er durch eingestreute Proben erläuterte.

Allein, wie aus einem Briefe *Champfleury's* an *Ampère* vom Jahre 1853 hervorgeht, scheint man die Ausführung doch nicht in die richtigen Hände gelegt zu haben. „Ich zweifele nicht," schreibt *Champfleury*,[4]) „an dem Verständnis wie an dem Eifer der Mitglieder des Komitees, aber ich fürchte, sie fassen ihren Auftrag mehr als Archäologen, denn als Künstler auf." In diesem Briefe weist *Champfleury* zugleich darauf hin, wie der Dichter *Gérard de Nerval* und der Musiker *Pierre Dupont* nach den Proben, welche sie in ihren Werken gegeben, vorzüglich geeignet erschienen, um vereint einem solchen Unternehmen Leib und Seele zu verleihen. Es scheint, dass *Champfleury* recht gehabt; denn wie wenigstens *Theuriet* in seinem ebenso geistvollen wie eingehenden Aufsatze *la chanson populaire et la vie rustique*[5]) erwähnt, liegen die Sammlungen noch heute in irgend einem Winkel einer Bibliothek und harren der Wiedererweckung. Es ist dies um so lebhafter zu bedauern, als diese Sammlung gar wohl ein Seitenstück zu der von den Franzosen so rühmend hervorgehobenen *Arnim-Brentano*'schen Sammlung: „Des Knaben Wunderhorn" hätte werden können.[6])

Wenn also auch das Eintreten des Staates im Vergleich zu seinen mächtigen Mitteln kaum einen nennenswerten Erfolg zu erzielen vermochte, so war dieser offizielle Anstoss doch dem Steine vergleichbar, welcher, ins Wasser geworfen, immer weitere und weitere Kreise zieht. Es ist daher durchaus gerechtfertigt,

---

[1]) *Bulletin des lois de la république française. Xième série,* 1853. No. 4461. S. (560). Irrtümlich ist oft als Jahreszahl des Dekretes, anstatt 1852, das Jahr 1853, selbst 1857 (letztere Zahl wohl ein Druckfehler) angeführt worden. Den Wiederabdruck dieser für die Geschichte der französischen Volksdichtung wichtigen Urkunde s. Anhang II. [2]) *Moniteur* 1853. No. 1163, 1171, 1179, 1187. [3]) 1853: 19. März, 23. April, 27. April, 15. Juni. Seltsamerweise finden sich in verschiedenen Quellenangaben nur diese vier Nummern angeführt, obwohl die letzte den Vermerk trägt: *la suite prochainement.* Der II. Bd. des Moniteur 1853 enthält denn auch unter dem 26. und 27. August die Schlussartikel. [4]) Champfleury a. a. O. S. 193. [5]) André Theuriet, *Sous Bois*, 2. Aufl. S. 267. [6]) Beaurepaire, S. 7.

dieses Dekret *Louis Napoléon's* als einen weiteren Ausgangspunkt in der Erweckung des Interesses an der französischen Volkslitteratur zu verzeichnen; denn verglichen mit der zweiten Periode (von *Villemarqué* bis zu *Louis Napoléon*), zeigt die nun folgende dritte Periode, welche wir bis zum Jahre 1880 begreifen, einen ganz ungeheuren Fortschritt. Durch die offizielle Kundgebung, welche ja in allen Provinzen Frankreichs gleichmässig erfolgte, wurden nicht nur viele auf eine Seite des französischen Volksgeistes aufmerksam gemacht, welche ihnen, so nahe sie derselben standen, doch unbekannt geblieben war, sondern auch das Interesse dafür in Kreisen geweckt, welche, wie Geistliche und Lehrer, geradezu prädestiniert erscheinen, sich mit der Volkslitteratur zu beschäftigen.

Wie wenig erschöpft die Provinzen waren, welche bisher herangezogen worden, „wie viele Lieder noch in den Kehlen der alten Leute steckten," um mit *Champfleury* zu reden, zeigte sich erst jetzt. Wenn wir zunächst jener Sammlungen gedenken, welche gleiche Provinzen wie die schon erwähnten behandeln, so können wir auch hier wiederum mit der Bretagne beginnen.

Zu der schon von *Villemarqué* veröffentlichten Sammlung erschien eine neue von *Pinguern*, welche als eine Bereicherung der *Villemarqué*'schen Sammlung angesehen werden kann.[1]) Volkslieder aus der Provinz Lothringen erschienen im Jahre 1855 zu Nancy; *Champfleury* hat dieselben gleichfalls für sein Werk nutzbar gemacht. Zehn Jahre später folgte die bedeutendste Sammlung aus dieser Provinz von seiten des schon erwähnten Grafen *de Puymaigre*. Seine schöne Arbeit umfasst nicht bloss die Volkslitteratur von Lothringen, sondern auch von jenem Teile Frankreichs, welcher ehemals das alte Moseldepartement bildete. Die Ähnlichkeit in dem Charakter wie in den Sitten der Bewohner jenes Landstriches rechtfertigt ein solches Zusammenfassen ganz von selbst.

Die Sammlung enthält zunächst eine Reihe alter, schöner Balladen, Ronden und Lieder, vorzugsweise Liebes- und Ehelieder; weniger Berücksichtigung haben die historischen Lieder gefunden, und die Weihnachtslieder sind absichtlich übergangen, weil, wie der Herausgeber sagt, andere Sammlungen sie zur Genüge enthalten. Besonders wertvoll erscheint die Sammlung durch den Reichtum an Parallelstellen zu den älteren Liedern und Balladen, sei es aus der eignen, sei es aus der Volksdichtung anderer Länder. Die ausgebreitete Kenntnis der Volkslitteratur, über welche Graf *de Puymaigre* gebietet, befähigte ihn

[1]) Beaurepaire, S. 2 Anm.

vor allen dazu. Nicht minder wertvoll ist seine Einleitung, in welcher jedoch die Anschauung seltsam berührt, dass der Volksdichter ein echter Dichter werden könne, wenn er sich die Bildung der Gebildeten aneigne. Ebenso merkwürdig ist es, dass er noch in dieser Zeit — 1865 — für seine Arbeit gewissermassen einer Deckung bedarf; denn am Schlusse seiner Einleitung weist er auf *Goethe* hin, mit welchem jeder es zu thun bekomme, der ihn etwa in diesen Studien angreifen würde.[1])

Auf gleichem Gebiete hat *Quépat* (1877) in seinen *chants populairs messins* eine hübsche Nachlese gehalten.[2])

Wir haben schon mehrfach *Champfleury* erwähnt, welcher durch seinen Namen zur Sammlung von Volksliedern wie bestimmt erscheint. Angeregt, wie er selbst gesteht, durch die Abhandlungen *G. de Nerval's* in der *Bohème galante*, unternahm er es im Jahre 1860, eine Blumenlese von Volksliedern aus allen Provinzen Frankreichs zu veranstalten. Wie bereits erwähnt, hatte er dem Komitee angeraten, auch die musikalische Seite des Volksliedes in die Hände eines hierzu vollbefähigten Mannes zu legen; folgerichtig sehen wir ihn daher bei seiner eigenen Sammlung sich mit einem gewiegten Komponisten *Weckerlin* verbinden, welcher unmittelbar vorher ($18^{56}/_{57}$) in den *Echos du temps passé* neben einer kleinen Sammlung von Volksliedern besonders die musikalische Seite derselben eingehender, als dies bisher der Fall gewesen, berücksichtigt hatte. Und mit der Musik verband *Champfleury* die Schwesterkunst der Malerei, ohne jedoch hier den gleich glücklichen Griff gethan zu haben; die Bilder, von sehr verschiedenem Werte, sind den verschiedensten Künstlern anvertraut und zeigen, wieviel der französische Maler auf diesem Gebiet noch zu lernen hat, ehe es ihm gelingen wird, in der Illustration der Volkslieder seines Heimatlandes die tief in sich hineinträumende Innerlichkeit deutscher Bilder zu erreichen, wie sie uns so meisterhaft in den Werken von *Ludwig Richter* und dessen talentvollen Schülern *Mohn*, *Thumann*, *Flinzer* und *Pletsch* entgegentritt. — Neben einer höchst lesenswerten Einleitung, welche sich über die Volksdichtung im allgemeinen verbreitet, gibt *Champfleury* zu jeder einzelnen Provinz eine kleinere Einleitung, welche in kurzen, leichten Strichen den Charakter der Bewohner, wie ihrer Dichtungen zeichnet, um dann, unterstützt durch Bild und Musik, den Text

---

[1]) Vergl. das zu S. 210 Anm. 2 Gesagte. [2]) Nérée Quépat, *Chants pop. messins, rec. dans le val de Metz* 1877. Die Sammlung enthält 32 zum grösseren Teil noch unbekannte Lieder.

der für die jeweilige Provinz charakteristischen Lieder folgen zu lassen.

Seit lange ist diese Sammlung vergriffen, was um so mehr zu bedauern ist, als dieselbe vorzugsweise geeignet erscheint, in den weitesten Kreisen Liebe für Frankreichs Volksdichtung zu erwecken. Als sie seinerzeit erschien, begrüsste es *Champfleury* als ein günstiges Zeichen der Einkehr zur Volkslitteratur, um wieviel mehr würde dies heute der Fall sein, wo das Interesse an der Volkslitteratur immer weitere Kreise ergriffen hat, ein Erfolg, zu dem sein schönes Werk in so hohem Masse beigetragen.

Wenn *Champfleury* gelegentlich der Besprechung der Volkslieder aus Guyenne und Gascogne[1]) von dem Süden sagt, dass dieser Teil Frankreichs in der Erforschung der Volkslitteratur um zwanzig Jahre zurück sei, und dass die Provence, Languedoc sowie die Gascogne noch nichts geliefert hätten, obwohl der Stoff nicht mangele, so habe ich schon durch die bisherigen Litteraturbesprechungen nachgewiesen, dass *Champfleury* sich hier geirrt haben muss; denn sämtliche von ihm genannten Provinzen waren bereits in das Bereich der Erforschung gezogen.[2]) Verliert *Champfleury's* Ausspruch durch diesen Nachweis wesentlich an Schärfe, so berechtigt das, was von seiten des Südens in der Folge auf diesem Gebiete geleistet wurde, vielmehr zu der Anerkennung, dass der Süden zu jenen Provinzen gehört, welche mit am meisten für das Aufschliessen der Volkslitteratur gethan haben.

1862 wurde die *Provence* von *Arbaud* gerade im Hinblick auf die Volkslieder durchstreift; als Resultat liegt eine treffliche Sammlung vor,[3]) welche jedoch nicht zu benutzen ist, da der Herausgeber, wie mir scheint, unberechtigterweise, eine wenn auch nur teilweise Wiedergabe ihres Inhaltes untersagt hat.

Wiederholt, zuletzt 1870 von *Sallabery*, wurden Lieder aus dem baskischen Lande mit ihren Melodien veröffentlicht,[4]) denen

---

[1]) Champfleury a. a. O., S. 57.

[2]) Vergl. 1826 erschien die Sammlung über die Provence,
1844 „ „ „ aus Béarn,
1845 „ „ „ „ Gironde.
1857 „ „ „ über die baskischen Länder.
Ob der *Romancero du midi* von Gomblaux — veröffentlicht 1858, also kurz bevor Champfleury sein Werk herausgab — der Volkslitteratur zuzuzählen ist, kann ich nicht mit Bestimmtheit aussprechen, da ich eine Charakteristik dieser Sammlung nirgends gelesen, die Sammlung selbst in den Bibliotheken von Dresden, Leipzig, Berlin nicht gefunden habe

[3]) D. Arbaud, *Chants pop. de la Provence, rec. et annotés.* 1862

[4]) Sallabery, *Chants pop. du pais basque, paroles et musique* etc. 1870

(1875) Volkslieder in provenzalischer Sprache gesammelt von *Atger*[1]) und (1877) provenzalische Dichtungen und Sagen von *Girard*[2]) folgten. Dass hiermit die Durchforschung des Südens ihren Abschluss noch nicht erreicht hat, wird uns die spätere Betrachtung der letzten Periode, seit dem Jahre 1880, zeigen.

Den Sammlungen, welche neues aus bereits bearbeitetem Boden ernteten, reihen sich nun diejenigen Sammlungen an, welche ganz neue, in den vorher geschilderten Perioden noch nicht erwähnte Provinzen erschlossen.

So wurden die Lieder der französisch redenden Vlamländer, unter gleichzeitiger Berücksichtigung ihrer Melodieen, von *Coussemaker* (1856) gesammelt;[3]) Volkslieder aus *Angoumois* folgten in dem gleichen Jahre, gesammelt und erläutert von *Eusèbe Castaigne.*[4]) Eine stattliche Sammlung bilden die Volkslieder der *Champagne* von *Tarbé*, dessen Name wie der so vieler anderer Gelehrten unzertrennlich von der Volksdichtung seines Heimatlandes lebt.[5]) Indessen vermischt *Tarbé*, wie wir dieses schon mehrfach Gelegenheit hatten zu bemerken, Volks- und Kunstdichtung mit einander. Der grösste Teil seiner Sammlung ist angefüllt mit Dichtungen, die zwar auf seine heimatliche Provinz Bezug haben, die aber Kunstdichtern, wenn auch durchaus nicht ersten Ranges, ihr Dasein verdanken. Besonders ist dies der Fall mit den geschichtlichen Liedern, gewissermassen einer Provinzialgeschichte der Champagne in Liedern.[6]) Für den speziell geschichtlichen Forscher dürften diese Bände gewiss manches Interessante enthalten, für unsere Zwecke kommen diese Lieder dagegen in der Hauptsache ebenso in Wegfall, wie die Menge religiöser Gesänge, welche sich in dem ersten Teile finden und grösstenteils Geistliche der Champagne zum Verfasser haben. An echten Volksliedern bleibt daher von den fünf Bänden nur ein Teil des ersten, welcher sehr schöne Weihnachtsgesänge enthält, sowie der zweite Teil übrig, welcher das menschliche Leben, wie das festliche Jahr in Liedern besingt. Anziehend und ganz in dem sprudelnden Charakter eines Sohnes der Cham-

---

[1]) Atger, *Poésies pop. en langue d'oc.* 1875. Schätzbare Sammlung (Bladé). [2]) Girard, *Poésies et légendes provençales.* 1877. [3]) Coussemaker, *Chants pop. des Flamands de France, rec. et publiés avec les mélodies originales.* 1856. [4]) E. Castaigne, *Six chansons pop. de l'Angoumois, rec. et annotées.* 1856. [5]) Prosper Tarbé, *Romancero de Champagne* 1863, 64, 5 vol. [6]) Unter denselben Gesichtspunkt fällt die Sammlung Tarbé's: *Chansonniers de Champagne aux XII et XIII siècles.* 1850. Auch diese sind Kunstdichter, die entweder der Champagne entsprungen sind, oder auf die Champagne-bezügliche Lieder gedichtet haben. Wir sehen, dass Tarbé unter dem Begriff Volkspoesie alles subsumiert, was sich auf seine Heimat Champagne bezieht.

pagne sind seine Vorreden geschrieben; sie verraten eine überschäumende Munterkeit.

Nicht minder wertvoll und für die Volkslitteratur im eigentlichen Sinne bis auf das kleinste ausgiebig, sind die Sammlungen aus Westfrankreich von *Bujeaud* (1865.[1]) Es ist ein bedeutendes Gebiet, welches der Herausgeber hier umfasst, das ehemalige *Angoumois*, *Clunis*, *Saintonge* und *(Bas-)Poitou*. Da jenes Gebiet zwischen Garonne und Loire durch keine natürlichen Grenzen geschieden ist, so hat der gegenseitige Austausch, in welchem diese Landschaften standen, dazu beigetragen, auch eine innigere persönliche Berührung und damit eine in ihrem Kern gleichartigere Dichtung herbeizuführen. Die Form freilich, welche diese Lieder annahmen, ist je nach dem Charakter dieser glücklichen, reichgesegneten Landstriche verschieden, bald heiter, selbst sprudelnd, bald ernst, fast melancholisch.

In zwei stattlichen Bänden legt uns *Bujeaud* das Resultat seiner Forschungen vor. Wie *Tarbé*, so hat auch *Bujeaud* seine Lieder in einzelne Gruppen geteilt; ausser wertvollen Einleitungen, welche jeder Gruppe vorangehen und zugleich einige charakteristische Proben enthalten, die wie die Traube aus Kanaan das gelobte Land andeuten, hat *Bujeaud* den Wert seines Werkes dadurch zu erhöhen gewusst, dass er, soweit möglich, jedem Liede die Melodie beigegeben und gleichzeitig auch die charakteristischen Tanzmelodien seines Gebietes berücksichtigt hat, was leider von seiten *Tarbé's* nicht geschehen ist; wir werden noch Gelegenheit finden, diesen Umstand zu bedauern.

Mit *Bujeaud's* Sammlung erschien gleichzeitig eine Volksliedersammlung aus Kanada,[2]) jener Pflanzstätte französischen Geistes in der neuen Welt. Es ist eigen zu sehen, wie in diesem Lande, welches einst Neu-Frankreich hiess, die Erinnerungen an die alte Heimat noch so lebendig fortgewirkt und sich in ähnlichen Liedern und Melodieen, wie in der Beibehaltung alter Gebräuche ausgeprägt haben.[3])

Auch der soviel geschmähte Süden bietet uns eine Fülle neuer Erscheinungen dar. Sein gewiegtester Kenner *Bladé*, welcher die französischen Volksdichtungen in *Armagnac* und

---

[1]) J. Bujeaud, *Chants et chans. pop. des provinces de l'ouest avec les airs originaux rec. et annotés*. 1865. 2 vol. Wie sorgfältig jetzt gesammelt wird, im Gegensatz zu früherer Zeit, die ungeheuer viel hat verloren gehen lassen, davon legt Bujeaud Zeugnis ab, welcher zu Nantes ein Lied in Fetzen zerrissen fand, die Stückchen sammelte nnd das Lied sorgfältig wiederherstellte. [2]) E. Gagnon, *Chans. pop. du Canada rec. et publiées avec annotations*. 1865. [3]) Vergl. Kap.: Das festliche Jahr (Weihnachtsabend).

Agenais gesammelt hat,[1]) und ein ebenso gründlicher Kenner der Volkslitteratur der *Gascogne* ist, urteilt über die von *Cénac-Moncaut* herausgegebene Volkslitteratur der *Gascogne* und *Béarn* (Paris 1868)[2]) in sehr scharfer Weise, indem er es als ein Werk hinstellt, welches geeignet erscheine, das Publikum über den wahren Charakter der Gascogne zu täuschen, so dass er sich mehr wie einmal genötigt gesehen habe, in seinem eigenen Werke über die Volksdichtungen der Gascogne, *Cénac-Moncauts* Urteil zu berichtigen. — Dass die moderne Zivilisation und namentlich die Einführung ihrer Verkehrsmittel ein Zurückweichen der Volksdichtungen bedingt, ist unzweifelhaft; nicht alle, welche unbewusst zu ihrer Vernichtung beitragen, handeln indessen gleich dem Zivilingenieur *Daymard* zu *Serignac*, welcher (1872) eine Sammlung alter, an den Grenzen der Départements *Lot* und *Lot-et-Garonne* gesammelter Lieder herausgab,[3]) denen eine weitere *Haut-Quercy* (Dép. Lot) betreffende Sammlung folgen soll. Auch aus *Valréas* (dem französischen Krähwinkel) wurde eine kleine Blumenlese veranstaltet;[4]) die *Franche-Comté* ward von *Theuriet* erschlossen,[5]) während das oben erwähnte Werk von *Gagnon* über die Volkslieder in Kanada eine zweite Auflage erlebte, gewiss ein erneuter Beweis für das wachsende Interesse an der Volkslitteratur.

Hatten die bisherigen Sammlungen es in der Hauptsache mit den noch lebenden Volksliedern zu thun, so finden wir auch in dieser Periode Fortsetzungen jener Bestrebungen, welche die Schätze der alten Volkslitteratur wiederum an das Tageslicht zu ziehen bemüht sind.

Schon früher habe ich hervorgehoben, wie grosse Verdienste sich hier ein Deutscher, *Wolff*, erwarb, indem er einen Teil dieser Schätze herausgab. Seltsam, dass *Gaston Paris* sich für den ersten hält, welcher „diese wie in einem Herbarium aufbewahrten Volksblüten voraufgegangener Epochen“ dem Staube der Bibliotheken entrückte.[6]) Und doch war ihm hierin schon ein Landsmann, *Gasté*, vorausgegangen, welcher im Jahre 1866 die Publikation alter Volkslieder (aus dem XV. Jahrhundert, der Blütezeit aller Volksdichtung) fortsetzte.[1])

Gaston Paris hat seine Aufgabe mehr als Philolog, denn Ästhetiker aufgefasst; vorzugsweise ist er bemüht, den Text richtig wiederzugeben und in den Erläuterungen für die Ver-

---

[1]) J. Fr. Baldé, *Poésies pop. en langue fr. rec. dans l'Armagnac et l'Agenais*. 1879. [2]) Cénac-Moncaut, *Litt pop. de la Gascogne et la musique ees principaux chants*. 1868. [3]) Daymard, *Collection de vieilles chansons* etc. 1872. [4]) Brémond. *Chants pop. d. Valréas*. 1880. [5]) Therieut, *Contes pop. francocomtois*. 1880. [6]) G. Paris, *Chans. du XVe siècle* etc. 1856.

ständlichkeit desselben zu sorgen. Den Wert seines schönen Werkes wusste er durch das Heranziehen eines musikalischen Mitarbeiters *A. Gevaert* zu erhöhen, welcher die alten Melodieen in moderne Notenschrift umsetzte.

Hatte es sich bisher nur darum gehandelt, den Schatz, welcher in den Provinzen oder in den Bibliotheken noch verborgen lag, zu heben, und waren einzelne dieser Sammlungen auch mit Einleitungen und Musikbeilagen versehen, so war doch die von *Nerval* zum ersten Male versuchte Arbeit über die Volkspoesie nicht wieder fortgesetzt worden. Erst im unmittelbaren Anschlusse an die offizielle Kundgebung von 1852 sehen wir eine Reihe von Werken erscheinen, welche es sich zur Aufgabe machen, die Geschichte der Volkslitteratur der einzelnen Provinzen zu beschreiben, Bearbeitungen, welche sonach als die Bausteine zu einer später zu schreibenden Geschichte der französischen Volksdichtung und Volksüberlieferungen betrachtet werden müssen.

Beaurepaire in seinen Studien über normannische Volkspoesie[2]) spricht sich in seinen einleitenden Worten geradezu dahin aus, dass das Dekret dss Präsidenten noch recht viele solcher Arbeiten, wie er sie geliefert hat, hervorrufen möge. Ihm kommt es in seiner Arbeit weniger auf Vollständigkeit, als darauf an, zu zeigen, welche Gattungen von Poesieen in der Normandie überhaupt noch vorhanden sind, und diese in geschmackvoller Weise zu würdigen. Ausgehend von den Liedern geistlichen Inhalts, die teilweise noch zurückreichen bis auf die Heidenzeit und vielfach Anklänge an den Druidendienst verraten, kommt er auf diejenigen Lieder zu sprechen, welche die einzelnen Feste des Jahres begleiten, um dann überzugehen zu den Liebes- und Eheliedern und hier besonders die Spinner- und Erntelieder hervorzuheben.

Mit den Balladen schliesst das Werk, welches als ein Muster feiner und anziehender Darstellung angesehen werden kann und den Stoff in ebenso anregender wie erschöpfender Weise behandelt.

Schon früher haben wir auf die Verdienste *Michel's* hingewiesen, welche in der Aufforderung an die Regierung lagen, die Schätze und Dokumente der alten französischen Geschichte und Litteratur nicht in Archiven vermodern, sondern für die Geschichtsforschung nutzbar zu machen. Er hat wiederholt das baskische Land zum Gegenstand höchst eingehender und zugleich

---

[1]) A. Gasté, *Chansons normandes du XVe siècle* etc. 1866.
[2]) E. de Beaurepaire, *Etude sur la poésie pop. en Normandie* etc. 1856.

sehr anziehender Studien gemacht und uns dieselben in seinem bedeutendsten Werke: *Le pays basque* (1857) vorgelegt.[1])

Auch die *Bretagne* wie *Poitou* fanden (1859) einen Bearbeiter ihrer Volkspoesieen in *Gauthier*,[2]) dessen Werk eine wertvolle Ergänzung zu den Studien über bretagnische Volkspoesie von *Villemarqué* bildet.

Als Pendant zu *Champfleury*, welcher wie die Biene den Honig aus allen Provinzen Frankreichs sog, mag *Charles Nisard's* Werk dienen, welches die Volkslieder des Altertums wie Frankreichs vom historischen Standpunkte aus behandelt.[3])

Hand in Hand mit der eigenen gehen nun auch die Studien fremder Volkslitteraturen, so bringt die *Revue des deux Mondes* im Jahre 1862 fesselnde Studien über die italienische Volksdichtung von *Rathery*, dessen Arbeiten über die französische Volksdichtung wir bereits erwähnten, während *Max Buchon*, der sich auf dem Gebiete der Weihnachtslieder bekannt machen sollte, die Volkslitteratur von Sardinien zum Gegenstande seiner Studien machte. Die bedeutendste und umfänglichste Arbeit dieser Art stammt jedoch von dem bereits mehrfach erwähnten *Schuré*. Sein Werk,[4]) welches das deutsche Lied behandelt und treffliche französische Nachdichtungen deutscher Volkslieder enthält, ist insofern von den bisherigen verschieden, als es zugleich eine bestimmte Tendenz verfolgt: es will den Franzosen den Spiegel vorhalten; an dem deutschen Liede sollen seine Landsleute erkennen, wie viel das Volkslied beigetragen hat zu der Entwickelung der Kunstpoesie. *Schuré* fordert zugleich zu einem energischen Studium deutscher Volkspoesie auf, um die durch dieses Studium gewonnenen Ergebnisse für die Neugestaltung der eigenen Poesie auf volkstümlicher Grundlage zu verwerten. Gegenüber dieser Empfehlung durch das Studium deutscher Verhältnisse auf die französische Poesie wirken zu wollen, weist *Theuriet* in seinem Aufsatze *La chanson populaire et la vie rustique*, worin er die gegenseitigen Beziehungen zwischen dem ländlichen Leben und der Volkspoesie darstellt und mit reizenden kleinen Proben durchwirkt, in trefflicher Weise darauf hin, wie viel besser die französische Poesie daran thut, anzuknüpfen an die eigene Volkslitteratur; denn die Volksdichtungen, welche auf französischem Boden erblüht sind, sind nicht minder zahlreich und umfangreich wie diejenigen anderer Länder. Sie haben den

---

[1]) Fr. Michel, *Le pays basque*. 1857. [2]) Gauthier, *Etude sur les chants pop. de la Bretagne et du Poitou*. 1859. [3]) Ch. Nissard, *Des chansons pop. chez les anciens et chez les Français* etc. 1866. [4]) Édouard Schuré, *Histoire du Lied* 2. Aufl. 1876.

gleichen Reiz, die gleiche Kraft, oft den gleichen Ursprung; sind doch viele dieser Blumen gemeinsamen Keimen erwachsen, die durch ganz Europa hin verstreut sind, nur dass diejenigen Blumen, welche französischem Boden entsprossen sind, den Bedingungen des Lichtes, der Luft und des Bodens entsprechend, auch eine Farbe und einen Duft empfangen haben, der sie von den übrigen unterscheidet, sie als speziell französisch kennzeichnet. Aber gerade diese für die eigene Volkspoesie charakteristischen Farben muss der Kunstdichter im Auge behalten, gerade den der ländlichen Poesie seines Heimatlandes eigenen Duft muss er einsaugen, will er in Wahrheit auch seiner Kunstdichtung Saft und Kraft und ein echt französisches Gepräge verleihen.[1]) So lange jedoch nicht ein Dichtergeist erscheint, der, wie Goethe bei uns, mit überquellender Genialität ausgestattet, in das Volksleben hineintaucht und aus demselben mit ganzer Seele den Reichtum von Poesieen befreit und emporhebt, welche in demselben wirklich verborgen liegen, so lange wird man sich damit begnügen müssen, gewissermassen die Vorarbeiten für diesen Genius zu liefern, die poetischen Erzeugnisse der Volkslitteratur vor der Vergessenheit zu bewahren, sie den Blicken aller darzubieten und abzuwarten, ob ihr Blütenstaub ein empfängliches Herz befruchtet.

In richtiger Erkenntnis dieses Gedankens sehen wir in der letzten Epoche, vom Jahre 1880 an, welche uns hart an die Schwelle der Gegenwart führt, eine grosse Verlagshandlung, *Maisonneuve & Cie*, zu Paris die Riesenarbeit unternehmen, nach einem einheitlichen Plan, der bisher allen privaten Unternehmungen gefehlt hatte, — denn die Staatsidee war ja gescheitert — nicht bloss die Volkslitteratur Frankreichs, sondern der gesamten Welt in ihren Publikationen zu umfassen. Und während bisher im grossen und ganzen nur die Volksdichtung Frankreichs gesammelt wurde, finden wir, dass sich das Programm wesentlich erweitert, indem auch Legenden, Sagen und Märchen, Sprichwörter und Rätsel, kurz alles, was der Volksgeist überhaupt hervorgebracht hat, in den Rahmen der Unternehmung hineingezogen wird.

Es ist, als wollte man die Arbeit von neuem beginnen; nicht in den Bibliotheken will man die Früchte pflücken, sondern, in völliger Reaktion gegen diesen Grundsatz, hinaus in das Freie ziehen, an den Ort selbst, wo die Früchte wachsen, in den Dörfern die die Leute befragen, in die Hütten der Armut dringen, um eine im

---

[1]) *Sous Bois* S. 271 ff.

Interesse der Litteratur, wie der Sprache, wie der Geschichte der Musik gleich bedeutsame Mission zu erfüllen.

Es ist der Geist *Villemarqué's*. welcher in diesen Bestrebungen lebt, und wir sehen, wie auch in dieser letzten und reichsten Periode sich die Forschung vor allem jenem Erdenwinkel zuwendet, von welchem zuerst das Heil für die Volkspoesie ausgegangen war, — der Bretagne. *Sébillot* und *Luzel* haben sich in dieses schier unerschöpfliche Gebiet geteilt. Während *Sébillot* das sogenannte *pays gallot* ausbeutet,[1]) hat *Luzel* jenen Teil der Bretagne übernommen, in welchem heute noch bretonisch (keltisch) gesprochen wird, ohne indessen den keltischen Text — aus Sparsamkeitsrücksicht — zu geben.[2]) Und in gleicher Weise, wie der Norden, wird auch der Süden von neuem bearbeitet, vornehmlich die *Gascogne*, *Béarn* und die *baskischen Länder*, erstere Provinz von dem bereits erwähnten *Bladé*, welcher jedoch neben dem gascognischen Texte die französische Übersetzung giebt und sein anziehendes Werk, ebenso wie dies bei den oben erwähnten Sammlungen geschieht, mit Einleitungen und Erläuterungen begleitet.

Neben dieser grossartig angelegten Unternehmung, welche in betreff der Ausdehnung wie der Konzentration allem bisherigen die Krone aufgesetzt, öffnen nun auch die grossen Revuen, wie die *Romania*, *Revue de Linguistique et de Philologie comparées*, *Revue des langues romanes* und andere, mehr und mehr auch der Volkslitteratur ihre Spalten.

Eine eigene Zeitschrift *Mélusine*, nach jener Zauberin genannt, welche durch ihren Gesang Schlösser hervorzauberte, diente einzig und allein den Zwecken der Volkslitteratur;[3]) auch einen *Almanac des traditions populaires*[4]) hat zum ersten Male das Jahr 1882 unter der Leitung *Rolland's* gebracht, desselben Schriftstellers, welchem wir die fünfbändige Arbeit über die *Faune populaire* verdanken.[5])

Überschauen wir das Gesagte kurz noch einmal, so unterscheiden wir im Laufe unseres Jahrhunderts deutlich vier grosse Etappen in der Erforschung der französischen Volkspoesie. Die erste bescheidenste, welche für uns nur eine historische Bedeutung

---

[1]) P. Sébillot, *Litt. orale de la Haute-Bretagne.* 1881. [2]) F. M. Luzel, *Légendes chrétiennes de la Basse-Bretagne.* 1881. [3]) Gaidoz et Rolland, *Mélusine, recueil de mythologie, litt, pop., traditions; usages.* Paris 1878; nur ein Jahrgang ist erschienen. [4]) Soeben geht mir Jahrgang 1883 zu, welcher die interessante Thatsache meldet, dass sich eine „*Réunion des Folkloristes*“ (Verein für Volkslitteratur — in Ermangelung eines einheitlichen Wortes ist ein Fremdwort gewählt —) zu Paris gebildet hat. Für den 29. Juni 1884 ist eine allgemeine Versammlung zu Paris geplant. [5]) E. Rolland, *Faune pop. de la France,* 4 vol. 1878—1881.

haben kann, findet ihren Abschluss in dem epochemachenden Werke *Villemarqué's*, welchem es gelingt, die Aufmerksamkeit bedeutender Schriftsteller, wie *G. Sand* und *Gérard de Nerval* auf diese eigenartige Poesie zu lenken. In der nun folgenden zweiten Epoche werden jedoch nur wenige Provinzen erschlossen, bis die offizielle Kundgebung im Jahre 1852 weiteste Kreise speziell auf das Volkslied hinlenkt und zur Sammlung anfeuert. Aber sowohl in dieser wie in der voraufgehenden Periode sehen wir viele Herausgeber schwanken zwischen Volks- und volkstümlicher Dichtung und demnach in ihre Sammlungen manches aufnehmen, was unvereinbar ist mit dem Begriffe echter Volkslitteratur. Doch erscheint diese Epoche zwischen 1852—80 insofern bei weitem bedeutender, als nicht nur Sammlungen in alten wie neuen Provinzen erfolgen, sondern auch Bearbeitungen über die Volkslitteratur einzelner Provinzen; ebenso nimmt die Erschliessung der alten Volkslitteratur in den Bibliotheken ihren Fortgang; alle diese Forschungen beschränken sich jedoch vorzugsweise auf das Volkslied, während mit dem Inslebentreten der weitausschenden Unternehmung des Hauses *Maisonneuve* die bisher so vielfach vermisste Konzentration eintritt und die Forschungen sich gleichmässig über alle Gebiete der Volkslitteratur erstrecken.

Hat demnach auch Frankreich, verglichen mit der deutschen gleichartigen Bewegung, erst viel später begonnen zu sammeln, und ist es unzweifelhaft, dass vieles bereits für immer verloren war, als Frankreich zum ersten Male den Hebel ansetzte, um seine Volkslitteratur aus dem Munde und dem Gedächtnis des Volkes in die Sammlungen zu retten, so hat sich doch der stetig wiederkehrende, schmerzliche Ausruf der Sammler, dass es in zehn, zwanzig Jahren zu spät sein werde, durchaus nicht als stichhaltig erwiesen; denn gerade jene Provinzen, von welchen befürchtet ward, dass sie nach dem Verlauf jenes Zeitraumes keine Ausbeute mehr liefern würden, haben sich bis in die jüngste Zeit hinein als unerschöpflich gezeigt. Ja, je tiefer man stieg, je mehr Schätze boten sich dem erstaunten Blicke dar. Immerhin darf man sagen, dass in der Hauptsache das, was der gallische Volkgeist hervorgebracht hat, geborgen ist; denn mit der mehr und mehr vorschreitenden allgemeinen Volksbildung und namentlich der mehr und mehr sich verbreitenden Kenntnis des Lesens und Schreibens verschwinden auch die alten Sagen, Lieder und Märchen.

Sehr lehrreich und diese Auffassung bestätigend ist ein Vergleich mit den Kärtchen, welche in dem Riesenwerke von *Reclus: La Géograqhie universelle*, Band II., *La France*, die allgemeine Volksbildung in Frankreich illustrieren. Je heller die Köpfe, desto heller die Schraffieruug der einzelnen Provinzen, je dunkler, desto

geringer die allgemeine Schulbildung, namentlich die Kenntnis des Lesens und Schreibens. Wir sehen nun gerade, dass der äusserste Norden, wie der äusserste Süden (welcher, wie erwähnt, *La France obscure* genannt wird) und Mittelfrankreich die tiefsten Schatten zeigen, dass aber dieselben Provinzen am hellsten hervorleuchten, wenn es sich darum handelt, diejenigen Teile Frankreichs namhaft zu machen, welche die bedeutendsten Beiträge zur Volkslitteratur geliefert haben. Es stehen also allgemeine Bildung und Reichtum an Volkslitteratur in umgekehrtem Verhältnis zu einander, und die grössere Verbreitung der Elementarbildung geht mit dem Verschwinden und dem Absterben der Volkslitteratur Hand in Hand.

Es ist dies auch ganz natürlich; die Volkslitteratur, welche die gedruckten Bücher ersetzt, haftet in dem Gedächtnis, welches „ohne die Krücken des Lebens und Schreibens" stark genug war, Sagen, Märchen und Lieder zu behalten. Mit dem Augenblick aber, wo die allgemeine Bildung mehr und mehr um sich greift, schwindet diese Kraft des Gedächtnisses und mit ihm der Vorrat an alten Volkspoesieen; daher wird denn auch von *Sébillot* in den neuesten Publikationen der bretonischen Märchen ausdrücklich erwähnt, dass an Stelle der lebendigen Erzählung in den Spinnstuben die Lektüre trete, welche in der Familie den Schulkindern übertragen wird.

Und wie der Bewohner des Landes, besonders in der Nähe grosser Städte, sich mehr und mehr dem Städter nähert, so greift er auch in betreff der Litteratur nach „den überzuckerten Früchten der Zivilisation", vergisst seine alten Lieder über den Arien und Chansonetten, welche Paris, *cette infernale cuve*,[1]) wie der Satiriker Barbier singt, ihm sendet.

Und mit der lebendigen Erinnerung an die alten Lieder ist auch die Quelle der Begeisterung zu neuen versiegt; denn wenn auch heute noch Lieder entstehen, so tragen sie doch in der Hauptsache ein zu lokales Gepräge, und die Prosa ihrer Verse, wie die Plattheit ihrer Ideen lassen keine Poesie mehr erkennen. Fragt man auf dem Lande nach den alten vergessenen Liedern und Balladen, so wird uns mehrfach, mit besonderer Schärfe aber von *Tarbé* berichtet,[2]) dass der junge Lehrer, das stolze Kind des höheren (!) Lehrerseminars zu Paris, welcher die Geschicke Frankreichs und die Zukunft der Menschheit in seiner Toga zu tragen glaubt, sich mit den Worten von jener Litteratur abkehrt: „Wir Menschen der Zukunft kennen das nicht mehr, wir kümmern uns nicht um die

---

[1]) *infernale cuve* Höllenkessel. [2]) *Romancero de Champagne* II. S. XX, XXI.

Vergangenheit." Nur der alte Schulmeister sagt wehmütig: Ihr sucht Lieder? Seit 1830 singt man sie nicht mehr — Ringelreihen? Seit 1848 tanzt man sie nicht mehr — Sitten und Gebräuche, welche sich an feierliche Gelegenheiten knüpfen? Man unterdrückt sie. Und *Theuriet* in seiner seltsamen Jagd nach der *Chanson du jardinier*, welche indessen mehr einer Irrfahrt nach dem Mädchen gleicht, die ihm dies Lied „dereinst gesungen", erzählt,[1]) wie Frauen, welche er auf seinen Reisen in der Provinz nach alten Liedern gefragt, ihm geradezu ins Gesicht gelacht hätten. Sie kannten nur noch die Romanzen und die Refrains der *café-concerts*, und das veranlasste seinen philosophischen Reisebegleiter zu dem weltschmerzlichen Ausrufe, dass die Lokalfarbe der Provinz mehr und mehr verschwinde, in der Sprache greife die Nüchternheit der täglichen Ausdrucksweise mehr und mehr um sich, der bezeichnende originelle Ausdruck verschwinde, jeder Tag bringe den Verlust irgend einer Sitte, einer Gewohnheit, die bisher an dem Orte gehaftet. Was soll aus der Welt werden, so ruft er aus, wenn alles in eine gleichmässige graue Farbe getaucht ist, was soll aus denen werden, welche gewöhnt sind, in dem farbenprächtigen Lichte der Phantasie zu leben?

Wenn es auch unzweifelhaft ist, dass die Volkslitteratur zwar nicht reissend schnell verschwindet, sondern wie eine Ruine, der keine Sorgfalt mehr zugewandt wird, allmählich, aber unaufhaltsam zerbröckelt, so darf man doch nicht, wie es hier geschehen ist, kraftlos bedauern, was vergangen, sondern sich vielmehr freuen, dass so viele thatkräftige Männer geborgen haben, was noch zu retten war, nicht um das Geborgene vergessen, sondern um es in Neugestaltungen wiederaufleben zu lassen, eingedenk des Dichterwortes:

> Das Alte stürzt, es ändert sich die Zeit
> Und neues Leben blüht aus den Ruinen!

Worin besteht nun der Nutzen, welcher aus diesen Sammlungen und Bearbeitungen sich für die französische Nation, wie für die Kunstdichtung Frankreichs ergeben soll? Ganz abgesehen von der Erweckung und Wiederbelebung des vaterländischen Geistes, welcher dem Angehörigen der Nation in diesen der Heimat entsprungenen Dichtungen entgegentritt, liefert auch die Poesie des Volkes dem Kunstdichter manch dankbaren Stoff, sei es durch den Gegenstand selbst, sei es durch die Auffassung, welche derselbe in der Volksüberlieferung erhalten hat. Besonders anziehend erscheint es in dieser Richtung, dass deutscheste Dichter, wie der tiefe *Goethe* und der feinfühlige *Uhland*, sich an französischer Volksdichtung zu

---

[1]) *Sous Bois*, S. 194.

eigenen Gesängen begeistert haben. *La ballade du rosier blanc* muss in Uhland eine verwandte Seite berührt haben, welche in einem seiner zartsinnigen Gedichte, der Ballade vom weissen Rosenstock, wiederklang, und auf *Goethe* machte das seltsame Ritornell eines *languedoc*'schen Liedes solch tiefen Eindruck, dass er es dem wahnsinnigen Gretchen in den Mund legte.

Vor allem aber ruht der Wert der Volksdichtung, das Erfrischende und Beseelende derselben in der Wahrheit und Natürlichkeit der Darstellung. Die Volksdichtung besitzt eine Art und Weise des Ausdrucks, welche sich nicht zergliedern, sondern nur nachempfinden lässt, welche mit unglaublichem Zauber jedes empfängliche Herz ergreift; dabei ist ihre Natürlichkeit und Wahrheit sehr weit davon entfernt, Roheit zu sein; bietet sie doch im Gegenteil Züge ausgesuchtester Zartheit und Feinheit, um welche der Kunstdichter sie vergebens beneidet. Wenn die Gebrüder *Grimm* versichern, dass sie in der deutschen Volksdichtung keine einzige Lüge gefunden, so deckt sich dieses mit dem Ausspruch des französischen Bauern, bei welchem ebenfalls *cela est vrai* das ist schön bedeutet. Und diese Eigenschaften der Einfachheit, Wahrheit und Natürlichkeit machen die Volkslitteratur in so hohem Masse geeignet, vor allem der französischen Kunstdichtung einen Spiegel vorzuhalten, welche zu viel Esprit, zu viel Deklamation besitzt, zu viel dessen, was Schiller des falschen Anstands prunkende Gebärde nennt. Die französische Kunstpoesie entbehrt der frischen, natürlichen Anmut, sie ist angekränkelt in ihren Empfindungen und deshalb soll sie gleich der nervenschwachen Dame hinaus in Gottes freie Natur, sich erlaben an den frischen, saftigen Früchten des Landes, niedertauchen in den Quell der Volkspoesie, um sich gesund zu baden. Und ist es der Kunstdichtung nicht vergönnt, der Volksmuse an Ort und Stelle zu lauschen, so soll sie an ihren Blüten, die auch in dem Herbarium der Sammlungen ihre Frische und Farbe noch bewahren, wiederum Wahrheit des Gefühls, Einfachheit der Form und musikalischen Rhythmus lernen, ohne die Tiefe einzubüssen, welche aus einer höheren Welt- und Lebensanschauung hervorgeht. Wie in Deutschland soll die Dichtung zugleich das Volk wie den Denker ergreifen, wie in Deutschland soll sich die Musik dem Liede vermählen, um es auf den Flügeln des Gesangs hinauszutragen und in aller Herzen fortleben zu lassen.

Wir sehen also Frankreich in einer für uns doppelt interessanten Bewegung stehen: es soll sich daselbst anschliessend an die heimische Volksdichtung wiederholen, was wir, zum Glück für unsere Poesie, bereits durchgemacht haben.

Ob es Frankreich gelingen wird, diese Frucht aus dem mit der Volkslitteratur getränkten Boden zu zeitigen, ob es nicht den

Anschluss versäumt hat, als es die romantische Poesie vorübergehen liess, ohne an die Volksdichtung anzuknüpfen, wer will dies sagen?

Wünschen müssten wir es, dass es gelänge; denn Deutschland hat ein reges Interesse daran, dass sein interessanter Nachbar, auf den wir zumeist angewiesen sind, mit dem wir aber, wie es scheint, „einen Erziehungsprozess oft mit eisernen Ruten" durchzufechten haben, auf diese Weise eine Poesie gewänne, welche der deutschen entsprechender wäre, und mit dazu beitrüge, ein versöhnendes Bindeglied zu bilden zwischen diesen beiden grossen Nationen, welche vermöge ihrer gegenseitigen Ergänzung zu gemeinsamer Kulturarbeit bestimmt sind.

Für uns selbst aber soll die Betrachtung der französischen Volkslitteratur nicht bloss, wie wir hoffen, eine Quelle ästhetischen Genusses werden, sondern vornehmlich dazu beitragen, eine genauere Kenntnis des französischen Volkscharakters zu gewinnen; nicht die oberflächliche Beurteilung, welche das letzte Zeitungsblatt uns zuträgt, lässt uns den Charakter des Franzosen erkennen, sondern die Vertiefung und Versenkung in den Charakter seiner Volkspoesie; denn hier lernen wir einen Stand genauer kennen, welcher noch immer die Basis alles Staatslebens gebildet hat und welcher gerade in unserer Zeit doppeltes Studium erheischt. Wir haben uns viel zu viel gekümmert um Paris und den Charakter seiner Bewohner, wir haben geglaubt, nach ihm den Charakter des Franzosen ermessen zu können, während doch die Bevölkerung der grossen Millionenstädte uns immer die gleichen, oft unerfreulichen Erscheinungen zeigt; die eigentliche Kraft ruht doch bei dem Volke, welches fern ab von dieser „*infernale cuve*" lebt und liebt.

Wir werden dann erkennen, dass die französische Nation einem grossen, reichgeästeten Baume gleicht, an welchem einzelne Stellen wohl abgestorben sein können, dessen Wurzeln aber Kraft und Saft genug besitzen, diese abgestorbenen Stellen abzustossen und sie mit frischem, neuen Leben zu durchdringen.

Dresden. W. Scheffler.

Sébastien-Roch-Nicolas Chamfort.

Ein Schriftsteller aus der französischen Revolutionszeit.

In meinem Aufsatze über Gresset (Zschr. f. nfrz. Spr. u. Litt., Band V[1], p. 120—137) habe ich es bereits ausgesprochen, dass Chamfort nur zu den Schriftstellern zweiten Ranges des 18. Jahrhunderts zu rechnen sei, obwohl er als einer der geistreichsten Männer seines Zeitalters angesehen werden kann. „Wenn derselbe," so äussert sich Max Ring, „weniger bekannt geworden ist als er es verdient, so trägt wohl hauptsächlich der Umstand schuld, dass er vermöge seiner eigentümlichen Natur und der Verhältnisse kein grösseres Werk hinterlassen hat, in dem er die ganze Fülle seiner tiefen Weltanschauung, seiner scharfen und feinen Beobachtungsgabe seines originellen Geistes zeigen konnte." Vor allem fehlte ihm aber die anhaltende Arbeitslust.

Chamfort's Dramen muss man unbedingt verurteilen, und die meisten seiner Schriften, mit Ausnahme des Eloge de Molière und des Eloge de Lafontaine, können heutzutage kein besonderes Interesse mehr erwecken; nur durch die Caractères et Anecdotes und durch die Maximes et Pensées ist seine litterarische Bedeutung für alle Zeiten gesichert. Sowohl im gemütlichen Kreise seiner Freunde, als auch in den Salons der feinen Gesellschaft sprühte seine geistreiche Unterhaltung, und ohne es zu merken, sprach er die tiefsten Wahrheiten aus, die er dann am Abend niederzuschreiben pflegte. Mit Recht rühmt der Psycholog Honoré de Balzac von ihm und dem ihm verwandten Rivarol: „Diese Leute legten in einen Gedanken ein ganzes Buch, während man heut kaum einen Gedanken in einem ganzen Buche findet."

Dass dieser in der letzten Hälfte des vorigen Jahrhunderts wegen seiner treffenden Aussprüche so viel gefeierte und be-

wunderte Mann bei den Litteraturfreunden von Zeit zu Zeit wieder einmal in Erinnerung gebracht werde, hat wohl seine volle Berechtigung. Zuerst entriss ihn der Vergessenheit Max Ring durch einen Aufsatz in den Westermann'schen Monatsheften, Band 30 (1871) p. 86—97: Chamfort und seine Werke. Zu bemerken ist, dass derselbe ihn im Jahre 1740 geboren sein lässt und seinen Wohlthäter — was wohl als Druckfehler anzusehen ist — Vaudvenil anstatt Vaudreuil nennt. Ausserdem ist fälschlich angegeben, dass er wegen einer Satire gegen einen der Professoren von der Universität ausgeschlossen worden sei, dass ihm die Geliebte seines Herzens nach zwei Jahren durch einen plötzlichen Tod entrissen worden sei, und dass er nach der Aufhebung der Pensionen, als seine Freunde ihn, besonders aber seinen kleinen Sohn beklagten, an den Knaben die Worte gerichtet habe: „Komm, mein kleiner Freund, du wirst besser werden als wir etc." Diese Irrtümer sind im folgenden richtig gestellt. Im Jahre 1872 erschien F. Lotheissen's Buch: Literatur und Gesellschaft in Frankreich, zur Zeit der Revolution 1789—1794 (Wien, Gerold's Sohn), das sich p. 31—35 mit Chamfort beschäftigt. Wie Lotheissen zu dem Ausspruche kommt, dass „Mustapha et Zéangir" das Wohlwollen der Königin „durch eine Anspielung auf den gütigen Fürsten, der mit seinen Brüdern in vollster Eintracht lebe", erregt habe, lässt sich aus dem Stücke selbst nicht erweisen. Nach seiner Darstellung muss man auch annehmen, dass Chamfort niemals verheiratet gewesen sei. Eingehender behandelt Chamfort's Stellung in der Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts ein in demselben Jahre erschienenes Programm der Höheren Bürgerschule zu Mülhausen in Thüringen, wo seine Lebensschicksale und seine Werke von dem Realschullehrer de Roth besprochen worden. In dieser Schrift ist unrichtig angegeben, dass Chamfort von der Akademie zu Versailles den Preis für sein Eloge de Lafontaine davongetragen habe. Der letzte, welcher über Chamfort geschrieben hat, ist meines Wissens Julian Schmidt in seiner Geschichte der französischen Literatur seit Ludwig XVI. (Leipzig, F. W. Grunow, 1873), I, p. 100—106, der hauptsächlich eine Sammlung Chamfort'scher Aussprüche in deutscher Übersetzung gibt.

Da diese Arbeiten sämtlich mehr oder weniger lückenhaft sind, so halte ich es nicht für überflüssig, wenn Chamfort's Leben und Werke auch in unserem Jahrzehnt, und zwar in einer Fachzeitschrift wieder einmal zur Sprache gebracht werden.

Sébastien-Roch-Nicolas Chamfort wurde als natürliches Kind auf einem Dorfe bei Clermont in der Auvergne[1]) geboren. Wie d'Alembert erst später seinen Namen angenommen und in der französischen Aufklärungslitteratur berühmt gemacht hat, so auch Chamfort. Jener wusste wenigstens, dass sein Vater, der Ingenieuroffizier Destouches, ein Bruder des Dichters, seine Mutter die als Salondame bekannte Madame Tencin war; er war von seinen gewissenlosen Eltern in der Nähe von Notre-Dame auf den Stufen der jetzt zerstörten Kirche St. Jean le Rond ausgesetzt worden, wovon er ja auch zuerst den Namen Jean le Rond, wie er in den Litteraturgeschichten[2]) häufig mit genannt wird, erhielt. Dieser dagegen hat den Namen seines Vaters niemals erfahren, seine Mutter nannte ihn Nicolas. Als später d'Alembert's Mutter, nachdem er der berühmte Mathematiker geworden war, ihn als ihren Sohn anerkennen wollte, stiess er sie mit Verachtung zurück, während Chamfort der seinigen stets Achtung zollte und mit der grössen Liebe an ihr hing, ja oftmals sich selbst Entbehrungen auferlegte, nur um sie nicht darben zu lassen.[3]) Sie starb 1784 im im Alter von 85 Jahren.

Im Collège des Grassins, dem der junge Nicolas auf Verwendung eines Herrn Morabin als Stipendiat angehörte, zeichnete er sich durch seine natürlichen Anlagen und seinen Fleiss so aus, dass er von 10 in der Rhetorik ausgesetzten Preisen 9 erhielt. In Gemeinschaft mit seinem Freunde Letourneur brachte er durch seine mutwillige Munterkeit, seinen Witz und seine Satire den feierlichen Ernst seiner Lehrer oft aus aller Fassung, und der Docent des Griechischen, Lebeau, veranlasste seine Kollegen, dass die beiden jungen Leute von der Schule verwiesen wurden. Ähnlich wie Rousseau mit seinem Landsmanne Bâcle, wollten die zwei Kameraden die weite Welt durchziehen; sie nahmen sich die Normandie zum Ziele und kamen bis nach Cherbourg. Aber ihre abenteuerliche Reise war von kurzer Dauer; denn bald ging ihnen das Geld aus. Die beiden Flüchtlinge mussten heimkehren und, nachdem sie ihre tollen Streiche aufrichtig bereut hatten, nahm sie das Haus, welches sie verlassen hatten, nachsichtsvoll wieder auf. Man drang in Nicolas,

---

[1]) In den Lettres de Mirabeau à Chamfort (Paris, l'an V de la rép. franç.) wird er deshalb auch nur l'Auvergnat genannt.

[2]) F. Kreyssig, p. 272.

[3]) Notice biogr., p. VIII (vgl. p. 253): Dans les situations les plus embarrassantes, il se priva souvent du nécessaire, pour qu'elle non manquât pas.

sich dem geistlichen Stande zu widmen, wozu er aber durchaus keine Neigung hatte.[1])

In die Welt hinausgerufen, nannte er sich de Chamfort, und sein ganzer Ehrgeiz war darauf gerichtet, dem angenommenen Namen in der Gesellschaft Anerkennung[2]) zu verschaffen. Nachdem er in verschiedenen Häusern als Schreiber und Sekretär thätig gewesen war, kam er nach Paris, wo er anfangs im Auftrage der Journalisten und Buchhändler namentlich an der Revue encyclopédique und am Vocabulaire français arbeitete, um sein Leben zu fristen.

Er fand aber wegen seiner geistreichen Unterhaltung bald Zutritt zu der feinen Gesellschaft und wurde, da er ein bildhübscher Mann war, namentlich in Damenkreisen gern gesehen.[3]) Um sich noch mehr bekannt zu machen und das nötige Ansehen zu erlangen, bewarb sich Chamfort bei einer Reihe akademischer Preisausschreibungen, und es gelang ihm auch bald, einen Preis für seine Epître d'un père à son fils sur la naissance de son petit-fils zu erhalten. Nicht unerwähnt mag bleiben, dass er sich bei dieser Gelegenheit seines Lehrers Lebeau, der ihn aus der Klasse gewiesen hatte, erinnerte und ihm ein Exemplar der Preisschrift mit den Worten schickte: „Chamfort übersendet sein gekröntes Werk seinem alten und ehrwürdigen Lehrer und bittet nach Verlauf von 8 Jahren um Verzeihung für Nicolas."[4]) Lebeau antwortete: „Immer habe ich Nicolas geliebt, ich bewundere

---

[1]) Notice biogr. p. XI: Je ne serai jamais prêtre; j'aime trop le repos, la philosophie, les femmes l'honneur, la vraie gloire; et trop peu les querelles, l'hypocrisie, les honneurs et l'argent.

[2]) Sainte-Beuve, Causeries du lundi (Paris, Garnier frères 1853) IV. p. 412: Il attachait beaucoup d'importance au nom. Un jour le duc de Créqui lui disait: „Mais, monsieur de Chamfort, il me semble qu'aujourd'hui un homme d'esprit est l'égal de tout le monde, et que le nom n'y fait rien." — „Vous en parlez bien à votre aise, monsieur le duc, répliqua Chamfort; mais supposez qu'au lieu de Créqui vous vous appeliez M. Criquet; entrez dans un salon et vous verrez si l'effet sera le même."

[3]) Chateaubriand entwirft in seinem Essai sur les Révolutions folgendes Portrait von Chamfort: Il était d'une taille au-dessus de la médiocre, un peu courbé, d'une figure pâle, d'un teint maladif. Son œil bleu, souvent froid et couvert dans le repos, lançait l'éclair quand il venait à s'animer. Des narines un peu ouvertes donnaient à sa physionomie l'expression de la sensibilité et de l'énergie. Sa voix était flexible, ses modulations suivaient les mouvements de son âme; mais, dans les derniers temps de mon séjour à Paris, elle avait pris de l'aspérité, et on y démêlait l'accent agité et impérieux des factions. Je me suis toujours étonné qu'un homme qui avait tant de connaissance des hommes, eût pu épouser si chaudement une cause quelconque. Sainte-Beuve, IV. p. 427.

[4]) Notice biogr., p. XIII.

Chamfort."[1]) Einige Tage nachher begegneten sie sich, und weinend umarmten sich Lehrer und Schüler.

Nun wandte sich Chamfort dem Theater zu, und die Komödie „La jeune Indienne“, welche am 30. April 1764 von den Schauspielern der Comédie-Française aufgeführt wurde, errang einen nicht unbedeutenden Erfolg, den er jedoch nicht gehörig ausbeutete. Das Stück ist heutzutage mit vollem Rechte der Vergessenheit anheimgefallen.[2]) Bei der Preisbewerbung im Jahre 1766 hatte Chamfort mit seinem Homme de lettres kein Glück, da La Harpe ihm den Preis streitig machte; aber 1768 trug er ihn wieder davon durch Beantwortung der Frage: Combien le génie des grands hommes influe sur leur siècle? Sein Eloge de Molière (1769), eines seiner besten Werke, wofür er abermals von der französischen Akademie mit dem Preise ausgezeichnet wurde, war wohl nicht ohne Einfluss auf die Abfassung seines zweiten Lustspieles „Le Marchand de Smyrne“ (1770),[3]) so dass dasselbe gleichsam als eine Nachwirkung der Beschäftigung mit dem grossen Lustspieldichter des vorigen Jahrhunderts angesehen werden kann. Das Stück trug ihm soviel ein, dass er auf einige Zeit frei von Nahrungssorgen leben konnte.

Die schamloseste Ausschweifung war in der zweiten Hälfte des vorigen Jahrhunderts in der vornehmen Gesellschaft von Paris gewissermassen Modesache. Chamfort, der in dieses sittenlose Treiben mit hineingezogen worden war, verfiel infolgedessen in eine allgemeine Nervenschwäche und zog sich ein bedenkliches Augenleiden zu. Durch die Freigebigkeit seines Freundes Chabanon war es ihm möglich, in dem Bade Contrexéville in den

---

[1]) Notice biogr., p. XIV.

[2]) Nach Sainte-Beuve, IV. p. 413 war auch Grimm's Urteil über diese Komödie ein ziemlich absprechendes: C'est un ouvrage d'enfant, dans lequel il y a de la facilité et du sentiment, ce qui fait concevoir quelque espérance de l'auteur; mais voilà tout.

[3]) Wie über La jeune Indienne so bricht auch über Le Marchand de Smyrne Grimm den Stab: M. de Chamfort est jeune, d'une jolie figure, ayant l'élégance recherchée de son âge et de son métier. Je ne le connais pas d'ailleurs; mais, s'il fallait deviner son caractère d'après sa petite comédie, je parierais qu'il est petit-maître, bon enfant au fond, mais vain, pétri de petits airs, de petites manières, ignorant et confiant à proportion; en un mot, de cette pâte mêlée dont il résulte des enfants de vingt à vingt-cinq ans assez déplaisants, mais qui mûrissent cependant, et deviennent, à l'âge de trente à quarante ans, des hommes de mérite. S'il ne ressemble pas à ce portrait, je lui demande pardon, mais j'ai vu tous ces traits dans son Marchand de Smyrne. Pour du talent, de vrai talent, je crains qu'il n'en ait pas; du moins son Marchand n'annonce rien du tout, et ne tient pas plus que sa Jeune Indienne ne promettait autrefois. Sainte-Beuve, IV. p. 415.

Vogesen Heilung zu suchen. Nach seiner Rückkehr nach Paris verfasste er das Eloge de Lafontaine (1774), welches ihm von der Akademie zu Marseille den Preis von 4000 Livres eintrug; aber er hatte sich dabei über seine Kräfte angestrengt und musste abermals eine Badereise antreten. Er begab sich in die Bäder von Barèges in den Pyrenäen, wo sich auch die Schwester des Herzogs von Choiseul, Madame Grammont, befand. Durch seine Gabe zu gefallen, erhielt er deren ganzen Beifall, und auch Herr von Choiseul, bei dem er sich auf seiner Rückreise durch Chanteloup einige Tage aufhielt, war über die Liebenswürdigkeit und reizende Feinheit seines Geistes ganz der Meinung seiner Schwester. Durch diese Bekanntschaft war Chamfort am Hofe empfohlen worden, und am 1. und 7. November wurde sein Trauerspiel Mustapha et Zéangir in Fontainebleau aufgeführt, welches das Wohlgefallen des Königs und besonders der jungen Königin Marie Antoinette derartig erregte, dass sie den Dichter nach der ersten Vorstellung in ihre Loge rufen liess und ihm auf der Stelle eine Pension von 1200 Livres aussetzte; gleichwohl fiel das Stück durch, als es zu Paris gegeben wurde.[1])

Als Dank widmete Chamfort seiner hohen Gönnerin das erste im Jahre 1778 gedruckte Exemplar[2]) seiner Tragödie. Und nun wurde er auch von andern Seiten mit Ehren überhäuft. Der Graf Artois, des Königs jüngster Bruder, ernannte ihn zu seinem Vorleser, der Prinz von Condé übertrug ihm die Stelle eines Geheimsekretärs mit dem ansehnlichen Gehalte von 2000 Livres und räumte ihm, als er seine Stelle wieder aufgab, freie Wohnung in seinem Palaste ein.

Das Gefühl der Abhängigkeit hatte von jeher niederschlagend auf Chamfort gewirkt; er zog sich jetzt nach dem Dorfe Auteuil in der Nähe von Paris zurück, wo er in der Gesellschaft der Madame Helvétius lebte. Kurz darauf lernte er

---

[1]) Frau von Campan, Memoiren über das Privatleben der Königin Maria Antoinette, I, p. 212 (Breslau, 1824).

[2]) Die Widmung lautete: Madame, l'indulgente approbation dont Votre Majesté a daigné honorer la tragédie de Mustapha et de Zéangir m'avait fait concevoir l'espérance de lui présenter cet ouvrage, et vos bontés ont rendu ce vœu plus cher à ma reconnaissance. Heureux, si je pouvais, Madame, la consacrer par de nouveaux efforts, si je pouvais justifier vos bienfaits par d'autres travaux et trouver grâce devant Votre Majesté par le mérite de mes ouvrages plus que par le choix de leur sujet! En effet, Madame, le triomphe de la tendresse fraternelle, l'amitié généreuse et les combats magnanimes de deux héros avaient naturellement trop de droits sur votre âme, et peindre des vertus, c'était s'assurer l'honneur du suffrage de Votre Majesté. Je suis avec un très profond respect, Madame, de votre Majesté le très humble, très obéissant et très fidèle sujet, Chamfort. Sainte-Beuve, IV. p. 418 u. 419.

bei einem Besuche in Boulogne eine Frau von B.... kennen, die etliche Jahre älter als er selbst war, bei der aber ein vorteilhafter Wuchs, schöne sprechende Augen, eine ungezwungene Höflichkeit und geistreiche Unterhaltung den Reiz der Jugend ersetzten; er heiratete sie und siedelte mit ihr nach Vaudouleur bei Etampes über. Aber schon nach sechs Monaten wurde das glückliche Familienleben durch den Tod der Frau wieder gelöst.

Nach der Rückkehr von einer Reise nach Holland kam Chamfort wieder nach Paris, wurde am 19. Juli an die Stelle Sainte-Palaye's in die Akademie aufgenommen und erhielt bei Madame Elisabeth, der Schwester Ludwigs XVI., auf den Vorschlag Vaudreuil's die Stelle eines Sekretärs; in ihrem Auftrage schrieb er den Kommentar über die Fabeln Lafontaine's. Damals that er den Ausspruch: „Ich habe dreierlei Freunde: meine Freunde, die mich lieben, meine Freunde, die sich nicht um mich bekümmern, und meine Freunde, die mich verabscheuen."[1])

Von dieser Zeit an datiert auch das innige Freundschaftsverhältnis zwischen ihm und Mirabeau, der ihn mit Vorliebe einen „elektrischen Kopf" nannte und von London aus an ihn schrieb: „Mein teurer und würdiger Chamfort, ich fühle, dass ich mit Ihnen einen Teil meiner Kräfte verloren habe; man hat mir meine Pfeile geraubt."[2]) „Man wundere sich nicht," so schreibt Chamfort's Freund Ginguené,[3]) „dass zwei dem Anscheine nach so verschiedene Männer so schnell und so innig vertraut wurden; unter den anscheinenden Abweichungen ihrer guten und lobenswürdigen Eigenschaften lagen geheime Berührungen verborgen. Die Grundzüge im Charakter des einen vereinten sich mit den verschmolzenen Nebenzügen im Charakter des andern. Kraft, ungestümes Wesen, leidenschaftliche Empfindlichkeit zeichneten Mirabeau aus, Chamfort dagegen feine Beobachtungsgabe und ein sehr zarter Sinn; aber selten besass wohl ein Mann von so heftigen Gemütsbewegungen wie jener so viel Zartheit und Biegsamkeit des Geistes, selten ein Mann von einem so freien und scharfsinnigen Geiste, von einem so geläuterten und ausgebildeten Talente wie dieser zugleich soviel Seelenkraft und soviel Feuer."

Die Revolution, die Chamfort's Verderben werden sollte, war von ihm mit Freuden begrüsst worden und nahm ihn ganz und gar in Anspruch.[4]) Von früh an suchte er die Männer, welche damals am meisten auf die öffentliche Meinung wirkten, entweder auf

[1]) Notice biogr., p. XXXIV.
[2]) Notice biogr., p. XL.
[3]) Notice biogr., p. XXXIV.
[4]) Adieu les rêveries philosophiques, la poésie, les douces études! Notice biogr., p. XLIV.

oder er empfing sie bei sich. Zunächst gab er mit der königlichen Sache auch seine Stelle in der Akademie auf; seine meisten Einkünfte bestanden in Pensionen, und als dieselben im Jahre 1790 aufgehoben wurden, sah er sich plötzlich fast von allen Mitteln entblösst und wurde Mitarbeiter am Merkur. Damals begann er auch sein wichtiges Werk „Tableaux historiques de la révolution française". Welchen Eindruck der Beschluss der Nationalversammlung betreffs der Aufhebung der Pensionen auf ihn machte, können wir aus folgendem Berichte seines Biographen[1]) ersehen: Am Tage nach der Veröffentlichung des Dekretes ging Chamfort mit Roederer auf das Land, um seinen Kollegen Marmontel zu besuchen. Sie trafen ihn und seine Frau, wie sie um die Zukunft ihrer Kinder jammerten. Da nahm Chamfort eines von ihnen auf seine Kniee und sagte: „Komm, mein kleiner Freund, Du wirst besser werden als wir; eines Tages wirst Du über Deinen Vater weinen, wenn Du erfährst, dass er bei dem Gedanken, Du würdest ärmer sein als er, über Dich weinen konnte." Den folgenden Tag schrieb er an Madame Panckoucke: „Während ich Ihnen schreibe, gellen mir die Ohren von dem Geschrei: Einziehung aller Pensionen in Frankreich; und ich spreche: Ziehe ein, soviel du willst, ich werde deshalb weder meine Gesinnung noch meine Gefühle ändern."

Von Chamfort stammt auch das Losungswort der Revolutionsmänner: Krieg den Schlössern, Friede den Hütten![2]) Schon früher soll er Sieyès die Idee zu seiner epochemachenden Schrift: Qu'est-ce que le tiers état? eingegeben haben. Eines Morgens sagte Chamfort zum Grafen Lauraguais: „Ich habe soeben ein Werk vollendet." — „Wie? ein Buch?" — „Nein, kein Buch; so dumm bin ich nicht, aber den Titel eines Buches, und dieser Titel sagt alles. Ich habe ihn bereits dem puritanischen Sieyès überlassen, der ihn nach seinem Belieben verarbeiten mag. Er kann sich anstellen wie er will, man wird immer nur den Titel behalten." — „Wie lautet er denn?" — „Also: Was ist der dritte Stand? Nichts. Was hat er? Nichts."[3])

Als ehrlicher und aufrichtiger Freund der Revolution konnte Chamfort keinen Gefallen an dem Treiben der Schreckensmänner finden und wagte es, sich unverhohlen über ihre Freveltbaten auszusprechen. Als seine Freunde ihn warnten und ihn baten, seine Zunge etwas zu zügeln, erklärte er, er werde es sich nicht nehmen lassen, als freier Mann ein freies Wort zu reden und

---

[1]) Notice biogr., p. XLVI.
[2]) Notice biogr., p. LVIII.
[3]) Nouv. biogr. universelle, X. p. 605.

die Dinge beim rechten Namen zu nennen. Weder von Marat noch von Robespierre oder von irgend einem der übrigen Elenden, deren Arm damals Frankreich schwer zu drücken begann, liess er sich einschüchtern, er that sich ihretwegen nicht den geringsten Zwang an. Voll Unwillen über ihre Schändung des holden Wortes Brüderschaft, übersetzte er die damals fast an allen Gebäuden befindliche Inschrift: „Brüderschaft oder Tod“ auf folgende Art: „Sei mein Bruder oder ich schlage Dich tot.“ Er sagte auch: „Die Brüderschaft dieser Leute ist die des Kain und Abel.“ Man bemerkte ihm, dass er diesen Vergleich öfters wiederholt hätte. „Es ist wahr,“ antwortete er, „ich hätte auch zur Abwechselung sagen können, des Eteokles und Polynikes.“[1])

Er entging seinem Schicksale nicht. Ein Unterbeamter der Nationalbibliothek, an welcher Chamfort beim Eintritte Roland's in das Ministerium als Bibliothekar angestellt worden war, hatte die gegen Marat und Robespierre geschleuderten Sarkasmen gesammelt, und infolgedessen wurde er zugleich mit Barthélemy, dem Verfasser der Voyage du jeune Anacharsis, seinem Neffen Courcay und noch zwei anderen Vorstehern der Bibliothek festgenommen und in dem ungesunden und schlecht eingerichteten Gefängnisse aux Madelonnettes eingekerkert. Schon nach etlichen Tagen wurde er jedoch wieder entlassen, um in seiner eigenen Wohnung die Haft fortzusetzen. Über einen Monat bereits wurde er daselbst bewacht, als ihm eines Tages der Wächter ankündigte, dass er wieder in das Gefängnis zurückgebracht werden sollte. Um sich dem zu entziehen, begab er sich in ein Nebenzimmer, lud ein Pistol und feuerte es auf seinen Kopf ab. Der Schuss zerschmetterte aber nur das Nasenbein und drang in das rechte Auge ein. Als er sich von dessen Wirkungslosigkeit überzeugt hatte, ergriff er ein Rasiermesser und versuchte sich die Kehle zu durchschneiden; er war aber bereits zu schwach und zerfetzte sich nur den Hals. Er führte nun mehrere Stösse gegen sein Herz und nahm alle Kraft zusammen, um sich die Kniekehlen zu durchschneiden und die Adern zu öffnen.

Seine Pflegerin, welche den Schrei, den er, von Schmerz überwältigt, ausstiess, gehört hatte, eilte herbei und bemerkte das unter der Thür vorquellende Blut. Die in der Nähe weilenden Häscher schlugen die Thür ein und fanden ihren Gefangenen in einem Grausen erregenden Zustande. Nachdem die herbeigerufenen Ärzte die Wunden verbunden hatten, erholte sich Chamfort rasch wieder von der Ohnmacht, in die er gefallen war, und diktierte mit lauter Stimme folgende Erklärung, die er sodann

[1]) Notice biogr. p. LIII u. LIV.

mit seinem eigenen Blute unterzeichnete: „Ich, Sébastien-Roch-Nicolas Chamfort, erkläre hiermit, dass ich lieber als freier Mann habe sterben wollen, als mich gleich einem Sklaven ins Gefängnis zurückführen zu lassen, erkläre, dass, wenn man darauf bestehen sollte, mich in meinem gegenwärtigen Zustande mit Gewalt fortzuschleppen, mir noch Kraft genug bleibt, um das zu vollenden, was ich begonnen habe. Ich bin ein freier Mann; nie wird man mich lebendig wieder in ein Gefängnis bringen.“[1])

Ginguené, der kurze Zeit nach diesem traurigen Vorgange zu Chamfort kam, berichtet über den Zustand des Freundes folgendes:[2]) Sein Kopf und sein Hals waren in blutige Leinwand eingehüllt; sein Kopfkissen und die Betttücher waren ebenfalls damit gefärbt. Das wenige, was von seinem Gesichte zu sehen war, war noch damit bespritzt. Er sprach mit weniger Heftigkeit und fing an seine Schwäche zu fühlen. Ich blieb vor ihm stehen, stumm vor Schrecken, Bewunderung und Schmerz. „Mein Freund,“ sagte er zu mir, indem er mir die Hand reichte, „so entgeht man diesen Menschen; sie sagen, ich hätte mich gefehlt, aber ich fühle, dass die Kugel im Kopfe sitzt. Dort werden sie dieselbe nicht suchen.“ Alles, was er sagte, trug das Gepräge eines einfachen und starken Charakters. Nach einer Pause fuhr er mit einer völlig ruhigen Miene und selbst in dem ihm eigenen ironischen Tone fort: „Da sehen Sie, was es heisst eine ungeschickte Hand zu haben; nichts gelingt einem, nicht einmal sich umzubringen.“

Man liess Chamfort alle Pflege angedeihen, um ihn am Leben zu erhalten, und nach etwa drei Wochen konnte er das Bett schon wieder verlassen und ausgehen. Kaum hatte sich aber seine letzte Wunde geschlossen, als er mit einem Male den Schlaf, die Esslust und seine Munterkeit verlor. Die Eiterung machte eine Operation nötig, welche ihm Linderung von seinen Schmerzen verschaffen und Heilung bringen sollte. Sie wurde aber leider von dem ihn behandelnden Arzte erst ausgeführt, als keine Rettung mehr möglich war, und hatte den Tod zur Folge.

Chamfort starb am 15. April 1794 und wurde von seinen treuen Freunden zur letzten Ruhestätte geleitet. Ein Jahr später veröffentlichte Ginguené, um sein Andenken zu ehren, aber auch um seine Schulden zu bezahlen, die erste Ausgabe seiner Werke.[3])

---

[1]) Notice biogr. LXI u. Nouv. biogr. universelle, p. 605.

[2]) Notice biogr. p. LXIII.

[3]) Œuvres de Chamfort, recueillies et publiées par un de ses amis (Paris, l'an 3 de la république). Tome I. p. IV. (Nach der in diesem 1. Bande stehenden Notice sur la vie de Chamfort sind sämtliche Citate gegeben).

Aus dem bisher Gesagten geht genugsam hervor, dass von sämtlichen Werken Chamfort's hauptsächlich die Maximes et Pensées sowie die Caractères et Anecdotes seinen litterarischen Ruhm begründet haben. Er hatte die Gewohnheit, an jedem Abende sich über den verlebten Tag noch einmal Rechenschaft abzulegen und nicht nur die Resultate seines eigenen Nachdenkens und witzige Einfälle anderer, sondern auch charakteristische Züge, die er erlebte, oder Anekdoten, die er erzählen hörte, auf kleinen Papierstreifen aufzuzeichnen, welche er dann in Mappen sammelte und ordnete.

Von diesem litterarischen Nachlasse ist jedoch ein grosser Teil auf eine unerklärte Weise abhanden gekommen. Ginguené bedauert namentlich den Verlust der Contes, in welchen mit ebensoviel Wahrheit als Geist und Talent die Sittenverderbnis der damaligen Zeit geschildert war, der Epîtres de Ninon, worin ein vollständiges Gemälde des Hofes Ludwig's XIV. verwebt war, und des erst in den letzten Jahren geschriebenen Poème de Genève.

Diesem gegenüber hatte auch Chamfort mehrmals von einem Ouvrage philosophique gesprochen, an dem er schon lange arbeite. Während seiner letzten Krankheit hatte er sogar einigemal den Wunsch geäussert, dem Freunde sein Manuskript zu übergeben, was dieser jedoch aus zarter Rücksichtnahme stets ablehnte.

Da starb Chamfort plötzlich, und sein Zimmer wurde versiegelt. Als das Gerichtssiegel abgenommen wurde, fand man die Mappen leer, die meisten Papiere waren gestohlen. Was sich noch vorfand, wurde von den Gerichtsbeamten in zwei Mappen gelegt, und Ginguené veranstaltete die Herausgabe dieser schätzbaren Überbleibsel. Eine Ordnung unter den Trümmern herzustellen war nur dadurch möglich, dass sich unter den vorgefundenen Quartblättern ein Zettel befand, der für die Einteilung des Werkes einen gewissen Anhalt gab. Er enthielt folgendes:

Produits de la Civilisation perfectionnée.

1ère partie. Maximes et Pensées.
2ème partie. Caractères.
3ème partie. Anecdotes.

Wahrscheinlich war dies der Titel zu jenem Ouvrage philosophique, von dem Chamfort kurz vor seinem Tode geredet hat. Der Herausgeber behielt diese Anordnung bei und versuchte das noch vorhandene Material in der angegebenen Weise zu ordnen. Der eigentliche systematische Zusammenhang geht dem Ganzen jedoch ab.

Die erste deutsche Übersetzung lieferte N. P. Stampeel: Maximen, Charakterzüge und Anekdoten. 2 Teile (Leipzig, Gott-

fried Martini 1797). In neuerer Zeit haben wir eine auszugsweise Übertragung von Max Ring: Lebensweisheit und Menschenkenntnis in Sprüchen von Chamfort und andern. (Berlin, O. Löwenstein. 3. Auflage 1874.)

Zum Schlusse will ich zur besseren Orientierung aus den Maximes et Pensées noch die einzelnen Kapitelüberschriften angeben.

I. II. Maximes générales.
III. De la société, des grands, des riches, des gens du monde.
IV. Du goût pour la retraite et de la dignité du caractère.
V. Pensées morales.
VI. Des femmes, de l'amour, du mariage et de la galanterie.
VII. Des savants et des gens de lettres.
VIII. De l'esclavage et de la liberté de la France avant et depuis la révolution.

Es lag erst in meiner Absicht, aus dieser reichen Fülle des Inhalts ebenfalls eine Auswahl in deutscher Übersetzung zu geben, ich glaube aber davon absehen zu können, da gewiss jeder Leser dieser Arbeit, der das Verlangen hat, die Chamfort'schen Sinnsprüche und Gedanken einmal kennen zu lernen, lieber das Original zur Hand nimmt. Dasselbe ist ja für etliche Centimes zu beschaffen, da sowohl die Caractères et Anecdotes wie auch die Maximes et Pensées vollständig Aufnahme gefunden haben in der Bibliothèque nationale (Œuvres choisies de Chamfort, Paris 1875).

Und so schliesse ich mein Essay mit dem Wunsche, dass es mir gelungen sein möge, Chamfort, der es versteht, den Leser zu fesseln, mag man mit seinen Ansichten und Anschauungen übereinstimmen oder nicht, manch neuen Freund zuzuführen.

A. Reissig.

Beiträge zur französischen Lexikographie.

I.

Ich beginne mit dem (anonym erschienenen) „Dictionnaire du bas-langage ou des manières de parler usitées parmi le peuple, ouvrage dans lequel on a réuni les expressions proverbiales, figurales et triviales, les sobriquets, termes ironiques et facétieux, les barbarismes, solécismes et généralement les locutions basses et vicieuses que l'on doit rejeter de la bonne conversation." 2 vol., Paris 1808, mit dem Motto „In populi quandoque juvat descendere turbas." Dieses Werk ist in der Vorrede zu Sachs' Wörterbuch unter den benutzten Hilfsmitteln nicht erwähnt, scheint also den Herausgebern nicht vorgelegen zu haben. In der That fehlen bei Sachs manche hier enthaltene Wörter, namentlich aber einzelne Bedeutungen und idiomatische Gebrauchsweisen vieler Wörter, natürlich fast durchweg im Gebiete des Familiären und Trivialen. Ich habe es nun für nicht überflüssig erachtet, dergleichen Wörter und Wendungen herauszuheben und zusammenzustellen: hauptsächlich von der Ansicht geleitet, möglicherweise doch hier und da einem des Französischen Beflissenen, dem gerade keine andere Quelle zu Gebote steht, aus der Verlegenheit zu helfen; vielleicht bietet die Sammlung auch manche etymologische und kulturhistorische Kuriosität. Sämtliche bei Sachs zwar stehende, aber nicht mit der betreffenden speziellen Bedeutung oder Lokution aufgeführten Wörter habe ich mit einem * bezeichnet; die nicht so bezeichneten fehlen bei Sachs. Einige in unserem „Dictionnaire" enthaltene und bei Sachs fehlende Wörter sind bei Landais zu finden; ich habe sie aber doch nicht in mein Verzeichnis aufgenommen, da ich Land. mit Sachs in einem besonderen Artikel vergleichen will, wobei ich ausdrücklich erkläre, dass ich zunächst keine andere Absicht habe, als die Thatsache zu constatieren,

dass diese und jene Wörter in dem genannten, in seiner Art gewiss einzigen Werke fehlen. Ich habe überall die Orthographie des Originals beibehalten, mit Ausnahme evidenter Druckfehler. Ich glaube zur Charakteristik des Buches auch dessen „Préface“ wiedergeben zu sollen: „La langue française se propage de jour au jour avec tant de rapidité, que l'on peut espérer de la voir bientôt universellement adoptée en Europe, chacun veut lire ces chefs-d'œuvre originaux que l'on chercherait vainement dans la littérature moderne des autres peuples; chacun veut parler une langue que Boileau, Racine, Bossuet et tant d'auteurs célèbres ont rendue majestueuse par les sublimes conceptions de leur génie. Le plus bel apanage d'une langue est sans contredit l'élégance et la pureté, et où doit-on le plus efforcer de faire briller ces précieux avantages, si ce n'est dans l'intimité et l'abandon de la conversation? L'ouvrage que l'on publie est loin, assurément, d'offrir un recueil de ces pensées nobles et pures qui élèvent l'âme et l'imagination, de donner un choix de ces mots dont le son doux et harmonieux flatte si agréablement l'oreille — la langue, dépouillée de tout ornement, ne s'y laisse apercevoir que sous des formes burlesques et triviales. Des peintures hardies, mais grossières, des termes ignobles ou barbares, y remplacent continuellement ces nuances fines et délicates, ces métaphores ingénieuses qui concordent si bien avec la politesse et urbanité françaises. Néanmoins, en considérant ce Dictionnaire sous le point de vue qui lui est propre, on se pénétrera insensiblement de l'utilité qu'il présente. En effet, n'est-ce pas en quelque sorte initier à la perfection du langage, que de signaler avec sévérité ces locutions basses et vicieuses, ces barbarismes nombreux, qui, sous le titre d'expressions familières, se glissent journellement dans la conversation, et de livrer au ridicule ces néologismes bizarres et de mauvais goût, ces termes impropres dont un usage pernicieux semble depuis quelque temps tolérer l'abus? C'est au miliéu du peuple même, ou pour mieux dire dans les différentes classes de la société que l'on a recueilli les matériaux de cet ouvrage, et pour le rendre aussi complet que possible, on s'est aidé de tout ce que les dictionnaires français, tant anciens que modernes, pouvoient fournir sur ce sujet. Le Dictonnaire du Bas-Langage n'ayant aucun but comique, on n'a pas cru devoir s'astreindre à y insérer les expressions que l'on trouve dans les auteurs qui se sont adonnés au genre buffon ou burlesque, outre que ces expressions travaillées péniblement et avec art, n'ont ni l'énergie ni l'orginalité de celles qni sortent sans effort de la bouche du vulgaire, la plupart d'ailleurs ne sont point parvenues jusqu'à lui; on s'est également abstenu d'y

faire mention de ces innombrables inepties qu'un des théâtres les plus fréquentés de la capitale voit continuellement naître et mourir presqu'au même moment; car on le répète, le but du Dictionnaire du Bas-Langage n'est point de perpétuer ces dangereuses licences, mais, ou contraire d'en interdire rigoureusement l'usage, et de conserver à la langue française une célébrité qui lui est si justement acquise. Enfin, quoique le titre de cet ouvrage semble d'abord justifier tous les excès, toutes les impuretés, on s'est appliqué cependant à en bannir ces termes libres et obscènes qui portent de si cruelles atteintes à la pudeur et à la vertu, et l'on a pensé que l'on ne pouvoit trop fidèlement observer ici cette belle maxime d'Horace:

> ... populumque falsis
> dedocet uti
> Vocibus ...
>
> lib. II, Ode 2.

*Abasourdir. Étourdir quelqu'un de plaintes sans fondement; l'importuner, l'obséder; le jeter dans la consternation et l'abattement. Cet homme est abasourdissant: pour est ennuyeux, fatigant, ses discours sont d'une insipidité accablante. — Die erste Bedeutung fehlt in den neueren Wörterbüchern. Land. z. B. sagt nur: „A., étourdir par un grand bruit, consterner, jeter dans l'abattement" und setzt bei: „Vieux mot qui se dit encore." Den Unterschied vom synonymen abalourdir erklärt derselbe Lexikograph sehr ansprechend also: „On est habituellement abalourdi; on est abasourdi par une nouvelle affligeante et inattendue, et l'on revient de l'abattement qu'elle a causé. Abalourdir suppose une répétition de causes et un effet permanent; abasourdir suppose une cause subite, un effet passager."

*Abatage. Avoir de l'abatage (ein t). Locution figurée et populaire, qui signifie être d'une haute stature; être fort vigoureux, taille en Hercule (dieser Sinn fehlt bei Land. und wird bei Sachs etwas verblasst ausgedrückt). — En terme de police, ce mot signifie l'action de tuer les chiens errants (fehlt bei S.).

*Abatteur. Diesen Artikel setze ich her, weil darin das Beleidigende des Ausdrucks viel schärfer hervortritt als in anderen Wörterbüchern und das Wort überhaupt gut kommentiert ist: Sobriquet injurieux et méprisant que l'on donne à un ouvrier brouillon et envahisseur, qui s'attache moins à bien travailler qu'à faire beaucoup de besogne. Abatteur de quilles, ou Abatteur de bois. Hâbleur, fat, fanfaron; homme incapable de grandes actions, et dont tout le talent consiste dans un débordement de paroles frivoles et stériles.

*Abattre. En abattre. Jeter à bas beaucoup d'ouvrage; travailler à la hâte et sans aucun soin (bei S. nur im günstigen Sinne). — Petite pluie abat grand vent. Signifie qu'il faut souvent peu de chose pour apaiser un vain emportement, pour rabattre le caquet à un olibrius, un freluquet (bei S. nur: „mit Geduld kann man viel ausrichten").

*Ab hoc et ab hac. Der Erklärung dieses Ausdrucks („confusément, sans rime ni raison") wird die Mahnung beigefügt: On doit éviter de se servir de ces sortes d'expressions, et généralement de tous les

mots pris du latin, qui, en n'ajoutant rien à l'agrément de la conversation, ne servent qu'à montrer la prétention de celui qui les emploie.

*Abime (ohne ^). C'est un abime de sucre. Se dit par plaisanterie d'un mets qui absorbe une grand quantité de sucre.

*Ablative. Il a mis cela ablative, tout en un tas. Littré und Sachs haben das Wort, ohne es als veraltet zu bezeichnen. Aber schon unser Buch sagt: „Ce mot, noté comme bas dans les vocabulaires, n'est plus maintenant d'usage, même parmi le peuple.“ Auch Land. nennt es „une phrase actuellement inusitée“.

*Abondance. On appelle ainsi dans les pensions la boisson que l'on sert aux écoliers pendant leur repas. — Bei S. fehlt die Phrase: Parler d'abondance de cœur. Parler avec facilité et sans préparation; se décharger le cœur; dire franchement à quelqu'un le sujet de ses plaintes.

*Abord. Primo d'abord. Expression batologique (sic) et vulgaire, qui signifie En premier; premièrement. Unter diesem Wort wird auch tout d'abord als „manière vicieuse, ou tout au moins surabondante“ bezeichnet. (Die neueren Lexica haben immer prime d'abord.)

*Aboyeur. Terme de mépris, nom que l'on donne aux crieurs de rues, et généralement à ces hommes qui n'ont sans cesse à la bouche que des injures et des obscénités. Ce mot servoit aussi, pendant la révolution, à designer les esprits exaspérés que les chefs de parti mettoient en avant, pour exciter le peuple à l'insubordination et à la révolte.

*Abreuvoir à mouches. Der sonst bekannten Definition wird schalkhaft beigesetzt: L'abreuvoir à mouches prévient fort souvent des blessures que les enfans de Bacchus se font, soit en se battant à coup de poings, soit en donnant du nez conter terre.“

*Abri. Il a les yeux à l'abri du vent. Se dit par raillerie d'un homme qui a les yeux petits et très-renfoncés.

*Absent. Il ne faut jamais parler de l'a. Répartie mordante et équivoqueque l'on fait à quelqu'un qui parle continuellement et sans aucun motif de l'excellence de son cœur, de l'étendue de son esprit, de l'élévation de son âme, à dessein de lui faire entendre qu'il ne possède rien de tout cela.

*Abuseur. Trompeur, séducteur, corrupteur, celui qui cherche à faire des dupes en amour, et ce qu'on nomme plus élégamment un Lovelace. La terme, quoiqu'usité dans le langage familier, doit être sévèrement rejeté de la bonne conversation.

*Acabit. Die Redensart il est d'un bon acabit wird anders erklärt als jetzt üblich: „Se dit ironiquement d'une personne qui fait quelque proposition ridicule, et équivaut à, Il se moque pas mal de moi.

*Acagnarder. ... s'attacher à quelque chose au point de ne pouvoir s'en séparer.

*Acajou... Le peuple de Paris prononce Arcajou, et dit, Une commode de bois d'arcajou. Il prononce de même Barque, pour Bac, et dit: Passer le barque. La rue du Barque.

*Accident. C'est un malheur causé par un accident. Phrase burlesque et facétieuse, usitée en parlant d'un léger accident, d'une chose que l'on peut aisément réparer.

*Acciper. Du latin Accipere, prendre. Terme très en faveur parmi les écoliers, dont ils ont fait par corruption chiper, qui n'est pas

d'un usage moins fréquent parmi eux. (Chiper, das bekanntlich auch eine andere Bedeutung hat, dürfte vielmehr ein eigenes Wort sein und bildet auch in unserem Buch einen besonderen Artikel, der, ohne Hinweis auf acciper, sagt: „Terme d'écolier qui signifie prendre avec adresse, déroler avec subtilité.

*Accoler. Accoler la cuisse. Accoler la botte de quelqu'un. Pour dire, lui embrasser la cuisse. On ne se sert de cette locution qu'en mauvaise part, et pour tourner en ridicule les témoignages affectés d'amitié, de joie ou de soumission d'un subalterne envers son supérieur. Gegenüber dieser aus der bekannten uralten Weise um Schutz und Gnade zu flehen so leicht verständlichen Commentierung fällt es seltsam auf bei Land. in Übereinstimmung mit der Akademie zu lesen: „Nous ne croyons pas non plus qu'accoler la cuisse, accoler la botte à quelqu'un soit français aujourd'hui, car on n'embrasse la cuisse ni la botte de personne“ (wie geistreich!). Die Phrase dürfte allerdings ausser Gebrauch gekommen sein, aber ihre historische Berechtigung ist ausser Zweifel.

*Accommoder. Il l'a bien accommodé. Pour il l'a traité d'une rude manière; il l'a rossé d'importance.

*Accord. Il est de tous bons accords. Signifie il est d'une humeur égale et facile, il condescend volontiers à tout ce qui peut plaire à ses semblables.

*Accoster. S'accoster de quelqu'un. ... le verbe ainsi construit (also zum Unterschied von accoster qn.) se prend toujours en mauvaise part, et signifie s'associer à une personne d'une conduite suspecte.

*Accotoir. Faire de quelqu'un son accotoir. Abuser de sa complaisance, de sa trop grande bonté, pour le surcharger de fonctions pénibles et desagréables. (S. nur im materiellen Sinn: „Sich auf j. legen.“)

*Accoutumer. Il est accoutumé à cela comme un chien d'aller nu-tête. Comparaison basse et burlesque, qui équivaut à: il a une grande habitude de ce travail; il le fait sans effort, sans y penser le moins du monde.

*Accrocher. Il est accroché à un clou par terre. Facétie, pour dire qu'un objet quelconque que l'on croyait avoir bien rangé, est tombé et traîne à terre. Il a été accroché à la lanterne. Terme révolutionnaire, pour: on l'a pendu à la lanterne. Il s'est laissé a. en chemin. Pour: il s'est laissé entraîner à une partie de plaisir sur laquelle il ne comptoit nullement.

*Acoquiner. Le feu du poêle acoquine. C'est-à-dire attire, rend frileux ceux qui s'en approchent.

*Acquérir. Je vous suis tout acquis. Pour: je vous suis entièrement dévoué (wohl gänzlich veraltet). Dazu wird noch bemerkt: „. . . il n'est pas rare d'entendre dire: J'acquérerai, nous acquérerons etc.

*Acquit. Tâchez de savoir cela par manière d'acquit. C'est-à-dire finement, avec subtilité.

*Acquitter. Il se ruine à promettre, mais il s'acquitte à ne tenir rien. On recontre dans la société bon nombre de ces gens officieux qui réalisent ce proverbe dans tous ses points.

*Adorable. C'est adorable! Phrase exclamative que les freluquets, les sedans, les petits-maîtres de Paris ont continuellement à la bouche; ils croyent (sic) avoir tout dit quand ils ont prononcé, avec une affectation ridicule: c'est adoable! (grasseyement!).

*Adroit. Il est adroit de ses mains comme un cochon de sa queue. Comparaison triviale et satirique que l'on fait en parlant d'un homme gauche et maladroit dans tout ce qu'il fait, qui ne peut venir à bout des choses les plus ordinaires. — Un tout-adroit. Espèce de juron qui équivaut à jeanfesse, et qui sert à déguiser un mot beaucoup plus grossier encore.
*Affaire. Monsieur tant affaire. Sobriquet qui signifie positivement un faiseur d'embarras, un charlatan. — Son affaire est dans le sac... signifie q'une affaire et conclue et terminée.
*Affûtiau. Il a mis tous ses affûtiaux. Pour: il s'est paré de ses plus beaux ornements.
*Age. S'il vit, il aura de l'âge. C'est-à-dire avec le temps il acquerra de l'expérience. (S. übersetzt unter vivre: „Wenn er leben bleibt, wird er wohl älter werden".)
Agiot. („Agio, et non pas Agiot, ainsi que quelques-uns l'écrivent," sagt Land.). Faire l'agiot. Accaparer, trafiquer sur l'or, l'argent, les effets publics et particulièrement; faire un commerce illicite.
Agneau de garce. Agneau de truie. Termes bas, ignobles, grossiers et fort insultans: le premier signifie un enfant de fille publique, et le second dit autant que goret, cochon.
*Ah! Cette interjection, construite avec le négatif non, produit un jeu de mot désagréable (ânon). Il faut avoir soin d'éviter cette construction en parlant, comme il arrive quelquefois dans cette phrase: ah! non, certainement, etc.
Aiguillette. Courir l'aig... Cette manière de parler vient de ce qu'autrefois à Toulouse les prostituées étaient obligées de porter, comme marque d'infamie, une aiguellette sur l'épaule.
*Aimer. Il t'aime comme la colique. Manière triviale et figurée d'exprimer que l'on a de l'aversion pour quelqu'un, qu'on le déteste.
*Aînesse. Le droit d'aînesse. On fait un calembourg de cette expression en élidant l'i du dernier mot; et l'on dit en riant à une fille sotte et ignorante, qui se glorifie d'être l'aînée, qu'elle a le droit d'ânesse.
*Air. Il vit de l'air du temps. Se dit en mauvaise part, d'un intrigant, d'un homme qui, sans état, et sans aucune espèce de fortune, ne laisse pas néanmoins de faire figure et de bien vivre. (S. unter vivre nur: „Er hat nichts zu nagen und zu beissen.)
*Alêne. Il se laisserait donner cent coups d'alêne dans les fesses, plutôt que de se battre. Se dit bassement d'un homme dénué de courage et d'énergie, qui souffre lâchement les outrages et les insultes qu'on lui fait, sans en demander raison.
*Alicante... Les personnes qui parlent mal, ont coutume de ne point faire sonner la syllabe te qui termine ce mot, et de dire du vin d'Alican.
Aller. Aller sur la hauteur. Façon de parler qui exprime, parmi une certaine classe du peuple de Paris, l'action d'aller riboter, prendre ses états, se divertir dans les ginguettes qui sont situées hors de la ville. — Il va et vient comme trois pois dans une marmite ist eine Variante von il va et vient comme pois en pot.
*Allonger. S'allonger sur les planches. Faire injure à Terpsichore; danser sans grâce et sans légèrete, comme les personnes qui ne sont pas exercées dans cet art. Quand les veaux s'allongent, le cuir est à bon marché. Comparaison facétieuse que l'on applique aux personnes qui s'étendent d'une manière indécente.
*Allumer. Allumez la lumière. Phrase très-usitée parmi le peuple

pour Allumez la chandelle (wie auch bei uns). Allumer quelqu'un. Le regarder avec recherche et d'une manière indiscrète (= fixieren).

*Allumette. Il est gros comme une allumette. Se dit par raillerie d'un homme qui n'est ni grand ni robuste („dünn wie ein Zündhölzchen"); qui fait le tatillon, le querelleur et beaucoup de bruit.

*Amen. De l'amen. Pour dire des espèces sonnantes, de l'argent monnoyé.

Amincir ... et non Ramincir, comme le disent un grand nombre de personnes.

Amour. C'est un amour en culotte. Expression facétieuse et dérisoire dont on se sert en parlant d'un damoiseau, d'un petit garçon rempli de prétentions et d'amour de soi-même, et qui, comme Adonis, se croit un chef-d'œuvre de beauté et de perfection.

*Amouracher (s') ... On dit vulgairement s'enmouracher.

*Amoureux transi. Homme indifférent et flegmatique, qui n'aime que par calcul et intérêt. (Anders bei S. unter transi.)

*Amuser. Il ne faut pas s'amuser aux bagatelles de la porte. Phrase par laquelle les bateleurs, les saltimbanques terminent ordinairement la harangue qu'ils font à leurs auditeurs, pour les engager à venir voir les curiosités qui ne sont point exposées à leurs regards.

*Andouille. Il a le nez gros comme une andouille. Comparaison triviale et populaire, pour dire que quelqu'un a le nez gros et pointu. Rompre l'andouille en genou = r. l'anguille en g.

*Ane. Quand il n'y a pas de foin au ratelier, les ânes se battent. Locution proverbiale qui signifie que la mésintelligence et la discorde se mettent bientôt dans un ménage où l'indigence se fait sentir. Faire l'âne pour avoir du son. Feindre d'ignorer une chose dont on est parfaitement instruit, à dessein de se moquer ensuite de celui à qui on veut la faire raconter. Tenir son âne par la qeue. Prendre ses mesures, se précautionner pour ne pas perdre ce que l'on ne possède que d'une manière incertaine. Il est bien âne de nature, celui qui ne peut lire son écriture. Dicton usité en parlant d'un homme excessivement ignorant, ou de celui qui écrit tellement mal qu'il ne peut lui-même se déchiffrer. Elle ne vaut pas le pet d'un âne mort. Se dit d'une personne que l'on méprise extrêmement, et d'une chose à laquelle on n'accorde aucune espèce de valeur. Boire en âne. Locution bachique, qui équivaut à faire du vieux vin; ne pas vider son verre tout d'un trait.

*Anicroche. Il y a toujours quelqu'anicroche qui s'oppose à l'accomplissement de ses promesses. Se dit d'un homme de mauvaise foi, qui trouve toujours des prétextes pour ne pas tenir ce qu'il a promis. On dit ainsi d'une personne querelleuse, qu'elle attrappe toujours quelqu'anicroche, pour dire qu'elle se suscite de mauvaises affaires, qu'elle s'attire sans cesse de mauvais traitements.

*Animal ... Pour donner plus de force à cette épithète, le peuple y ajoute ordinairement le mot bête, et dit animal-bête. Unter demselben Artikel findet sich folgendes köstliche Citat: „Jamais il ne faut dire d'un homme „c'est un animal", avance l'auteur d'une Néologie, mais l'on peut dire: c'est un anomal (!), d'après le mot grec, qui signifie irrégulier, sans règle." Gegen diese neuartige „Anomalie" bemerkt unser Buch: Il me semble qu'il serait mieux de ne dire ni l'un ni l'autre.

*Année. Il nous en a donné pour la bonne année. C'est-à-dire, il nous a donné plus d'ouvrage que nous n'en pouvons faire.
*Appeler. Qu'on m'appelle comme on voudra, pourvu que ce ne soit pas trop tard à la soupe. Quolibet populaire, par lequel celui dont on a estropié le nom, ou à qui on en a donné un autre que le sien, veut faire entendre qu'il ne se formalise nullement de cette équivoque.
*Appétit. Changement de viande met en appétit. Manière proverbiale d'exprimer le dégoût que l'on conçoit pour les choses dont on fait un usage journalier.
*Apprendre. Il fait (wohl Druckfehler st. faut) bon vivre et ne rien savoir, on apprend toujours. Se dit malignement et pour tourner en dérision les leçons qu'on reçoit quelquefois de gens fort ignorans. Il veut apprendre à son père à faire des enfans. Se dit par raillerie d'un jeune inconséquent qui veut remontrer à un homme plus savant et plus expérimenté que lui.
*Arbalète. Il est parti comme un trait d'arbalète. Pour dire que quelqu'un a disparu brusquement et que sa sortie a été occasionnée par un mouvement d'humeur.
*Archet. Il a passé sous l'archet. Se dit d'un reprouvé, d'un homme chargé d'opprobre et d'infamie, sur lequel la justice a déployé en différentes circonstances toute sa sévérité.
Archi-bête. Sot, ignorant, stupide au suprême degré.
*Ardillon. ...le peuple dit, par corruption, Arguillon.
*Argent. Vous ne faites argent de rien. Reproche obligeant et bourgeois que l'on adresse à un convive qui ne fait pas honneur à la table, ou qui semble ne pas manger de bon appétit. (Bei S. eine Variante.) Faire argent de tout... Se prend aussi en bonne part, et signifie être d'une humeur égale et facile, s'accommoder aux circonstances les plus désagréables. Mettre du bon argent contre du mauvais. Faire des dépenses pour une chose qui n'en vaut pas la peine; plaider contre un insolvable. Il veut avoir l'argent et le drap. Se dit d'un usurier, d'un homme rapace qui veut tout envahir. (Bei S. garder le d. et l'a. „nicht bezahlen, was man kauft".) N'être point en argent. Gallicisme qui signifie, être gêné, n'avoir point de fonds disponibles.
*Argenteux. Unser Buch bemerkt ausdrücklich: „On n'emploie guère ce mot que dans un sens négatif: Je ne suis guère argenteux pour le moment." Land. sagt „inusité"; Littré, S., Thibaut beschränken wenigstens nicht ausdrücklich den Gebrauch auf den negativen Sinn.
*Argot. Les argots. Les extrémités supérieures et inférieures, les mains et les pieds. Fondre l'argot. Se sauver à toutes jambes; s'éclipser. Se dresser sur ses argots, Prendre un air arrogant; s'emporter, se mettre en colère. Se faire donner sur les argots. Pour se faire battre; se faire redresser, corriger. (In allen diesen Bedeutungen und Redensarten ist das Wort jedenfalls aus ergot corrumpiert.)
Argoter. Pour dire dégourdi, fin, subtil et mâdré: c'est un larron argoté. Signifie, c'est un fin matois, qui sait faire tourner à son avantage les circonstances les plus défavorables.
*Argouzin (jetzt argousin). Sobriquet injurieux qui équivaut, à iroquois, butard, lourdaud, homme stupide et grossier.
*Arlequin. Un habit d'a. On appelle ainsi et par mépris un enfant né d'un commerce illicite...

*Arrhes. Die Phrase donner des a. au coche scheint damals noch nicht den jetzigen proverbialen Sinn gehabt zu haben, da es nur heisst: „Déposer quelques sûretés comme garantie de l'engagement que l'on prend dans une affaire ou dans une société quelconque.

*Arrière. En arrière. On prononce habituellement et à tort en errière. Il est à remarquer que ce mot n'éprouve aucune altération dans la prononciation, quand il est lié à un substantif... arrière — bouche etc.

*Artichaut. Pour dire un nigaud, un homme maladroit et ignorant; un sot, un imbécile. Ce mot est très à la mode parmi le peuple de Paris.

*Artistes. Les histrions, les plus vils bateleurs, les artisans les plus obscurs, les décrotteurs même, prennent depuis quelque temps, à Paris, le titre d'Artistes: on ne peut assurément pousser plus loin l'impudeur et la dérision. (In der Wiener Volkssprache ist gegenwärtig „Künstler" der generelle Terminus für Gaukler der niedersten Sorte.)

*Ascension. On dit d'une personne indolente, et qui ne se donne aucun mouvement, qu'elle est comme l'Ascension, qu'elle n'avance ni ne recule. (Diese Ausdrucksweise muss der astrononomischen Bedeutung des Wortes entnommen sein.) A l'Ascension, blanche nappe et gras mouton. Pour dire qu'en ce temps le mouton est préférable au veau.

*Asperge. C'est une asperge sucée. Comparaison railleuse et triviale que l'on applique à une personne grande et efflanquée, dont le maintien est roide et embarassé.

*Assassin. Le peuple dit Assassineur. Si un littérateur distingué avance dans une Néologie dont il est l'auteur, que l'on doit dire assassinateur, assassinement, pourquoi ne seroit-il pas être permis au peuple, privé de ressources de l'étude et de l'instruction, de dire tout simplement assassineur? (Ja die volkstümliche Bildung ist sogar eine ganz regelrechte). Un assassineur de mort. Terme de dérision, pour dire bravache, un fanfaron, un enfonceur de portes ouvertes.

*Assigner, signer... Les personnes qui parlent bien, mouillent le *g* (plutôt le *n*) en prononçant ces deux mots, comme dans magnifique; le peuple en retranche tout-à-fait cette consonne et dit, Assiner, Siner. (Übrigens hat Laf. V, 20 assiner, und lautgeschichtlich sind beide Aussprachen gerechtfertigt; cfr. maligne, maline).

*Assommer. Quand l'un dit tue, l'autre dit assomme. Pour exprimer que deux personnes en chérissent l'une sur l'autre de sévérité et de dureté dans les punitions qu'ils infligent à leur subordonnés. On dit grossièrement et méchamment des femmes qui sont parvenues à un âge avancé, et qui semblent promettre une longue vieillesse, que pour qu'elles mourussent, il faudrait les assommer.

*Assurance. Il a été mis en lieu d'assurance. Pour il a été incarcéré, mis en prison („auf Nummer sicher"). Il a l'assurance d'un meurtrier. Se dit d'un homme hardi, effronté, qui soutient avec impudence une chose évidemment fausse.

*Assourdir. ... c'est donc un barbarisme, que de prononcer assurdir comme le font un grand nombre de personnes.

*Attente. Vous n'y perdrez que l'argent et l'attente. Se dit aux personnes qui prêtent à des insolvables.

*Attentif, attentive. Le peuple n'emploie jamais que le masculin de ce mot, et dit indistinctement d'un homme ou d'une femme. Il est attentif, elle est attentif. (Dies lehrt uns Nachsicht mit unseren deutschen Schülern, welche stets geneigt sind, auch im Fem. *f* zu sprechen, weil eben *v* im Auslaut steht.)

Attigé. Avoir la figure ou l'œil attigés. C'est-à-dire le visage meurtri de coups, l'œil noir et poché. Cette expression est d'un fréquent usage parmi les écoliers et les petits garçons qui courent les rues. Land. und L. haben das Wort nicht, S. nur attiger „fassen".)

Attrappe-Minette, Syn. zu den in den meisten Wörterb. vorfindlichen attrappe-nigaud, attrappe-mais.

*Attrapper. As-tu été attrappé? — Non — Eh bien! que la f.... (esse) t'attrappe. Rébus bas et ignoble, fort en usage parmi le peuple au temps du carnaval.

*Aubépine. Cette fleur... est nommée vulgairement, et par corruption, Noble-épine.

*Aujourd'hui. Au jour d'aujourd'hui. Pléonasme très-fréquent, qui signifie au temps actuel, au temps qui court. („Al giorno d'oggi, am heutigen Tage" sind ähnliche Pleonasmen oder vielmehr Tautologien.)

Aulieurs de, Aulieurs que. Espèce de prépositions adversatives, qui équivalent à Au lieu de... dont elles ne sont qu'une corruption. (Eine Art rhadiophonischer Einschiebung?)

*Autant. A lui en pend à l'oreille, et plus communément au derrière. Variante zu a. lui en prend devant les yeux. — Il consommerait autant de bien qu'évêque en béniroit. Proverbe usité en parlant d'un dissipateur, d'un prodigue, à la dépense duquel personne ne peut suffire.

*Autre. Comme dit ç'tautre = c. d. cet a.

*Avant-hier. ...les personnes sans éducation disent d'après le vulgaire avanzière, ce qui est un véritable barbarisme.

*Aviander. Le peuple prononce Enviander ... Enviner ... (d. h. gebraucht st. *a* als Suffix en).

*B. Les Marquis du B. sont tout bons ou tout mauvais, Dicton populaire qui signifie que les gens ainsi disgraciés de la nature (les bigles, borgnes etc.) ou possèdent de grandes qualités, qui les font généralement estimer, ou sont remplis de défauts qui les rendent insupportables.

*Babillard. Pour dire un livre, une lettre, un papier manuscrit; en un mot, tout ce qui peut fournir à la lecture. (S. nur: „Brief, Bittschrift, Polizei-Register.")

*Babine. Il s'en est torché les babines. Manière triviale d'exprimer que quelqu'un a mangé avec appétit et plaisir d'un met quelconque. Qu'il s'en torche les babines. Réponse dure et désobligeante que l'on fait en refusant une chose demandée pour quelqu'un, et qui signifie qu'il s'en passe.

*Bacchanal. Faire bacchanal = f. du b. Land.: „Bacchanal*e*... débauche faite avec grand bruit: ils ont fait une bacchanale qui a duré toute la nuit. On dit souvent sans article faire bacchanale... On dit aussi au mas., mais abusivement: faire bacchanal, faire du bacchanal. Fam." S.: „faire du bacchanal, c'est se divertir en faisant du vacarme... la bacchanale est une débauche tumultueuse." Beides kommt also sachlich auf dasselbe

hinaus, das Masc. scheint jedoch in Verbindung mit faire volkstümlicher zu sein.

*Bachique . . . Le peuple applique ce mot à tout ce qui lui paraît bizarre, grotesque, ou extraordinaire. Ainsi pour exprimer qu'un homme est original, fou, ridicule, il dit qu'il est bachique. Et de quelque chose qui prête à la risée, C'est bachique.

*Bachot. Terme de patois usité à Paris parmi les passeurs d'eau, pour dire un méchant petit bateau.

*Bachoteur. Terme de mépris. Batelier qui ne sait pas bien son métier, qui conduit mal un bateau. Die neueren Lexika bemerken weder die verächtliche Bedeutung noch den mundartlichen Charakter beider letzteren Wörter.

*Badaud. Les badauds de Paris. Sobriquet injurieux que l'on donne aux Parisiens à cause de leur frivolité, et de la surprise qu'ils témoignent sur les choses les moins dignes de fixer l'attention. Doch zum Troste der gekränkten Pariser fügt der Verf. bei: „Si les Parisiens, hors de la ville, passent pour badauds aux yeux des étrangers, combien ceux-ci ne le paroissent-ils aux Parisiens, en arrivant dans la grande ville!"

Bader. Syncope de Badauder, dont ce mot a toutes les acceptions. (Vielmehr ist badaud eine Ableitung.)

*Baise-cul. Terme ignoble et de mépris. Homme vil et rampant, à qui aucune bassesse ne coûte pour en venir à ses fins.

*Baiser le cul de la vieille. Signifie . . ., en terme de commerce, ne pas étrenner de la journée.

*Baiseur. Un grand baiseur. Flagorneur, homme faux et hypocrite, qui mange des caresses celui dont il veut obtenir quel qu'avantage, quelque faveur.

*Balai. Faire le balai neuf. Cette façon de parler n'est guères usitée qu'en parlant d'un domestique qui en entrant dans une nouvelle condition, fait tous ses efforts, les premiers jours, pour contenter son maître. Auch Land. sagt: On dit prov. d'un valet nouveau qui sert bien les premiers jours, que c'est un b. n., qu'il fait b. n." S. stellt das Sprichwort allgemein hin.

*Balle. Il est chargé à balle. Manière exagérée de dire qu'un homme a beaucoup mangé . . . Démonter ses balles . . . Au figuré, et parmi les ouvriers de cette profession (imprimeurs) cette phrase signifie s'en aller en langueur; dépérir à vue d'œil, approcher du terme de sa carrière.

*Baller . . . Il n'est guère maintenant usité que de la manière suivante: Aller les bras ballants. Pour dire marcher indolemment et en laissant aller ses bras suivant le mouvement de son corps (= die Arme schlenkern). Land.: „. . . Vieux et inusité, aurait dû ajouter l'Académie." Andere neuere Wörterb. bringen das Wort ohne weitere Bemerkung.

*Balzamine: so schreibt unser Buch und sagt: „. . . qu'une habitude vicieuse fait appeler Belzamine.

*Banqueroute. C'est la banqueroute d'un Juif. Charlatanerie dont les marchands des rues font un fréquent usage, en criant leurs marchandises, pour faire accroire qu'elle est à un très-bas prix, et à fin d'engager par-là les passans à acheter (vgl. unsere „Ausverkäufe").

*Banquier. . . . beaucoup disent par corruption Banquetier, Banquetière, comme on dit Bouquetière. (In Österreich sagt man „Glaserer" statt „Glaser".)

*Baptiste. Nom que l'on donne ordinairement aux gilles et aux niais

dans les farces comiques. — Daher wohl auch die Redensart: „Il est tranquille comme B.“

*Barbe. Ivresse, passion du vin chez les ouvriers imprimeurs. Le lundi, mardi, mercredi de chaque semaine, outre le dimanche, sont les jours consacrés à prendre la barbe; jours perfides qui font la désolation des auteurs, des libraires, la ruine des maîtres, et qui conduisent infailliblement les compagnons à l'hôpital.

*Barbitte. Diminutif de barbe: petite pointe de vin qui met en gaieté, qui fait babiller et souvent dire des choses que l'on auroit tenues cachées étant à jeun. Terme typographique.

Barbouilleux des pois. Expression burlesque, pour dire un bredouilleur; un homme qui parle avec une telle promptitude qu'on ne peut l'entendre.

*Barioler... Il est bariolé comme la chandelle des rois; par allusion à une ancienne cérémonie religieuse, qui consistoit à brûler, la veille des rois (Vorabend von Epiphanie, Dreikönigsfest), une chandelle de diverses couleurs.

*Baromêtre (so schreibt d. Buch). Son corps est comme un baromêtre. Se dit par raillerie d'un homme qui a des grandes infirmités, et auquel les moindres changemens de temps sont très-préjudiciables.

*Baron de la crasse. Surnom dérisoire que l'on donne à un homme affecté dans ses manières et guindé dans ses habillemens, qui sans biens, sans titres, sans fortune, prend des airs de cour, et veut trancher du grand seigneur. (Die bei S. angegebene Bedeutung „Tölpel“ kann sich aus vorstehender leicht entwickelt haben.)

*Barque: La barque embaume. Cri des marchands de bimbeloteries, de bergamottes, etc., qu'ils réitérent deux ou trois fois de suite pour fixer l'attention des passans sur leurs marchandises, et les exciter à acheter. — A la barque! à la barque! Cri des écaillères qui vendent des huîtres de bateaux dans les rues.

*Barrabas. Il est connu comme Barrabas et la passion. Se dit d'un homme auquel le public a souvent affaire, et dont le nom est très-répandu. Cette locution se prend fréquemment en mauvaise part et ne se dit que d'un homme mal famé. (Etwa: „Er ist bekannt wie das falsche Geld.“)

*Barrer. Il lui a barré le visage. Pour dire, il lui a donné un coup de bâton au milieu du visage; il l'a étourdi.

*Bas. Un petit bas du cul. Terme de mépris. Bambin, marmouset, homme extrêmement petit de taille, qui fait le j'ordonne et l'entendu. — Déchirez-vous les jambes, vous aurez des bas (Strümpfe) rouges. Baliverne usité en parlant à un homme oisif et désœuvré, qui se plaint continuellement de ne savoir que faire. — Descendez, on vous demande en bas. Se dit par raillerie lorsque quelqu'un monté sur une échelle ou sur un arbre, vient à tomber par terre. — A bas la motion. Cri d'improbation qui, des assemblées révolutionnaires, est passé dans la conversation du peuple; et qui signifie qu'une chose proposée doit être rejétée sans appel. On dit à peu-près dans le même sens: A bas la cabale. — Les hirondelles volent basses. Un usage vicieux fait continuellement employer l'adjectif féminin pour l'adverbe bas dans cette locution. (Der adjektivische Gebrauch läſst sich hier gerade so gut begreifen wie in vivre tranquille, und es hängt eigentlich nur vom Usus ab, ob er die eine oder die andere Auffassung acceptiert.)

*Bastringue.[1]) Nom donné primitivement à une contredance qui a été long-temps en vogue à Paris; ce mot a reçu depuis une grande extension; le peuple, à qui il a plu, s'en est emparé, et l'applique à des choses de nature différente. Un bastringue signifie tantôt un bal mal composé; tantôt un mauvais joueur de violon; puis une maison en désordre, un mauvais lieu. Un bastringue est aussi une petite mesure qui équivaut à peu-près à ce que les buveurs appeloient autrefois un canon, dont la capacité répondoit à celle d'un verre moyen. Boire un bastringue signifie donc vulgairement un verre de vin.

*Bastringuer. Courir les bals, hanter les mauvais lieux; faire débauche de vin.

Bastringueur. Homme de mauvaise vie, coureur de cabarets; qui fréquente les bastringues.

*Bateau. Il n'en vient que deux en trois bateaux. Se dit pour dérision, d'une personne dont on a exagéré le mérite. — Un pas de bateau. Certain pas que l'on fait en dansant.

Batiau ou Batiot. Terme consacré parmi les imprimeurs et qui signifie gain, profit, bonne affaire; avantage que l'on retire d'une chose sur laquelle on faisoit fonds. Faire son batiau. Calculer une affaire de manière à y trouver son compte; mettre quelque chose du côté de l'épée. Dans l'imprimerie les compositeurs appellent Feuille de batiau celle sur laquelle ils n'ont fait que quelques pages; et les imprimeurs la feuille ou la forme qu'ils ont seulement mise en train le samedi, mais qu'ils comptent néanmoins à leur bourgeois comme s'ils l'avaient entièrement achevée, afin de rendre leur banque (Wochenlohn) plus complète, et rétablir l'ordre dans leurs finances que les premiers jours de la semaine ont communément fort dérangées.

Batisteur. Ouvrier intrigant et cabaleur; sujet pervers qu'un maître doit se hâter d'expulser de ses ateliers.

*Battre le grand prévôt = b. le chien devant le lion.

*Battu. Il sent son vieux battu. Se dit par menace à un enfant opiniâtre et mutin, qui retombe dans les fautes pour lesquelles on l'a châtié plusieurs fois, à dessein de lui faire entendre qu'il ne tardera pas à être corrigé de nouveau s'il continue.

*Bavaroise . . . et non Bavaloise, comme on prononce habituellement.

*Bayer. Baye, Colas! Espèce d'interjection dont on se sert en parlant à un ébaubi, à un nigaud qui a constamment la bouche béante et qui semble n'avoir jamais rien vu que par le trou d'une bouteille.

Be, Ble. Le peuple altère la prononciation de ces deux syllabes dans les mots qui en sont terminés; par exemple dans Arabe, Ambe, il prononce Arable, Amble, et au contraire dans Agréable, Probable, Sensible, il prononce Agréabe, Probabe, Sensibe.

*Béquille. C'est une vieille béquille. Terme de mépris; pour dire un vieux radoteur, un vieillard infirme qui a peine à se traîner.

*Berrry. Il est marqué au nez comme les moutons de B. Se

---

[1]) Da die Bedeutungen dieses Wortes und seiner Ableitungen in den gangbaren Wörterbüchern sehr unvollständig angegeben sind, so mögen die betreffenden Artikel hier in extenso aufgenommen werden.

dit par raillerie de quelqu'un qui a une contusion ou une écorchure au nez ou au visage.

*Besogne. Il est né un samedi, il aime bien besogne faite. Se dit d'un paresseux, d'un homme indolent et oisif qui a une sainte horreur pour le travail.

Bétaine. Idiote, petite sotte qui prête facilement l'oreille aux propos galans.

*Bête. Plus fin que lui n'est pas bête. Locution badine et dérisoire, qui signifie que quelqu'un n'est rien moins que malicieux. — Bête à pain. Dénomination basse et satyrique que l'on donne communément à un homme peu intelligent, emprunté et inhabile dans tout ce qu'il entreprend. (S. nur: „Mensch".). — Bête comme un pot, comme une cruche, comme une oie.

*Beurre. C'est entré là-dedans comme dans du beurre. Pour dire tout de go, librement, sans aucun effort. — Il est gros comme pour deux liards de beurre, et l'on n'entend que lui. Se dit par mépris d'un marmouset, d'un fort petit homme, qui se mêle dans toutes les affaires et dont la voix se fait entendre pardessus celle des autres. — C'est bien son beurre. Pour: cela fait bien son affaire; c'est reellement ce qui lui convient.

*Beurrer ... On dit figurément en terme d'imprimerie, qu'un ouvrage est beurré quand l'impression en est pochée, trop chargée d'encre.

*Billevesée. Au propre, bulle que les enfans se plaisent à former dans de l'eau de savon. Diese ursprüngliche Bedeutung würde die Etymologie = belle vessie sehr wahrscheinlich machen, obwohl dieselbe sonderbarerweise in den neueren Wörterbüchern fehlt. Land.: sagt etwas ähnliches: „balle soufflée et pleine de vent" und setzt bei: „Il est hors d'usage".

*Bique. Pour bête. On dit en plaisantant à une petite fille qui est gauche et maladroite, qui raisonne mal, que c'est une petite bique. (Für bête steht das Wort nur im fig Sinne, denn bique heisst sonst nur „Ziege".)

*Blanchisseux. Le peuple a le coutume de dire blanchisseux; ce qui est un barbarisme.

*Blé. Il ne sait pas seulement comment vient le blé. Se dit d'un homme ignorant et borné, qui n'a jamais sorti de la ville. (Etwa wie bei uns: „Er glaubt, das Brot wächst auf den Bäumen".)

*Bléchir. Faire le blèche, se dédire, se retracter honteusement; se dégager d'un engagement au moment de son exécution. (Die neueren Lexika wissen weder von diesem Verb noch von seinem Etymon eine andere Bedeutung anzugeben, als „weich, weichlich, weibisch machen."

*Blouse. Se mettre dans la blouse. Se tromper dans une spéculation. Mettre quelqu'un dans la blouse. Le faire dupe, l'attrapper, le friponner (sonst „einsperren").

*Bœuf... On dit des gens grossiers, sots et stupides; qu'ils sont de la paroisse Saint-Pierre-aux-Bœufs, patron des grosses bêtes.

*Boire. Vin versé faut le boire. Signifie au figuré que quand une affaire est commencé, il faut la terminer. — Wie so manches andere Sprichwort, erinnert auch dieses an die schöne Freiheit und Unmittelbarkeit der alten Sprache (jetzt auch — oder nur? —: Le vin est tiré, il f. l. b.).

*Boissonner. Siroter; gobelotter; se laisser abrutir par le vin.

Bonicot. C'est bonicot. Pour dire, bon, agréable, excellent; se dit

plus particulièrement des choses qui flattent le gout, et que l'on mange avec délectation et sensualité. Bonicot signifie aussi, gratification, liberalité, revenant bon, qui arrive inopinément. C'est à peu-près ce qu'en terme de finances on appelle boni.

*Bonjour. Uni comme bonjour. C'est-à-dire sans façon; franc, ouvert et naturel; plein de candeur et de bonne foi.

*Bonhomme ... Au pluriel ... non des bonhommes, comme on le dit fréquemment parmi le peuple.

Boscot, te. Diminutifs badins et moqueurs. Bamboche; petit homme, petite femme contrefaits, bossus.

*Bosseler, bossuer. Ces deux verbes ... sont souvent employés l'un pour l'autre. On dit habituellement d'un gobelet qu'on a laissé tomber par terre qu'il est bosselé au lieu de dire bossué ...

*Bouclé. Il a l'air d'une raie bouclée. Se dit par moquerie d'un homme frisé tout en boucles et ridiculement. Cette manière de parler vient de Madame Angot, farce qui a joué pendant longtemps d'un grand succès.

*Bouillant. ... le peuple dit: c'est tout chaud, tout bouillant.

*Bouilli. Mon bouilli. Mot bon et trivial, mais très-usité parmi le peuple de Paris, dans le langage duquel il signifie ma femme, mon épouse.

*Bouillir. Faire le pot bout. Entretenir le ménage de toutes choses nécessaires à la vie: le peuple dit ordinairement faire le pot bouille.

*Bouleau ... Et non bouilleau, comme on a coutume de dire.

Bourge, sse ... anagramme de bougre, sse, jurement sale et grossier très-usité parmi le bas peuple.

*Bourgeois. Il se promène la canne à la main comme un bourgeois de Paris. Se dit d'un marchand qui a fait fortune et qui est rétiré du commerce. On se sert aussi de cette locution et dans un sens ironique en parlant d'un ouvrier sans emploi, sans ouvrage et qui bat le pavé toute la journée.

Bourguignon sale. Se dit de ceux qui mettent beaucoup de sel dans ce qu'il mangent.

*Bréchot ... et non brochet, comme on le dit habituellement.

Brioche. C'est la Reine d'Antioche qui mange plus de paris que de brioche. Bouts-rimés dont on se sert pour railler une femme qui, dépourvue de naissance et de fortune, fait la précieuse, la mijaurée, la bégueule, et veut prendre les airs et le ton des grandes, des gens de qualité.

*Cabanon ... Le peuple dit par corruption les galbanons (in der Bedeutung „Tollhauszelle").

*Cacophonie. Les personnes, qui parlent mal, prononcent cacaphonie.

*Cadédis ... Un petit cadédis, pour dire un petit cheval vif et fringant.

*Cadet. Un cadet hup(p)é. Le coq du village; campagnard qui a du foin dans ses bottes, garçon jeune, robuste et vigoureux. — C'est un torche cadet; ce n'est bon qu'à torcher cadet. Se dit d'un papier inutile, on pour marquer le mépris que l'on fait d'un mauvais ouvrage.

*Caleçon. Le peuple de Paris prononce Caneçon; par une contradiction assez bizarre, il dit Calonier, au lieu de Canonnier. — Les mots Falbala, lentille éprouvent une altération semblable; et on entend presque continuellement dire un Falbema, des Nentilles.

*Calin. Sobriquet qu'on donne à un paysan qui, sous un air niais, sot et indolent, cache beaucoup de finesse et d'industrie.
*Cambriole du milord. Signifie, en terme d'argot, la chambre d'une personne riche et fortunée.
*Cape-de-biois. Jurement gascon, et qui signifie tête-de-bœuf (caput bovis).
*Cependant... En se pendant on s'étrangle. Quolibet. Réponse goguenarde que l'on fait à une personne qui met des cependant partout; qui trouve des obstacles dans les moindres choses, qui commente les ordres qu'on lui donne au lieu de les exécuter.
*Cercle. Repêcher quelqu'un au demi-cercle. Signifie ratrapper quelqu'un ou quelque chose que l'on avait d'abord laissé échapper, mais qui ne pouvait manquer d'une manière ou d'autre de retomber entre les mains; se venger d'une injure que l'on feignoit d'avoir oubliée. Il s'est sauvé, mais on le repêchera au demi-cercle. Se dit d'un criminel évadé, mais qui ne peut échapper aux poursuites de la justice.
*Cerise. Ça va à la douce, comme les marchands de cerises. Réponse usitée parmi le peuple lorsqu'une personne demande à une autre de sa santé, de ses affaires, pour dire que l'on se porte calin cala, et que l'on conduit tout doucement sa barque; par allusion aux paysans qui viennent vendre leurs cerises à la ville et qui crient par les rues; A la douce, cerise à la douce.
*Champagner. Attrappe, Champagne, c'est du lard. Phrase goguenarde dont on se sert pour railler quelqu'un à qui l'on a joué quelque tour, et que l'on est parvenu à attrapper, à prendre dans quelque piège.
*Charcutier, et non chartutier, comme le disent beaucoup de personnes.
*Charenton... Le peuple prononce Chalenton.
*Chiendent. Voilà le ch. Pour: voilà le point le plus difficile ou le plus important de l'affaire (etwa: „Da liegt der Hund begraben").
Chuchotage. Barbarisme = chuchoterie.
*Cimetière... Il est à remarquer que le peuple de Paris prononce cimequière, tandis qu'ailleurs, par une contradiction singulière, il dit perutier au lieu de perruquier.
*Clampin = calin (als Schimpfwort).
Clas clas. Pour exprimer le bruit d'une bombe, d'un feu d'artifice etc. Faire un grand c. c. Faire beaucoup de bruit pour rien.
Claviot. Terme bas et populaire qui équivaut à expectoration, crachat, flegme qui s'arrête dans la gorge.
Cle. Le peuple de Paris a coutume de changer cette syllabe en que, quand elle se trouve à la fin des mots. Dans article, besicle, etc., il prononce artique, besique, etc.
*Cloche-pied. ...par corruption de croche-pied.
*Cloporte. Le peuple dit par corruption clou à porte; peut-être parce que cet insecte se trouve dans les lieux humides entre les interstices des portes (also eher eine Volksetymologie als Corruption).
*Clysterie, clystériser. Le peuple dit crystère, crystériser. (In Österreich genau so: Krystir, krystieren.)
*Coco. Nom d'amitié que l'on donne aux petits garçons. C'est aussi un terme mignard et cajoleur dont les femmes gratifient leurs maris ou leurs bien aimés, pour en obtenir ce qu'elles désirent.
Coléreux, se... ce barbarisme est très-usité à Paris; il est fort commun d'entendre dire: Cet homme est coléreux; cette femme

est coléreuse. (S. hat das Wort nicht; Land. sagt: Ce mot a le même sens que colérique, et paraît moins usité".)
*Colophane ... et non colaphane ...
*Complimenteur. Calembourg: c'est un compli-menteur (von einem Komplimentenschneider).
*Conséquent. Über eine sich damals geltend machende und noch heute populäre Bedeutungserweiterung dieses Wortes sagt unser Buch: „Ce mot, depuis quelques années surtout, est continuellement employé d'une manière vicieuse, et tout-à-fait opposée au sens qui lui est propre. En effet, veut-on exprimer que quelqu'un a une fortune considérable, on dit: il a une fortune conséquente; qu'il a fait une grande perte, il a fait une perte conséquente; qu'un objet ou un emploi quelconque est important, il est conséquent. Enfin, ce mot sert indistinctement à désigner tout ce qui est grand, important et d'une valeur extraordinaire. On ne sauroit trop fixer l'attention sur ces grossiers barbarismes, qui semblent pour ainsi dire consacrés par l'emploi qu'en font journellement des gens que la fortune sembleroit avoir voulu mettre au-dessus du vulgaire. (Gar so unbegreiflich erscheint die Bedeutungsentwickelung nicht: folgerichtig, sich gleich bleibend — sich stetig vermehrend — gross, bedeutend, wichtig).
*Coq. La machine coq. Expression baroque et insignifiante; phrase de convention, dont le peuple se sert pour toutes les choses qu'il ne veut pas nommer publiquement; le sens que renferme cette phrase ne doit être compris que par lui à qui elle est adressée.
*Corpulence ... et non corporence ...
*Corridor. Le peuple de Paris prononce colidor; et ... il dit porichinel, au lieu de polichinel.
*Coupe-jarret ... Nom donné dans la révolution aux Septembriseurs, et aux exécuteurs d'ordres sanguineurs.
*Crapaud. Sauter crapaud, nous aurons de l'eau. Phrase badine dont on se sert en parlant à un enfant qui danse à tout moment sans sujet ni raison, pour lui faire entendre que cette joie est le pronostic de quelque chagrin ou déplaisir non éloigné, et par allusion aux crapauds, qui sautent à l'approche des temps pluvieux.
Crevation = crevaison.
*Critiqueur. Barbarisme (warum?) fort usité ...
*Cueilleur. Von diesem Worte konnte unser Buch damals sagen: „Ce mot ne se trouve dans aucun dictionnaire moderne".
Cufidon. Rébus populaire, pour dire Cupidon.
*Dégraffer ... Le peuple dit ... désagraffer.
*Demoiselle. C'est une demoiselle dont auquel. Phrase équivoque et de convention, qui se prend toujours en mauvaise part, et qui signifie une demoiselle allurée, de vertu, de mœurs suspectus; ou celle dont l'humeur est revêche et acariâtré.
*Dépiécer ... et non dépiéceter ...
*Descendre ... On dit vulgairement descendre en bas, et monter en haut. Le genie de la langue allemande et de la langue anglaise peut tolérer ces locutions; mais la langue française les rejette absolument; il faut dire simplement sans régime, monter et descendre. (Besser gesagt: d. en bas, m. en haut ist ein Pleonasmus, was beim deutschen „hinab-, hinaufsteigen od. -gehen" nicht der Fall ist.)
Dig, dog, savatte. Terme de jeu dont les enfants, les écoliers se servent en jouant à la faillousse.

*Donc. C'est donc pour vous dire = „um Ihnen also zu sagen“. Le facétieux Brunet a osé le premier introduire cette locution vicieuse sur un théâtre, il est vrai, où toutes les licences de langage semblent être permises.

*Dix-huit. Le mettre sur son dix-huit. Expression burlesque et vulgaire qui signifie s'endimancher, se parer de ses plus beaux habits, se pomponner, s'éléganter.

Dominus. Faire des dominus vobiscum. Signifie se retourner souvent pour parler à quelqu'un; se distraire de ses occupations pour jouer.

*Duchêne. Le père D. Nom apocryphe (pseudon.) d'un vil folliculaire (Hébert) qui, pendant les troubles de la révolution, et à la faveur d'un style bas, grossier, trivial et populaire, vomissoit, dans une feuille ainsi intitulée, des imprécations et de sanglantes injures contre les premières autorités de l'état. Le peuple a fait justice de cet écrivain incendiaire en le livrant au mépris qu'il mérite; et lorsqu'il veut parler d'une rage vaine, d'un courroux impuissant et dont on n'a rien à redouter, il dit: c'est la colère du p. D.

*Ecaillère ... Ce mot est confondu par un grand nombre de personnes avec l'adjectif écailleux, se ... On entend journellement dire: une écailleuse d'huîtres ...

*Echarde ... Il peuple de Paris confond ce mot avec écharpe.

*Echauffourée ... Le peuple de Paris a coutume de supprimer l'*a* de la deuxième syllabe de ce mot ...

*Ecosseur. Le peuple ... dit écosseuse.

*Edredon ... Le peuple de Paris dit par corruption Aigledon.

*Elite ... Le peuple dit, par corruption. C'est l'alite, et se sert généralement de ce mot pour exprimer qu'une chose a un haut degré d'excellence.

*Embarber (s') ... Terme bachico-typographique = prendre la barbe.

*Emmitouffler ... Le peuple dit emmistouffler.

*Emoucher ... et non émoucheter, comme le disent habituellement les Parisiens sans instruction.

*Emoustiller = émoucher.

Empaumeur. Homme artificieux et trompeur dont les paroles sont mielleuses et supées, ou brusques et choquantes, selon qu'il convient aux circonstances.

Empuanter. Répandre une odeur fétide, infecter (sonst empuantir).

*Enclume ... Le peuple dit enclune, comme il dit aussi pantomine ...

Engeancement. Assemblage de choses bizarres. Un sot eng. Pour dire: une chose mal disposée, mise dans un mauvais ordre. (Wahrscheinlich aus agencement unter Einfluss von engeance corrumpiert.)

*Engrumeler ... Le peuple dit engromeler, comme il dit gromelot.

*Enjambée ... vulgairement ajambée etc.

*Epagneul ... Le peuple dit: Un chien épagnol (und trifft damit die Etymologie des Wortes).

*Ergo glu. Pour, or donc, enfin. Se dit à ceux qui font de beaux raisonnemens dont on ne, peut rien conclure.

*Escalier ... Vulgairement et parmi les personnes sans instruction, ce mot devient féminin. On entend fréquemment dire à Paris: Montez par la grande e.

*Escoffier. Ce mot a plusieurs significations dans le langage populaire.

On l'emploie pour dérober, voler, et souvent aussi pour perdre, tuer, assommer.
*Esquinancie... Le peuple dit, par corruption, esquilancie.
*Estourneau... On prononce vulgairement étourgneau.
*Eventail... les Parisiens sans éducation le font féminin, et disent avec une grande opiniâtreté Une belle éventail.
*Eventaire... On confond continuellement ce mot avec inventaire (rôle). Et on dit vulgairement une marchande à l'inventaire. L'éventaire de cette maison est considérable.
*Evier... On corrompt ce mot de différentes manières; les uns disent un lavier, les autres un lévier.
*Exemple. Ce mot, qui suivant son acception, est tantôt masculin et tantôt féminin, est toujours de ce dernier genre parmi le peuple...
*F... le peuple dit indistinctement au masculin et au féminin: neuf, vif, veuf.
*Fagot. Débiter, dire des fagots. Die Bedeutung dieser Redensart illustriert unser Buch durch folgende Anekdote: „Un philosophe conversant un jour avec une femme de beaucoup d'esprit qui ne partageoit pas ses opinions, et à laquelle néanmoins il vantoit les hauts faits de la philosophie, en s'exprinant ainsi „Nous autres philosophes" nous avons abattu des forêts de préjugés, la dame ne lui laissa pas le temps d'en dire davantage et répliqua aussitôt: „C'est donc pour cela que vous nous débitez tant de fagots."
*Fainéant... Le peuple dit par altération: faignant etc.
*Faucheux... Beaucoup de personnes croyent bien parler, en appelant cet insecte faucheur...
*Fesseur. Un père f. Nom que l'on donnait autrefois à celui qui dans les collèges étoit chargé de donner la correction aux écoliers.
*Fillot. Pour dire filleul, celui qu'on a tenu sur les fonts de baptême.
*Fini, te. Le peuple di finite, ce barbarisme (?!) est très-fréquent.
Fouillon. Sobriquet que l'on donne à quelqu'un qui met tout en désordre; dont les propres affaires sont sens dessus dessous, ou qui fouille indiscrètement dans celles des autres.
Fouillonner. Mettre tout en désordre, mettre tout en l'air, pour trouver ce que l'on cherche.
*Fourmi... Le peuple prononce froumi..
*Fraise de veau. On donne populairement ce nom à un tableau de Rubens, qui représente une multitude d'anges groupés les uns sur les autres.
*Franquette... et non à la bonne flanquette.
*Frelater... Le peuple dit farlater.
Garrau. Il ressemble à Thibaut-Garrau, il fait son cas à part. C'est-à-dire, il ne communique ses affaires à personne. Ce Th.-G. étoit d'Orléans, et gagna beaucoup de bien dans le négoce; mais il ne voulait jamais avoir d'associé.
*Genre. Die Schilderung, welche unser Buch von dem bon genre gibt, ist zu köstlich, um nicht hier einen Platz zu finden: „Pour parvenir à ce que l'on nomme le bon genre, ou le suprême bon ton, il faut d'abord maniérer son langage et grasseyer en parlant; prendre un air hautain, délibéré et suffisant; occuper continuellement la conversation de sa personne, de ses qualités, de son savoir, de ses goûts, de ses fantaisies; parler tantôt de son coiffeur, de son tailleur, de son bottier; puis de ses maîtresses, de chevaux; de spectacles, de Brunet, de Forioso, et de mille autres objets de cette importance: un homme du bon genre doit en outre avoir en main

une badine, avec laquelle, lorsqu'il ne la porte pas à sa bouche, il frappe à tort et à travers sur tous les meubles qui sont autour de lui; et s'il est vautré sur un sopha, en présence de toutes les femmes, debout devant une glace, sur laquelle les yeux sont constamment fixés, il s'enthousiasme des charmes de sa personne: et, tout en fredonnant quelqu'air fade et langoureux, il s'occupe négligemment à réparer les désordres d'une Titus ébouriffée; enfin tout ce qui est ridicule, outré, insipide et féminin, doit se trouver réuni dans ce qu'on appelle un homme du bon genre.

Gravoter. Bousiller en gravure; n'être pas habile dans l'art des Audrans et des Edelinck.

*Grécité. Villenie; intérêt vil et bas; avarice sordide.

*Greffier. Il est comme le g. de Vaugirard, il ne peut écrire quand on le regarde. Ce proverbe vient de ce que le g. de V. tenoit son gref dans un lieu obscur, qui n'étoit éclairé que par un œil de bœuf, de sorte qu'on ne pouvoit le regarder sans lui intercepter tout le jour.

*Guérie. Les personnes sans éducation disent d'une femme qui est relevée de maladie, qu'elle est guérite au lieu de guérie.

*Haïr. Le peuple ... dit ...: je le haïs, il me haït.

*Hanneton ... Le peuple n'aspire point le *h*, et dit au pluriel, des zannetons.

*Hardi ... M. Hardi. Nom que le vulgaire donne au vent, parce qu'il entre effrontément, et sans en demander congé.

*Hareng ... Le peuple ... dit au pl. des zarengs.

*Haricot. S. hareng.

*Havre-sac ... et non habre-sac.

*Hiver. Beaucoup de personnes font ce mot féminin ...

*Hoquet. Le peuple de Paris confond habituellement ce mot avec loquet ... On entend centinuellement dire j'ai le loquet, au lieu de hoquet.

*Hôtel ... on entend dire continuellement aux gens sans instruction, une belle h.

*Ici. J'irai ces jours ici; cette semaine ici.

*Illuminé et Enluminé. On confond souvent ces deux mots, et l'on dit vulgairement des cartes illuminées pour enluminées. Les vues étoient enluminées pour illuminées.

Inacostable. Qui a l'abord rude et grossier, que l'on ne peut aborder.

*Incartade ... Le peuple dit écartade.

*Incomparable. C'est un i. Nom donné aux jeunes gens qui parlent d'une manière ridicule, et qui se font remarquer par une mise et un ton affectés.

*Ipécacuana ... Le peuple ... prononce epicacuana.

*Jais ... Ce mot est continuellement pris hors de son sens, et employé pour jonc. On dit: Une canne de jais (statt jonc). C'est un beau jais (st. jonc).

Janlorgne. Faire le j. Pour dire faire le sot, le neuf, le niais, le stupide.

Jauqueau. Sobriquet injurieux et méprisant, qui équivaut à badaud, ignorant, jocrisse, niais.

Jerni-coton. Sorte de juron poissard (jerni = jarni).

*Jésuite. Heisst bekanntlich auch „Truthahn“, parce qu'on attribue

l'introduction de cet oiseau en Europe aux Jésuites, envoyés comme missionnaires dans l'Inde.[1])

*Jet-d'eau. Et non jeu d'eau, comme on le dit habituellement (was übrigens keine so üble Volksetymologie ist).

*Josaphat. La vallée de J. Pour dire le gosier, la gorge.

*Joseph. Être de la religion de Saint-J., quatre pantouffles devant le lit. C'est-à-dire être marié.

*Labonner... Le peuple change l'initiale de ce mot en r, et prononce rabonner. Il fait de même pour tous les composés de ce verbe.

Lampeur. Un bon l. Franc buveur; homme qui vit continuellement dans la débauche et l'ivrognerie.

Ligousse. Terme baroque et facétieux. Pour sabre, épée, flamberge, estramaçon; toute arme trenchante.

*Linceul... Le peuple de Paris... dit linceuil.

Lofiat. Idiot, homme simple, crédule et borné.

Longitudinem (un). Mot burlesque et pris du latin; se dit d'un indolent, d'un paresseux, d'un homme nonchalant à l'excès.

*Magistrat à la galoche. Sobriquet que l'on donne aux petits garçons qui polissonnent et jouent dans les rues.

*Manier. Volkstümlich magner.

*Manufacture. Le peuple dit... manifacture.

*Marpaud. Sobriquet injurieux et méprisant que l'on donne à Paris aux hommes qui fréquentent les mauvais lieux...

Mentibule. Pour dire, mâchoire.

Morvaillon. Terme badin et de mépris. Pour dire, un bambin, un marmouset, un petit bonhomme qui fait le fanfaron, l'entendu.

Moucadou. Mot baroque, qui signifie mouchoir.

Mouscouillousse. Nom injurieux que l'on donne à un homme que l'on méprise, à un petit polisson.

Nasaret. Pour nez. Il a reçu un bon coup sur le nasaret.

*Non. Dazu die Bemerkung: „Il faut avoir soin dans la construction de ne pas placer ce négatif immédiatement après le pronom personnel moi; car ces deux mots, ainsi construits, forment un calembourg. Est-ce toi qui as fait cela? Moi? non. Ce qui fait moinon (schrecklich!).

*Œuf. C'est au beurre et aux œufs. Ce dit trivialement de tout ce qui est bon, bien fait et utile, et notamment des alimens, pour exprimer qu'ils sont bons au suprême degré. Cette locution vient de ce que les marchands de petits pains qui courent le matin les rues de Paris, crient, pour engager les passans à leur acheter, ils sont au beurre et aux œufs.

*Ost. Si l'ost savoit ce que fait l'ost, l'ost battroit l'ost. Vieux proverbe qui signifie que si un général savoit l'état, les desseins, les démarches de son ennemi, il lui seroit facile d'en venir à bout, de le vaincre.

Osto. Mot baroque qui signifie maison, ménage, son chez soi. Aller à l'o.; revenir à l'o.

Ouin. Ah ouin! Espèce d'interjection qui sert à contredire ce qu'une personne raconte; ou pour marquer que l'on ne fait aucun cas des remontrances que quelqu'un vous adresse.

*Paille. Cela se vend comme de la paille. Unser Buch, wel-

---

[1]) Also nicht „les Indes“, wie manche meinen.

ches sich zuweilen in moralisierenden kulturhistorischen Bemerkungen gefällt, sagt an dieser Stelle: „Lorsqu'un auteur traite de son manuscrit avec un libraire, il ne cesse de répéter à ce dernier: monsieur, mon ouvrage est unique en son genre; il se vendra, s'enlèvera comme de la paille; imprimez, tirez à grand nombre... Mais malheur au trop crédule libraire qui se laisse aller à ces prophéties présomtueuses que l'on voit si rarement se réaliser".

Palantin. Nigaud, lambin, niais, badaud, janot, musard, fainéant, paresseux (der Franzose ist geradezu unerschöpflich in negativen Komplimenten!).

Palantiner. Niaiser, lambiner, muser; être toujours en extase; bayer aux corneilles, fainéantiser.

*Palefrenier... et non palefermier...

Pampine. Terme bas et trivial, surnom que l'on donne parmi le peuple à une fille de mauvaise vie, qui fréquente les lieux de débauche; équivaut à coureuse, barboteuse, crapule etc.

*Panaché. Ma petite parole panachée. Locution ridicule qui a été longtemps très à la mode parmi les petits-maîtres de Paris, qui s'en servoient continuellement dans un sens affirmatif, pour persuader que ce qu'ils disoient étoit digne de foi, qu'on devoit les en croire sur parole.

Pancard (Saint-). Le jour de mardi gras. On dit aussi d'un homme extrêmement gros et large, d'un embonpoint volumineux, qu'il ressemble à Saint-Pancard.

*Parapet. Beaucoup disent, par corruption, parapel.

Passe-matagot. Terme d'escamoteurs, de joueurs de gobelets, lorsqu'ils font quelques tours d'adresse; ils l'emploient comme une expression de grimoire, pour faire croire aus spectateurs que, sans cela, ils ne pourroient réussir à faire leurs tours.

*Patriotique. La scie p. On appeloit ainsi ironiquement et d'une manière triviale, les corvées que les citoyens, dans les troubles de la révolution, étoient obligés de faire, et qui consistoient à monter la garde aux prisons, à servir d'escorte dans les fêtes populaires etc. etc.

Pévéreux. Pour, pédant, homme fier, hautain, orgueilleux. Il fait son pévéreux. Pour, il fait le précieux, l'important.

*Pituite... et non picuite...

Platre-chaud. Sobriquet injurieux que l'on donne à un mauvais ouvrier en maçonnerie.

Poétraillon. Faiseur de vers à la douzaine, poète qui rime malgré Minerve.

*Pontoise. Il nous conte ça, comme en revenant de P. C'est-à-dire, tout bonnement, sans gêne, sans prétention. Se dit d'un homme qui raconte des choses invraisemblables, ou qui fait des propositions qui ne sont pas recevables.

*Porteur-d'eau... On dit vulgairement un porteux-d'eau.

*Potiron. Ce mot est en butte à plus d'un barbarisme: les uns disent paturon, et les autres poturon...

*Poumon. Le peuple dit habituellement, paumon.

Prétentailles. Ornemens de femmes; frivolités, bagatelles, toutes choses de peu de valeur.

Protolat. Les imprimeurs appellent ainsi la place de prote; la direction d'un prote.

Ramichage. Ce que l'on donne pour ramicher.

*Rebours. A rebours. Les personnes sans éducation disent habituellement à la r.
*Recouvrer... Ce verbe est continuellement confondu avec le verbe recouvrir...
*Réclame... au figuré et en terme bachico-typographique, ce qui reste à boire d'une bouteille presque vide et que l'on répartit le plus également possible dans chaque verre des buveurs.
*Relâcher. Ce verbe parmi le peuple signifie, abandonner quelqu'un avec lequel ou étoit en relation d'amitié, se brouiller avec lui, s'en séparer. Il se dit notamment d'un mari qui abandonne sa femme pour en prendre une autre; d'un amant infidèle qui laisse à d'autres le soin de ce qui naguère faisoit l'objet de ses amours.
*Remolade ou Remoulade... et non rimoulade...
*Ressource. Le père la r.; la mère la r. Expression flatteuse et triviale qui se dit d'une personne fertile en expédiens, à laquelle on a toujours recours dans de mauvaises affaires, et dont les conseils, la fortune et le crédit suffisent pour vous tirer d'embarras.
Ricasser. Rire bêtement, inutilement et sans motif apparent.
*Rissole. Sobriquet que l'on donne à un buveur de profession.
Ruffien = rufien.
*Sabreur... C'est aussi le nom qu'on donnoit, dans les troubles de la révolution, à ces furieux dont les discours et les mesures ne tendoient qu'à frapper, renverser, détruire.
*Sangle. Un négociant marchand de sangles. Expression dérisoire pour dire un portefaix, un artisan qui vit à la sueur de son corps; un courtier qui fait toutes sortes de commerces sans avoir un pouce de marchandise.
*Seau... Le peuple dit habituellement un siau.
Secundum. Elle n'est pas trop secundum. Manière de parler qui signifie qu'une personne a peu de capacité, peu de crédit; qu'elle n'est pas d'une bonne santé; qu'une chose quelconque est de mauvais acabit ou n'est pas en bon état; que sa valeur est fort douteuse.
*Silence! notre chat danse. Dicton ironique et populaire, pour tourner en ridicule une personne qui affecte de recommander aux autres le silence, quoique ses occupations soient rien moins que sérieuses.
*Sobriquet... Le peuple dit soubriquet.
*Sortilége... Le personnes qui parlent mal ont coutume de prononcer sorcilége (cfr. sorcier).
*Souffleur. Pour un buveur...
*Soupir de vaches, Terme de dérision qui signifie, plainte, regret, gémissement, sanglot, que l'on manifeste par une respiration forte et ruyante; douleur ridicule, déplacée et souvent feinte.
*Sternutatoire... Beaucoup de personnes disent sternuatoire...
Sucée. Le vulgaire fait un substantif de ce participe, et dit par raillerie d'une chose dont on s'est servi plusieurs fois, et dont on a tiré toute la substance que c'est la troisième sucée.
*Sustanter... et non substanter.
*Tac-tac. Un Nicolas tac-tac. Pour dire un nigaud, un homme sot et stupide, qui se mêle des petits détails qui concernent les femmes.
Taupiner. Manier brusquement et sans soin; tripoter, patiner, bouleverser quelque chose.
*Thésauriser... Le peuple dit trésoriser.

*Tire-larigot. Über die Etymologie dieses Wortes gibt unser Buch nach Erwähnung der Schreibung tire la Rigaud folgenden Gallimathias zum besten: „Les autres font remonter plus haut cette étymologie, et veulent persuader que les Goths, dans une émeute, ayant tué leur roi Alaric (!), mirent sa tête au haut d'une pique, et l'ayant planté au milieu de leur camp, ils se mirent à boire et à danser autour, en proférant ces mots, ti Alaric Got, dont, par la suite, on a fait tire-larigot.

*Toper. L'affaire est-elle conclue, topez-la. Se dit en présentant la main à celui avec qui on traite une affaire. La plupart des marchés se faisoient autrefois ainsi; et ce simple attouchement étoit regardé comme une promesse inviolable. Aujourd'hui, il faut des écrits, des actes notariés, pour garantir la bonne foi dans les moindres affaires.

*Tour. A ton t. paillasse. Expression bouffonne usitée parmi les batteleurs et les histrions, et que l'on emploie fréquemment dans la conversation familière, lorsque successivement on vient à commencer une opération quelconque.

*Tommon. La rue de T. Au propre, nom d'une rue de Paris qui aboutit au Luxembourg. Au figuré, et pour jeu de mots, embarras, affaire embrouillée, fausse spéculation. Se mettre dans la rue de T. Pour dire se tromper dans ses calculs, dans ses spéculations, se fourvoyer, s'égarer. Mettre quelqu'un dans la rue de T. Le tromper, abuser de sa bonne foi, le frustrer, le voler. Il est dans la rue de T. Pour, il s'égare, il se méprend, il s'abuse lui-même.

*Tracas. Une Marie-Tracas. Nom qu'on donne en plaisantant à une petite fille qui fait la tatillonne, qui s'agite, se tourmente et est toujours en mouvement, à une femme qui se mêle des affaires d'autrui, et qui fait l'entendue dans les choses qui lui sont les plus étrangères.

*Trémousser... Le peuple dit trimousser.

Trifouillon. Brouillon, qui met tout en désordre, en cherchant quelque chose; chercheur indiscret, investigateur.

*Urlurette. Ma tante U. Refrain qui cache toujours quelque malignité.

*Ut. Sais-tu la musique? Oui: Eh bien, ut! Quolibet qui, d'une farcé comique, est passé parmi le peuple; se dit à quelqu'un que l'on est ennuyé d'entendre, et équivaut à va te promener, retire-toi.

*Vasistas... Beaucoup de personnes disent, vagislas.

*Vaugirend... On prononce vulgairement Vaugérend.

*Velours. Habit de velours, ventre de son. On a pendant long-temps appliqué ce quolibet aux habitans des bords de la Garonne; mais il ne faut pas aller si loin, et les bords de la Seine nous offrent des nuées de fats, de pédans et de petits-maîtres, à qui l'application en convient à plus justes titres.

Viédaser. Ne faire rien qui vaille, se battre les flancs, s'amuser à la moutarde.

*Vieillot, te. Cet adjectif est plus usité au feminin qu'au masculin; il se dit particulièrement d'une femme petite et ramassée, dont les traits annoncent la vieilleusse et un âge avancé.

Vilaniement. Pour beaucoup, en quantité. Le peuple se sert fréquemment de cet adverbe par exagération, pour donner plus de poids à son discours.

*Vilebréquin... On dit vulgairement virebréquin.
*Vinaigre. Donner du v. C'est une malice que les écoliers se font réciproquement au jeu de la corde, et qui consiste à agiter tout-à-coup fortement la corde, en lui donnant plus de tension, de manière que celui qui saute est obligé de faire de grands efforts pour en suivre tous les mouvemens, afin de n'en pas recevoir le choc, ou de suspendre la partie.
Zède. Le peuple prononce zèdre.

F. Zvěřina.

Vergessenes und Verschollenes.

(Aus der französischen Litteratur des XVIII. Jahrh.)

„Qui plume a, guerre a", sagt einmal Voltaire, als die Meute neidischer Litteraten ihn hart bedrängte und nach so mancher wunden Stelle seines Charakters und seiner schriftstellerischen Thätigkeit biss, aber in erster Linie waren es doch die üblen Affairen seines vielbewegten Lebens, nicht seine pseudonymen und diplomatisch verhüllten Schriften, welche den Hass der Gegner anspornten. Drei Ereignisse besonders boten der Satire all zu reichen Stoff, um nicht immer von Neuem mit mehr oder weniger Witz besprochen zu werden: die Züchtigung durch Rohan's Bediente, die Aufnahme in die Akademie nach so manchen Proben der Charakterlosigkeit und Selbstverleugnung, und endlich der Zwist mit Friedrich II. Den aus Preussen vertriebenen und ruhelos Umherirrenden verhöhnte La Beaumelle und beurteilte mit befremdender Kühle selbst sein Jugendfreund, der Marquis d'Argenson, und auch den im Genfer Gebiete endlich zur Ruhe gekommenen Greis verfolgte noch der Neid anonymer Pamphletschreiber. So wurde im Jahre 1755 von Genf, der Vaterstadt Rousseau's, aus, ein anonymes Sendschreiben unter dem Titel: „Réponse à M. de Voltaire" veröffentlicht, das den reichen Grundbesitzer und Finanzmann tief unter Rousseau, den vermögenslosen, selbst litterarisch noch nicht allzubedeutenden Menschen stellte. Bekannt ist, dass Voltaire an Rousseau in einem Schreiben des J. 1755 süsssaure Komplimente über dessen phantastische Schilderungen des Urzustandes der Menschheit richtete, und die bittre Antwort darauf erteilt ihm der Genfer Lokalpatriotismus in jener oben erwähnten Satire. Sein Glück im Genfer Elysium sei ein eingebildetes, und wenn er nicht zur Natur zurückkehre und ein Mensch in Rousseau's Sinne werde, so führe alles Streben nach Reichtum und Einfluss nicht zum wahren

Glücke. Und auf Grund dieser glänzenden Folie wird nun der Charakter V.'s in boshaft-einseitiger Weise geschildert. Er sei ein eitler, dreister Hofmann, der seine Muse in unkeuscher Enthüllung zeige, der ein Wuchergeschäft mit seiner Schriftstellerei treibe, der die sittliche und soziale Anarchie unter dem Deckmantel der Philosophie predige und dessen böses Gewissen stets vor der Todesstunde bange. Die soeben in entstellter Ausgabe von Maubert publizierte „Pucelle" dient dem Verfasser der „Réponse" ganz besonders zur Begründung seiner Satire und auch aus dem grossen Erfolge der „Mérope" wird V's. Hoffärtigkeit in sehr gesuchter Weise erklärt.

Gedanken, wie die eben erwähnten, finden sich auch in der „Satire à M. Fréron p. M. Gilbert", Amsterdam 1776, ausgesprochen. Der Verf., ein dem Fréron befreundeter Litterat, will mit herabgenommener Maske dem der Litteratenclique verhassten Voltaire und der ganzen Philosophenschule kühn ins Antlitz schauen. Jene Philosophen, sagt er, fürchteten und hassten die Satire nur, wenn sie von ihr getroffen würden, während sie doch alles ihnen Entgegenstehende zum Zielpunkt ihrer Satire machten. Sie seien trotz ihrer moralischen Rührstücke, trotz der hochklingenden Sentenzen in Tragödien, an der Unsittlichkeit und finanziellen Zerrüttung der Salonwelt Schuld. Sie seien die Apostel der Halbwelt geworden, sie hätten den Ehebruch und die schimpfliche Toleranz der Ehemänner grossgezogen, und selbst öffentliche Dirnen, die sich eben an der Hinrichtung des General Lalli und anderer Opfern einer barbarischen Justiz geweidet hätten, kokettierten dann mit humanen Bildungsphrasen. Voltaire im Speziellen wird als der unwürdige Beherrscher des franz. Parnass, als eine überall verfolgte und doch überall tonangebende Koryphäe moderner Korruption, als lügenhafter Historiker, als Verfasser sentenziöser[1]) Tragödien und Komödien und zugleich eines Bordellstückes, wie die „Pucelle", in blindem Eifer verketzert. Seine Corneille-Kritik, sein Tadel Malherbe's, sein Lob Quinault's werden aus Neid und anderen unlautren Motiven erklärt, seine nachlässige Versifikation genau so bitter getadelt, wie seine Spöttereien über Frömmigkeit und kirchliche Gesinnung. Mit Voltaire fallen Marmontel, der Tadler des hoch-

[1]) Darüber heisst es, treffend allerdings:
Alzire au désespoir, mais pleine de raison
En invoquant la mort, commente le Phédon
Pour expirer en forme, un roi par bienséance.
Doit expirer son âme avec une sentence.

gefeierten Satirikers Boileau, La Harpe, der Protektor der neuen Dichtungsweise, Diderot, der nur seiner Unklarheit Ruhm und Namen verdanke, Beaumarchais, „der aus Mémoiren Dramen und aus Dramen wieder Memoiren mache", der Satire zum Opfer. Endlich werden auch der Tugendroman, die weinerliche, halbtragische, mehr philosophische, als poetische Komödie, die wortreiche, mit Sentenzen prunkende, zuweilen ans Opernhafte streifende Tragödie in blinder Wut vernichtet. Der philosophischen Korruption wird die Tugend eines Ludwig XVI. gegenübergestellt, dessen Beifall den Verf. für alle schlimmen Folgen seiner satirischen Wahrheitsliebe trösten soll.

Für die Unsittlichkeit der Zeit und selbst für Giftmorde macht auch Clément in seinem Gedicht „La fausse philosophie"[1]) die neuere Aufklärung verantwortlich. Die früheren Zeitalter seien zwar auch unsittlich und verbrecherisch, aber heldenhafter gewesen, demzufolge sei an der Entnervung der damaligen Zeit allein die Philosophie schuld. Diese habe selbst den geheiligten Stand der abbés mit ihrer Sirenenstimme verlockt und zu Intriguanten und Buhlern gemacht. Voltaire selbst wird nach den früheren bösen Erfahrungen, die Clément mit seinen „Lettres à M. de Voltaire" zu machen hatte,[2]) nicht direkt erwähnt, dagegen die Encyklopädie und das enge Zusammenhalten der Philosophenkaste angefeindet und der kirchlich fromme Ludwig XVI. natürlich gefeiert.

Die Erfolge, welche die „Correspondance littéraire" von Raynal, Grimm u. a. nicht nur in Paris, sondern auch im Auslande errungen hatte, legten den Gedanken eines Konkurrenzwerkes nahe, das mit dem Jahre 1762 von dem Pariser Salonlitteraten Bachaumont herausgegeben und unter dem Titel: „Mémoires de Bachaumont" zuerst von Ravenel (1830) vollständig publiziert wurde.[3]) Die Voltaire-Kritik hat sich gewöhnt, diese beiden handschriftlichen Korrespondenzen in einen direkten Gegensatz zu stellen, indem Bachaumont als klatschsüchtiger Verkleinerer aller freien Bestrebungen in der Litteratur aufgefasst wurde. Indessen liegt die Sache so, dass jene Aufzeichnungen B.'s nur das Echo des Salongeschwätzes und der Journalistenmeinungen waren und desshalb epochemachenden

[1]) Die Ausgabe der Berliner Bibl. ist vom Jahre 1778 und ohne Ortsangabe.

[2]) s. mein Buch: „Voltaire im Urteile der Zeitgenossen". S. 58.

[3]) Eine zweckmässige, nur das Wichtige aus dem J. 1771 enthaltende Ausgabe publizierte Lacroix, Paris, 1874.

Grössen, wie den Herausgebern der Encyklopädie, gebührenden Weihrauch streuten. Nur Voltaire, der bekanntlich innerhalb der Philosophenkaste alle die zu Feinden hatte, welche auf Rousseau's Pantheismus oder auf Grimm's u. a. Materialismus schworen, oder welche in ihren religiösen, politischen und litterarischen Vorurteilen durch seine Spottsucht und kritische Böswilligkeit gekränkt wurden, war hier die Zielscheibe einer flachen, witzelnden Anekdotenhascherei. Der Unterschied zwischen Grimm, seinen geistesverwandten Mitredakteuren einerseits und der Bachaumont'schen Etique andrerseits war nur der, dass Grimm mit dem alten Glauben und mit den alten Traditionen der pseudoklassischen französischen Dichtung ganz oder teilweise gebrochen hatte, während B. und sein Anhang die Kirche und die litterarischen Vorurteile schonte, und dann, dass der erstere hoch über der eigentlichen Journalistenclique stand, der letztere aber so recht behaglich in ihren seichten Pfützen nistete. Mit Voltaire nahmen sie es beide nicht so genau, sie erkannten die epochemachende Bedeutung des Philosophen, Historikers und Dichters im Ganzen und Grossen an, um ihn im Einzelnen zu bekritteln und zu bespötteln, wobei Grimm naturgemäss die positiven Überreste in V.'s philosophischem System bekämpfte, B. gerade gegen das Negative und Skeptische desselben zu Felde zog. Einig waren beide in ihrem Hasse gegen die jesuitische Presse, namentlich gegen Fréron, wobei jedoch Bachaumont diejenigen schonte und selbst lobte, welche nur indirekt der jesuitischen und orthodoxen Richtung dienten und in der Litteratenwelt vorübergehende Bedeutung hatten, wie Clément, den Verkleinerer Voltaire's. Grimm's Korrespondenz durfte, auf die höchsten Kreise der gebildeten Welt berechnet, eine tiefere ästhetische und kulturhistorische Betrachtungsweise nicht umgehen, während B., der für oberflächliche Salondamen und klatschsüchtige Salon-Habitués schrieb, recht in Anekdotenkram und flachem Geschwätze schwelgte. Daher denn die „Correspond. littér." für das Studium der französischen und selbst der deutschen Litteraturgesch. des XVIII. Jahrh. unentbehrlich ist, B.'s Aufzeichnungen dagegen nur in sehr kleinlichen Détails unsre Auffassung ergänzen. Für Voltaire's Beurteilung lernen wir eigentlich nichts, was völlig sicher oder aus glaubwürdigeren Quellen nicht bekannt wäre, und höchstens der Gegensatz zwischen den Parlamenten und V.'s politischer Schriftstellerei wird uns durch vereinzelte Angaben noch deutlicher. Als B. 1771 starb, führte Mairobert, ein ehemaliger kgl. Sekretär und Zensor, die Mémoires nach denselben Grundsäszen fort, nur dass er den Stachel der Kritik gegen Voltaire, gegen Laharpe und andere Vertraute desselben noch mehr schärfte. Die Abnahme der Dichterkraft

und schöpferischen Originalität in V.'s spätesten Werken liessen hier, ebenso wie in Grimm's Korrespondenz, die Anerkennung seiner universalen Bedentung zurücktreten und der gehässige Klatsch der sich mehrenden Gegner V.'s beherrschte die Darstellung nur allzusehr. Selbst das boshafte Mährchen von den unzüchtigen Liebeleien des fast achtzigjährigen Greises wurde hier wieder aufgenommen und eine der edelsten Handlungen des Philosophen, die Verteidigung des von richterlicher Willkür ermordeten Lally, verunglimpft. Nicht einmal die Voltaire-Apothrose im Salon der Schauspielerin Clairon, so wenig sie auch neben der Voltaire-Statue bedeuten mochte, konnte neidlos anerkannt werden; mit böswilliger Schadenfreude werden die mässigen Spottverse eines abbé und Exjesuiten publiziert. Diderot und d'Alembert und die Encyklopädie sind für den neidischen Litteraten Mairobert zwar zu gefährlich, um sie direkt anzugreifen, dafür aber wird ihr Gegner Sabatier (eine abenteuerliche Existenz) angepriesen und der erfolglose Versuch, den Polizei-Lieutenant gegen ihn zu hetzen, sorgfältig berichtet.[1])

Diese sogem Mémoires reichen bis zum J. 1787 und sie werden mit Bachaumont's Hinscheiden immer bedeutungsloser.

Zwei Natur- und Volksdichter des XVIII. Jahrh. spielen in V.'s Leben eine Rolle, der Bretone Desforges-Maillard und der Pikarde Joseph Vadé. Der erstere verdankt seinen Dichterruhm und seine Beziehung zu Voltaire nur einer Mystifikation gröbster Art, der zweite wurde von V., der eine Reihe lyrisch-epischer Gedichte unter Vadé's Namen veröffentlichte, zum Opfer einer Mystifikation gemacht. Maillard, dessen persönliche Verhältnisse und Gedichte erst durch die Ausgabe von Honoré Bonhomme (Paris 1880) uns zugänglicher gemacht sind, wurde am 24. April 1699 zu Vannes geboren, und dort, wie die meisten franz. Dichter des XVIII. Jahrh. von Jesuiten erzogen. Nachdem er zu Nantes einen juristischen und philosophischen Kursus absolviert hatte, wurde er Advokat am Parlament zu Rennes, geriet jedoch später in eine untergeordnete Stellung und dürftige Verhältnisse, für die ihn sein inzwischen erworbener Dichterruhm und die Mitgliedschaft in verschiedenen Akademien schwerlich entschädigen konnte.

Im Jahre 1725 trat M. zuerst unter eignem Namen als

---

[1]) Der Polizei-Lieut. antwortete dasselbe, was unsere Staatsanwälte dem Herrn Brunnemann erwidern, wenn er über ungünstige Beurteilungen seiner Schreibereien Klage führt: dass sie sich in rein litterarische Händel nicht mischen.

Poet auf und verkündete den Ruhm des Dichters der Henriade. Aber sein Gedicht, mässig und unbedeutend wie es war, verlor sich unter der Menge von Kritiken, Pamphleten und Epigrammen, welche gegen den Dichter Heinrich's IV. in jener Zeit gerichtet wurden, und auch V. scheint es nicht besonders gewürdigt zu haben. 1729 erlebte er ein gleiches Schicksal. Ein Preisgedicht wurde von der Akademie nicht gekrönt, von dem Mercure (dem Zentrum damaliger Poesie, Poetik und wissensch. Kritik) gar zurückgewiesen und auch eine Zornesepistel des so gekränkten Poeten fand nirgends Aufnahme. Da kam Maillard auf den schlauen Gedanken, die franz. Galanterie zum Deckmantel seiner poetischen Schwächen zu machen und fortan als Fräulein Malacris de Vigne aufzutreten. Was Maillard sieben Jahre lang nicht erreicht, Dichterruhm und die Anerkennung des hochgefeierten Voltaire, das erreichte Fräulein Malacris mit einem Schlage. Eine zweite „Défense de la Henriade" wurde vom Mercure, der übrigens damals noch keineswegs zum Reklame-Magazin V.'s und seiner Anhänger geworden war, aus purer Galanterie aufgenommen und über Nacht war Maillard ein berühmter Mann geworden. Voltaire selbst dankte in einem Gedichte, das neben offizieller Galanterie auch eine feurige Lebenswärme ausströmt;[1]) andere Dichter sangen die unbekannte Schöne in Mecure an und wurden von ihr angesungen, bis die Pseudonymität durchschaut wurde. Da reiste die männliche Schöne nach Paris, um die Triumphe zu geniessen, welche der Name Malacris ihr erworben hatte. Französische Weltklugheit liess dem erkannten Versteckspieler nicht seine Dreistigkeit vergelten, vielmehr nahmen ihn die tonangebenden Litteraten und schöngeistigen Salonhelden mit erkünstelter Begeisterung auf, und selbst Voltaire machte ein süsssaures Gesicht. Kann man es ihm aber verdenken, dass er in dem ersten Drucke jenes Gedichtes an die unbekannte Verehrerin alles wegliess, was an Galanterie und Zärtlichkeit erinnerte, zumal sein Gegner Piron in der „Métromanie" den lächerlichen Vorfall für eine kostbar witzige Episode und zur Karrikierung V.'s selbst (in der Rolle eines eitlen Dichters) ausnutzte? Wie sehr auch Maillard gekränkt war, wie sehr es ihn namentlich verdross, dass V. in einer kühlen objektiven Note die Mystifikation enthüllte, wer wollte dem angeführten Dichter das verdenken? Schaden in der öffentlichen Meinung hatte Maillard nicht, denn die Ansichten über Pseudonymität und Reklamenkünste waren damals, in Frankreich namentlich, die denkbar liberalsten. Eine zweite Reise nach Paris brachte neue Ehren und Triumphe,

---

[1]) Vollständig gedruckt in der Einl. der obengen. Ausg.

gelehrte Akademien nahmen ihn auf. Und in der That sühnte der Dichter Maillard, was die Dichterin Malacris verbrochen haben mochte. Seine lyrischen Dichtungen zeichnen sich unter den steifen, schematischen Dichtereien jenes Zeitalters durch Natürlichkeit und Frische aus. Der übliche Prunk mit mythologischen Anspielungen und antiken Reminiszenzen dient freilich nicht zu ihrer Verschönerung, und die Nachbildungen Catull's, Horaz's, Ovid's und Anacreon's kommen den Originalen nicht annähernd gleich. Aber mag der Dichter im Naturgenuss und im Glück der Liebe schwelgen oder mag er über Putz und Modesucht zürnen und über Untreue der Frauen und Schwäche der Gatten schelten, immer ist er einfach, schmucklos und ungekünstelt. Sein späteres ungünstiges Los und der Druck einer unglücklichen Ehe lastete schwer auf der Heiterkeit des Gemütes und erklärt es, wie er in den Missgeschicken Andrer sichtliche Befriedigung fand. Seinen Dichterruhm konnte er auf die Dauer nicht behaupten und ziemlich vergessen starb er in hohem Alter (1772).

Mehr noch von den Missgeschicken des Lebens heimgesucht, aber durch ein frühes Ende vor dem Loose der Vergessenheit bewahrt, war Joseph Vadé,[1]) ein lebenslustiger, leichtlebiger Volks- und Dialektdichter der Pikardie. 1719 zu Ham geboren, genoss er nicht, wie Maillard, eine gelehrte Erziehung und blieb in den ersten Anfängen des Latein stecken. Seine äussere Stellung war eine subalterne,[2]) und nur im Spiel und in Gelagen konnte er die ermüdende Langweiligkeit seines Amtes vergessen. Mit Hilfe des einflussreichen Zeitungsredakteurs Fréron suchte er Dichterruhm und die Anerkennung der vornehmen Welt zu erringen, aber trotzdem seine Gedichte oft gedruckt wurden, konnten sie bei ihrer lokalen Färbung und geringen Formvollendung nicht in die hauptstädtischen Kreise eindringen. Die Ausschweifungen seiner Lebensweise zerrütteten ihn vor der Zeit, so dass er schon im Juli 1757 starb. Den zahlreichen Komödien, Parodien, Pastoralen, Opern-Librettos, Fabeln etc. gibt die lautre, unverfälschte Vaterlandsliebe und Königstreue, die ländliche, aller modischen Ziererei feindliche, Einfachheit einen gewissen Reiz, auf die Dauer aber werden sie bei ihrer Gedankenarmut unerträglich. Wie Voltaire dazu kam, sich unter Vadé's Namen zu

[1]) Siehe „Poésies et Lettres Facétieuses de Joseph Vadé“, par G. Lecoq.
[2]) Er war controleur du vingtième.

verhüllen, ist kaum begreiflich. Wollte er seinen Gegner Fréron täuschen und dessen Kritik entwaffnen, oder wollte er der Wachsamkeit kirchlicher Widersacher entgehen? In dem ersteren Falle verrechnete er sich in Fréron's Schlauheit, im letzteren wirkte die kirchenfeindliche Vorrede dem Zwecke entgegen. Oder sollte Vadé's noch nicht vergessener Dichterruf nur die Verbreitung jener Bagatellen sichern?

Ein näherer Freund Voltaire's, von diesem oft für Dienstleistungen bei Hofe und zu nützlicher Reklame in Anspruch genommen, war Moncrif, der Günstling des Königs Stanislaus von Polen und der Vorleser der Königin von Frankreich. In die Ideen der neueren Philosophie eingeweiht und dem positiven Glauben, wie den kirchlichen Neigungen entfremdet, durfte Moncrif in Rücksicht auf seine amtliche Stellung doch nicht offen mit seiner Anschauung hervortreten. Vielmehr musste er auf Befehl der frommen Königin christliche Dichtungen anfertigen und mit ihrem königl. Vater in langen Diskursen über den heiligen Beruf der Prediger sich unterhalten. Als schlauer Hofmann spielte er den Vermittler zwischen der Hofwelt und der Philosophenkaste, und wusste in harmloser Form seiner freien Auffassung Ausdruck zu geben. Mit der Miene eines devoten Schriftstellers übte er in der „Lettre au roi de Pologne“ (Stanislaus) an den langweiligen, formlosen Predigten unbegabter Geistlichen eine treffende Kritik und erwarb sich noch den Dank des beschränkten königl. Frömmlings (in der „Réponse du roi de Pologne“); in den „Essais sur la nécessité et les moyens de plaire“ wusste er philosophische Gedanken in ein modisches, hoffähiges Gewand zu kleiden und dem höfischen Servilismus recht scharfe Hiebe zu versetzen; in dem „Essai de l'esprit critique“ züchtigte er die persönliche und unberufene Kritikasterei der meist aus kirchlichem Stande hervorgegangenen Journalredakteure. So war er ein nützlicher Vorkämpfer seiner philosophischen Freunde, ein in das Feindesland vorgeschobener Posten. Seine klare, fliessende Darstellung, seine reiche Weltkenntnis und schlaue Beurteilung höfischer Schwächen, das Fernhalten alles Systemwesens und alles Abstrakten sicherten diesen populär-philosophischen Essays gerade in der Salonwelt den Erfolg.

Als Dichter von Komödien, Erzählungen, Balletttexten etc. war er trotz seines Formtalentes nicht hervorragend und vielfach schrieb er wohl nur auf höheren Wunsch.[1])

[1]) S. die Œuvres de Moncrif, nouv. éd. Paris 1758, 4 Bde.

Zwei Dichter aus alter, guter Zeit, die von Voltaire mehrfach verwertet und in seine Dichtungsweise eingefügt wurdon, sind La Grange Chancel und der ältre Crébillon. Was Voltaire beiden verdankt, ist längst festgestellt, und in Einzelheiten durch die Noten in Moland's umfassender Voltaire-Ausgabe erwiesen, hier handelt es sich nur um einzelne Ergänzungen des früher Beigebrachten. Der alten Corneille-Manier, die durch Racine's Genius glücklich verdrängt war, in die aber selbst Voltaire's Dichtungen oft zurückfallen, mochte dieser auch in der Theorie sich gegen das Tragödienschema der Theaterliebe und Theaterintrigue auflehnen, huldigten La Grange sowohl, wie Crébillon. Der erstre spricht in der Einleitung der von ihm selbst publizierten Ausgabe seiner Werke die unbedingte Hingebung an Corneille und selbst an Rotrou offen aus, und, mochte er auch durch Racine's Gunst emporgekommen sein, mehr als diesem, verdankt er dem älteren Vorgänger. Freilich ersetzte er dabei die grossartige, wenngleich ungeregelte Dichterphantasie und die ideale Hingebung Corneille's durch leichtes Reimtalent, das ihm von Jugend an eigen war, und durch gewandte Technik, durch Mittel also, denen nur der Tageserfolg, nicht dichterische Unsterblichkeit zu verdanken ist. Frühzeitig, trotzdem Voltaire ihn in seinen Erstlingswerken („Œdipe“ und „Henriade“) plünderte und auch später mit ihm in Verbindung blieb, trotzdem Fréron ihm freundlich gesinnt war, scheint er in Vergessenheit geraten zu sein, wie denn schon sein wohl bald nach den ersten Aufführungen des „Œdipe“ an Voltaire gerichteter Brief das Bewusstsein innerer Unbefriedigung ausdrückt. Ob das äusserlich freundschaftliche Verhältnis zu Voltaire auch auf innerer Neigung ruhte, ist nach diesem Briefe sehr fraglich. La Grange strömt zwar von väterlichem Wohlwollen für den jüngeren Freund über, stellt dessen Dichtung über das Sophocleische Vorbild, was wohl auch mit dem stellenweis Corneille'schen Gepräge des Voltaire'schen „Œdipe“ zusammenhängt, aber er tadelt doch mit schlecht verhüllter Bosheit die nachlässigen Reime, die Nichtbeachtung der chronologischen Verhältnisse und warnt den ehrgeizigen Dichter so dringend vor der Hofgunst, dass ein gewisser Neid über den Beifall des Regenten und der höfischen Welt nicht zu verkennen ist. Der ganze Brief, stellenweis ein Muster erbaulicher und heuchlerischer Redekunst, deutet sehr auf die Einwirkungen jesuitischer Erziehung hin, der auch La Grange seine erste Bildung zu verdanken hatte. Später schloss er sich an den Jesuitenzögling Fréron an, widmete diesem geschworenen Feinde Voltaire's eine Auseinandersetzung über einen chronologischen Schnitzer in V.'s „Siècle de Louis XIV.“ und wurde

dafür in Fréron's „Année littéraire" öfters mit Anerkennung erwähnt.

Weit offner und ehrlicher benahm sich der ältre Crébillon seinem Rivalen Voltaire gegenüber. Über Crébillon's Dichterei, so sehr sie nicht nur von den Zeitgenossen, sondern auch von etwas später lebenden Litteraten überschätzt wurde,[1]) kann heutzutage kein Zweifel herrschen. Der treueste, aber auch geistloseste Nachahmer der Corneille-Manier ist er sicher gewesen und namentlich seine älteren Dichtungen, wie die schon 1708 vollendete „Electre" zeigen eine so grosse Verkennung aller Tragik, dass nur die später erlangte Routine ein noch erträgliches Stück, wie den „Catilina", entstehen liess (1748). Zur unfreiwilligen Selbstparodie wird aber sein am 23. Dezember 1754 aufgeführtes „Triumvirat". In der ersteren Tragödie, die im Wesentlichen nach dem griechischen Vorbilde, doch mit Einflechtung einer wenig dramatischen Liebeständelei zwischen Electre und Itys, dem Sohne Aegisth's, der in argloser Unbefangenheit Electrens Racheplan nicht ahnt, und mit endlosem Wortprunk und banalster Rhetorik gedichtet ist, muss Oreste die Mutter in der Hitze des Gefechtes so nebenbei ermorden, indem er seinen Rachestrahl nur gegen Aegisth zu richten glaubt. In der letzteren schwankt Octarian zwischen der Liebe zu Cicero's Tochter, Tullia, und der Staatsraison wie ein willenloser Strohwisch umher, verweigert Cicero unter leeren Freiheitsphrasen und mit hirnlosem Eigenwillen die ihm aufgedrungene Rettung, und selbst mit Sextus Pompejus, den die Geschichte schon zum tragischen Helden geschaffen, weiss Crébillon nichts anzufangen. Schwach genug ist auch die 1717 (4. Okt.) zuerst aufgeführte „Sémiramis". Wie unzart und zugleich ohne Tragik ist es, dass Sémiramis wissentlich mit ihrem eignen Sohne Ninus in Blutschande lebt, und dass Belus, der Bruder des Sémiramis, die Königin zu entthronen sucht, um seine Tochter an Ninias anbringen zu können. Wie endlos auch hier die phrasenhafte Rhetorik, die inhaltleeren und an dramatischer Handlung armen Monologe und Dialoge!

Auch „Catilina" hat seine Fehler und selbst Unbegreiflichkeiten. Wieder muss auch Catilina Cicero's Tochter lieben, sich ihr arglos anvertrauen und diese dann alles den Vater mitteilen (ein treues Bild alltäglicher Prosa!). Dass die Tochter dabei auf Catilina's Begnadigung hofft, lässt nur ihren Verstand in zweifelhaftem Lichte erscheinen, ohne doch ihre Handlungsweise

[1]) S. die Proben in der Ausg. der Werke Crébillon's, Paris 1818, II, p. 355 ff.

zu entschuldigen. Mit unnatürlich spitzfindiger Diplomatie überliefert Catilina die in seine Pläne eingeweihte Dirne Fulvia dem Senate und rät ihr selbst zur Denunziation, denn das Wenige, was sie im Ganzen nur wisse, liesse vielleicht sein Vorhaben weniger gefährlich erscheinen, auch könne er sie nachher dementieren. Immerhin sind aber Cicero, wie Catilina, weil sie ziemlich treu der Geschichte nachgebildet sind, nicht ohne dramatisches Leben, und von Bühnenwirkung ist namentlich die Szene, wo Catilina seinen unzuverlässigen Genossen Manlius plötzlich dem Gerichte des Senates preisgibt.

Voltaire, der die erwähnten vier Tragödien Crébillon's in den Jahren 1748—1764 gänzlich umgeändert wieder aufführen liess, hat zwar auch der Corneille-Manier seinen Tribut dargebracht, aber doch neben grosser Selbständigkeit Crébillon's Fehler meist vermieden. Sein „Oreste“ verrät am meisten den Einfluss Crébillon's, hält sich aber noch enger an das griechische Vorbild und wird wenigstens, trotz aller Rhetorik und Hypertragik, nirgends zur Tragikomödie. Sein „Catilina“ zeigt in Einzelheiten noch die Benutzung des älteren Stückes und lässt den Helden ebenfalls zum zärtlichen Liebhaber und zum Verräter an seinem Genossen werden, aber sonst sind die Charaktere von diesem grundverschieden, wennschon in den Hauptzügen noch unklarer gezeichnet.[1]) „Sémiramis“, mehr eine Nachahmung des Shakspereschen „Hamlet“, als ein echt Corneille'sches Stück, hat auch mit Crébillon's Tragödie so gut, wie Nichts gemein. Das „Triumvirat“, schwach in der Charakterzeichnung und arm an wirklicher Tragik, verdankt doch dem Crébillon'schen Stücke weder seine grossen Fehler noch seine geringen Vorzüge.[2])

Unangenehm berührt musste Crébillon durch die Konkurrenz auf gemeinsamem Felde werden, namentlich durch die Wiederaufnahme des vor wenigen Jahren von ihm bearbeiteten Catilina-Thema's. Doch entspricht es ganz seinem von allen Zeitgenossen, auch von den Feinden, gepriesenen Charakter, dass er als Zensor keine nennenswerten Schwierigkeiten bereitete. Voltaire liess es natürlich an Huldigungen und Schmeicheleien nicht fehlen, deren Unaufrichtigkeit sich aus seinen Äusserungen in vertrauten Briefen ergiebt. Selbst, wo Voltaire's religiöse Freigeisterei mit Crébillon's kirchlicher Richtung in Widerspruch stand, ist ein persönliches Verfahren nicht nachweisbar. Es ist natürlich, dass der Günstling der Jesuitenpartei, kraft seines Zensoramtes, dem „Mahomet“, jener bittren Satire auf religiöse

[1]) S. meine „Voltaire-Studien“, S. 72—74.
[2]) Ebendas. S. 67—70 und 81—82.

Heuchelei, Schwierigkeiten in den Weg legte, verzeihlich, dass er den damaligen Begriffen von litterarischer Bevormundung gemäss unverfängliche Stellen mancher anderer Dichtungen V.'s strich, aber nie ist ein Konkurrenzneid oder religiöse Unduldsamkeit in diesen Fällen bestimmt zu erweisen. Auch ohne Zuthun Crébillon's geschah es, dass Fréron ihn pries (aufrichtiger Weise jedoch V.'s „Catilina" dem seinigen vorzog), dass die Pompadour ihn weit mehr, als seinen Nebenbuhler protegierte, dass die frömmelnde Hof-Camarilla sich an ihn hing. Daher denn Fréron nicht ohne Grund die von Voltaire nach Crébillon's Tode anonym veröffentlichte „Eloge de Crébillon", eine zwar massvolle und im Wesentlichen treffende, aber doch nicht ohne heuchlerische Ironie verfasste Kritik bitter tadelte und beissend genug dem wohlerkannten[1]) Anonymus Voltaire's Verhältnis zu dem einflussreichen Zensor zu Gemüte führte.

R. Mahrenholtz.

[1]) Wie sich schon aus der Betonung des dem J.-B. Rousseau in der „Eloge" gezeigten Hasses und aus der ironischen Bemerkung, der Anonymus solle von Voltaire die Hochachtung grosser Männer lernen, ergibt.

Druck von Erdmann Raabe in Oppeln.

Zeitschrift

für

neufranzösische Sprache und Litteratur

mit besonderer Berücksichtigung des Unterrichts im Französischen auf den deutschen Schulen

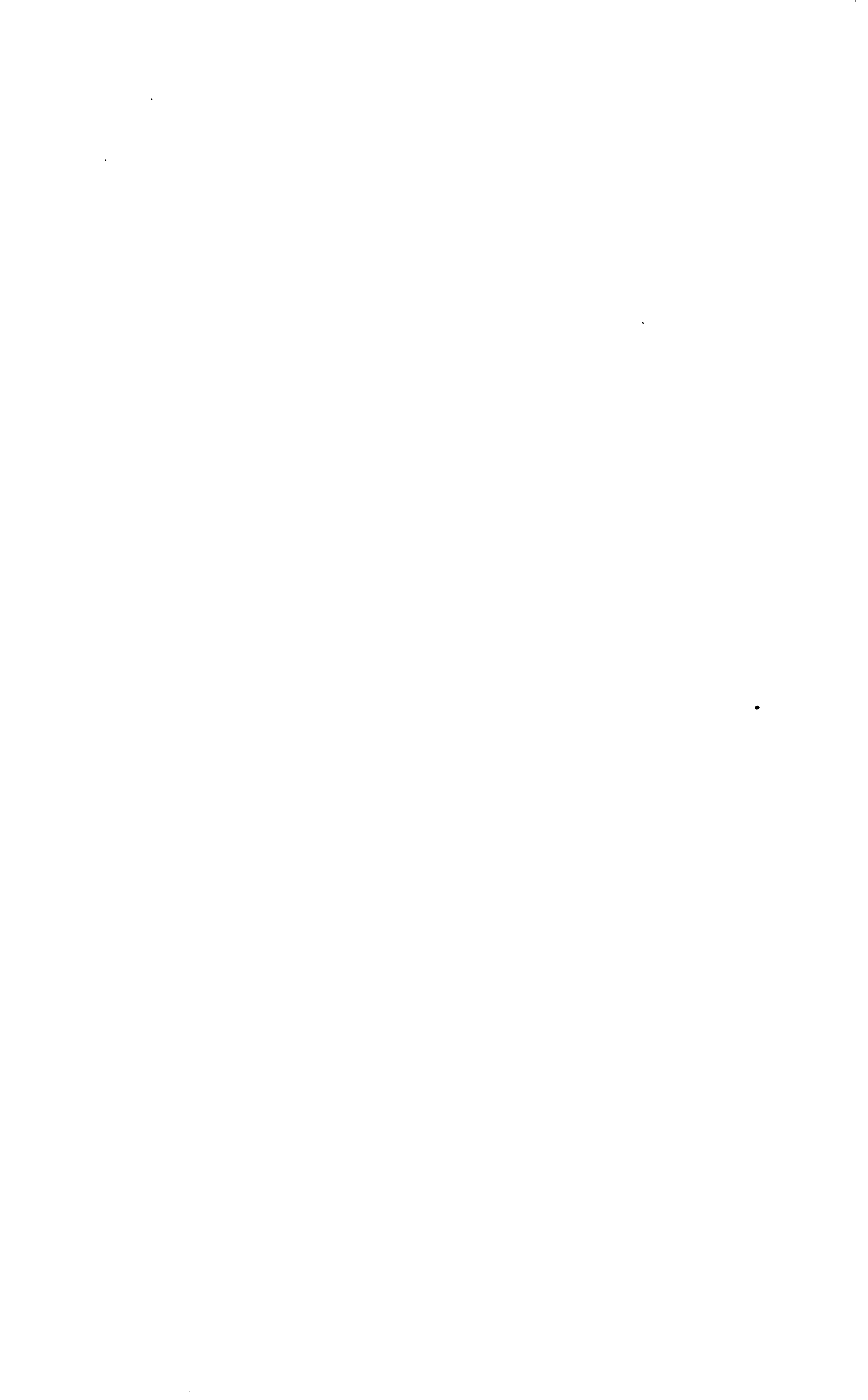
herausgegeben

von

Dr. G. Körting und **Dr. E. Koschwitz.**
Prof. a. d. Akademie zu Münster i/W. Prof. a. d. Universität zu Greifswald.

Band V.
Zweite Hälfte: Kritische Anzeigen etc.

OPPELN
Eugen Franck's Buchhandlung
Georg Maske.
1883.



INHALT.

Referate und Rezensionen.

Litterarische Chronik.*)

---

*) Da die Titel der unter dieser Rubrik besprochenen Bücher und Schriften in dem systematischen Verzeichnisse am Schlusse dieses Bandes unter Verweis auf die betr. Seiten angeführt worden sind, so erschien es zwecklos, sie hier zu wiederholen.

Kritische Anzeigen.

1) **Die Lehre vom französischen Verb auf Grundlage der historischen Grammatik** von Dr. **Herm. Breymann**, Professor an der Universität München. München und Leipzig. R. Oldenbourg, 1882. — Erster Teil: **Der neusprachliche Unterricht an Gymnasium und Realschule.** 44 S. 8.
2) **Gedanken über das Studium der modernen Sprachen in Bayern** an Hoch- und Mittelschule. München, Lindauer. 1882. 38 S. 8. (I.)
3) **Zur Reform des neusprachlichen Studiums.** Von **Herm. Breymann.** Beilage zur Allgemeinen Zeitung. 1883. Nr. 37, 38 und 39.
4) **Weitere Gedanken über das Studium der modernen Sprachen in Bayern** an Hoch- und Mittelschule. Zweites Heft: Persönliches und Sachliches von Prof. Dr. **C. von Reinhardstöttner**, Dozenten der romanischen Sprachen an der K. T. Hochschule zu München. München, Lindauer. 1883. 56 S. 8. (II.)

Die bekannten Reformschriften von Körting und Asher über das Studium der neueren Sprachen auf den deutschen Universitäten und höheren Schulen haben nicht bloss vielfache, lehrreiche Besprechungen gefunden, sondern auch eine ganze Reihe anderer selbständiger Abhandlungen von gleicher Tendenz im Gefolge gehabt. So hat R. Bluhm, Ashers Ansichten vertretend und ergänzend, dasselbe Thema in Herrig's Archiv, Bd. 68, S. 1—8, erörtert, während die Verfasser der oben genannten Arbeiten sich im allgemeinen an Körting's Prinzipien anschliessen.

Der Inhalt des zuerst angeführten Breymann'schen Essay ist folgender. Im Eingange weist der Vf. wiederholt auf die schon so

oft, auch von ihm selbst, ausgesprochene Notwendigkeit einer durchgreifenden Reform in der heutigen neusprachlichen Unterrichtsmethode hin (deren Durchführung allerdings, wie wir hinzufügen dürfen, bereits von verschiedenen Seiten, namentlich durch Veröffentlichung von Lehrbüchern, welche auf den gesicherten Ergebnissen der historischen Grammatik beruhen, in sehr anerkennenswerter Weise angestrebt worden ist). Selbstverständlich ist es, dass zunächst, nach Vietor's Anleitung und Vorgange, der Lautlehre, dann aber auch besonders der Formenlehre im Schulunterricht eine andere Behandlung als bisher zu teil werden, dass das Hauptgewicht auf verständnismässiges Erkennen der einzelnen Erscheinungen gelegt werden muss (S. 7 — 9). — Freilich steht zu befürchten, dass sich die älteren Lehrer, welche noch der empirischen, nur auf praktische Fertigkeit abzielenden Methode huldigen, wie begreiflich, einer derartigen Reform gegenüber „im grossen und ganzen misstrauisch und ablehnend" verhalten werden, während von den philologisch-wissenschaftlich gebildeten jüngeren Lehrern zu erwarten ist, dass sie sämtlich den Unterricht in den neueren Sprachen in der ihnen von der Universität her geläufigen, rationellen Weise erteilen würden [was wohl auch in Bayern, wie wir hoffen, wenigstens zum Teil bereits geschieht] — wenn sie nur nicht öfters von älteren, der modernen Philologie fern stehenden Kollegen, „nicht selten sogar durch ihre Vorgesetzten in ihren Bestrebungen gehindert" würden. Die Erfahrungen, welche Br. seit längerer Zeit in dieser Hinsicht zu machen Gelegenheit hatte, haben die Wahrheit jener Behauptung, welche Koschwitz schon vor mehreren Jahren in dieser Zeitschrift (I, 114) aufgestellt, leider vollauf bestätigt: durch Anführung mehrerer eklatanter Fälle von solchen unberechtigten Übergriffen, wie sie namentlich von seiten der Rektoren an einigen bayerischen Gymnasien vorgekommen, weist der Vf. überzeugend nach, dass auf diese Weise die Autorität des betreffenden Lehrers seinen Schülern gegenüber untergraben, der Erfolg seiner Unterrichtsmethode völlig illusorisch gemacht, ja das Gedeihen der ganzen Schule damit geschädigt wird. Darum glaubt Br., zur Beseitigung der angedeuteten Misstände von der obersten Schulbehörde die offene Anerkennung dreier Forderungen verlangen zu dürfen: 1) dass der neusprachliche Unterricht den anderen Schuldisziplinen gleichwertig sei; 2) dass derselbe deshalb, wie der Unterricht in den klassischen Sprachen an den Gymnasien, nicht mechanisch betrieben werden dürfe; 3) dass den dahin zielenden Bestrebungen der Lehrer nicht nur kein Hindernis in den Weg zu legen, sondern ermutigend und fördernd entgegen zu kommen sei, — Postulate, deren Berechtigung wir voll und ganz anerkennen (S. 10—15).

Im folgenden Abschnitte beklagt unser Gewährsmann mit Recht die allerdings kaum glaubliche Thatsache, dass nach verschiedenen, teils in besonderen Schriften niedergelegten, teils in Vereinsversammlungen gethanen Äusserungen viele Gymnasial-Direktoren und -Lehrer noch immer glauben, dass „die bildende Kraft der neueren Sprachen so gut wie Null“, ihre Betreibung am Gymnasium daher überflüssig, „ein Raub an wichtigeren Dingen“, und sogar für die „nationale Gesinnung“ deutscher Schüler schädlich sei etc. (S. 16—20).

Wie nun also, um derartige einseitige und anmassende Urteile für die Folge unmöglich zu machen, eine rationelle, wissenschaftliche Behandlung der neueren Sprachen für alle Gymnasien [und, kann man hinzusetzen, Realgymnasien] unerlässlich erscheint, so ist eine solche nicht minder erforderlich an den (lateinlosen) Realschulen, die ja ebenso wie die Gymnasien die Aufgabe haben, „in der ihnen anvertrauten Jugend höhere formale Geistesbildung zu fördern.“ Das ist aber — was speziell das Französische betrifft — bei Zugrundelegung einer, empirischen Grundsätzen folgenden Grammatik, wie der von Ahn, Ollendorf oder Plötz,[1] selbst einem philologisch-historisch geschulten Lehrer wenigstens nicht in dem Masse möglich, als er es an der Hand eines systematischen, auf Grundlage der neueren sprachwissenschaftlichen Forschungen aufgebauten Lehrbuches vermöchte (S. 20—25). — Mit der hieraus resultierenden Forderung, dass im neusprachlichen Schulunterricht den Fortschritten der Wissenschaft Rechnung getragen werde, ist es jedoch nicht gethan: derselbe darf vor allem auch nur durch neuphilologisch gebildete Fachlehrer erteilt werden, — durch die allein die Gewähr gegeben ist, dass der moderne Sprachunterricht ein Mittel zu höherer, allgemeiner Bildung werde, — nicht aber, wie es noch hin und wieder vorkommt, von Theologen, Mathematikern, National-Engländern oder -Franzosen u. a., die keine wissenschaftlichen Studien in neueren Sprachen an der Universität getrieben haben. Die baldige Erfüllung aller dieser, unserer Ansicht nach durchaus berechtigten Wünsche legt der Verf. zum Schluss der bayrischen Regierung, in deren Händen ja die Realisierung derselben vor allem liegt, noch einmal dringend ans Herz (S. 26—31).

Die auf S. 32—43 anhangsweise folgende Zusammenstellung einiger der in den letzten 15 Jahren gethanen Aussprüche von Fachmännern „über den Wert und die hohe, erziehliche Bedeutung einer

[1]) S. 23—25 gibt Br. Auszüge aus einigen von den vielen ungünstigen, z. T. vernichtenden Kritiken der neusprachlichen Lehrbücher von Plötz.

auf wissenschaftlicher Grundlage ruhenden neusprachlichen Unterrichtsmethode" ist u. E. an sich zwar ganz dankenswert; ob aber der Verf. damit den Zweck, dem sie dienen soll, wirklich erreichen wird, erscheint uns sehr fraglich, denn die Anhänger der empirischen Lehrweise werden sich dadurch wohl schwerlich von dem hergebrachten Schlendrian abbringen lassen, die wissenschaftlich gebildeten und für wahrhaft philologischen Unterricht eintretenden Fachgenossen aber bedürfen derselben nicht, da sie mit den in diesen Äusserungen enthaltenen wesentlichen Anschauungen längst aufs innigste vertraut sind. Im übrigen sind wir jedoch, wie schon gesagt, in allen Hauptpunkten mit dem Vf. einverstanden. —

Kurze Zeit nach Veröffentlichung der Breymann'schen Schrift erschien die oben an zweiter Stelle verzeichnete anonyme[1]) Broschüre, als deren Verf. sich später (auf S. 9 der unter Nr. 4 genannten) Prof. von Reinhardstöttner bekannte. Breymann schrieb nun unter Anlehnung an die Auslassungen des Anonymus drei in der „Beilage zur Allgem. Zeitung" publizierte, in Herrig's Archiv (Bd. 69, S. 227 ff.) wieder abgedruckte Artikel „zur Reform des neusprachlichen Studiums", worauf dann sehr bald Reinhardstöttner mit „Weitere Gedanken etc." vor die Öffentlichkeit trat, in deren erstem Teil („Persönliche Abfertigung persönlicher Angriffe", S. 3 bis 24) sich der Verf. direkt gegen Breymann wendet, während der zweite Teil weitere Äusserungen und Vorschläge „zur Reform des neusprachlichen Unterrichts in Bayern an Hoch- und Mittelschule" (S. 34 — 56) enthält.

Im folgenden wollen wir versuchen, unter Hinzufügung einiger uns erforderlich scheinender Bemerkungen den Inhalt und die Resultate der Betrachtungen des Verfassers der beiden unter 2) und 4) angeführten Schriften übersichtlich darzustellen, was allerdings bei dem öfters wahrnehmbaren Mangel an logischer Gedankenfolge — auch zusammenfassende Thesen, wie sie z. B. bei Körting zu finden, hat R. nicht für nötig gehalten — keineswegs eine so leichte Aufgabe ist, wie es scheinen könnte.

Die Veranlassung zur ersten Flugschrift R.'s war eingestandenermassen Br.'s oben besprochene Abhandlung. Anknüpfend an den Passus, in welchem von der Geringschätzung die Rede ist, die noch heute viele klassische Philologen dem Bildungswerte der neueren Sprachen gegenüber hegen, stellt R. (I, 6) die Behauptung auf: „An mehreren Stellen [der Br.'schen Schrift] wird der klassischen

[1]) Anonym, „weil solche Dinge, wenn sie der guten Sache wirklich nützen sollen, am besten an keinem Namen haften" (II, 8). Was für einen Vorteil bietet aber die Anonymität des Autors, wenn ihn „jedermann kannte" (ib. 9)?

Philologie und ihren Vertretern der direkte Vorwurf gemacht, dass sie ihrer Schwesterwissenschaft nicht die gehörige Achtung, nicht die volle Gleichstellung entgegenbringe", und erklärt es im Anschluss daran als „ein sehr bedenkliches Zeichen der Zeit, wenn die neuere Philologie sich dadurch zu heben [?] glaubt, dass sie gegen die klassische sich kehrt" (I, 9; vgl. auch I, 29). Br. selbst hat hierauf schon in gebührender Weise geantwortet (Allg. Ztg. 562^{b}); auch ein bayrischer Gymnasiallehrer, G. Wolpert in Augsburg, wies in seiner inhaltreichen Besprechung von R.'s erster Broschüre[1]) (S. 216) jene Anschuldigung gegen Br. und seine Fachgenossen als ungerechtfertigt zurück. Br. hat keineswegs darüber Klage geführt, dass die klassische Philologie als solche die moderne bekämpfe, ebensowenig wie es der, durch wissenschaftlich gebildete Männer repräsentierten neueren Philologie jemals in den Sinn gekommen ist, der klassischen feindlich gegenüber zu treten; wohl aber hatte er an einigen thatsächlichen Vorkommnissen nachgewiesen, wie gering noch heutzutage in Bayern bei manchen Vertretern der alten Sprachen die Achtung vor der neueren Philologie und ihren Jüngern ist.

Sehen wir nun einmal zu, was R. gegen die drei hauptsächlichsten der von Br. als Beweise für jene Geringschätzung angeführten Fälle einzuwenden hat. 1) Ein Rektor beanstandete die Erklärung, welche ein Lehrer der neueren Sprachen seinen Schülern über die Entstehung verschiedener französischer Formen gegeben hatte (Br. 10). R. erwiedert hierauf (I, 7): „Was den ersten Fall betrifft, so könnte Schreiber dieser Zeilen viele heitere Dinge zum besten geben, wie man hin und wieder über Etymologie der neueren Sprachen denkt, und es wäre manchem Kommissär zu wünschen, dem Vertreter der neueren Sprachen gegenüber zu schweigen, statt Korrekturen nicht bloss grammatischer Dinge, sondern sogar der Aussprache einzuwerfen, welche zur Folge haben, dass die Blicke des examinierten Schülers und des examinierenden Lehrers sich verständnisinnig begegnen." Muss also nicht R. das von Br. mitgeteilte aus eigener Erfahrung vollauf bestätigen? Und wenn jener dann fortfährt: „Allein hier steht Meinung gegen Meinung, oder vielmehr richtige Meinung gegen falsche Ansicht, und es müsste ein trauriger Vertreter der neueren Philologie sein, der selbst seinem Rektor gegenüber die Wissenschaft, welche seine Lebensaufgabe ist, . . . nicht selbst verteidigen und aus seinen Kompendien seine Lehre selbst dem Zweifler gegenüber beweisen könnte"

---

[1]) In den „Blättern f. d. bayr. Gymnasialschulwesen", Bd. XIX, S. 149, 150 und besonders S. 215—221.

— so geben wir ihm vollkommen Recht; allein was ändert dieser geharnischte Ausspruch an dem von Br. konstatierten Faktum? — 2) Ein anderer Rektor gab bei einem ähnlichen Anlass den Schülern zu verstehen, dass das Fach der neueren Sprachen nur als Nebenfach gelte, dem sie daher eine besondere Wichtigkeit nicht beizulegen brauchten (Br. 12). Als Antwort hierauf beeilt sich R., einen Weg anzugeben, auf dem es dem Lehrer der neueren Sprachen möglich werden würde, „sein sog. Nebenfach bald dem lateinischen Unterrichte ebenbürtig zu machen und dieselben Resultate zu erzielen, wie jener"; dann werde auch „der Rektor oder der Klassenordinarius mit grosser Freude, und je mehr er der ‚Infallibilität der klassischen Studien' anhängt [!], mit um so gesteigerter Wonne seinem Kollegen der neueren Sprachen zuhören etc." Und dieses Ziel wird der Lehrer der modernen Philologie nach R.'s Meinung erreichen, wenn er „sich eng anschliesst an die Methode der Antike", wenn er zeigt, „dass es zunächst Aufgabe des Gebildeten ist, in den Geist der Sprachen einzudringen, wie ja auch die lateinische und griechische Sprache kein anderes Ziel verfolgt" (I, 8)! Dies hatte aber, wie wir aus Br.'s Andeutung (S. 12, Anm.) schliessen dürfen, der Lehrer in dem beregten Falle wirklich gethan, und doch, oder vielmehr gerade deshalb, musste er es sich gefallen lassen, sein Fach von seinem Vorgesetzten den Schülern gegenüber als Nebenfach hingestellt zu sehen! — 3) Einem Schüler, der einem zum Verlassen der Klasse sich anschickenden Lehrer der neueren Sprachen diensteifrig die Thüre öffnen wollte, wurde dies von einem eben eintretenden älteren Kollegen untersagt (Br. 14). R. ist der Ansicht (I, 10), jener Herr sei „in den Prinzipien des Anstandes so wenig bewandert, dass er wohl jedem andern Kollegen, nicht bloss dem Vertreter der neueren Sprachen, in solcher Weise begegnen" werde. Abgesehen davon, dass uns letzteres vollständig undenkbar erscheint, wollen wir dem vorliegenden Falle überhaupt kein zu grosses Gewicht beilegen, da der Redakteur der „Bl. f. d. bayr. Gymn.", der dort Bd. XIX, S. 150 bis 154 die klassischen Philologen Bayerns gegen Br. in Schutz zu nehmen sucht, hierzu bemerkt, er wisse „aus glaubwürdigster Quelle, dass ein an sich harmloser Vorgang durch ein Missverständnis des französischen Lehrers eine unbegreifliche Deutung erfuhr und die von Herrn Br. erwähnte Kränkung überhaupt nur in der Phantasie des angeblich davon Betroffenen existiert." Was die beiden ersten Fälle betrifft, so müssen wir die Bürgschaft für die Wahrheit der bezüglichen Mitteilungen lediglich Herrn Prof. Br. überlassen; es wäre ja — wie der Redakteur der „Bl. f. d. bayr. Gymn." andeutet — „möglich, dass er sie von den betroffenen Persönlichkeiten selbst erfuhr, ohne sich weiter um das

'audiatur et altera pars' zu kümmern, oder dass die Fama sie ihm zutrug:" wir können darüber nicht entscheiden.

So viel ist jedenfalls gewiss: R., — der, allen sachlichen Entgegnungen Br.'s in der A. Z. zum Trotz, noch in seiner zweiten Broschüre in unbegreiflicher Verblendung von „Ausfällen auf den Humanismus" (S. 8), von einem unverkennbaren „Antagonismus Br.'s gegen die klassische Philologie" (S. 32) redet[1]) — R. hat die von Br. unter 1) und 2) als Thatsachen geschilderten Vorkommnisse durch seine oben citierten Erwiderungen nicht zu entkräften vermocht.

Wenn, so argumentiert nun der Vf. (I, 11) weiter, wirklich eine Spannung, wie Br. behauptet, zwischen klassischen und modernen Philologen in Bayern bestehen sollte, so könnte sie nur auf der ungleichen Vorbildung der „einschlägigen" Lehrer beruhen, was sich schon aus dem Wortlaut der bayrischen Prüfungsordnung erkennen lässt. Diese fordert nämlich, nach R.'s Angaben, von dem Kandidaten der klassischen Sprachen die Absolvierung eines humanistischen Gymnasiums und ein vierjähriges Studium an einer deutschen Universiät, von dem der modernen Philologie aber nur die Absolvierung eines deutschen Gymnasiums oder einer entsprechenden ausländischen Schule und ein dreijähriges Studium an einer Universität oder polytechnischen Hochschule, wovon sogar eine event. zum Zwecke sprachlicher Ausbildung im Auslande verbrachte Zeit bis zum Betrage von drei Semestern abgerechnet werden darf.

Auf eine Erörterung des zunächst ins Gewicht fallenden Unterschiedes, der darin besteht, dass zum Studium der neueren Sprachen auch Realgymnasial-Abiturienten zugelassen sind — ein Punkt, den der Vf. I, 11 und 12 berührt, und auf den er II, 35 und 36 wieder zurückkommt — wollen wir uns hier nicht einlassen, sondern wenden uns sofort den weiteren Auseinandersetzungen R.'s zu.

Da dem neuphilologischen Studenten in Bayern event. drei Semester, die er zu einem, wissenschaftlichen Zwecken gewidmeten Aufenthalt im Auslande verwandt hat, in das akademische Triennium mit eingerechnet werden dürfen, so ergibt sich daraus, „dass nach dem Wortlaute der Statuten der klassische Philolog acht, der moderne drei Semester einer deutschen Hochschule angehören muss" (I, 13 unten). Die nachteiligen Folgen eines

[1]) Und dennoch hatte R. kurz vorher (S. 31) erklärt: „Aber Sie [Br.] thun mir arg Unrecht, mir vorzuwerfen, als stelle ich Sie als einen Gegner der klassischen Philologie hin"!

derartigen Missverhältnisses könnten allerdings, wenn dasselbe in Wirklichkeit bestünde, nicht ausbleiben. Zunächst fordert aber der „Wortlaut der Statuten", wie Wolpert (l. c. 217) nachgewiesen hat, von dem klassischen Philologen nicht ein vier-, sondern nur ein „mindestens dreijähriges Studium" an einer deutschen Universität, ferner haben sowohl Br. (A. Z. 547[b] mit Anm. 3) als auch Wolpert (l. c. 217) bereits ausdrücklich darauf aufmerksam gemacht, dass der oben erwähnte, durch die Prüfungsordnung gestattete Abzug von drei Semestern bei den Kandidaten der neueren Sprachen den thatsächlichen Verhältnissen, mit denen hier allein zu rechnen ist, nicht entspricht, insofern diese jetzt durchgängig mindestens ebenfalls sechs Semester an der Hochschule zu studieren pflegen, und wir möchten ergänzend hinzufügen, dass zwar auch nach dem in Preussen gültigen Reglement der neuphilologische Student die letzten beiden Semester des akademischen Trienniums im Auslande verbringen darf, dass aber, so viel uns bekannt ist, in Anbetracht der jetzt im Examen an den Kandidaten der neueren Sprachen gestellten hohen Anforderungen, wohl kaum jemals noch von dieser Erlaubnis Gebrauch gemacht wird.

Aber nicht bloss nach dem Wortlaut der Prüfungsordnung, fährt R. (I, 15) fort, zeigt sich ein Unterschied zwischen den Studierenden der klassischen und denen der modernen Sprachen: ein solcher ist auch noch in anderer Weise erkennbar. Der klassische Philologe betritt beim Beginne seines Studiums eine geebnete Bahn, während der Weg, den der Neuphilologe an der Universität zurückzulegen hat, weit schwieriger ist. Abgesehen von der Notwendigkeit, zwei so heterogene Sprachen wie die französische und englische aus praktischen Gründen gleichzeitig studieren zu müssen, fehlt es dem modernen Philologen zunächst „am nötigsten Material, sowohl für die grammatischen Studien als für das der Litteraturgeschichte (zu letzterer vgl. auch II, 29 und Körting S. 77);[1]) ferner hat er, was der Student der alten Sprachen nicht braucht, die Klippe der Aus-

---

[1]) Hier stellt der Verfasser einige kaum haltbare Behauptungen auf, wenn er meint, dass „der Neuphilologe [also ohne Ausnahme?] kaum ein Zehntel seiner Klassiker wirklich in Händen gehabt und gelesen" (R. führt als Beispiel die trois chroniqueurs an!), dass er „von einer Reihe der wichtigsten Schriften nicht einmal die eigentlichen Titel im Original gesehen" habe (I, 18). Steht es wirklich durchgängig so schlimm? Wer freilich nicht fleissig die Universitätsbibliothek, die ja für jeden Studenten täglich geöffnet ist, besucht und benutzt, der wird allerdings — und wenn er zehn Jahre oder noch länger studierte — niemals die erforderlichen Kenntnisse in dem beregten Punkte erwerben!

sprache zu überwinden und sich mit der unerschöpflichen' stetig wechselnden Phraseologie vertraut zu machen; endlich leidet er unter dem Mangel „gediegener" Ausgaben fast aller (?) Klassiker (I, 20), die doch dem Jünger der antiken Philologie in so reichem Masse zu Gebote stehen.[1])

Wie nach dem oben gesagten schon der Verlauf des akademischen Studiums bei den beiden Arten von Philologen ein ganz verschiedener ist, so erweisen sich auch, nach R.'s Meinung, die im Examen selbst an sie gestellten Anforderungen als nicht gleichwertig.

In der schriftlichen Prüfung (I, 21 ff.), in der die Neuphilologen, wohl bemerkt, nicht weniger als fünf Arbeiten mehr anzufertigen haben, als die Kandidaten der klassischen Sprachen, wird ausser dem deutschen Aufsatz — den der klassische Philologe nur einmal, der Kandidat der neueren Sprachen jedoch zweimal zu liefern hat, was R. zwar sehr wohl weiss (vgl. S. 17), aber nicht mit in Anrechnung bringt — von jenem zunächst eine Übersetzung ins Lateinische und Griechische, von diesem eine solche ins Französische und Englische verlangt. Der Vf. meint nun, dass die beiden letzteren hinsichtlich der Schwierigkeit nicht auf eine Stufe mit den ersteren gestellt werden könnten, bedenkt aber nicht, dass unter Umständen die Übersetzungen ins Französische und Englische sogar schwieriger sein können als die beiden andern (man vgl. was Asher in Herrig's Archiv, Bd. 69, S. 224 ob. aus einer anderen Veranlassung hierüber sagt), dass also eine für alle Fälle gültige Entscheidung in diesem Punkte überhaupt wohl nicht getroffen werden kann. Dagegen pflichten wir dem Vf. darin bei, dass die verlangten Übersetzungen aus dem Französischen und Englischen ins Deutsche denen aus dem Lateinischen und Griechischen an Schwierigkeit gewöhnlich nicht gleichkommen, sowie dass die gleichfalls zu liefernden Übertragungen einer leichten Stelle eines lateinischen Prosaikers ins Französische und Englische für die Bekanntschaft des neuphilologischen Kandidaten mit dem Lateini-

[1]) Wenn wir auch das Vorhandensein dieses Mangels mit dem Vf. und Br. (A. Z. 531[a]) — besonders soweit er die mittelalterlichen Denkmäler betrifft — gern zugeben, so darf doch nicht übersehen werden, dass die noch so junge Wissenschaft der Jahrtausende alten Schwester in dieser Beziehung heute noch nicht ebenbürtig sein kann, da vorläufig namentlich auf dem Gebiete der modernen historischen Grammatik, Dialektkunde etc. erst noch weitere eingehende Untersuchungen angestellt werden müssen, ehe wir allseitig, auch in sachlicher Hinsicht genügende Ausgaben neusprachlicher Litteraturwerke in grösserer Zahl erwarten dürfen.

schen keinen genügenden Massstab abgeben können, wobei allerdings wieder nicht zu vergessen ist, dass, wie Br. in der A. Z. 547[a] ausführt, die Kenntnisse, welche die Examinanden in dieser Sprache nachweisen müssen, in Wirklichkeit doch grösser sind, als R. annimmt — ganz zu schweigen davon, dass (ausser dem zweiten deutschen Aufsatz!) der französische und der englische Aufsatz, von denen der Vf. wiederum kein Wort sagt, den von den klassischen Philologen geforderten schriftlichen Leistungen gegenüber ohne Zweifel schwer ins Gewicht fallen. — In Summa: es ist nicht erwiesen, dass, wie R. (I, 25) behauptet, die schriftliche Prüfung der klassischen Philologen wesentlichere Schwierigkeiten bietet als diejenige der Lehramtskandidaten für neuere Sprachen.

Und nun zum mündlichen Teile des Examens. Der Vf. begnügt sich hier damit, den Wortlaut der Prüfungsordnung für beide Kategorien neben einander zu stellen (I, 25), wobei er jedoch beweist, dass er selbst in der That „die Prüfungsbestimmung nur oberflächlich und ohne Kenntnis des bisher eingehaltenen Usus“ (I, 27) gelesen hat. Aus einer solchen blossen Gegenüberstellung muss der mit den faktischen Verhältnissen nicht vertraute Leser den ganz irrigen Schluss ziehen, dass das mündliche Examen des Neuphilologen bedeutend leichter sei als das des Studierenden der alten Sprachen. Wenn aber irgendwo, so gilt vor allem hier das Wort: Der Buchstabe tötet, der Geist macht lebendig; und unsere beiden Gewährsmänner, an die wir uns bei Beurteilung speziell bayerischer Verhältnisse halten müssen — Breymann (A. Z. 547) und Wolpert (l. c. 218) — haben denn auch bereits eingehend nachgewiesen, dass „die mündliche Prüfung aus den neueren Sprachen durchaus nicht so gehalten wird, wie es der nackte Wortlaut der Verordnung vermuten lässt“ (W.), dass die bayerischen Universitätslehrer der modernen Philologie von jeher „bemüht gewesen sind, den einzelnen Bestimmungen der Prüfungsordnung eine so weite und so wissenschaftliche Deutung als nur möglich zu geben“ (Br., A. Z. 531[b] unt.),[1]) — dass

---

[1]) R. erklärt in seiner zweiten Schrift (S. 26) mit höchster Entrüstung, es sei denn doch „zu bunt“, dass die „amtlichen Statuten“ auf diese Weise „in den Hintergrund“ gestellt werden: „wer also künftig von einer deutschen Universität Promotionsordnungen, Prüfungsreglements u. dgl. sich kommen lässt, hat nichts davon [?]. Die Sache gestaltet sich in praxi anders!“ Gewiss! Dass sich dies in der That im allgemeinen so verhält, weiss jeder Fachgenosse, der in den letzten Jahren an einer deutschen Universität ein Staatsexamen abgelegt hat. Die für das Examen in den modernen Sprachen gelten-

also, alles in allem genommen, „die Behauptung, als sei die Hauptprüfung aus der klassischen Philologie um vieles schwieriger als jene aus den neueren Sprachen, in fast allen ihren Teilen ungerechtfertigt ist“ (W.), dass „die an den Neuphilologen gestellten Anforderungen den an die klassischen Philologen gestellten sicherlich gleichkommen, ja dass sie dieselben in mancher Hinsicht an Schwierigkeit noch übertreffen“ (Br.)[1]. Denn auch die Berechnung nach Ziffern, welche R. (I, 26) seiner Beurteilung des ganzen Examens zu Grunde legt, erweist sich als eine falsche, insofern sich für den Kandidaten der neueren Sprachen nicht, wie der Vf. behauptet, nur zwanzig, sondern genau ebensoviel wie für den klassischen Philologen, nämlich vierzig Ziffern ergeben (vgl. Br., A. Z. 532[a] und Wolpert l. c. 217).[2])

Den Schluss der ersten Broschüre bilden (von S. 31 ab) einige Bemerkungen über den modernen Sprachunterricht an Gymnasien, Realgymnasien und Realschulen, denen wir im allgemeinen, bis auf wenige, weiter unten zu besprechende Punkte, unsere Zustimmung nicht versagen können; namentlich findet das über den Betrieb der neueren Sprachen am Realgymnasium Gesagte unsere volle Billigung.[3])

Der erste Teil der zweiten Flugschrift R.'s ist, wie schon angedeutet, eine rein persönliche Erwiderung auf Br.'s drei Artikel in der A. Z. Dort hatte Br. (S. 531) darauf aufmerksam gemacht, dass die von R. in seiner ersten Broschüre niedergelegten Gedanken und Vorschläge „in allen wesentlichen Punkten“

---

den Vorschriften der Prüfungsreglements — von den Promotionsordnungen sehen wir hier ab — fast aller deutschen Staaten sind eben in Folge ihrer Unbestimmtheit sehr dehnbar (wie z. B. Koschwitz in dieser Zschr. IV[2], 17 ff. in Bezug auf das preussische Reglement, für dessen baldige Umgestaltung er gleichfalls energisch plaidiert, gezeigt hat); aber auch wir stimmen — wenigstens so lange eine sachgemässe Änderung und genauere Formulierung der zu stellenden Anforderungen nicht erfolgt ist — durchaus dem von R. selbst citierten „ewig beherzigenswerten“ Worte Dahlmann's bei, „dass Maturitätsprüfungen für den Staatsdienst mehr vom Takte der Prüfer als durch äussere Vorschrift geleitet werden müssen“.

[1]) R. glaubt allerdings, diese wohl begründete Behauptung Br.'s „vorderhand“ als „Hohn“ bezeichnen zu dürfen (II, 46).

[2]) Mit Zahlbegriffen nimmt es R. überhaupt nicht so genau; auch hier hat ihn offenbar wieder einmal seine „arithmetische Kunst, wie schon öfter, im Stiche gelassen“ (II, 25)!

[3]) Mit den auf S. 33—37 vorgetragenen, durch Br.'s „Lehre vom franz. Verb“ veranlassten Äusserungen des Vf.'s über den Unterricht in modernen Sprachen an den Realschulen werden wir uns an einer andern Stelle zu beschäftigen haben.

schon in dem 1876 von Br. veröffentlichten, im neuphilologischen Vereine zu München gehaltenen Vortrage „Sprachwissenschaft und neuere Sprachen“, dessen Hauptinhalt kurz skizziert wird, enthalten seien. Das ist in der That der Fall. Doch weist nun R. (II, 10 ff.) ausführlich nach, dass er selbst bereits 1868 „als Studierender von zwanzig Jahren“ in der anonym erschienenen Schrift „Über das Studium der modernen Sprachen an den bayerischen Gelehrtenschulen“ der Hauptsache nach dieselben Ansichten, die Br. in jener Broschüre von 1876 der Öffentlichkeit übergeben, ausgesprochen habe, ja dass sogar schon lange vor ihm (R.) einzelne bayerische Gymnasiallehrer und -Rektoren für eine Reform des neusprachlichen Unterrichts an den höheren Schulen eingetreten seien.

Abgesehen von diesem Nachweis und vereinzelten Bemerkungen zur Sache bietet dieser erste Teil wenig Erfreuliches. Wenn der Verfasser am Schlusse seiner zweiten Broschüre (Seite 56) sagt: „Wir wollen ... etwaige Gegner nicht mit jener Waffe bekämpfen, die im Heere der Griechen die Domäne des Thersites ist; wir wollen streiten mit den Waffen unserer Wissenschaft etc.“ — so ist das gewiss ein sehr löblicher Vorsatz, nur hätten wir gewünscht, dass ihn R. schon in der ersten Hälfte dieser Schrift etwas mehr als geschehen befolgt hätte: auf Prof. Breymann bezügliche „ehrende Epitheta“ wie „potenzierter Lektor“ (II, 19), „Messias der bayerischen Neuphilologen“ (II, 14), „Verfechter und Messias einer neuen Richtung“ (II, 20), „berufener Bahnbrecher“ (II, 46) und dgl. wären eines Thersites vollkommen würdig gewesen. Die Lektüre von 34, fast nur der Abwehr vermeintlicher „Injurien“ und „rein persönlicher Verunglimpfungen“ (?) gewidmeten Seiten wirkte auf den Ref. — und wahrscheinlich auf noch manche andere Leser — schliesslich so ermüdend, dass er erleichtert aufatmete, als endlich mit S. 33 die Erlösung nahte, wo R. selbst zu der Einsicht gekommen ist: „Die vielen Worte werden widerlich. Man möchte einmal Thaten sehen!“ Leider hat der Verf. es für nötig befunden, auch noch in den zweiten, sachlichen Teil — abgesehen von dem kaum hierher gehörigen, die Br.'sche Behandlung des franz. Verbs betreffenden Abschnitte (S. 47—52) — mehrfach rein persönliche Anspielungen und Angriffe auf Br.'s akademische Thätigkeit einzuflechten.

Dieser zweite, mit wörtlich citierten Privatmitteilungen von Prof. Gröber reichlich ausgestattete Teil enthält hauptsächlich eine Reihe von Vorschlägen zum Zwecke einer gründlichen Vor- und Ausbildung der Neuphilologen, sowie einer zeitgemässen Umgestaltung der bayrischen Prü-

fungsordnung, wie sich solche auch schon in der ersten Schrift an verschiedenen Stellen zerstreut finden.

Ein geordneter Überblick über diese Vorschläge nebst Mitteilung unserer Ansicht über dieselben — wobei sich herausstellen wird, dass die meisten schon von verschiedenen anderen Seiten gemacht worden sind — dürfte vielleicht manchem Leser dieser Zeitschrift willkommen sein.

Behufs gründlicher Vorbildung des zukünftigen Studenten der neueren Sprachen bezeichnet es der Vf. als wünschenswert, dass dieser Unterricht an den höheren Schulen von einem Ausländer erteilt werde, „welcher der deutschen Sprache völlig mächtig und in seiner Wissenschaft durchaus auf der Höhe steht“, nicht aber, wie es früher häufig vorgekommen, von Ausländern, die zwar ihre eigene Sprache durchaus beherrschen, philologisch-wissenschaftliche Kenntnisse aber nicht erworben haben (I, 31) — eine Forderung, die, ausser Körting (S. 48) u. a., nach dem obigen auch Br. in seiner „Lehre vom Verb“ S. 27 ff. aufgestellt und begründet hat. — Zu demselben Zwecke ist es, auch nach unserer Meinung, erforderlich, dass der Unterricht in den beiden oberen Klassen der Realgymnasien nicht, wie in Bayern vorgeschrieben, in französischer Sprache erteilt werde (I, 33), da — nach dem Wortlaut der neuen preussischen „Lehrpläne für die höheren Schulen“ — eine derartige Behandlung des Lehrstoffs „dem Verständnis nachteilig und für die Sprechübung von unerheblicher Bedeutung“ ist.[1]) — Wenn aber der Vf. (I, 32) meint, dass mit durchgängig zwei wöchentlichen Stunden der formale Zweck des französischen Unterrichts am Gymnasium — neben dem jedoch, wie schon Wolpert (l. c. 221) auseinandergesetzt hat, die Erzielung eines praktischen Gebrauchs dieser Sprache nicht ausser acht gelassen werden sollte! — bequem zu erreichen sei, da man die Erwerbung der nötigen Kenntnisse erforderlichen Falls zum Teil

---

[1]) Aus dem eben angeführten Grunde tritt R. (I, 18) mit Recht auch dafür ein, dass wichtige akademische Vorlesungen nicht, wie es hier und da Sitte sei, von deutschen Professoren in französischer oder englischer Sprache gehalten werden sollten. — Seltsamerweise findet er es jedoch (II, 30) „schon traurig genug, dass Litteraturgeschichte im Examen französisch geprüft wird“. Leider teilt er uns nicht mit, wie denn nach seiner Ansicht die Sprechfertigkeit des Kandidaten, die doch auch einen Prüfungsgegenstand bilden muss, eruiert werden soll. Gerade die Litteraturgeschichte, nicht die Grammatik, ist u. E. dasjenige Gebiet, das sich hierzu am besten eignet — oder sollte etwa der Examinator mit dem Kandidaten eine französische Unterhaltung über das Wetter u. dgl. anknüpfen?

dem häuslichen Fleisse der Gymnasiasten überlassen könne, so ist dagegen einzuwenden, dass nach einem heute ziemlich allgemein anerkannten Grundsatze der Schwerpunkt des Unterrichts in die Schule verlegt werden muss. „Hüten wir uns vor Überbürdung", ruft R. selbst (II, 55) mit Recht aus; die freie Zeit (I, 32), die der Gymnasialschüler hat, sollte ihm nicht auf diese Weise verkümmert werden! — Und darum erscheint uns eine, auch von Br. (A. Z. 562[a]) und Wolpert (l. c. 147) gewünschte Verstärkung der Stundenzahl des Französischen [wenigstens in den unteren Gymnasialklassen] — gegen die der Vf. (II, 54 ob.) unbegreiflicherweise so energisch eifert — ganz natürlich. Die „eigentliche Aufgabe eines bayerischen Gymnasiums" dürfte doch in dem vorliegenden Punkte im allgemeinen dieselbe sein wie z. B. die eines preussischen: nach den schon oben erwähnten, an den höheren Schulen in Preussen jetzt überall durchgeführten Lehrplänen aber sind in der That dem Französischen am Gymnasium — und zwar ohne Schädigung der übrigen Unterrichtsfächer, die R. so sehr fürchtet — in V vier, in IV fünf wöchentliche Stunden eingeräumt worden; warum sollte dies nicht auch in Bayern möglich sein?[1]) — Schliesslich finden wir die Forderung, dass an einem human. Gymnasium nur Kandidaten angestellt werden sollten, welche Italienisch dozieren können (II, 47), für bayrische Verhältnisse ganz angemessen.

In betreff der Ausbildung der Studierenden der modernen Sprachen erscheint es dem Vf. — mit Körting, Koschwitz, Breymann (A. Z. 562[a]) u. a. — zunächst unerlässlich, dass in Zukunft die französische und die englische Philologie im akademischen Studium als Hauptfächer getrennt behandelt werden,[2]) woraus sich dann die weitere, gewiss allseitig gebilligte und von den genannten Gelehrten gleichfalls schon aufgestellte Forderung ergibt, für beide Wissenschaften an allen Hochschulen (auch in Bayern) gesonderte Professuren zu errichten (II, 42). —

---

[1]) Wolpert glaubt, dass es den bayerischen Gymnasiasten „keinerlei Überbürdung verursachen würde, wenn sie in den 5 oberen Klassen um je eine Wochenstunde mehr in der Schule sitzen müssten; sie hätten dann in Summa 29 Wochenstunden (incl. Turnen), also immer noch weniger als die elsässische Sachverständigen-Kommission für III, II und I ansetzt" — und ebenso auch noch weniger, als für die drei oberen Klassen der preussischen Gymnasien jetzt thatsächlich vorgeschrieben ist.

[2]) „Nur die Notwendigkeit, dass beide an Mittelschulen gelehrt werden und dieselbe Lehrkraft aus finanziellen Rücksichten beide zu leiten hat, entschuldigt ihre Vereinigung" (I, 16).

Während der reglementsmässig zum Quadriennium zu erweiternden Studienzeit (II, 40; vgl. Br., A. Z. 562a) sollte es der Jünger der modernen Philologie nicht versäumen, auch, und zwar schon im ersten Jahre, Philosophie[1]) und später französische und englische Geschichte zu hören, sowie die Vorlesungen klassischer Philologen zu besuchen (I, 14 und II, 44; vgl. Koschwitz hier IV², 28 ob.) — Beim Studium der beiden Hauptfächer, die ja vorläufig noch vereint sind, müsste der Neuphilologe den Schwerpunkt durchaus auf die historisch-philologische Seite legen (I, 17), die praktische Ausbildung aber darüber nicht vernachlässigen.[2]) Die beste Gelegenheit hierzu bietet ihm das Seminar (II, 38 ff.), an welchem sowohl der Professor als auch ein mit diesem in vollem Einverständnis über die angemessenste Lehrweise und die ganze Organisation dieses Instituts handelnder, nationaler Lektor (vgl. Koschwitz hier IV², 23 ob.) zu unterrichten hätten.[3])

Im Anschluss hieran entwirft R. (S. 41 ff.) einen, bayrischen Verhältnissen angepassten, ziemlich detaillierten Studienplan,[4]) der sich von dem bei Körting S. 76 mitgeteilten prinzipiell in folgenden Punkten unterscheidet: 1) K. setzt voraus, dass die französische und englische Philologie als gesonderte Fächer studiert werden, was für den R.'schen Plan nicht gilt.

---

[1]) Das Studium dieser für alle Fächer grundlegenden Wissenschaft wird in Preussen, Dank der fürs Examen geforderten Arbeit über ein philosophisches Thema, wohl fast von jedem Studenten von Anfang an betrieben.

[2]) Wie lässt sich nun mit dieser gewiss richtigen Ansicht die (II, 53 sich findende) Bemerkung in Einklang bringen, dass es wohl das beste wäre, „wenn die Regierung einmal kurz und bündig erklärte, was sie zunächst von den neusprachlichen Lehrern fordert, ob sie gelehrten Gymnasiallehrern, ob Praktikern den Vorzug gibt"? Es ist doch ganz natürlich, dass auch bei einem in der Praxis wirkenden Lehrer, wenn sein Unterricht den Aufgaben einer höheren Schule Rechnung tragen soll, beides vereinigt sein muss, wie schon Körting, S. 39 ff., und Br., A. Z. 562a hervorgehoben haben.

[3]) Auf Seite 40 und 41 ist auch die Verteilung der Fächer und Stunden unter die beiden Seminardozenten, wie sie sich der Vf. denkt, näher angegeben. Wenn er dabei das Englische erst im dritten Semester eintreten lässt, so geschieht dies wohl mit Rücksicht auf die Gymnasialabiturienten, denen Zeit gelassen werden soll, ihre etwaigen, vom Gymnasium mitgebrachten Kenntnisse der englischen Sprache im ersten Studienjahre zu vervollständigen (vgl. II, 36 Anm.): die ehemaligen Realgymnasiasten würden sich am englischen Seminarkursus sicher schon früher beteiligen können!

[4]) Wir können eigentlich nicht recht begreifen, warum dieser nicht auch für die Studierenden anderer deutscher Hochschulen brauchbar sein sollte.

2) R. legt ein vierjähriges Studium zu Grunde, während K. nun sechs Semester dafür ansetzt. 3) Die praktischen Sprachübungen hat K. grundsätzlich aus seinem Studienplane ausgeschlossen, R. aber, soweit sie Aufgabe des Seminars sind, mit eingeflochten. So ist bei R. ein reichhaltigerer, noch mehr spezialisierter Plan entstanden, dessen Einteilung wir im allgemeinen durchaus beipflichten; nur folgendes haben wir daran auszusetzen. Es erscheint uns zunächst verkehrt, das Studium der historischen französischen Syntax im zweiten, das der englischen im dritten Semester zu beginnen, die französische (englische) Lautlehre und Etymologie dagegen erst im vierten resp. sechsten Semester folgen zu lassen. Ein solches Verfahren würde ja aller Pädagogik und namentlich auch der historischen Entwickelung Hohn sprechen, denn, wie Körting in seiner zwölften These sehr richtig bemerkt, „das Studium der altfranzösischen (altenglischen) Laut- und Formenlehre muss die Grundlage jedes wissenschaftlichen neuphilologischen Studiums überhaupt bilden, widrigenfalls die Neuphilologie aufhört, Wissenschaft zu sein“ (vgl. auch K.'s Studienplan). Provenzalische Litteraturgeschichte und Lektüre erst vom siebenten Semester ab zu treiben, wie R. will, erscheint uns zu spät; für die Erlernung der Elemente dieser Sprache, die doch jedenfalls früher erfolgen müsste, enthält der Plan keinerlei Anweisung. Schliesslich dürfte auch eine Vorlesung über die Metrik der neueren Sprachen, die bei R. ganz fehlt, in einem der letzten Semester, wie bei Körting, noch unterzubringen sein. — Aber abgesehen von all diesen Einzelheiten ist doch der Nutzen, den ein solcher Plan für den Jünger der modernen Philologie haben könnte, ein sehr problematischer; denn wenn der Vf. meint, auf diese Weise den Studierenden „von Anfang an richtig geleitet“ und ihm „den Weg geebnet“ zu haben (II, 42), so vergisst er ganz, dass doch „die wenigsten Studierenden gerade mit dem Beginne eines Vorlesungskursus in die Universität eintreten, bezugsweise einen solchen vollständig durchhören können“ (Körting S. 76).

Da R. (II, 39) sehr wohl weiss, dass, wie schon Körting S. 48 und 49 auseinandergesetzt hat, auch ein Lektor die frühzeitige Gewöhnung oder den Aufenthalt im Auslande nicht ersetzen kann, so plaidiert er (I, 13 ff.) für einen solchen nach vollendetem Universitätsstudium und nach abgelegtem, wissenschaftlichen Examen, wozu der Staat den Kandidaten Gelegenheit geben müsste. „Dies zu erreichen, wäre nicht allzuschwer. Ein bescheidenes Haus [was denkt sich der Vf. darunter?] in Paris und London genügt.“ Gegen dieses, zuerst von Körting empfohlene, und von ihm S. 51 ff. seiner Organisation nach

eingehend geschilderte Institut hat aber bereits Koschwitz (hier IV², 25 ff.) schwerwiegende Bedenken erhoben, die wir vollauf teilen. (Einen beachtenswerten Gegenvorschlag — Gründung von Nachweisebureaus für Hauslehrerstellen in guten Familien — macht Kühn in seiner Schrift „Zur Methode des französischen Unterrichts". Wiesbaden, Bergmann S. 44 ff.)

Was nun endlich das Examen betrifft, so spricht der Vf. wiederholt (I, 27 ob. und II, 4 unt.) den, wie wir glauben, „im Interesse der Studierenden" wohl berechtigten Wunsch aus, die bayrische Regierung möchte die Prüfungskommissionen für die Kandidaten der neueren Sprachen — die jetzt nur vier Mitglieder umfassen, während zu der Kommission für die klassisch-philologische Hauptprüfung sechs Mitglieder gehören — möglichst erweitern und nach Kräften wechseln lassen. — Auch die Prüfung selbst erheischt eine Umgestaltung und fachliche Erweiterung. Im schriftlichen Teile derselben verlange man (aus dem oben angegebenen Grunde) an Stelle der bisher vorgeschriebenen Übersetzung aus dem Lateinischen in die fremde Sprache eine solche aus dem Deutschen ins Lateinische, und fordere auch im mündlichen Examen das Mass von Kenntnissen in der Interpretation lateinischer Autoren, wie es der Abiturient nachzuweisen hat (I, 23). Ferner erstrecke sich die mündliche Prüfung, wie bei den Kandidaten der klassischen Philologie, auf die Hauptresultate der historischen deutschen Grammatik und (wie schon Koschwitz, hier IV², 24, will) die Geschichte (I, 28), deren Studium neben dem der lateinischen Sprache ja oben schon als für den Neuphilologen unerlässlich bezeichnet wurde[1]) — vgl. übrigens Br., A. Z. 547ª („man bedenke auch, dass im englischen Teile der Prüfung etc.") und 531ª unt., wonach Br. bezüglich des neusprachlichen Examens dieselben Vorschläge wie hier R. schon in seinem Vortrage von 1876 gemacht hat, und die er dann S. 562ª ausdrücklich wiederholt. —

Es ist vorhin davon die Rede gewesen, dass beim Studium der neueren Sprachen der Schwerpunkt auf die historisch-

---

[1]) Gegenüber der Meinung des Vf.'s, dass sich auf diese Weise auch eine ausgedehntere Verwendung der Kandidaten der neueren Sprachen an den Mittelschulen ermöglichen liesse, die allerdings wünschenswert erscheint (vgl. Br., A. Z. 531ᵇ, Anm. 1), erinnert Wolpert (l. c. 219, Anm. 3) daran, „dass schon jetzt an den meisten Gymnasien die als Studienlehrer angestellten Kollegen dieselbe Zahl von Unterrichtsstunden geben wie die übrigen Studienlehrer, da ihnen in Übereinstimmung mit dem Wortlaut des Anstellungsdekretes gegebenen Falls der Unterricht aus der Geographie in einzelnen Klassen übertragen wird."

philologische Seite gelegt werden müsse: der fühlbare Mangel philologisch-historischer Grundlage aber (I, 14 und 27), sowie die ungenügende Kenntnis der Litteraturgeschichte der modernen Sprachen, die daraus zu erklären sei, dass die Kandidaten dem Studium derselben erst die letzten drei Monate vor dem Examen widmen (II, 30 und 37), — das ist es, was der Vf. den heutigen neuphilologischen Studenten in Bayern zum Vorwurf macht!

Ist derselbe thatsächlich begründet? Die Antwort auf diese Frage geben uns Br.'s diesbezügliche Auslassungen in der A. Z. an die Hand. Dort heisst es S. 532a: „. . . dass seit einer ziemlich langen Reihe von Jahren nur solche Kandidaten das Examen gut bestanden haben, die den Nachweis zu liefern vermochten, dass sie die französische und die englische Sprache auch historisch studiert, dass sie Vorlesungen über Altfranzösisch gehört, Textkritik und Interpretation der mittelalterlichen Autoren getrieben, kurz, dass sie wenigstens den Grund zu einer romanistischen (germanistischen) Bildung gelegt hatten". ib.: „Nicht nur bei der Interpretation der Schriftsteller, sondern auch in einer eigens dafür angesetzten mündlichen Prüfung, die, der Zeit nach, den ganzen dritten Teil des mündlichen Examens in Anspruch nimmt, haben die Universitätslehrer bisher nur in historischer (französischer resp. englischer) Grammatik examiniert und von den Kandidaten den Nachweis eingehender litterar-historischer Kenntnisse und Vertrautheit mit der einschlägigen Bibliographie verlangt". S. 547b: „. . . dass für den französischen und den englischen Aufsatz ausnahmslos litterarhistorische Themata gegeben werden, der Kandidat also mit dem ganzen Gebiete der neueren französischen (englischen) Litteratur, also vom 15. bis zum 19. Jhrd. vertraut sein muss".[1])

[1]) Auch Wolpert bemerkt (l. c. 218): „Es wird, wie man hört, schon seit einer Reihe von Jahren auch aus der historischen Grammatik, Lautlehre etc. geprüft, und es liegt nach den Aussagen solcher, die in den allerletzten Jahren geprüft wurden, in Wirklichkeit jetzt der Schwerpunkt der mündlichen Prüfung nicht sowohl auf der praktischen als vielmehr auf der wissenschaftlichen Seite". Ferner deutet er (S. 220) darauf hin, „dass ein Blick auf die Lektionskataloge zeigt, dass es auch an den bayrischen Universitäten nicht so schlimm mit dem Studium des Romanischen steht, wie man nach des Anon. Darstellung glauben möchte; auch hier wird der Schwerpunkt auf die philologisch-historische Seite gelegt, und gerade in München sind im Laufe der letzten 10 — 15 Jahre so manche jüngere Gelehrte aus Prof. K. Hofmann's tüchtiger Schule hervorgegangen, deren Namen schon überall einen guten Klang hat."

Was also konnte, müssen wir weiter fragen, R. veranlassen, eine so schwere Anklage gegen die bayrischen Neuphilologen der Jetztzeit zu erheben? — Nun, er spricht es in seiner zweiten Broschüre wiederholt deutlich genug aus: aus Prof. Breymann's akademischer Lehrweise allein — von der wir, wie wir von vornherein bemerken müssen, lediglich durch R.'s Angaben zum ersten Male etwas erfahren haben — glaubte er die Berechtigung dazu herleiten zu dürfen. Schon II, 4. Anm. erklärt er, dass „die volle Hingabe an die romanische Sprachvergleichung und ihre grossen Meister" ihn veranlasst habe, in seiner ersten Schrift öfter darauf hinzuweisen, dass der Betrieb der neueren Sprachen „hier [in München] viel zu wünschen übrig lasse"; er spricht (II, 21) ausdrücklich nur von Breymann's „Neuerungen" („nachdem ich Ihre Thätigkeit und Ihre Erfolge sieben Jahre kennen gelernt habe, nachdem ich genau weiss, wie das Studinm der modernen Philologie in München praktisch betrieben wird . . ."), und zwar macht er ihm im besonderen den Vorwurf, dass er „dutzendmale mit seinen Schülern eine neufranzösische Komödie durcharbeite, um an ihr die — Aussprache zu üben" (II, 17), dass er an der „Hochschule" französische Formenlehre nach Borel treibe (II, 28 und 45), dass er „nicht bloss historische Grammatik, sondern auch das äusserst wenig Litterarhistorische, was geboten wird, in fremder Sprache" vortrage (II, 20, 30 und 45 — vgl. auch ib. 19 und 40).[1])

Nun, wenn dem so ist (worüber wir aber nicht urteilen können), so durfte R. nicht — und das sei hiermit mit ganz besonderem Nachdruck hervorgehoben — die obigen schweren Anklagen von mangelnder philologisch-historischer Grundlage etc. in dieser **Allgemeinheit** hinstellen, sie gegen die Studierenden der neueren Sprachen an **allen** bayrischen Universitäten richten: er musste vielmehr

---

[1]) Jetzt erst dürfte folgender Satz, der dem ahnungslosen Leser gleich am Anfang der ersten Flugschrift R.'s (S. 4) entgegentritt, in der Hauptsache verständlich sein: „Unsere Universitäten besitzen nun Professoren der neuen Disziplin, sogar unsere drei Landesuniversitäten, obwohl es vielleicht mehr im Interesse der Wissenschaft und der Einzelnen gelegen wäre, wenn sie vereint an Einer Hochschule wirken könnten, eine Forderung, die unbedingt auch wird gestellt werden müssen, sobald wir den nötigen Schritt weiter thun und aus den für die Lehramtskandidaten ad hoc berufenen Professoren der französischen und englischen Sprache Romanisten im Sinne der Diez'schen Schule und Vertreter der vergleichenden romanischen Sprachwissenschaft machen wollen, was ja zunächst Aufgabe der Hochschule wäre."

jene, auf Prof. Breymann persönlich gemünzten Sätze seiner ersten Broschüre auch an diesen direkt adressieren![1])

Nach allem, was wir bisher angeführt haben, ist es geradezu unbegreiflich, wie R. es vermochte, von „angeblichen“ Angriffen seinerseits auf Br.'s Wirken zu sprechen (II, 4), und wiederholt zu behaupten, Br. habe — abgesehen von dem Nachweis eines, auch „für die Sache nicht sehr bedeutenden“ (?) Rechenfehlers, demzufolge (S. 21) 5 + 5 + 4 + 4 + 4 = 22 statt 24 anzusetzen sei — „fast keinen Punkt“ der anonymen Broschüre (nach II, 33 sogar gar keinen!) „widerlegt, die wichtigsten überhaupt gar nicht berührt“ (II, 3, 28, 31, 46)! Ist es nicht in der That maliziös von R.'s Seite, Br. (II, 28) vorzuhalten, dass er z. B. nichts gesagt habe über „das Verhältnis des Neuphilologen zum Griechischen“ (von dem R. I, 12 aus Anlass der „Realschulfrage“ gesprochen), nachdem jener in der A. Z. (562 b) ausführlich erörtert hatte, dass nach seiner von jeher vertretenen Ansicht „ein erfolgreiches Studium der neueren Sprachen nur auf Grundlage einer genauen Kenntnis des klassischen Altertums möglich“ sei u. dgl. mehr?

Doch R. geht sogar so weit, einzelne von Br.'s Äusserungen, wenn sie nicht recht „in sein System passen“, zu entstellen, wofür wir schon oben bei Erörterung der Frage, ob Br. als Gegner der klassischen Philologie aufgetreten sei, einen Beleg angeführt haben. So heisst es ferner I, 14: „Herr Prof. Dr. Br. macht sich anheischig, ‚zu jeder Zeit und bei jedem neu in die Hochschule eintretenden Studenten' zu beweisen, ‚dass sie weder tiefere [lies: sichere] Kenntnisse in der Formenlehre, geschweige denn in der Syntax besitzen, noch den einfachsten Gedanken auf gut französisch zu Papier bringen' können“. R. vergisst aber, auch die dieser Stelle unmittelbar vorangehenden Sätze der Br.'schen Schrift „vom französischen Verb“ (S. 13) zu citieren: „Dass auf dem Gymnasium im Französischen nichts geleistet wird . . .; dass die Gymnasialabiturienten weder die leichtesten Fragen auf französisch stellen, noch die an sie gerichteten Fragen leicht und ohne zu stocken oder jungfräulich zu erröten beantworten können; dass sie weder etc.“[2]) Dass

---

[1]) R. weiss u. a. ganz gut, dass es, „wie der Katalog von Würzburg und Erlangen zeigt, den dortigen Romanisten [als solche werden sie S. 27 noch einmal ausdrücklich bezeichnet] nie eingefallen ist, ein deutsches Publikum mit französischen Phrasen Ed. Quinets, Alberts und anderer abzuspeisen“ (II, 20).

[2]) Vgl. auch A. Z. 547b: „Die Kenntnisse, welche die angehenden Studierenden von dem Gymnasium mitbringen, sind allzu geringe

hier lediglich von ehemaligen Gymnasialschülern die Rede ist — nicht von den Absolventen des Realgymnasiums, an dem ja, wie er (I, 12) selbst zugesteht, „mehr praktisch in den modernen Sprachen geleistet wird, als in dem humanistischen", — weiss auch R. sehr wohl, da er an einer anderen Stelle (I, 22) von den „nach Herrn Prof. Dr. Br.'s Urteil im Französischen so schlecht unterrichteten Gymnasiasten", und (II, 54) von der „schlechten derzeitigen Vorbildung der Humanisten im Französischen" spricht. Und nun lese man II, 7, Anm. 2, wo wörtlich gedruckt steht: „Dabei [bei Br.'s Tadel] kommen die Lehrer der hum. Gymnasien noch ziemlich gut weg wegen der geringen Stundenzahl. Aber wehe den Professoren der Realgymnasien, die sechs Jahre Französisch und vier Jahre Englisch (in 3—4 Wochenstunden) lehren, und deren Schüler über das jungfräuliche Erröten nicht hinauskommen"! — Ebenso hat Br. keineswegs „eigentümlich genug beanstandet, dass von der Hochschule die Reform ausgehen müsse" (II, 18); er hat nur „den Ton übermässigen Selbstbewusstseins, mit dem der Anonymus seine Ratschläge zum besten gibt und u. a. darauf aufmerksam machen zu müssen glaubt, was denn eigentlich die Aufgabe einer Hochschule sei, und dass von dieser die Reform ausgehen müsse", als „recht störend" bezeichnet (A. Z. 531 b). — Auch „rühmt" sich Br. durchaus nicht „der fortgesetzt steigenden Prozente der im Examen Durchgefallenen" (II, 21), noch stützt er sich „rühmend" darauf, „dass im Herbste 1882 sich 15 fanden, welche acht und mehr Semester Universitätsstudium aufweisen konnten" (II, 45 — vgl. dagegen A. Z. 562 a, Anm. 1 und 547 b, Anm. 3).

Sowohl Br. (A. Z. 531 b) als auch Wolpert (l. c. 216 und 217) haben angedeutet, resp. den Nachweis geführt, dass sich R. innerhalb seiner ersten, anonymen Schrift in mannigfache Widersprüche verwickelt habe. Wir erinnern hier vor allem noch einmal daran, dass er das Vorhandensein einer Spannung zwischen klassischen und modernen Philologen in Bayern mehrfach zugibt (I, 11; vgl. auch I, 30, wo von dem durch gleiche philologisch-historische Grundlage zu erstrebenden „freudigen Zusammenarbeiten der klassischen und modernen Philologen der Zukunft" die Rede ist — und II, 18, wonach sich R. davon

---

und lückenhafte" — und 562 a: „Der im vorhergehenden konstatierte überaus grosse Mangel an neusprachlichen Kenntnissen, unter welchen die abgehenden Gymnasiasten leiden . . ." — Ebenso klagt Wolpert (l. c. 219), dass bis jetzt das bayrische Gymnasium nicht „gleich dem der übrigen deutschen Staaten die Möglichkeit gewährt, die Abiturienten mit besseren Kenntnissen im Französischen zu entlassen".

überzeugt haben will, „dass, wo wirklich eine Kluft herrscht, diese schon aus der Universitätszeit stammt etc.“), an anderen Stellen aber wieder bezweifelt (I, 29: „allein wir glauben es nicht . . .“; I, 30: „falls sie existieren sollte“) oder leugnet (I, 29: „Trotz aller äusseren Verschiedenheit arbeiten die Lehrer der alten und neuen Sprachen friedlich zusammen“).[1])

Aber auch zwischen den Auslassungen der ersten und der zweiten Broschüre sind solche Widersprüche zu konstatieren. Ein Beispiel hierfür bot uns schon obige Besprechung von R.'s willkürlichem Verfahren mit Br.'s Angaben bezüglich der geringen Leistungen der Gymnasien im Französischen. — Nach I, 4 ist R. der Ansicht, dass sich seit dem Erscheinen seiner eigenen Schrift von 1868 und einer andern, das gleiche Thema behandelnden von demselben Jahre „vieles, man darf sagen alles geändert“ habe; II, 17 wirft er jedoch die Frage auf: „Aber ist es wesentlich besser geworden? Doch wohl nicht.“ — I, 29 behauptet R., dass sich alle bayrischen DD. phil. rec. diesen Titel eigentümlicher Weise auswärts erworben hätten. Nachdem aber Br. (A. Z. 547 b) darauf aufmerksam gemacht hatte, dass erst jüngst ein Doktorandus auf Grund einer ausgezeichneten philologisch-historischen Arbeit über Philippe de Mousket an einer bayrischen Hochschule mit der ersten Note promoviert habe, sieht sich R. genötigt zu bemerken: „Wollen wir hoffen, dass dies seit sieben Jahren nicht der einzige war, und er war es gewiss nicht“[2]) (II, 46)!

---

[1]) Letzteres bestätigt allerdings auch Wolpert (l. c. 221) und der Redakteur der „Bl. f. d. bayr. Gymn.“, welcher (l. c. 154) sagt: „In Bayern leben die Lehrer der verschiedenen Unterrichtsfächer an den Gymnasien friedlich neben einander. Die Geltung und Achtung, welche der einzelne geniesst, hängt nicht davon ab, ob er Mathematiker oder Religionslehrer oder Vertreter der klassischen oder modernen Philologie ist, sondern von seinen Charaktereigenschaften und seiner pädagogisch-wissenschaftlichen Tüchtigkeit.“

[2]) Die Bestätigung dieser Vermutung findet man bei Wolpert, l. c. 220.

Wir können es uns nicht versagen, dem Leser auch noch einige Proben von dem Deutsch des Herrn von R. — in stilistischer Beziehung — mitzuteilen (vgl. Asher in Herrig's Arch. Bd. 69, S. 219, 220 und 226). I, 25: „Nach dem gesagten dürfte es ziemlich einleuchtend sein, dass der schriftliche Teil der Philologen wesentlichere Schwierigkeiten bietet, als jener der Lehramtskandidaten für neuere Sprachen.“ I, 37: „. . . im kollegialen Zusammenwirken der antiken und modernen Sprachlehrer. II, 10: „. . . ob ihnen [Br.] wirklich der Ruhm gebührt, die Priorität in Bayern hinsichtlich der modernen Sprachen zu besitzen.“ II, 52: „Sollen auch solche Zeugen unter die Rumpelkammer rostiger Argumente geworfen werden?“ II, 53: „. . . Ideen, deren Diskussion man als ‚Au-

Wir sind zu Ende. Unser Gesamturteil über die R.'schen Broschüren ist folgendes:

Wir konnten uns zu unserer Freude — ebenso wie jene Reihe von Autoritäten auf dem Gebiete der modernen Philologie, deren private Zuschriften II, 22—24 dem Leser unterbreitet werden — mit vielen seiner Äusserungen und Vorschläge, namentlich soweit sie die Vor- und Ausbildung der Lehrer der neueren Sprachen im allgemeinen betrafen, durchaus einverstanden erklären, fanden aber, dass er — nicht, wie er wenigstens an einer Stelle seiner ersten Schrift (S. 28) glaubt, sine ira et studio, sondern „offenbar im Gefühle der Erregung", „mit einer gewissen Voreingenommenheit" (Wolpert), und aus einer „gänzlich unzuverlässigen und trüben Quelle" schöpfend (Br.) — von den speziell bayrischen Verhältnissen „eine nicht wahrheitsgetreue Schilderung gegeben", sie „nach vielen Seiten hin wesentlich schlimmer dargestellt hat, als sie sind" (Wolpert).[1])

G. Willenberg.

H. Körting. Über zwei religiöse Paraphrasen P. Corneille's: „L'Imitation de Jésus-Christ" und die „Louanges de la Sainte-Vierge". Ein Beitrag zur Corneille-Forschung. Oppeln, E. Franck (G. Maske). 1883. 55 S.

In die mehrjährige Pause, welche die dramatische Thätigkeit Corneille's in zwei grosse Abschnitte teilt, fällt des Dichters Versuch, die Imitatio Jesu-Christi von Thomas a Kempis seinen Landsleuten durch eine poetische Paraphrase näher zu bringen. Heute wenig beachtet, erwarb ihm diese Arbeit bei seinen Zeitgenossen grossen Ruhm und brachte ihm willkommenen finanziellen Gewinn. Die Frage liegt nahe, ob die Vernachlässigung, die man der „Imi-

---

massung' zu bezeichnen für gut zu finden sich erlaubt." II, 31: „Habe ich Sie [Br.] als solchen hingestellt?" („Als solchen" bezieht sich auf die, elf Zeilen darüber befindlichen Worte „Gegner der klassischen Philologie"!)

[1]) Br.'s Ausführungen in der A. Z. pflichten wir durchgängig bei; nur die ib. 562b an die bayrischen Gymnasialdirektoren gestellte Forderung, bei der Regierung auf „Beseitigung der wissenschaftlich ungebildeten Lehrer" zu dringen, müssen wir, sofern darunter eine Entfernung derselben von der betreffenden Anstalt verstanden werden soll, mit R. (vgl. II, 16) als rigoros und inhuman verwerfen. Ausserdem wollen wir nicht unterlassen zu bemerken, dass wir die akademische Lehrweise Br.'s, wenn es sich damit in der That so verhält, wie R. angedeutet hat, ebenso entschieden wie dieser als unangemessen und eines Universitätsprofessors unwürdig verurteilen würden.

tation" seit lange zu Teil werden lässt, gerechtfertigt ist, und darum hat neuerdings ein junger deutscher Gelehrter, Herr Dr. H. K., seine Aufmerksamkeit auf sie gerichtet. Er hat sie nebst einer zweiten geistlichen Dichtung, „les louanges de la Sainte-Vierge", die Corneille nach dem lateinischen Original des S. Bonaventura verfasste, in einer mit philologischer Genauigkeit gearbeiteten Studie behandelt. Wir sind zwar nicht in allen Punkten mit Herrn K. einverstanden und finden z. B., dass er die Bedeutung der Corneille'schen Paraphrasen überschätzt, wenn er ihnen ein hohes kulturhistorisches Interesse zuschreibt (S. 11). Sie sind und bleiben doch nur Paraphrase, und jede Paraphrase ist eine Verwässerung fremder Arbeit und ohne selbständigen Wert. Der Herr Verfasser der vorliegenden Schrift gibt auch selbst einige Seiten weiter zu, dass Corneille in der „Imitation" die Einfachheit und schlichte Erhabenheit des Originals vermissen lässt, ja er bezeichnet dieselbe geradezu als ein verfehltes Unternehmen (S. 18). Insofern stimmen wir doch mit ihm überein und geben ihm auch weiterhin Recht, wenn er hervorhebt, dass die beiden Dichtungen in sprachlicher und metrischer Hinsicht Beachtung verdienen. Dieser Seite widmet er denn auch seine hauptsächliche Aufmerksamkeit und zeigt sich dabei im Besitz einer tüchtigen Methode, die zu klaren Resultaten führen muss. Durch sorgfältige Vergleichung mit den Originalen und unter fortwährender Berufung auf Beweisstellen bringt er zur Anschauung, in welcher Weise Corneille seine Aufgabe zu lösen suchte, und wie er sich erlaubte, bald erläuternde, bald ausschmückende, bald ganz selbständige Zusätze zu machen, und wie er manchmal de lateinischen Urtext missverstanden zu haben scheint.

Auch die Untersuchungen über den metrischen Wert der beiden Paraphrasen sind mit Dank zu begrüssen. Sie ergeben als Resultat, dass Corneille durch die Mannigfaltigkeit des Strophenbaues und die Schönheit der Rhythmen auch in diesen Arbeiten sich als Meister der Sprache offenbarte. Die „Imitation" mit ihren mehr als 13000 Versen hat nicht weniger als 134 Strophenkombinationen, und die „Louanges" weisen verhältnissmässig noch eine grössere Mannigfaltigkeit auf.

Wir schliessen unsere kurze Anzeige mit dem Wunsch, Herrn K. noch öfters auf den Gebieten der französischen Litteraturgeschichte und der modernen Philologie zu begegnen.

L.

Litterarische Chronik.

Schulausgaben.

Théâtre français publié par C. Schütz, Bielefeld und Leipzig. Velhagen und Klasing. — 1) *Le Misanthrope* par Molière, 8ème éd., revue et annotée par W. Wagner. 1879. — 2) *Le Tartuffe* par Mol. 9ème éd., rev. et ann. par E. Friese. 1879. — 3) *L'Avare* par Mol., 15ème éd., rev. et ann. par E. Friese. 1879. — 4) *Le Malade imaginaire* par Mol., rev. et ann. par Dr. Friese. 1879. — 5) *Le Bourgeois gentilhomme* par Mol., 8ème éd., rev. et ann. par F. Fischer. 1879. — 6) *Les Femmes Savantes* par Mol., 7ème éd., rev. et ann. par F. Fischer. 1879.[1])

Da das allbekannte, in neuer Bearbeitung erscheinende Théâtre français publié par C. Schütz auf den grössten Absatz, besonders wohl an Schüler berechnet ist, erscheint es um so mehr angezeigt, die Ausgaben einer sorgfältigen Prüfung und Kritik in Beziehung auf ihre Richtigkeit, Selbständigkeit und Brauchbarkeit für die Schule zu unterwerfen. Ich lasse daher eine Besprechung der bezeichneten sechs Hefte folgen, da mich die Erklärung der Molière'schen Stücke besonders nahe angeht.

Die Ausgabe des *Misanthrope* rührt von dem als Shakespeare-Gelehrten bekannten, leider früh verstorbenen Dr. Wagner, weiland Prof. am Johanneum zu Hamburg, her. Dieselbe ist sorgfältig gearbeitet und brauchbar, enthält falsches nur soweit, wie es damals noch nicht durch die Kritik berichtigt war. Übersetzuggen einzelner Wörter sind in zu grosser Fülle gegeben, benutzt sind die Ausgaben von Plötz, welche überschätzt ist, von Laun, welcher zu gering taxiert ist, und das Speziallexikon von Génin. Auf Details gehe ich bei diesem Hefte nicht ein, bemerke aber, dass eine neue Ausgabe manches zu ändern haben wird.

Tartuffe, Avare, Malade imaginaire sind von dem auch sonst nicht unbekannten Dr. E. Friese, Oberlehrer am Königl. franz. Gymn. zu Berlin, bearbeitet. Die Einleitungen kann ich nur loben: sie bieten auf dem winzigen Raume von 1 bis 2 Seiten die für das Verständnis unentbehrlichsten Daten, weisen auf die litterarische und kulturgeschichtliche Bedeutung des Stückes in verständiger Weise, in klarer, angenehmer Sprache hin. Die Bearbeitung und Erklärung der Texte kann ich nicht so sehr

---

[1]) Vgl. auch Lion's Beurteilung der Ausg. in dieser Zschr. IV², 257.

loben. Bei dem Tartüffe hätte ich gewünscht, dass sowohl die Préface als auch die drei Placets wegen ihres historischen Interesses, ihres Inhalts und ihrer mustergültigen Prosa mit abgedruckt wären; dass bei dem Mal. imag. die Intermèdes bis auf eins fortgelassen sind, ist nicht gutzuheissen, geradezu bedauerlich ist, dass auch die Promotionsszene fehlt. Der Druck scheint korrekt zu sein, doch ist die Orthographie nicht durchgehends modern, wie der Prospektus verheisst, vgl. Mal. im. Seite 42, Zeile 8 *il se roidissait,* ib. S. 92, Z. 2 *les piéges.* Avare S. 53, Zeile 6 fehlt *ces.* Die Anmerkungen enthalten Richtiges, jedoch auf der einen Seite zu viel, auf der andern zu wenig. Zu viel ist gethan in der Erklärung und Übersetzung einzelner Wörter, z. B.: Tart. *train* Unordnung, Wirrwar; *reprendre* tadeln, *dupe, gloser, mouche, un coup de vin, fumier, fief, hanter* (Seite 12 u. 36!), *debat, ascendant* etc. etc. Auskunft gibt jedes Wörterbuch. Dabei vermisse ich mancherlei Erklärungen. Abweichungen im Gebrauch der Artikel sind angemerkt Tart. Akt I, Szene 2, Vers 34; I, 4, 5; IV, 3, 65; fehlen: Tart. I, 1, 57; I, 6, 18; II, 2, 27; II, 2, 137; II, 4, 21; III, 1, 15; III, 4, 5; etc. Avare Seite 15, Zeile 8; ib. 74, 25; 113, 3 etc. In Bezug auf Pronomina hätte besprochen werden müssen: Tart. I, 1, 21 *sa sœur;* ib. III, 4, 30 *sa joie;* I, 6, 67 *on n'est point les esclaves;* Avare Seite 46, Zeile 4 *un mot pour qui* (vgl. p. 84, Anm. 7). Der Gebrauch der Präposition *à* hätte genauer beobachtet werden müssen; wie Avare 9, Anm. 3 hätten auch ib. S. 44, Zeile 22 *au (= dans le) mémoire;* ib. 110, Zeile 5 *au (= dans le) contrat;* 52, letzte Zeile *à eux (= en eux);* 59, Zeile 15 *à (= pour) vous dire le vrai* einer Bemerkung bedurft. *Comme* statt *comment* hätte schon Avare S. 10, Zeile 17 notiert werden müssen, nicht erst S. 33, Anm. 2, auch S. 66, Zeile 2 steht es. Ferner wären zu erklären gewesen: Tart. I, 6, 72 *ne pas aussi;* ib. III, 3, 32 *ne pas aucun;* ib. I, 2, 2 und III, 3, 128 die Imperfecta *vînt, pût;* ib. III, 3, 66 der Reim *secrète — adroite;* ib. IV, 6, 7 der Reim *l'enfer — léger;* Avare S. 111, Zeile 16 *bon = haut, noble,* cf. Corneille, Horace 615; ib. S. 104, 5 der Archaismus *non ferai;* S. 106, Z. 9 *je veux ravoir et que tu me confesses* und anderes.

Den Mal. im. habe ich geglaubt nicht genauer ansehen zu brauchen, da nicht anzunehmen ist, dass er wesentlich anders gearbeitet ist. Die kulturgeschichtliche Erklärung leidet an ähnlichen Mängeln, welche aber bei dem geringen Umfang, der den Anmerkungen gegeben werden konnte, sich genugsam erklärt. Wenn man auch bei so weit verbreiteten Schulbüchern möglichste Vollkommenheit verlangen muss, kann man doch diese Ausgaben als wohl brauchbar erachten, da sie gute Einleitungen und in den Anmerkungen nicht erhebliche Fehler haben.

Die *Femm. Sav.* und der *Bourg. gent.* sind von F. Fischer, Dr. phil., Directeur de l'école supérieure des jeunes filles à Strasbourg, herausgegeben, demselben, welcher 1877 im Weidmann'schen Verlage Byron's Prisoner of Chillon, Dickens' Christmas Carol und Cricket on the hearth, dann im Verlage bei Velhagen u. Klasing Band 12, 15, 21, 26, 35, 36 der Prosateurs français und neun Komödien, in Summa 18 Hefte mit Kommentar in beneidenswert schneller Folge veröffentlicht hat. An den beiden Heften Molière ist die im Vergleiche mit dem Preise splendide Ausstattung lobenswert, alles, was der Herausg. dem Texte hinzugefügt hat, unbrauchbar. Die Einleitungen sowohl, als die Anmerkungen sind ohne Selbständigkeit, inhaltlich und formal unbrauchbar, wie der folgende Nachweis hoffentlich darthun wird.

Die Einleitungen sind weit entfernt, so knapp, so klar und prägnant im Ausdruck, so tüchtig in Bezug auf den Inhalt zu sein, wie die von Friese, im Gegenteil, sie sind fünf bis sechs Seiten lang, wimmeln

von stilistischen Ungeheuerlichkeiten, falschen und halbrichtigen Behauptungen, geben Unnötiges, lassen Notwendiges unerwähnt. Die sogenannte Einleitung zum Bourg. gent. enthält nur wenig, was in die Lektüre des Stückes wirklich einleitet. Sie beginnt mit der Betrachtung, dass die Eitelkeit alle Nationen, alle Stände umfasst, der B. g. also als Charaktergemälde die bei weitem ausgedehnteste Grundlage hat, als ob Geiz, Blaustrumpftum, Menschenhass, Heuchelei, unbesonnenes Handeln, Hypochondrie etc. Monopole e i n e s Volkes, e i n e s Standes wären. Nachdem H. F. diese These auf der ersten Seite trotz vieler Mühe zu erhärten nicht verstanden hat, gibt er eine dürftige Inhaltsangabe und Andeutungen über die Charaktere der auftretenden Personen, welche im Ausdruck an mehreren Stellen stark an Laun erinnernd an Oberflächlichkeit wohl nichts zu wünschen übrig lassen. Dann entschuldigt H. F. die mangelhafte Ökonomie des Stückes aus der Anlage als comédie-ballet, jedoch ohne anzudeuten, worin der gerügte Mangel besteht, was man damals unter *ballet* verstand etc. Den Schluss bilden die Anekdoten von dem türkischen Gesandten, Ludwig's zurückgehaltener Belobigung des Stückes und dem geistesschwachen (?) abbé Saint Martin. Was der Einleitung fehlt, wird jeder Eingeweihte sofort erkennen. Bei einer so lustigen, an das Possenhafte streifenden Komödie war es durchaus nicht nötig, auf die komische Wirkung vorzubereiten, die wird keinem Leser entgehen; dagegen war es gerade hier nötig, den Schüler auf den Ernst, der in der Komödie liegt, energisch hinzuweisen, auf die Kunst in der Charakteristik und Anlage des Stückes, auf die Neuheit und das Wesen der Kunstform aufmerksam zu machen, dem Schüler klarzulegen, dass die Thorheit Jourdain's darin besteht, nicht bloss adlig, sondern adlig von Geburt sein zu wollen u. a. Dazu freilich wäre geistige Arbeit nötig gewesen, welche an der gelieferten Einleitung nicht wahrzunehmen ist. Die Einleitung zu den Femm. sav. ist noch schlimmer, viel schlimmer, da sie ausserdem noch in einem ganz schlechten, saloppen, langweiligen Stile verfasst ist und viele sachliche Fehler enthält. Erst einige Stilproben: „Diese Damen (des Hôtel de Ramb.) wurden Precieusen genannt, womit man e i n e Frau von ausgezeichnetem Verdienst (?) und sehr guter Gesellschaft (?) bezeichnete“. — „Bei solchen Bestrebungen musste das Hôtel de Ramb. in hohem Ansehen stehen, zumal Julie, die Tochter Katharinens, den Geist der Mutter geerbt hatte. Auch (franz. aussi ?) datiert man gewöhnlich den Verfall des Hôtel de Ramb. von ihrer Verheiratung und Übersiedelung nach Angoumois, o b w o l a u c h s o n s t (?) einige der hervorragendsten Mitglieder durch den Tod abgerufen worden waren. Was die Gesellschaft jetzt (??) bildete, waren zum grossen Teil unbedeutende, aber von ungemeiner Selbstüberschätzung beherrschte Menschen“.

„Bei all diesen Verschrobenheiten waren die Prec. doch immer n o c h (?) eine grosse Macht, und es war kein geringes Unternehmen von Molière, ihnen in seinem Lustspiel les Préc. rid. den Krieg zu erklären (1659). Allein der Erfolg war ein solcher, dass das Precieusentum sich nicht mehr hervorwagte. Indessen war dem Unwesen der Todesstoss noch nicht gegeben“.

„Molière, der jetzt (?) ein ganz anderes Ansehen genoss als früher beim Erscheinen der Préc. rid., b e s c h l o s s, d i e s e m U n w e s e n e i n E n d e z u m a c h e n. Dies geschah (?) durch seine Femm. sav. (1672). Wol (sic! vgl. auch Gemal, vermälen auf Seite 3. Theil, Urtheil auf Seite 6 und 9) wusste er, dass er kein leichtes Spiel hatte, und darum (??) liess er das Stück vier Jahre in seinem Pulte liegen, bis er damit an die Öffentlichkeit trat. D a n n (!) a b e r g l a u b t e e r a u c h, etwas bedeutendes geschaffen zu haben“ etc.

Es ist wirklich erstaunlich, was man dem Deutschen alles für billiges Geld bietet! Die schlimmsten Fehler in dem etwa sieben Seiten langen Elaborat sind folgende: Auf Seite 3 macht H. F. Julie Savelli, die Mutter der Arthénice, zum wesentlichsten Element des Hôt. de Ramb.; S. 5: die *chère* legte sich zur Empfangsstunde nicht ins Bett, wie H. Fischer will, sondern sie sass in vollem Putz auf oder neben dem Bett, das etwas erhöht stand; vornehme Damen lagen auch wohl auf dem Bett (Fritsche). S. 6: Armande ist keineswegs „eine geschworene Feindin der Ehe", sondern eine *prude-coquette*, um mit Furetière zu reden, dass hätte der Kommentator doch merken müssen, als er zu Akt II, 2, 101 eine Anmerkung verfasste. Dort sagt nämlich Armande zu Clitandre:

> Puisque, pour vous réduire à des ardeurs fidèles,
> Il faut des nœuds de chair, des chaînes corporelles;
> Si ma mère le veut, je résous mon esprit etc.

S. 7 behauptet H. F., „Molière schildert hier (die Rede ist von Philaminte und ihren beiden Töchtern) sein Verhältniss zu zwei Schauspielerinnen seiner Truppe, Duparc und Debrie, von denen die erstere seine Huldigungen verschmähte, dann aber, als er sich der zweiten zuwandte und in der Erkenntnis (sic! vgl. oben Verhältniss) seines täglich wachsenden Ruhmes, sich ihm in ziemlich auffallender Weise entgegentrug". Wahrlich Fehler genug für einen einzigen Satz! Woher weiss der Verf. so genau, dass Molière hier ihm nahe stehende Personen porträtiert? Woher weiss er so genau, dass die Duparc sich Molière entgegentrug und noch dazu in ziemlich auffallender Weise? In der Fam. Com. heisst es allerdings: „*Mlle Duparc se repentit de ses dédains; elle chercha à regagner par ses coquetteries le cœur qu'elle avait rebuté; mais Molière ne répondit à ses tardives avances comme Clitandre répond à Armande dans les Femmes savantes*". Aber die Fam. Com. ist doch keine Quelle, die man ohne weitere Prüfung ausschreiben darf; sie sagt auch nicht einmal, dass Molière beabsichtigt habe, sich und seine Liebesabenteuer hier darzustellen, sondern weist nur auf die Ähnlichkeit der Situation hin. Moland hatte schon 1863 diese Liebesgeschichte als eine Legende gekennzeichnet und Fritsche, der doch auch die Fam. Com. kennt, erwähnt diese Anspielung garnicht, weder im Namenbuch (1868) noch in der Ausgabe der F. S. (1879). Übrigens hätte auch schon aus pädagogischem Takt diese pikante Unwahrheit unerwähnt bleiben müssen.

Wenn H. F. sich in diese preziöse Bewegung etwas vertieft und Bücher wie les Précieux et Précieuses von Livet gelesen hätte, würde er über den vielgeschmähten Cotin nicht so herzlos absprechend geurteilt haben. Da die betreffende Stelle (S. 9) auch sonst interessant ist, lasse ich sie folgen: „Der Abbé Cotin war der Urtypus (?) der zu jener Zeit sehr häufigen Schöngeister, die in allen Fächern der Wissenschaft und Kunst sich umgesehen, aber keines recht in sich aufgenommen hatten [NB. Diese Spezies floriert auch heute noch!]. Gerade hierdurch aber musste er sich das Ansehen der tonangebenden Frauen erwerben, wodurch seine Eitelkeit auf's höchste gesteigert wurde". Und dass erkühnt sich ein Töchterschuldirektor öffentlich auszusprechen und drucken zu lassen in Büchern, die er vielleicht gar seinen Schülerinnen in die Hand gibt?

Ausserdem bietet die Einleitung eine durchaus mangelhafte Geschichte und Würdigung des Preziösentums, so dass sie geradezu für eine schädliche Lektüre zu erklären ist.

Trotz unverkennbarer Anlehnung[1]) an Laun's Molière-Ausgabe zeigen die Anmerkungen eine erdrückende Zahl von Fehlern.

Fast noch mehr als bei den vorher angezeigten Heften ist hier durch Uebersetzung einzelner Wörter oder Sätze gesündigt, da findet man verdeutscht: *éclairé, abuser, bévue, mauvais pas, l'emporter, plaisant, en venir aux mains, outrage, impertinent, hymen, lumière, congé, petit* etc. etc.; und wie sind die Verdeutschungen manchmal! Davon einige wenige Beispiele aus dem B. g. S. 17 *drôlerie* = Schwindel, S. 19 *ragaillardir* = etwas fideler machen, 22 *bergerie* = Schäferei, 30 *petit musicien* = Leierkasten, 33 *l'âne bâté* = erzdummer Tropf, 36 *qu'est-ce qu'elle chante, cette physique* = was pfeift sie, diese Physik, 44 *assembler (un pourpoint)* = componieren, 62 *divertissement* = Zauberfest, 70 *pimpesonée* = Zimperliese, 74 *bagatelle* = Paperlapap, 80 *qui fait tant la glorieuse* = die so dick thut, 88 *vin à sève veloutée* = süffig etc. etc.

Ferner geben die Anmerkungen eine grosse Zahl grammatischer Erklärungen, welche für jeden Primaner überflüssig sein müssen. Der Konjunktiv z. B. wird erklärt nach *attendant que* B. g. S. 1, nach dem Superlativ ib. 47, nach *dire* ib. 66, im Relativsatze ib. 14, 69, F. S. p. 12, 52, 95. Unnötige Belehrung enthalten auch B. g. S. 15 Anm. 1 und 7; F. S. p. 11 Anm. 6, ib. 15, 81; 21, 13; 39, 46; 117, 28 etc. etc.

Am schlimmsten aber ist es, dass die Anmerkungen von falschen oder ungenügenden Angaben geradezu wimmeln: B. g. Seite 17, F. S. p. 95, 14 ist *que ne* falsch durch ehe, B. g. 84, 5 richtig = *sans que* erklärt; B. g. 21 *à cette heure* heisst nicht gleich sondern jetzt; ib. 22 *bergerie* heisst nicht Schäferei sondern Schäferpoesie; ib. 27 wird die schier unglaubliche Behauptung aufgestellt, dass Mol. zwischen *comme* und *comment* keinen Unterschied kannte!! ib. 35. Jourdain soll latin für eine Person halten, das ist sehr neu und geistlos; ib. 46 bei ne bougez soll das *pas* ausgelassen sein, um den Affekt zu bezeichnen, das ist wieder etwas ganz neues; ib. 51 *cela vous ferait la jambe mieux faite* heisst nach H. F.: „das würde Sie auf den Strumpf bringen"; ob jemand die Übersetzung eher als den franz. Urtext versteht, muss ich mindestens bezweifeln; ib. 76 zu *on se laisse persuader aux personnes* sagt der Herausg. = *par les personnes*, häufig bei Mol., eine ähnliche Erklärung hat er Femm. sav. p. 105 10 und 106, 20, er scheint also die Regel, welche er Bourg. gent. S. 15 Anm. 1 expliziert, noch nicht sicher anwenden zu können. ib. 78 „dem heil. Ludwig aus der Rippe genommen" ist unrichtig, es müsste heissen „hervorgegangen" (*sorti* bei Oudin, cur. fr. 97) „entstanden"; ib. 112 bei Littré, s. v. *toucher* Nr. 29 hätte der Herausg. erfahren können, dass *toucher à qn dans la main* früher durchaus gebräuchlich war; vor allen Dingen hätte er sich hüten müssen, Mol. eines grammatischen Fehlers zu beschuldigen, als ob er besser franz. verstände, als der grösste franz. Dichter; ib. 119 der Erklärung von *entriguet* hätte wohl ein „vielleicht" hinzugefügt werden müssen. Femmes savantes p. 12 und 87 *résoudre son cœur, son esprit* sind poetische Ausdrücke für *se résoudre,* die gegebenen Übersetzungen „sein Herz erschliessen, seinen Geist erweichen" passen recht wenig; ib. 13 die Erklärung zu *charmantes douceurs* ist mindestens sehr unvollkommen ausgedrückt und auch völlig überflüssig; ib. 14 die Regel, dass das Subjekt des Gérondif auch Subjekt

---

[1]) Vgl. bei Fischer F. S. p. 36, 12; 38, 27; 42, 2; 43, 23; 56, 25 und 26; 63, 138; 65, 188—190; 71, 37; 74, 81 und 82 etc., wo die Quelle nicht namhaft gemacht ist, mit den betr. Stellen bei Laun; im B. g. ist meist die Quelle genannt.

des Hauptsatzes sein muss, war schon lange vor 1879 als falsch bekannt; ib. 14 *que de tousser et de cracher comme elle* sagt der Herausg.: „Wenn das Attribut dem Subjekt vorangeht, so tritt *que* vor dasselbe," das klingt ganz einfach und gut, aber ich verstehe es nicht; ib. 15 wäre wohl der Zusatz, dass der Dat. eth. für den Sinn eigentlich überflüssig sei, besser fortgeblieben; ib. 15 an der Bemerkung: *à qui*, besser *auxquelles*, weil auf eine Sache bezogen — habe ich ausser der nicht korrekten Ausdrucksweise zu rügen, dass der Herausg. fast nie den Sprachstand des XVII. Jhs. zur Norm für die Beurteilung der grammatischen Richtigkeit nimmt, wie er thun musste; das mit Präpositionen verbundene Relativum *qui* wurde früher ganz geläufig auf Sachnamen bezogen, ähnlich ist es p. 16 Note 96, 109; p. 28; p. 33 u. a; p. 32 *muets truchements* war als preziöser Ausdruck zu kennzeichnen; p. 33 H. F. sagt: „das *e* von *folle* wird ausnahmsweise von *oui* verschluckt," hier ist er unfreiwillig komisch; ib. 42 *sortie* heisst Abgang, Entlassung, nicht Grund des Weggehens; ib. 43 es handelt sich in der Anm. zu Vers 20 um eine veraltete, nicht um eine der Poesie gestattete Konstruktion, ebenso 49, Vers 16 u. a. a. O.; ib. 45 woher H. F. weiss, dass Chrysale's Kragen gefältelt waren, ist mir unerfindlich; ib. 47 H. F. verdeutscht den Ausdruck *petits corps* mit „Atome" und bemerkt dazu: „diese und ähnliche Ausdrücke sind dem Grand dictionnaire des précieuses entlehnt"; es wäre gut, H. F. führte die betreffenden Stellen aus dem Gr. dict. an, da mir solche ganz unbekannt sind; dass er aber philosophische Ausdrücke des Descartes und Epikur nicht kennt, nicht versteht, auch nicht einmal Belehrung darüber sucht, das zeugt von einer grossen Oberflächlichkeit und Nachlässigkeit bei Anfertigung dieses Kommentars; ib. 54 *de toutes vos oreilles* und 56 *aimer avec entêtement* sind nicht sowohl allg. preziöse als gezierte Ausdrücke Philaminte's resp. Bélise's; ib. 58 der Herausgeber bemerkt zu *die* = dise, häufig bei Mol., nicht bloss des Reimes wegen — was soll der Schüler nun aus solchen halbrichtigen Brocken lernen? ib. 87 das Wort *suffrage*, wenn es dessen überhaupt bedürfte, hätte schon zu p. 23 Vers 49 erklärt werden müssen; ib. 88 *rendre justice* hat hier keine andere als die gewöhnliche Bedeutung, „richtig beurteilen" ist unrichtig; ib. 90 ich sehe Trissotin's Fehler nicht ein, warum sollte man *ignorant* und *sot* nicht als synonym vergleichen können? ib. 92, Vers 74 ich kann keine absichtliche Zweideutigkeit entdecken, obwohl H. F. versichert, sie liege auf der Hand; ib. 96 *faire état de* ist eine durchaus noch moderne Phrase; sie durch *faire cas* zu erklären ist also nicht ratsam, da der Schüler zu dem Glauben kommen könnte, als wäre sie veraltet oder schlecht; ib. 103 *altéré* heisst jetzt nicht blos durstig, der Herausg. hätte nicht Laun kritiklos folgen, sondern das Dict. de l'Acad. um Rat fragen müssen, wo er Belehrung gefunden hätte; ib. 106 die Regel: wenn der Inf. mit dem vorhergehenden Adjektiv einen Begriff bildet, steht à, sonst de — ist für mich ebenso neu als unverständlich; ich rate H. F. sich vor dem Abfassen grammatischer Regeln möglichst zu hüten, und lieber die Fassung einer bewährten Grammatik für seinen Gebrauch zu acceptieren; ib. 111 3 zu *ne voulant savoir le grais ni le latin* bemerkt H. F.: Wortspiel mit *grec*, welches damals *grè* gesprochen wurde; es wäre mir sehr erwünscht, vom Herausg. nähere Aufklärung zu erhalten, da ich nichts von einem Wortspiele sehe und über kurz oder lang der Neubearbeitung von Laun's Ausgabe der Femm. sav. näher treten muss.

Ebenso kläglich ist es mit der Sacherklärung bestellt, davon nur einige Beispiele aus der Fülle. Was soll ein Schüler anfangen mit der gelehrt klingenden, aber ohne Quellenangabe abgeschriebenen Auskunft: der Peripatetismus (bei Laun: die perip. Philosophie!) des Aristoteles,

ausgezeichnet durch die logische Anordnung seiner Lehrsätze. Platon's Lehre zeichnet sich durch ihre Abstraktionen aus (F. S. p. 65). Stoiker, von Zeno um 300 v. Chr. gestiftet (ib. 66). Die Prinzessin Uranie ist Marie von Orléans, seit 1657 mit dem Herzog von Nemours verheiratet (ib. p. 57) etc. etc.

Trotz der Fülle überflüssiger Erklärungen, werden notwendige vermisst. Der Text ist von Druckfehlern nicht frei, vgl. F. S. p. 42, Vers 11; ib. 48, Vers 20 *avez* statt *aurez;* ib. 103, Vers 65 *poëte;* schlechte Lesarten finden sich mehrmals, vgl. F. S. p. 33, Vers 7 *biens;* ib. 44, Vers 43 *il pue;* Bourg. gent. p. 40, Zeile 4 von unten *mettre* statt *mettez.*

Fasse ich mein Urteil über die Velhagen-Klasing'schen Molière-Ausgaben zusammen, kann es nur so lauten: Die von Wagner und Friese bearbeiteten Bändchen können für den Schulgebrauch noch empfohlen werden. Die Ausgaben des B. g. und des F. S. werden im Interesse der Schüler besser eingestampft als weiter verbreitet.

W. Knörich.

Chronique littéraire de la Suisse romande.

Nécrologie: Albert Richard et Rodolphe Rey. — Une nouvelle édition du Conservateur Suisse du doyen Bridel. — P. Sciobéret, un Gotthelf Fribourgeois. — La nouvelle à Neuchâtel (L. Favre, T. Combe). Le Jean-Louis de M. Bachelin. — Deux romans vaudois: Le Voisin Horace, par M. Urbain Olivier, Reine et Berthe par Mme L. Chavannes. — Ce qui s'écrit à Genève. — Mélanges et Voyages: les volumes de MMrs Vernes-Prescott, G. Revilliod, James de Chambrier, Fritz Berthoud, John Peter. — Deux recueils poétiques: Chants du pays, En pays romand.

Notre précédente Chronique avait été consacrée en entier à Amiel: c'est qu'il ne meurt pas chaque année, dans notre petit coin de terre, un penseur, un poète de cette valeur; ceci m'a donc mis en retard, et, puisque la rédaction de la Zeitschrift veut bien me faciliter la chose, je vais me remettre à jour dans deux lettres successives, en passant rapidement en revue une quarantaine de volumes de tout genre, sortis de presse depuis la fin de 1881.

Mais auparavant, j'ai à vous parler de deux morts, d'un poète et d'un moraliste, Albert Richard et Rodolphe Rey, enlevés le premier en novembre 1881, le second en juillet 1882. Albert Richard, Vaudois d'origine, était fixé à Genève depuis trente ou quarante ans; Rodolphe Rey, Genevois par sa naissance et son éducation, était condamné par sa chétive santé à vivre partout ailleurs qu'à Genève. Albert Richard, longtemps professeur de littérature française à l'Académie de Genève, était à peu près oublié de la jeune génération: l'âge et les infirmités aidant, il s'était mis à l'écart, ce qui, chez nous comme ailleurs, est une manière sûre de ne plus faire parler de soi. La mort lui a refait une popularité, et il mérite de la conserver comme poète patriotique. Ses Poèmes helvétiques (Genève, Cherbuliez), dont il a pu corriger les épreuves avant de mourir, ne renferment pas rien que des chefs-d'œuvre, mais ils se tiendront debout, grâce au souffle héroïque qui les anime. Il y a là, pour le goût contemporain, trop de longueurs, et trop de pompe, mais, quand la note vibre juste, Albert Richard atteint à des accents sublimes. Il restera, dans notre Suisse romande, le chantre le plus viril des combats de la vieille Helvétie, de St Jacques, de Morat, des intrépides défenseurs de l'Unterwald contre l'invasion française, en 1798.

La carrière littéraire de Rodolphe Rey est un enseignement bienfaisant, car elle marque le triomphe de la volonté et du talent sur les entraves de toute nature. Si mes souvenirs sont exacts, Rey n'avait pas 25 ans lorsque son avenir fut compromis par une grave maladie de poitrine. Il semblait mourant lorsqu'on le transporta de Vienne, où il était dans une maison de commerce, à Meran, dans le Tyrol autrichien. La carrière commerciale se fermait pour lui, et ses études ne l'avaient nullement préparé à manier la plume. D'ailleurs, pendant bien des années, il ne fut jamais sûr, d'un jour à l'autre, d'être assez vaillant pour reprendre la plume le lendemain. Sa vie nomade — quatre ou cinq mois dans le midi — vie de convalescent toujours menacé d'une rechute, lui rendait difficile cette régularité d'habitude, sans laquelle la journée d'un malade se gaspille. Mais son isolement forcé le replia sur lui-même, il s'apprit à lire, à penser; il s'essaya à écrire. Vivant beaucoup à Rome, à Florence, à Pise surtout, se nourrissant des historiens et des publicistes italiens, en relation, pour autant que sa santé le lui permettait, avec les notabilités du parti libéral toscan d'avant 1860, Rodolphe Rey conçut un projet qu'il était le premier à taxer de chimérique, celui de raconter l'histoire de l'Italie pendant la première moitié de ce siècle. Le manuscrit fut remanié plus d'une fois de fond en comble, si bien que, à force de labeurs et de démarches, R. Rey trouva un éditeur parisien: en 1864 parut chez Michel Lévy son Histoire de la Renaissance politique d'Italie. 1814—1861. L'ouvrage n'eut guère que ce qu'on appelle un succès d'estime; il n'en est pas moins ce que nous avons en français de plus complet et de plus exact sur cette période de l'histoire d'Italie.

Rodolphe Rey avait deux patries: la belle saison le ramenait à Genève, à Clarens, à Bex. Son premier volume n'avait pas encore trouvé d'éditeur que déjà il en méditait un second sur Genève et les rives du Léman, qui devait associer la description du pays aux annales du passé, l'histoire littéraire et religieuse à l'histoire politique. Entreprise plus épineuse que la précédente, puisque les forces de l'écrivain ne lui permettaient pas de vérifier par lui-même divers points importants, et que l'expatriation forcée avait fait de lui à bien des égards un étranger. Quoi qu'il en soit, Genève et les rives du Léman (Genève, Georg, 1868) eut mieux qu'un succès d'estime. Ce livre arriva rapidement à une 3ème édition. Il a été beaucoup lu, beaucoup cité, beaucoup discuté, car la langue en est colorée, hardie, et les appréciations de l'auteur sur les hommes et les choses de son temps sont parfois d'une verdeur provocante.[1])

Dans les dernières années de son existence, Rey préparait les matériaux d'un vaste ouvrage sur les phases de la vie humaine. Lui qui n'avait jamais été ni père ni époux, il persistait à écrire sur l'enfant, la femme, la vie de famille; il avait là-dessus force théories basées sur l'observation, à défaut d'expérience personnelle, mais j'ignore à quoi en était sa rédaction définitive, lorsque la mort, après avoir si longtemps joué avec lui comme avec une proie facile, le terrassa en quelques heures,

---

[1]) Au surplus, l'ouvrage n'est pas inconnu en Allemagne: il a été abondamment mis à contribution par le Dr Herm. Semmig, dans sa récente publication: Die französische Schweiz und Savoyen; ihre Geschichte und Literatur, Kunst und Landschaft. Mit Auszügen aus den einheimischen Schriftstellern (Zürich, Trüb'sche Buchh. 1882). Il est à propos d'ajouter que, dans la Suisse romande, on a été généralement dépité des louanges excessives du professeur allemand, et fort peu édifié des lacunes ou des bévues de sa compilation.

dans ce verdoyant village de Bex où, depuis vingt ans, il se plaisait à retourner à chaque belle saison.

Il m'en aurait coûté de passer devant la tombe d'un ancien ami sans m'y arrêter, non pas pour déposer des fleurs qui flétrissent vite, mais pour y recueillir quelques souvenirs plus durables. — Cette première lettre sera consacrée aux récits fictifs, aux mélanges, à la poésie; les ouvrages d'histoire, de morale, de philosophie religieuse trouveront place dans une seconde et prochaine correspondance.

Il y a un demi-siècle, le Doyen Bridel était l'auteur le plus populaire du Canton de Vaud. Par ses nombreux volumes (Etrennes Helvétiques, Conservateur Suisse, etc.) il a fait beaucoup pour réveiller l'esprit suisse dans nos cantons romands. Il raconte les traditions de la Suisse allemande avec la même bonhomie poétique que celles de nos Alpes ou du Jura vaudois. Une 2ème édition du Conservateur Suisse avait paru, voici vingt-cinq ans; mais elle a deux graves défauts: elle comptait quatorze volumes et elle est épuisée. M. J. Magnenat, prof. d'histoire à Lausanne, a eu la patience de faire un triage et la bonne idée de publier en deux petits volumes une nouvelle édition du Conservateur Suisse (Lausanne, Imer, 1882). Assurément, s'il avait vécu de nos jours, le Doyen Bridel n'écrirait plus avec cette abondance un peu fatigante; ses récits d'histoire nationale tiendraient compte des recherches modernes, ses descriptions seraient plus sobres, plus précises, plus réalistes; mais, tels qu'ils sont, avec leur parfum d'antiquité, ces deux volumes renferment quantité d'anecdotes bien contées, de renseignements oubliés.

Encore un ouvrage qui n'est guère qu'une réimpression et qui est pourtant nouveau dans le meilleur sens du mot: Scènes de la vie champêtre, par P. Sciobéret (Lausanne, Vincent éditeur, 1882). Pauvre Sciobéret! Si son âge mûr avait tenu les promesses de ses vingt-cinq ans, l'enfant de la Gruyère serait devenu peut-être le Jérémias Gotthelf fribourgeois. Le voilà mort depuis sept ans, mort avocat dans une petite ville de la Gruyère, après une existence toute faite d'aventures et de déceptions, à Fribourg, puis en Russie, puis à Bulle, et que son ami M. Ayer vient de raconter dans une vivante notice. Des quatre nouvelles qui composent le volume, l'une est presque un chef d'œuvre, Marie la Tresseuse, fort remarquée il y a trente ans dans la Revue Suisse. L'éditeur, M. Ch. Ritter, prof. à Morges, votre collaborateur, nous promet un second et peut-être un troisième volume de Sciobéret, des scènes de la vie gruyérienne, un roman inachevé, etc. Espérons que ce tome Ier frayera le chemin à une continuation.

Fribourg, vous le voyez, n'est point trop mal représenté dans la série des récits fictifs; mais, pour 1881 et 1882, c'est Neuchâtel qui l'emporte comme qualité et quantité. Depuis quelques années, depuis que la vogue est venue aux nouvelles de M. Louis Favre, directeur du Gymnase Cantonal et collaborateur assidu de la Bibliothèque Universelle la sève neuchâteloise tourne en romans et en nouvelles du crû. Ce qui' les avait empêchés jusqu'ici de réussir dans ce genre, c'est qu'ils sont trop passionnés, nos voisins de Neuchâtel, trop subjectifs comme vous dites en Allemagne. Quand la bonhomie vient épanouir leur finesse naturelle, ils deviennent d'excellents conteurs: voyez plutôt M. L. Favre) dont le plus récent volume (A vingt ans. — Paris, J. Sandoz, 1882, continue les bonnes traditions de l'auteur en y ajoutant, dans les Esprits du Seeland, quelques teintes plus mystérieuses. Voyez encore les débuts faciles et la popularité rapide d'une plume féminine, toute jeune dit-on,

qui s'est emparée du pseudonyme T. Combe et qui a publié coup sur coup deux volumes de nouvelles, en partie connues par la Bibl. Universelle (Croquis Montagnards. — Fiancés. — Lausanne, G. Bridel 1882 et 1883). On l'a déjà fait remarquer, le trait saillant du talent de Mlle H., c'est la verve, la bonne humeur: elle se range délibéremment sous le gai drapeau de l'optimisme.

On n'en dira pas autant de l'auteur de Jean-Louis (Paris, J. Sandoz, 1882), M. A. Bachelin. C'est son premier roman, un roman en deux volumes s'il vous plait, et qui, dès maintenant, est épuisé en librairie. Il faut ajouter, à titre d'explication, que M. Bachelin est un fort aimable artiste dans la force de l'âge, qu'il est connu de longue date pour son crayon pittoresque et complaisant, qu'il est une des plus vaillantes plumes du Musée Neuchâtelois, qu'il a signé les meilleurs articles de la Galerie Suisse sur nos artistes contemporains. Son Jean-Louis est une œuvre trop originale pour être jaugée et jugée en quelques mots: il y a là des tableaux d'un réalisme très solide et de bon aloi, ainsi la mort et l'enterrement de „Mme la justicière", paysane implacable, qui a bataillé dès la première page du livre contre la „mésalliance" de son fils Jean-Louis, et qui refuse jusqu'à la fin de toucher la main à sa bellefille. Cette scène pénible, suivie du repas d'enterrement, clôt le second volume et vous poursuit comme si l'on y avait assisté en chair et en os. Après quoi — et je glisse cet aveu pour donner une idée de ce que sont encore nos frontières cantonales — ce roman, qui est bien ce qui a paru de plus fort dans ce genre en 1882, n'a guère été lu à Lausanne, à dix lieues de Neuchâtel!

Dans le Canton de Vaud, il s'écrit moins de romans qu'autrefois; je ne vois guère à citer, pour 1882, que Le voisin Horace par Urbain Olivier et Reine et Berthe par Mme Léonie Chavaunes. M. Urbain Olivier, le frère du poète, est le doyen de nos conteurs de la Suisse romande, car il est né en 1810. Chaque automne, depuis trente ans, il publie son volume de Nouvelles, et chaque fois l'édition est assurée de s'écouler. Il s'est répandu au moins 125 mille exemplaires de ses écrits, sans compter diverses traductions en allemand, en anglais, en danois, en hollandais. Dans un petit pays, c'est là un succès significatif. On a beaucoup discuté la valeur littéraire des nouvelles d'Urbain Olivier, et l'on a pour cela d'excellentes raisons, mais leur influence moralisante et religieuse est incontestable. Seulement, l'auteur écrit pour le public cultivé de nos campagnes et non pour celui de nos petites villes, lequel du reste persiste à le lire, tout en se plaignant que les trente volumes d'Olivier ont un air de famille. Et qui vous dit le contraire, honnêtes citadins?

A qui voudrait, à l'étranger, se faire une idée de la vie du campagnard vaudois, surtout au pied du Jura, le meilleur conseil à donner est encore celui-ci: prenez un volume d'Urbain Olivier, prenez par exemple le plus récent, Le voisin Horace (Lausanne, G. Bridel, 1882). Le lecteur du dehors sera un peu impatienté par cette minutie à décrire les travaux de la campagne, sans oublier le boire et le manger; il sera probablement fatigué de ces réflexions surabondantes, inspirées par une morale chrétienne très sincère; mais peu à peu il se laissera gagner par l'attrait inimitable de la réalité, et finalement il admirera le savoir-faire d'U. Olivier, qui n'a besoin que de deux ou trois données, la vente d'un domaine au village, les fiançailles de deux jeunes gens, pour nous intéresser, tout le volume durant, à la rancune d'un vieux campagnard. Après quoi, toujours pour les lecteurs du dehors, il faut ajouter que les paysans vaudois d'Olivier sont pris sur le vif, sauf certains de ses héros, les jeunes

hommes surtout, qui manquent de vie à force d'être des modèles de toutes les vertus.

Les paysanneries d'U. Olivier font découvrir ce qui se remue dans nos villages, en apparence si paisibles et si endormis, mais voici un livre qui nous enlève en plein XIVe siècle, dans ce Pays de Vaud que nous soupçonnons à peine: c'est Reine et Berthe, par Mme Léonie Chavannes (Paris, J. Sandoz, 1882). Un roman historique, composé par une femme, c'est chose entrêmement rare dans la littérature française. Ici le choix du sujet s'explique sans doute par le fait que l'auteur a pour mari l'un des meilleurs connaisseurs de notre histoire vaudoise. Mais c'est bien Mme Chavannes qui a évoqué ces tableaux à la fois gracieux et distingués, qui a soufflé la vie à tant de personnalités diverses; et dans combien de pages délicates et poétiques se trahit le cœur et le tact de la femme! On sent qu'elle les a écrits avec cette affection que tout auteur porte à son premier roman. Et pourtant, sans résister au charme du récit, plus d'un lecteur se sera demandé si vraiment au XIVe siècle les hommes et les femmes, seigneurs et vilains, pensaient si bien, discouraient si finement, et s'il n'y a pas des anachronismes, non pas dans la vie extérieure, mais dans l'âme de la plupart des personnages de Reine et Berthe.

Du Pays de Vaud, passons à Genève. Les auteurs et les sujets n'y manquent pas, mais oui bien les romans du crû. M. Victor Cherbuliez est devenu Parisien, il est trop plongé dans la Revue des deux Mondes et dans le roman cosmopolite pour s'inspirer encore de la vie genevoise. Et cependant, dans ses dernières œuvres, a-t-il retrouvé une donnée comparable à celle de Paule Méré, ce roman genevois qui avait soulevé tant de colères? M. Charles Dubois, le romancier sobre et exquis des Nouvelles montagnardes, s'absorbe dans l'étude minutieuse du XVIIIe siècle (son volume sur les Mœurs genevoises 1700—1760, 2e édition, 1882, trouvera peut-être sa place dans ma prochaine chronique). Reste M. Marc-Monnier, à la verve inépuisable, qui se crée du temps, à côté de ses cours, pour écrire des nouvelles dans la Revue des deux Mondes, des études littéraires ainsi que sa Chronique italienne dans la Bibliothèque Universelle, et pour lancer, bon an mal an, un ou deux volumes en prose ou en vers; mais ses dernières œuvres Gian et Hans (Paris, Delagrave, 1882), Le Charmeur (Paris, Charpentier, 1882), et surtout Un détraqué, roman expérimental (Paris, Calman Lévy, 1883) échappent décidément à une Chronique de la Suisse romande. Ils ont été composés en vue de Paris, publiés chez trois éditeurs parisiens bien en vue; le nom de l'auteur assure leur fortune: pas n'est besoin d'en parler ici. — Vraiment, en fait de nouvelles genevoises, j'ai beau chercher, je ne saurais vous signaler que Thérèse Gautier, „étude de mœurs genevoises", qui vient de paraître dans la Bibliothèque Universelle (janvier — mars 1883), sous le pseudonyme de J. des Roches. Serait-ce encore une plume féminine? C'est original, un peu paradoxal; il y a de la couleur locale, pas assez pour rebuter les lecteurs du dehors, bref cela promet, car ce doit être un début ou peu s'en faut.

Après les récits fictifs, les Mélanges. Voici d'abord, aux confins de l'histoire et des souvenirs biographiques, deux volumes auxquels le nom et l'âge de leurs auteurs assure une certaine notoriété: Causeries d'un octogénaire genevois, par Vernes-Prescott (Carey, 1883); Portraits et croquis, par Gustave Revilliod, 1ère partie (Paris, J. Sandoz, 1882). Deux mots sur le premier de ces volumes: on y trouvera des souvenirs intéressants sur le séjour de J.-J. Rousseau dans l'île de St Pierre,

au lac de Bienne; l'aïeul de M. Vernes-Prescott, le pasteur Jacob Vernes, fut l'un des correspondants de Rousseau. Il a laissé des papiers inédits; ils sont, dit-on, en bonnes mains, et il y aurait beaucoup à y glaner, même après les solides études de M. Sayous (Le XVIIIème siècle à l'étranger. 2 vol. Paris, 1861).

Les récits de voyage nous rappellent que les Suisses romands ont l'humeur voyageuse et qu'ils s'acclimatent facilement. Deux volumes portent des noms neuchâtelois, James de Chambrier et Fritz Berthoud. Quand ils sont entre eux, les Neuchâtelois s'accusent, dit-on, d'avoir la phrase lourde, de ne quitter un sujet qu'après l'avoir épuisé. Certes on ne s'en douterait pas, en parcourant ces deux volumes de voyages. S'il y a une critique à formuler, du moins pour celui de M. de Chambrier, c'est son allure précipitée, ses soubresauts dans la narration, sa phrase essoufflée à force de courir vite. Serait-ce que l'auteur ait peur d'appuyer „à la neuchâteloise"? Dans Un peu partout. Du Jura à l'Atlas (Paris, J. Sandoz, 1883), tome troisième de la série, M. J. de Chambrier nous entraîne dans le midi de la France, puis à Alger et en Kabylie. Malgré la rapidité de ses tableaux, qui se poursuivent parfois comme ceux d'un rêve, on s'aperçoit dans certaines pages, dans les chapitres sur Marseille par exemple, que l'auteur de Un peu partout est bien le même que celui des deux solides volumes sur Marie-Antoinette, reine de France (Paris, Didier).

C'est également sous le ciel du midi, mais en Italie, que nous conduit M. Fritz Berthoud, le doyen, sauf erreur, des écrivains neuchâtelois. Un hiver au soleil, croquis de voyage (J. Sandoz, 1882) est l'œuvre d'un artiste, d'une intelligence très ouverte, et surtout d'un styliste. Pour parler, après tant d'autres, de Florence, de Sienne, de Rome, de Naples, de Venise, il importe d'avoir quelque confiance en soi, mais pour arriver à intéresser et à instruire, comme le fait l'auteur, il faut réunir des aptitudes fort diverses.

Avec les Études Napolitaines par John Peter (Lausanne, G. Bridel, 1882), l'horizon est moins mobile. Le lecteur a mieux le temps de s'orienter, de se fixer. Comme le promet le titre, ce sont là des „Etudes"; non pas que M. Peter, Genevois d'origine et pasteur de profession, ait le ton didactique, la méthode compassée: loin de là, à force de vivre avec les Napolitains, il a beaucoup de leur brio; mais il a frayé de longue date avec le petit peuple, il connaît ses joies, religieuses et mondaines, ses prédicateurs favoris, ses superstitions, il sait les souffrances qui accompagnent l'exubérance de vie des Napolitains, et il raconte ce qu'il a vu, avec une sympathie qui va au cœur.

Les volumes de poésie sont rares dans notre Suisse romande . . . parce qu'ils ne trouvent pas d'éditeurs, ajoutent les poètes. Si j'avais le temps d'entreprendre une revue rétrospective, il y aurait à citer deux volumes de mérite, composés par deux pasteurs: Les Chants d'Avril par M. Borel-Girard, pasteur à La Chaux de Fonds, et les Poésies de M. A. Berthoud, pasteur à Lausanne. Il faudrait surtout s'arrêter à un recueil intitulé Le cœur et les yeux, par M. Phil. Godet, l'un des poètes le plus en vue de notre jeune école, talent très souple, conférencier ingénieux, journaliste spirituel et fécond, dont j'aurai certainement l'occasion de vous parler plus tard.

En 1882, tout à la fin de l'année, sont sortis de presse coup sur coup deux recueils poétiques: Chants du pays, album lyrique de la Suisse romande, publié par Arthur Imer (Lausanne, Imer, 1883), et En pays romand, anthologie des poètes de la Suisse romande, publiée

par les sociétés de Belles Lettres de Lausanne, Genève et Neuchâtel (Sandoz et Thuillier, 1882). Jusqu'ici nous n'avions rien de semblable, tandis que la Suisse allemande possède dans les trois volumes de Weber, depuis maintes années, une chrestomathie complète, trop complète peut-être. Genève, Neuchâtel et Vaud avaient bien chacun des recueils spéciaux, mais fort inégaux pour l'étendue, le plan, la valeur. Il y avait donc, selon l'expression consacrée, une lacune à combler. Quel dommage que les deux éditeurs, neuchâtelois l'un et l'autre, n'aient pas su s'entendre pour concentrer leurs efforts sur un seul ouvrage, au lieu de se faire une concurrence hâtive. Enfin, à quelque chose malheur est bon, et voici comment.

Ces deux recueils se complètent, sans y avoir songé le moins du monde. La statistique en fait foi. Un très patient collaborateur de la Lecture, impartiale petite revue bibliographique qui paraît à Genève depuis six ans, a fait un calcul intéressant: il a trouvé que, sur un total de 379 poésies, 35 seulement sont communes aux deux recueils, et que, sur 158 auteurs, il en est une centaine qui sont représentés dans les deux volumes. Je crains un peu que la quantité n'ait fait tort à la qualité. Dans les Chants du pays, le choix m'a paru plus judicieux que dans l'autre volume, publié sous les auspices d'une société d'étudiants et en vue, semble-t-il, d'un public jeune. D'autre part, cette jeunesse d'allures de En pays romand détend et ragaillardit au sortir des Chants du pays, qui s'attardent un peu dans la région des saules pleureurs. Lequel des deux volumes conseiller à l'étranger, en Allemagne par exemple? Cela dépend. Désirez-vous faire un cadeau coquet et de bon goût, qui puisse rester sur n'importe quelle table? Prenez les Chants du pays, un vrai petit chef-d'œuvre typographique. Préférez-vous un caractère d'impression pas trop fin, un format plus bourgeois, un ton plus „étudiant": En pays romand fera mieux votre affaire. Voulez-vous vous former une image d'ensemble de notre poésie au XIXe siècle, en vous préoccupant moins des écrivains que des genres poétiques, c'est En pays romand qui vous convient, car là vous trouverez, sans distinction entre nos cantons romands, les catégories suivantes: La Patrie. — Poésies morales et religieuses — Poésies intimes — Contes et chansons — Croquis et scènes rustiques — Fables et enfantines — Récits et ballades. Classification un peu arbitraire, mais commode. Autre avantage: un répertoire biograpraphique et bibliographique facilitera vos recherches, tandisqu'il manque dans les Chants du pays. Mais là, en revanche, vous aurez un guide généralement sûr, si votre but est de comparer nos poètes, canton après canton, auteur après auteur, en suivant l'ordre chronologique. Pour bien faire, vous le voyez, il est prudent d'avoir sous la main les deux volumes: conclusion aussi patriotique que peu compromettante, et sur laquelle je m'arrête pour aujourd'hui.

EUG. SECRETAN.

Zeitschriftenschau.

Zeitschrift für das Realschulwesen.

VII. I. — Rezensionen. S. 54: Koldewey, Fr., *Französische Synonymik für Schulen.* 2. Aufl. (Die angegebenen Bedeutungen und Unterschiede sind durch zutreffend gewählte Beispiele in ausreichendem Masse belegt. Ein alphabetisches Register erhöht die Brauchbarkeit des Buches. Die Ausstattung ist empfehlend, der Text sorgfältig revidiert. Vorgerückte Schüler werden aus dem Buche Nutzen schöpfen.)

III. — Rezensionen. S. 170: Bechtel: *Bertram, W.*, Grammatisches Übungsbuch für den Unterricht in der französischen Sprache. Heft 1. 5. Aufl. — Neues Übungsbuch zum Gebrauche neben der Schulgrammatik. — Grammatisches Übungsbuch für die mittlere Stufe. Heft 4 und 5. — Übungsstücke zum Übersetzen aus dem Deutschen in das Französische zum Gebrauche für die Oberklassen höherer Töchterschulen. (Obwohl sich in diesen Übungsbüchern vieles findet, was der Lehrer — namentlich zu mündlichen Übungen — vertreten kann, so gibt es doch darin auch eine Menge Sätze, welche wegen ihrer Abgerissenheit, ihrer unvermittelten Fassung wenig verständlich, andere, welche jedes Interesses oder jedes Bildungselementes bar, für Schulzwecke ungeeignet sind. Die Quantität der zu lernenden Vokabeln übersteigt durchgehends die Leistungsfähigkeit der Schüler; ihrer Qualität nach gehören viele Wörter zu Spezialterminologien oder sind für die Schule entbehrliche Absonderlichkeiten. Die meisten Stücke in H. 5 sind schon so schwierig, dass zu ihrer korrekten Übersetzung eine vollständige Beherrschung der Grammatik erforderlich ist. Sehr hohe Anforderungen stellen auch die Übungen für höhere Töchterschulen.)

IV. — Abhandlungen und Aufsätze. S. 193: W. Horák. *Über das Wesen des Konjunktivs im Französischen.* (Der Verf. erklärt die in vielen Schulgrammatiken gegebene Definition des Konjunktivs als des Modus der Ungewissenheit u. dgl. deswegen für nicht richtig, weil oft in Sätzen mit dem Indikativ eine Ungewissheit, eine Möglichkeit oder ein Zweifel zum Ausdruck gelangt, während es umgekehrt Sätze mit dem Konjunktiv gibt, worin vollkommene Gewissheit herrscht und von einer Möglichkeit, einem Zweifel, Ungewissheit gar keine Rede sein kann. Im Anschlusse an Mätzner wird der Konjunktiv als der Modus der vom Redenden reflektierten Vorstellung definiert. Diese Vorstellung kann auftreten: I. als Unentschiedenheit des Urteilenden (fast nur in Hauptsätzen: *je ne sache);* II. in Nebensätzen: 1. Als etwas Gefordertes (nach Ausdrücken der Tendenz: Wille, Absicht, Zweck); 2. als

etwas Eingeräumtes (Einräumung); 3. als etwas Affizierendes (nach Ausdrücken des Affektes); 4. als etwas Einschränkendes (Einschränkung). Diese Grundanschauung vom Wesen des Konjunktivs wird dann des näheren erläutert und exemplifiziert an den Subjekt-, Objekt-, Adverbial- und Attributivsätzen. Der Aufsatz gehört entschieden zu den besten seiner Gattung. Freilich eine allseitige wissenschaftliche Beleuchtung des Gegenstandes kann nur durch vergleichende Heranziehung der sämtlichen romanischen und weiterhin der indoeuropäischen Sprachen überhaupt erzielt werden. Wünschenswert wäre es, wenn der Verf. die von ihm skizzierte Theorie in eine für den Schulzweck unmittelbar verwendbare Form brächte.)

VI. — Rezensionen. S. 356: W. Horák: *A. Bechtel,* Französische Grammatik für Mittelschulen. 2. Teil. Für die Mittel- und Oberklassen. 2. Auflage. — Übungsbuch zur Grammatik für Mittelschulen. Mittelstufe (III. und IV. Kl.). 2. Aufl. (Sehr anerkennende Besprechung dieser bereits bekannten Bücher.)

VII. — Rezensionen. S. 423: W. Horák: *A. Bechtel:* Französische Grammatik für Mittelschulen. 1. Teil. 4. Aufl. (Der Verf. sucht seinen in Österreich bereits beliebten Büchern durch Verbesserung, Vereinfachung, durch möglichste Berücksichtigung der Wünsche der Fachgenossen eine immer grössere Vollkommenheit zu verleihen.)

VIII. — Abhandlungen und Aufsätze. S. 451: J. Osvačil: *Über einige Schwierigkeiten beim französischen Sprachunterrichte, ihre Ursachen und die Mittel zur Behebung derselben.* (Ausgehend von dem Grundsatze, „dass ein Schulknabe erst dann an das Studium einer fremden Sprache herantreten dürfe, wenn er ein bestimmtes Alter erreicht und in den grammatischen Elementen seiner eigenen Muttersprache diejenige Sicherheit erlangt hat, von welcher allein ein günstiger Erfolg des fremdsprachlichen Unterrichtes erwartet werden kann", erkennt der Verf. ein Haupthindernis eines gedeihlichen Unterrichtes im Französischen (speziell in der Unterstufe) in der oft sehr mangelhaften sprachlichen Vorbildung der in die Realschule eintretenden Schüler, genauer gesagt, in ihrer geringen grammatischen Erkenntnis der Muttersprache. Wir können dem Verf. nur durchaus beistimmen, wenn er die über allen Begriff jämmerlichen sprachlichen Kenntnisse der aus der Volksschule den höheren Lehranstalten zugeführten Schüler brandmarkt. Als Abhilfe schlägt der Verf. eine intensive und energische Berücksichtigung der grammatischen Seite des deutschen Sprachunterrichtes in den untersten Klassen vor — gewiss mit vollem Rechte. Aber nicht nur soll die Muttersprache d. h. der Unterricht in ihr dem fremdsprachlichen Unterricht als Basis dienen, sondern jener soll durch diesen hinwiederum möglichst gefördert werden. Nur möge man nicht die übertriebene Erwartung hegen, das Französische solle an lateinlosen Anstalten — wie die österreichischen Realschulen sind — dem Deutschen dieselben Dienste leisten, wie das Latein am Gymnasium. „Die lateinische Sprache, die einen bedeutend grösseren Formenreichtum als das Französische besitzt, wird mit ihrem festen Gefüge der deutschen Unterrichtssprache bessere und nachhaltigere Dienste leisten als ihre Tochtersprache. Dazu kommt noch der Umstand, dass dem Lateinischen in Klasse I des Gymnasiums 8 wöchentliche Lehrstunden zugewiesen sind, während das Französische in der Realschule über deren 5 verfügt".) — Rezensionen. S. 488: Bechtel: *Wershoven:* Französisches Lesebuch für höhere Lehranstalten. (Neben vielen aus anderen Lesebüchern bekannten und allgemein als gut oder mustergiltig anerkannten Lesestücken finden sich manche neue, welche wahrscheinlich nur zum Teile als Bereicherung der Schullektüre sich bewähren dürften.

Die behufs häuslicher Präparation gegebenen Erläuterungen sind höchst mangelhaft. Dem Texte geht die Korrektheit ab, welche eine pädagogische Forderung bei Schulbüchern ist; einerseits ist keine einheitliche Orthographie eingehalten, andererseits entstellen ziemlich zahlreiche Druckfehler den Text.)

IX. — ABHANDLUNGEN UND AUFSÄTZE. S. 513: J. Osvačil: *Über einige Schwierigkeiten beim französischen Sprachunterrichte, ihre Ursachen und die Mittel zur Behebung derselben.* (Fortsetzung und Schluss des im vorhergehenden Heft begonnenen Artikels. Es kommen zur Besprechung: Die wünschenswerte Vereinigung des französischen und deutschen Sprachunterrichtes in einer Hand, die oft mangelhafte Unterstüzung durch das Elternhaus, die der Aneignung einer guten französischen Aussprache hinderliche Nachlässigkeit in der deutschen Aussprache.) — REZENSIONEN. S. 546: Bechtel: *Benecke:* Französische Schulgrammatik. Ausgabe B. I. Abteilung. 2. Aufl. („Bei aller Anerkennung der Verdienste des Verf. um die wissenschaftliche Begründung der Schulgrammatik und seine bahnbrechende Methode der formalbildenden Behandlung der Grammatik muss Referent aus seiner und anderer Schulmänner Erfahrung konstatieren, dass der Gebrauch von Benecke's Schulgrammatik — wenigstens bei einer nur mässigen wöchentlichen Stundenzahl — die Überbürdung der Schüler und die Gefährdung der Sicherheit in den wesentlichen Elementen herbeiführt".) — S. 560: *Benecke und d'Hargues:* Französisches Lesebuch. Anfangs- und Mittelstufe. 2. Aufl. (Für Schulen zu empfehlen, in denen von Beginn an der Sprachfertigkeit mehr Bedeutung als dem grammatischen Unterrichte beigelegt und viel Hausarbeit gefordert werden kann.)

F. ZVĚŘINA.

L'Instruction publique. 1882.

Nr. 44. S. 688. E. Gossot: Études littéraires par *Gustave Merlet.* Balzac ist zu streng, Voiture zu gut behandelt, der Abschnitt über Voltaire ist eine der gelungensten Studien des im ganzen anerkennend beurteilten Buches. S. 696. Ch. Magnin: Victor Hugo et la critique en 1840. — Nr. 47. S. 736. J. Levallois: Le Menteur de *P. Corneille.* I. Les origines. S. 743. D. H. L.: Littérature et histoire mêlées. (Nouvelles études critiques sur l'histoire de la littérature française, par *Ferdinand Brunetière.)* — Nr. 48. S. 753. J. Durandeau: Les grands écrivains du dix-huitième siècle. S. 754. J. Levallois: Le Menteur. I (suite). — Nr. 50. S. 786. Dasselbe. II. — Nr. 51. S. 800. Dasselbe II (suite et fin). — Nr. 52. S. 819. J. Levallois: Molière: L'École des femmes.

Deutsche Litteraturzeitung. 1882.

Nr. 43. S. 1532. F. L.: *Albert Jansen,* Jean-Jacques Rousseau. Fragments inédits. Recherches biographiques et littéraires. Berlin 1882. Besonders wichtig sind die Mitteilungen über Entstehung und Redaktion der Confessions. — Nr. 44. J. Ulrich: *Ewald Görlich,* die südwestlichen Dialekte der Langue d'oïl. Poitou, Aunis, Saintonge und Angoumois. (Französ. Studien hgg. v. G. Körting und E. Koschwitz, II. Bd., 2. Heft) Heilbronn 1882. Günstig beurteilt. — Nr. 48. S. 1715. F. L.: *George Sand,* Correspondance 1812—1876, vol. I. und II. Paris 1882.

1883. — Nr. 10. S. 337. F. L.: *Robert Garnier,* les tragédies. Treuer Abdruck der ersten Gesamtausgabe (Paris 1585) mit den Varianten aller vorhergehenden Ausgaben und einem Glossar, herausgeg. von *Wen-*

delin Foerster. I.—III. Bd. (Sammlung französischer Neudrucke, hgg. v. K. Vollmöller, 3.—5. Bd.) Heilbronn 1882, 1883.

Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes. 1882.

Nr. 41. S. 557. M. G. Conrad: Französische Litteraturbriefe. II. — Nr. 42. S. 569. Ernst Koppel: Voltaire als Opernlibrettist. — Nr. 43. S. 587. O. Heller: *Edmond Schérer*: Études sur la littérature contemporaine. Günstige Beurteilung. — Nr. 45. S. 618. Schmidt-Weissenfels: Le Million. Roman parisien par *Jules Clarétie*. — Nr. 51. S. 713. E. Pasqué: *Jules de Glouvet*: Histoires du vieux temps. Paris 1882. Sehr anziehende Erzählungen, deren Handlung in das 14. und 15. Jahrhundert verlegt ist.

1883. — Nr. 1. S. 12. v. Beaulieu-Marconnay: La petite sœur von *Hector Malot*. Paris 1882. 2 Bde. — Nr. 2. S. 26. Karl Bartsch: Der älteste Troubadour. Skizze, welche im Anschluss an eine Leipziger Inauguraldissertation den Grafen Wilhelm IX. von Poitiers behandelt. — Nr. 3. S. 40. J. Sarrazin: Le roi s'amuse von *Victor Hugo*. Bericht über das Stück und seine kürzlich stattgehabte Neuaufführung. — Nr. 6. S. 81. O. Heller: Französische Poesie in Kanada. La poésie française au Canada. Précédée d'un article de revue historique sur la littérature canadienne-française. Compilation par *Louis H. Taché*. Saint-Hyacinthe. Enthält Gedichte von 15 Autoren, unter denen aber höchstens ein Dichter sich befindet (nämlich Louis Fréchette). — Nr. 7. S. 94. O. Heller: L'Évangéliste von *Alphonse Daudet*. Paris 1883. Mehr als irgend ein früheres Werk des Verfassers der Wirklichkeit nacherzählt. — Nr. 8. S. 113. Robert Waldmüller (Ed. Duboc): François Coppée. — Nr. 10. S. 141. Th. Wissmann: Eine Ausgabe Robert Garnier's in Deutschland (Fœrster's Ausgabe in Vollmöller's Sammlung).

Revue critique. 1882.

Nr. 41. S. 289. T. de L.: Notice biographique sur La Bruyère, par *Gustave Servois*. Paris 1882. Günstige Beurteilung dieser eingehenden Studie, welche manche falsche Annahme berichtigt. S. 292. Derselbe: Œuvres nouvelles de Des Forges Maillard, publiées avec notes, introduction et étude biographique, par *Arthur de la Borderie* et *René Kerviler*. T. II. Lettres nouvelles. Nantes 1882. S. 297. Derselbe (Ph. Tamizey de Larroque): Correspondance à propos de l'article sur la jeunesse de Fléchier. — Nr. 43. S. 328. Pierre de Nolhac: Lettres françaises inédites de Joseph Scaliger, publiées et annotées par *Philippe Tamizey de Larroque*. Agen et Paris 1881. Enthält 124 Briefe aus der Zeit von 1571 bis 1608. Wichtig für die Litteraturgeschichte und für die klassische wie für die französische Philologie; für letztere besonders in lexikalischer Beziehung. S. 332. T. de L.: Madame Guyon, sa vie, sa doctrine et son influence, d'après les écrits originaux et des documents inédits, par *L. Guerriez*. Paris 1881. Sorgfältige und gut geschriebene Studie über die Freundin Fénelons. — Nr. 45. S. 367. Maurice Tourneux: Voltaire, bibliographie de ses œuvres, par *Georges Bengesco*. Paris 1882. Tome I. Anerkennend besprochen. — Nr. 46. S. 384. T. de L.: Les comédiens italiens à la cour de France, sous Charles IX, Henri III, Henri IV et Louis XIII, d'après les lettres royales, la correspondance originale des comédiens, les registres de la trésorerie de l'épargne et autres documents, par *Armand Baschet*. Paris 1882. — Nr. 47. S. 416. In einer Note zur Rezension des Sanders'schen Ergänzungswörterbuchs führt Alfred Bauer als in den französischen

Wörterbüchern fehlend auf: le cini (Girlitz, fringilla serinus), le clapotement, écoper, gourmeux (atteint de la gourme), rappeaux (Plurale tantum, Wachtelruf), ebenso la caille rappelle. — N. 48. S. 429. Exploit de M. Mary Lafon. Antikritik in Form einer Zustellung durch Gerichtsvollzieher. Antwort von Paul Meyer. — Nr. 50. S. 470. T. de L.: Correspondance littéraire, philosophique et critique par Grimm, Diderot, Raynal, Meister etc., revue sur les textes originaux comprenant outre ce qui a été publié à diverses époques les fragments supprimés en 1813 par la censure, les parties inédites conservées à la bibliothèque ducale de Gotha et à l'Arsenal à Paris. Notices, notes, table générale, par *Maurice Tourneux.* Paris 1877 — 1882. 16 vol. Der Anordnung, der sorgfältigen Textrevision, den Einleitungen und Anmerkungen wird das höchste Lob gespendet; einzelne Lücken der Anmerkungen werden vom Rez. ausgefüllt.

1883. — Nr. 4. S. 74. T. de L.: Histoire du Venceslas de Rotrou, suivie de notes critiques et biographiques, par *Léonce Person.* Paris 1882. Sehr anerkannt. — S. 76. A. Gazier: L'éloquence parlementaire pendant la Révolution française. Les orateurs de l'Assemblée constituante, par M. *F.-A. Aulard.* Paris 1882. Nr. 5. S. 88. A. Darmesteter: Französische Studien, hgg. von G. Körting und E. Koschwitz. T. II. und III. Heilbronn 1881 — 1882. *Mahrenholtz* (Molière's Leben und Werke) findet die vollste Anerkennung des Rez., welcher jedoch gewünscht hätte, dass neben der streng philologischen Auffassung des Themas auch die ästhetisch-litterarische Seite grössere Berücksichtigung gefunden hätte. — Bei. *J. Schoppe* (Über Metrum und Assonanz der Chanson de Geste „Amis et Amiles") vermisst der Rez. feste Methode und tadelt die Zersplitterung durch gehäufte Einteilungen. — *K. Müller* (Die Assonanzen im Girart von Rossillon) wird vom Rez. als sorgfältige, methodische Arbeit bezeichnet, die aber der Verworrenheit des Gegenstands wegen nicht zu ausgiebigen Resultaten gelangte. — *Görlich* (Die südwestl. Dialekte der langue d'oil, Poitou, Aunis, Saintonge und Angoumois), eine methodische Arbeit, die gute Schule verrät; doch hat der Verf. versäumt, allgemeine Schlüsse zu ziehen. — *D. Behrens* (Unorganische Lautvertretung innerhalb der formalen Entwickelung des Verbums) wird als ein höchst schätzenswerter und trotz mancher Lücken sehr gründlich gearbeiteter Beitrag zur Konjugationslehre erklärt. — *J. Schlickum* (Die Wortstellung in der altfranz. Dichtung „Aucassin et Nicolette"). Der Rez. hält solche Detailarbeiten über ein besonderes Schriftwerk für wenig fördernd. — *B. Völcker* (Die Wortstellung in den ältesten französischen Sprachdenkmälern) und *J. Klapperich* (Historische Entwickelung der syntaktischen Verhältnisse der Bedingungssätze im altfranzös.) werden als fruchtbarere Arbeiten bezeichnet, weil sie ein bestimmtes Thema in einer Reihe von Schriftwerken verfolgen und eher zu Resultaten führen. — Nr. 6. S. 106. A. Gazier: Les grands écrivains de la France, œuvres de Molière, nouvelle édition revue etc. par M. M. *Eugène Despois* et *Paul Mesnard,* tome VII. Paris 1882. Enthält: L'Avare, Monsieur de Pourceaugnac und les Amants magnifiques. Ebenda: Marivaux, sa vie et ses œuvres. Thèse. Soutenance de M. *Larroumet.* Analyse dieser französischen Doktordissertation. — Nr. 9. S. 172. A. Darmesteter: Grundriss der Laut- und Flexionslehre. Analyse der neufranzösischen Schriftsprache von Dr. *Felix Lindner.* Oppeln 1881. Der Verfasser erstrebte die Lösung einer heute noch unlösbaren Aufgabe.

Ph. Plattner.

Molière-Museum, herausgegeben von Dr. H. Schweitzer, 5. Heft. Selbstverlag. Wiesbaden 1883. 182 SS.

An Reichhaltigkeit steht das oben bezeichnete Heft den vorhergehenden vier keineswegs nach, doch will es Ref. bedünken, als ob der wissenschaftliche Wert der Beiträge etwas nachgelassen hätte. Es kommt dies wohl daher, weil Kräfte, wie Humbert und Knörich, sich zurückgezogen zu haben scheinen und weil der verehrte Herausg. durch die Leiden des Alters und die Sorgen der Redaktion verhindert ist, wie in den ersten Heften des M.-M., den Löwenanteil auf seine Schultern zu nehmen. Doch hat auch er diesmal ein kleines Essay über Boursault publiziert, der eine hübsche Zusammenstellung aller von den Apologeten dieses Dichters vorgebrachten Gründe enthält. Ref. erkennt dieses Verdienst um so bereitwilliger an, als er sich durch vereinzelte Züge von Generosität (wie das seinem Feinde Boileau gespendete Almosen) nicht über die hässlichen Schattenseiten in B.'s ebenso kleinlichem, wie selbstbewusstem Charakter täuschen lässt. Von Bedeutung sind auch eine Reihe Miscellen, die gleichfalls Dr. Schweitzer hier veröffentlicht, und in welchen die Gottsched'sche Übersetzung des Gespräches zwischen Paracelsus und Molière besonderes Interesse hat. Der Grundgedanke desselben ist der Gegensatz des hochfliegenden gelahrten Philosophen und des erfahrenen nüchternen Menschenkenners. Apologetische Tendenz, wie Schw.'s Essay über B. hat Mangold's Auseinandersetzung über Grimarest, nur hätte M. von seinem Vorbilde etwas mehr Bescheidenheit lernen können. Die Art und Weise, wie hier über alle nicht Grimarest-Gläubigen, selbst wenn sie den Namen eines Boileau, Taschereau, Bazin führen, geurteilt wird, ist um so befremdender, da M. die Autorität seines Helden nur in verhältnismässig wenigen und sehr geringfügigen Dingen rettet und vielfach Behauptungen und Vermutungen ohne Beweise vorbringt. Begnügen wir uns festzustellen, dass auch der gläubigste Nachbeter Gr.'s seinem Schützling den Vorwurf der „Inferiorität", des „Besser-Wissens", des „Absolut Falschen" macht, dass er zugeben muss, „noch andre Gesichtspunkte, als die der Wahrheitsliebe seien für Gr. massgebend gewesen", und dass seine Behauptung „Molière's Charakterbild stammt in seinen wesentlichen Zügen aus Grimarest" glücklicherweise zu neueren Publikationen wie die Faust aufs Auge passt. Ref., der sonst mit wohlwollender Rücksicht behandelt wird, muss doch gegen den Vorwurf protesrieren, dass er in der Beurteilung Gr.'s „über Bazin hinausgegangen", dass er die „Bezüchtigung der Frivolität nicht mit klagbaren Beispielen belegt" habe, denn sein Standpunkt ist von dem Bazin's grundverschieden und die gewünschten Beispiele sind in seiner Molière-Biogr., p. 10, so klar beigebracht, wie es möglich war, ohne mit Grimarest in den Schmutz des Theaterklatsches zu versinken.

Die Haupteinwände Mangold's gegen die dem Grimarest gemachten Vorwürfe sind ebenfalls nicht triftig. Gr., so meint er, verdiene wegen der Nachrichten, die ihm durch Baron und durch Madeleine Molière selbst zugekommen seien, grössre Beachtung, als sie ihm von Seiten Taschereau's, Bazins u. a. zu Teil geworden sei, und ferner sei es willkürlich, irgend eine Angabe des Chroniqueurs ohne Untersuchung zu verwerfen. Nun war aber B. bei Lebzeiten M.'s keineswegs der vielgerühmte Heros des französ. Theaters, sondern ein frühreifer Taugenichts, dessen Urteile und Angaben über M. ohne Belang sind, zumal sein Verhältnis zu M. und dessen Gattin gar nicht sicher feststeht. Madeleine hatte vor allem sich selbst

reinzuwaschen und ihr Verhältnis zum Gatten in ein möglichst helles Licht zu setzen, wobei sie in Gr. einen verständnisvollen Interpreten suchte und fand. Ausserdem wissen wir gar nicht, wie viele und wie sichre Mitteilungen beide dem Biographen gemacht, und wie dieser das Epfangene verwertet hat. Das Verlangen aber, jede Anekdote anzuerkennen, wenn zu ihrer Anzweiflung keine mathematischen Beweise vorliegen, widerspricht den Grundbegriffen der historischen Kritik. Wo mancher Irrtum nachweisbar (was auch M. von Gr. zugibt), da kann auch alles Irrtum oder Entstellung sein, und darf daher nur das für glaubwürdig gelten, was durch Dokumente oder sichre Zeugnisse bestätigt wird.

Sehr willkürlich ist M., wenn er die Differenzpunkte zwischen der „Fameuse Comédienne" und Gr. ohne triftige Gründe zu Gunsten des letzteren entscheidet und doch wieder zugeben muss, dass beide die Wirklichkeit phantasievoll ausgeschmückt haben, oder wenn er meint, dass die de Brie recht wohl schön gewesen sein könne, wie die „F. C." will, und doch auf Gr. den Eindruck eines „Skelettes" machen konnte. Ein Ausdruck, der teils aus der nachweisbaren Antipatie Gr.'s gegen die allerdings wenig sympathische Schauspielerin, teils aber auch daraus zu erklären ist, dass der Biogr. sie in ihrem späteren Alter erst kennen lernte.

Wichtiger als diese besprochnen Abhandlungen sind die Wiederabdrücke des Boursault'schen „Portrait du Peintre", das trotz Fournel's Ausgabe immer noch auf grösseren Bibliotheken fehlt und der überaus seltenen (beispw. in Berlin, München und Wien nicht vorhandenen) „Guerre comique" von de la Croix. Die letztere ist zwar nur eine Zusammenfassung früherer gegen Molière's „Ec. d. F." gerichteten Schmähschriften und dessen „Critique de l'Ec. des F.", aber doch ist der Vollständigkeit halber jener Wiederabdruck als wünschenswert zu bezeichnen.

Den rühmenswertesten Beitrag zu Heft 5 hat Fritsche durch seine Zusätze zu seinen „Molière-Studien" (2. Aufl., 1878) geliefert und auch Bodenstedt hat sich durch Übersetzung einiger Gedichte Molière's den Dank jedes Moliéristen erworben.

Die übrigen Partien des „M.-M." bedürfen keiner näheren Besprechung.

R. Mahrenholtz.

Österreichische Programme.

Unter den wenigen in unser Fach einschlagenden österreichischen Programmarbeiten des Jahres 1882 verdienen drei unsere Aufmerksamkeit: I. *Voltaire als Tragiker* von Eug. Fierlinger (Progr. der Staats-Realschule in Olmütz). Der Verf. erweist sich als gründlichen Kenner des Gegenstandes, als feinen, scharfsinnigen Kritiker, als gewandten Stilisten. Die Ausführungen sind lichtvoll und überzeugend, den ausgesprochenen Urteilen ist kaum etwas Wesentliches zu entgegnen. Wir sehen, wie Voltaire in seinen reformatorischen Bestrebungen anfangs nur zaghaft und unentschieden auftritt, wie er dann einige kühne Anläufe nimmt und einige glückliche Griffe macht und dadurch Verdienstliches schafft, wie er aber auch, nie so recht das Grundübel des Kunstverfalls erkennend, stets den augenblicklichen äusseren Erfolg im Auge habend, widerspruchsvoll in seinen Ansichten und seinem ganzen Verhalten, zuletzt ganz zum Götzenpriester des Ungeschmacks, der akademisch-klassischen Steifheit und vor allem der eigenen Selbstherrlichkeit wird. Als besonders gelungen erscheint uns die Analyse von *Œdipe* und *Mahomet* und die Darstellung des Verhältnisses Voltaires zu Shakespeare und den Engländern überhaupt. Sehr gut ist auch die gleich im Eingang gegebene kurze Charakteristik der franz. Akademie, von der es u. a. heisst: „Wenn man ihr als der Hüterin der Reinheit und Schönheit der Sprache, der Klarheit der Form und der lichtvollen Anordnung der Gedanken Lob spendet, so hat man alles zu ihrer Verteidigung angeführt, was sich anführen lässt. Dass sie dies gethan, ist ihr grösstes und nicht zu unterschätzendes Verdienst; die Art und Weise aber, in welcher es geschah, darin liegt das Unheil, das sie gestiftet. Wenn die Schönheit zur Starrheit, die Klarheit zur Einförmigkeit, die Anordnung und Regelmässigkeit zum Formalismus wird, dann kann von einem wohlthätigen Einflusse nicht die Rede sein". Auch den trefflichen Schlusspassus können wir uns nicht versagen, hierher zu setzen: „Es ist bezeichnend für Voltaire, dass er am Ende seiner Laufbahn sogar solche Neuerungen missbilligt, welche die an dem klassischen Stile nach seiner Rückkehr von England ausgestellten Mängel beseitigen. Statt mit dem Zeitgeiste Schritt zu halten, versucht er die dramatische Kunst bedingungslos auf den Standpunkt Corneille's und Racine's zurückzuführen. Dies hat einen doppelten Grund. Vor allem will Voltaire mit der Heilighaltung der klassischen Tragödie den besten Teil seiner eigenen Dichtung vor Verfall retten, weiter sieht er mit Schmerz den höchsten Ruhm seiner Nation sinken und statt des festgeschlossenen nach allen Richtungen durch bestimmte

Regeln und Grundsätze kodifizierten Systemes eine rat- und thatlose Geschmacksrichtung platzgreifen, die kein bahnbrechendes neues an die Stelle des alten setzen kann. Alles geht auf mechanische Nachahmung der englischen Vorbilder aus. Nicht nur Voltaire, auch Diderot entnimmt ihnen nur das, was er brauchen und in den klassischen Rahmen zwängen kann, ohne ihn zu sprengen. Man begreift noch nicht, dass Racine und Shakespeare zwei grundverschiedene Kunstrichtungen repräsentieren, die ausser wenigen, ganz allgemeinen, sehr abstrakten Regeln gar nichts Gemeinschaftliches und Vereinbares haben. Statt das Ureigene in jedem zu würdigen, sucht man es zu vergleichen, zu verschmelzen. Man ahmt Shakespeare mit blindem Enthusiasmus nach, während alle durch hundertjährige Massregelung eingewurzelten Gewohnheiten gegen die angestrebte Vereinigung zweier Gegensätze, welche Sitten, Erziehung und die Geschichte selbst getrennt, Protest erheben. Daher die Verwirrung und Verirrung. Auf diesem schwankenden Boden bleibt Voltaire — trotz des sonst bedeutenden Unterschiedes — inmitten des 18. Jahrhunderts der letzte grosse Dichter des 17., der Repräsentant des klassisch Schönen, welches auf dem vollendeten Zusammenklange des Gefühls, der Phantasie und des Verstandes beruht. In der Tragödie und in der höchsten Dichtungsgattung überhaupt hat er das Ideal eines Racine, eines Boileau nicht erreicht, weil es ihm an Gefühl und Phantasie gebrach und der vorherrschende Verstand das Fehlende nicht ersetzen konnte". Zu wünschen wäre gewesen, dass der Verf. auch *Semiramis* und *Mérope* in die Diskussion gezogen hätte. Im Übrigen gehört der Aufsatz zu den bestgeschriebenen litterarhistorischen Essais. — II. *O životě a spisech Jeana Rotroua d. i. Über das Leben und die Schriften J. Rotrou's* von Joh. Herzer (Progr. des 1. böhm. Staats-, Real- und Obergymnasiums). Diese Abhandlung, auf eingehendem Studium der einschlägigen Litteratur beruhend, hat das doppelte Verdienst, die immer mehr aufblühende wissenschaftliche böhmische Litteratur durch eine gediegene Arbeit über einen französischen Dramatiker bereichert zu haben, der in den Kompendien der Litteraturgeschichte kaum dem Namen nach erwähnt wird, ohne doch eine solche Hintansetzung zu verdienen; und dies in einer Weise zu thun, die den Wunsch rege macht, der Aufsatz möge durch eine deutsche Übersetzung weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden. — III. *Madame Ackermann. Eine litterarhistorische Skizze* von Dr. K. Merwart (Programm der k. k. Unterrealschule im II. Bezirk in Wien). Wenn wir diese Arbeit erst an dritter Stelle erwähnen, so hat dies nur darin seinen Grund, weil sie erst jetzt uns bekannt geworden ist. Gegenstand derselben ist Louise Victoire Ackermann, mit dem Familiennamen Choquet, geboren zu Paris 1813, später längere Zeit in Berlin lebend, dann verehelicht mit Paul Ackermann, Lehrer der königlichen Neffen, nach dessen Tode (1846) sie sich nach Nizza und schliesslich nach Paris begab. Diese Dame ist mit Griechisch und Latein vertraut, im Hebräischen bewandert, mit dem Chinesischen nicht unbekannt. Einen weiteren Kreis von Verehrern und Bewunderern haben ihr jedoch ihre Gedichte verschafft, in welchen sich eine Welt- und Lebensanschauung kund gibt, gegen welche der weltschmerzliche Pessimismus eines Byron, Leopardi u. dgl. noch wie eine blumige Au gegen eine dürre Steppe sich ausnimmt. So exzentrisch, so krankhaft, so unnatürlich, ja abstossend eigentlich eine solche Predigerin der absoluten Negation erscheinen sollte, ein höchst merkwürdiges und interessantes Phänomen bleibt sie immerhin, und tritt dazu noch das Talent geistreicher Konversation und persönliche Liebenswürdigkeit, so ist es begreiflich, dass „Schriftsteller aus allen Lagern, ja selbst solche, die sehr konservative Ansichten ver-

treten, sich ihr nähern, teils um an ihren geistreichen und stets originellen Sentenzen und satirisch-launigen Einfällen sich zu ergötzen, teils um die merkwürdige Frau in ihrem innersten Wesen zu enträtseln, sie gleichsam als ein psychologisches Kuriosum zu studieren". Es ist nun nicht gerade wünschenswert, dass die poetischen Erzeugnisse und die philosophischen (sit venia verbo) Anschauungen dieser Frau auch in Deutschland einem grösseren Publikum bekannt werden — hierzu wäre auch ein Programm der schlechteste Weg — wohl aber ist es verdienstlich, die Fachgenossen und engeren Freunde der französischen Litteratur mit einer litterarischen Individualität bekannt zu machen, die unter den Vertretern einer bestimmten Richtung gewiss nicht den letzten Platz einnimmt, ja fast einen Typus für sich bildet — und diese Aufgabe hat Merwart in durchaus gelungener Weise gelöst. Wenn er, voll Bewunderung für die Formvollendung der Gedichte seiner Heldin, hie und da zu gar zu enkomiastischem Preise sich hinreissen lässt und etwa der Verdacht rege werden könnte, er stimme auch dem noch so verwerflichen Inhalte bei, so hat er sich dagegen gefeit durch die mit aller wünschenswerten Deutlichkeit abgegebene Erklärung: „Für uns haben sie (Frau Ackermann's Gedichte), abgesehen von ihrer ästhetischen Vollkommenheit, nur einen durch ihre zunehmende Verbreitung begründeten kulturhistorischen Wert, denn die in denselben ausgesprochenen Ideen müssen wir verdammen und sie geradezu als bedauerliche Verirrungen erklären. Wir halten überhaupt den Pessimismus für eine Krankheit, für eine sehr gefährliche, wenn er einen so hohen Grad erreicht wie in den Gedichten der Frau Ackermann". So sei denn die gediegene Arbeit den interessierenden Kreisen aufs beste empfohlen. — Diesen drei Anzeigen reihen wir die Erwähnung eines Kuriosums an, betitelt: *„Beitrag zur Terminologie der französischen Grammatik"* von Alex. Löffler (Programm der Realschule in Sechshaus bei Wien). Der Verfasser, ob seiner drolligen Ansichten in der österr. Lehrerwelt bereits bekannt, kämpft auf 31 Seiten gegen Windmühlen, indem er in geradezu possierlicher Weise die Berechtigung verschiedener, in der französischen Grammatik mehr oder weniger üblicher Kunstausdrücke bestreitet. Einige Stichproben mögen das Verfahren des Herrn Löffler zur Anschauung bringen. Pag. 6—7: „Es ist uns ganz unbekannt, in welche Musterdeklinationen die Genetive *de Prusse, d'enfant, de ville, de jour, de roi, de branche* und ähnliche einzureihen wären. Folgende Deklinationen können wir nicht aufstellen: *Prusse, de Prusse, à Prusse, Prusse"* u. s. w. P. 21: „Aus obigen Betrachtungen folgt, dass wenn die Kunstausdrücke Nominativ, Genitiv, Dativ, Akkusativ in der französischen Grammatik beibehalten werden, die Musterdeklinationen für Substantive, Adjektive und Artikel nur in folgender Zusammenstellung vorgeführt werden können: Nominativ: *père;* Genitiv: *père;* Dativ: *père;* Akkusativ: *père"* u. s. w. P. 22 erfahren wir, dass *en* „Genitiv" von *je, nous, tu, vous* ist: du grundgütiger Himmel! Der Verf. wirft auch hie und da mit Altfranzösischem herum, obwohl er hiervon augenscheinlich gar nichts versteht — fast ebenso weit reicht freilich auch sein Verständnis des Neufranzösischen. Es wäre zu empfehlen, demjenigen eine Prämie auszusetzen, der herausbrächte, zu welchem Zwecke eigentlich H. Löffler diesen Aufsatz geschrieben. Im Übrigen schliessen wir mit Vater Zumpt's Worten:

Piget, pudet, pœnitet, tædet, atque — miseret.

F. Zvěřina.

Miscellen.

Ein Tendenzroman A. Daudet's. — Die grosse Bedeutung, welche den Romanen Alphonse Daudet's in Frankreich beigelegt wird, musste allmälich auch die Augen der deutschen Litteratur-Kritiker auf den formvollendeten, phantasievollen Südfranzosen lenken. So kann denn auch der, meines Wissens neueste Roman Daudet's „l'Evangéliste" sich nicht darüber beklagen, dass er in deutschen Zeitschriften stiefmütterlich behandelt sei. Namentlich die Organe der „litterarischen Halbwelt" haben lange Inhaltsangaben gebracht und darin eine Verwahrung gegen die protestantenfeindliche Tendenz der „Evangelisten" für nötig gehalten. Dem Ref., der keineswegs zu den Verehrern Daudet-scher Romanschreibung gehört, sei ein Wort objektiver Erörterung gestattet.

Bekanntlich schildert Daudet in diesem Romane vorzugsweise die unheilvolle Missionsthätigkeit protestantischer Kreise, die teilweise aus dem unlauteren Motive der Eitelkeit hervorgeht, auf dem bequemen Felde salbungsvoller Phrase sich ausbreitet und rücksichtslos Zwiespalt in das Familienleben und in das innere Gemütsleben schwacher Seelen trägt. Ich kann in seinen Schilderungen nichts Übertriebenes oder gar Verzerrendes finden und könnte aus deutschen Verhältnissen dem von ihm gezeichneten Bilde manche Parallelen an die Seite stellen. Dagegen ist die Schilderung, welche D. von dem Protestantismus überhaupt entwirft, weniger allgemein gültig, nicht ohne Einseitigkeit entworfen und zu sehr nach den Verhältnissen des französischen Sektenwesens zugeschnitten. Der Protestantismus ist nach Daudet nur die Religion des librum veto, wo ein Jeder seinem subjektiven Belieben folgt, und wo die Kirchenlehre und die geistliche Autorität alle Bedeutung verloren haben. Gewiss ist nun auch in den vorwiegend protestantischen Ländern die straffe Disziplin und bedingslose Unterordnung des Katholizismus nirgends zu finden, aber positive Grundsätze der Lehre und Kirchenzucht fehlen ebensowenig. Offenbar reicht hier der Blick des Verfassers nicht über den einseitig-beschränkten, vom Sektenhochmut und Kliquengeist zerfressenen, an religiöser Tiefe so armen Kalvinismus, der eine noch grössere Entartung des christlichen Wesens darstellt, als das Übermass des ultramontanen Katholizismus. Gleichwol möchte auch in diesem Kalvinismus der geistlichen Gewalt eine höhere Stellung zuzuweisen sein, als ihr Daudet verleiht. Nach ihm sind die kalvinistischen Geistlichen nur als berechnete Intriguanten und Intriguanten-Genossen oder als schlafmützige, abgelegte Menschen zu denken, von der Bedeutung, welche der rigoristische Fanatismus gerade diesen extremen Geistern über gläubige Seelen gibt, hat er keine Vorstellung. Dagegen misst er die katholischen Geistlichen fast mit demselben Masstab. Auch sie vergessen, durch

äussere Rücksichten und weltliche Vorteile bestimmt, die Pflichten ihres Berufes, auch sie ruhen gern auf ihren sicheren Pfründen aus und trösten sich mit dem wohlfeilen „laisser aller, laisser faire“. Es ist somit der Vorwurf religiöser Einseitigkeit und hochmütiger Selbstüberhebung von dem Daudet'schen Romane abzuwehren, und wenn ein deutscher Rezensent von dem Fanatismus der Glaubenskämpfe spricht, der aus der „Evangelistin“ wiedertöne, so ist das eine jener inhaltsleeren Phrasen, die eben Daudet so naturgetreu geschildert hat.

Mit tiefernster Sittlichkeit weist der besprochene Roman überdies auf die Gefahren hin, welche Reichtum und Stellung mit sich bringen, sobald sie unter dem Deckmantel des Konvertitentums den Zwecken weltlicher Eitelkeit dienen. Das Wort Christi, es sei leichter, dass ein Kameel durch ein Nadelöhr gehe, als dass ein Reicher ins Himmelreich komme, wird uns durch Daudet's Schilderung der frommen Millionärfamilie und ihrer unfreiwilligen Bundesgenossen in der vornehmen Welt recht veranschaulicht.

Über die antirepublikanische Tendenz will ich nicht reden, sie ist aus früheren Romanen D.'s hinreichend bekannt. Aber eine seltsame Vorliebe für realistische Effekte, die beinahe an Zola erinnert, ist mir an einer Hauptstelle des Romanes aufgefallen. Banquier Authman, der steinreiche, aber grundhässliche Gatte der eisigkalten, herzlosen Missionsmutter, findet in seiner Ehe weder Gegenliebe noch weibliches Entgegenkommen. Nun stehen ihm, dem mehrfachen Millionär, alle Freuden der sündhaften Kapitale offen, aber — o wehe! — auch hier ist seine Hässlichkeit ihm verderblich. Eine Lohndirne sogar schrickt vor dem Anblick des entblössten Scheusales zurück, eine andere entlässt er freiwillig „nachdem er ihr das Geld baar aufgezählt“ (echt Zola'sch), weil sie in seinen liebenden Armen vor Entsetzen zittert. In bewegten Worten erinnert er nun seine fromme Gattin an ihre Pflicht, als diese mit kalten Worten ihren höheren Missionsberuf ihm vorhält, stürzt er sich unter die Räder des Pariser Express-Zuges und am anderen Morgen lesen die Nachbarn seine weithin zerstreuten Gliedmassen zusammen. Zola'sche Schule.

R. Mahrenholtz.

Zu Sachs' Wörterbuch. — Vielleicht können auch die folgenden Notizen ein weniges zur Ergänzung und Berichtigung des Werkes beitragen. Sie betreffen meist wenig erhebliche Dinge, indessen ist ja auch in solchen Genauigkeit sehr wünschenswert.

I. Als fehlend sind mir aufgefallen:

Arrière-cousin (Souvestre); consonnantisme (R. crit. 1883 I., p. 207), während „vocalisme“ aufgenommen ist; contour (= condor, Candide 17); gourmeux (Daudet); rauquement (R. d. d. M. 1881).

II. Unvollständig sind die Angaben über

alors (es fehlt die konklusive Bedeutung).

bouillir (bei Volt. auch im eigentlichen Sinne transitiv: Nous allons certainement être rôtis ou bouillis. Cand. 16. Un contour bouilli ebendas. 17).

dupe (prädikativ auch ohne Artikel: Elle n'était pas dupe d'une passion si désintéressée. Sandeau. — Nous avons été dupes d'une ruse. Souv.).

mêler (nach Sachs nur Sév. auch „de qc.“ Vgl. dagegen: La surprise mêlée d'un peu de tristesse. — Un intérêt mêlé d'étonnement. Souv.).

III. Unrichtigkeiten:

Die Stellung vollkommen gleichartiger Adjektive ist in verschiedener Weise behandelt. Während bei „bleu" eine bezügl. Angabe fehlt, heisst es bei „brun": immer nach dem s., bei „rouge" und „jaune": nach dem s., bei „vert" und „blanc": meist nach dem s., bei „noir": im eigentlichen Sinn meist nach dem s. In der That überwiegt bei diesen, sowie überhaupt bei den Adjektiven, welche äussere Verhältnisse bezeichnen, die Nachstellung. Jedoch ist dies nicht als eine dem sonst geltenden Gesetze widersprechende Eigenheit anzusehen, sondern diese Stellung tritt, bei der Natur der betr. Eigenschaften, eben unter der Wirkung jenes Gesetzes hier häufiger ein als bei andern Wörtern; besondere Angaben darüber in einem Wörterbuch scheinen daher überflüssig. Vgl. über die ganze Sache Hölder § 81, ferner Lücking §§ 201, 202, der z. B. „une lourde diligence" neben „une basse intrigue", „la blanche neige" neben „le noir chagrin" giebt. Speziell den erwähnten Angaben bei „brun", „jaune", „rouge" stelle ich entgegen: ces brunes moissonneuses de l'„Agro romano" (Feuillet), une rouge trogne, un rouge bord (Ac.), les jaunes épis (bei Hölder); der Bemerkung bei dem sinnverwandten „clair" („in Prosa nur nach dem s."), une claire fontaine (Ac.).

„Alors que" (= lorsque) soll nach Sachs jetzt nur poetisch sein. Die Acad. schliesst es von der gewöhnlichen Prosa aus, lässt es aber im style élevé zu, nicht nur in der Poesie.

Auch diese Begrenzung seines Gebrauchs ist zu eng: L'on est réduit à imaginer ce que ce pouvait être, alors que les travaux et la gaîté des cultivateurs animaient tous ces tableaux. (Courier, bei Mätzner, Grammat.) Des opinions de son devancier qui n'avaient d'autre défaut que d'être présentées comme certaines alors qu'elles ne sont que probables (R. crit. 1879, bei Lücking § 514). Je m'étonne qu'on ait, en Angleterre, voulu de l'intervention alors que nous n'en voulions pas (Duc de Broglie, im Senat 25. Juli 1882). Faire voter le scrutin de liste à une Chambre élue au scrutin d'arrondissement, alors qu'elle avait encore plus de trois ans et demi à vivre, c'était ruiner d'avance son autorité morale (Le XIX[e] Siècle, 27. Aug. 1882).

Die Konstruktion von „garder" mit „de + infin." oder mit „que" wird unter „se garder" erwähnt, aber irrtümlich auf die Poesie beschränkt: Gardez qu'on ne vous voie (Ac.). Gardez bien de gâter vos habits (Avare III, 2). Früher konnte im Nebensatz „ne" fehlen: Garde bien qu'on te voie (Cid III, 4 gegen Ende, nicht V, 1). Gardons bien que par nulle autre voie elle en apprenne jamais rien (Mol., bei Hölder).

IV. Kleine Versehen und Druckfehler:

Aboutir = hinzielen, bezwecken. (Die Absicht wird durch das Wort an sich nicht bezeichnet.)

Accroître und aborder: v/a. (avoir und être). — Compter und penser mit infin.: unter v/n., in andern Fällen die gleiche Verbindung richtig unter v/a. — Te confonde le ciel: unter „se conf." — Épanouir: steht dem afr. „espanir" näher als dem gleichfalls verwandten „espandre". — Fleuri (style fleuri): unter v/n., nachher unter v/a. „fleurir son style". — Gens de robe, de loi, de pied, de cheval: von „gens d'église (sic) etc." getrennt. — Gros: es fehlt eine Verweisung auf die synonym. Bemerkung unter „épais". — Lieue: milles marines. — Péricliter: N'y a-t-il rien à péricliter? — soll wohl unter II stehen. — Tôt: keine Bindung? — Valois: im II. Teil — 1598. — Seereise = voyage sur mer, Seefahrt = v. par m.

R. Meyer.

Zu Sachs' Wörterbuch. I. Lexikalisches. — agissements s. pl. m. = das Treiben, das Thun und Lassen. Le valet de chambre suivait avec surprise les agissements de son maître. (Charles Edmond: Harald p. 211.) Suzanne, caméritte par vocation, suivait du coin de l'œil les moindres agissements de sa maîtresse. (ib. p. 332.)

balle fehlt in diesem Band im Sachs und Loréd. Larchey. Alors, à dater d'aujourdhui, tu es de la balle et je te prends sous ma protection. Edg. Monteil: Cornebois p. 11.

baluchon s/m. Schauspielerargot. Nicht im Sachs noch L. L. Bedeutung? Pour du vin, dit la petite Linois tout-à-coup, si celui-là ne vous fait pas trémousser le baluchon! — Mme Delorme fit les gros yeux, les artistes n'eurent pas l'air d'avoir entendu, mais Mme Lusignan éclata de rire; elle n'avait pas compris l'expression, mais elle l'avait trouvé excessivement drôle. Edg. Monteil: Cornebois p. 40.

commander refl. = sich beherrschen, sich gegenseitig übersehen lassen. Madame de Morère occupait un appartement, situé au rez-de-chaussé, dans la tourelle, composé de 3 pièces qui se commandaient. Delpit: La Marquise S. 189.

détailler = mustern, prüfend betrachten. Il la détailla d'un œil aviné et ardent de convoitise qui fit courir dans les veines de la jeune fille un frisson d'inquiétude. (Charles Edmond: Harald p. 364.)

diables noirs = düstere Gedanken. Les diables noirs le saisissaient au débotté. (Charles Edmond: Harald. p. 360.)

effondrement s. m. = der Verfall (hier in Folge vielen Schnapstrinkens). Le contre-coup des derniers événements avaient douloureusement réagi sur la pauvre infirme. Le départ de la comtesse, l'effondrement de plus en plus accentué chez Ulf, la solitude de la maison, la vie que menait le comte, tout cela réuni, la plongeait en un profond chagrin. (Charles Edmond: Harald p. 361.)

fixer v. a. = fesseln, Einhalt thun z. B. einer Krankheit. Le soir, la fièvre avait encore augmenté; le delire ne cessait pas et les douleurs de tête s'aggravaient d'une manière inquiétante. Il ne fut fixé que le lendemain. Delpit: La marquise S. 202.

flutes (des) s/f. Lored. Larchey = non! Des flutes! Edg. Monteil: Cornebois p. 30.

gommeux = stutzerhaft. . . . et Louis Maréchal, toujours -, étalant 4 toilettes par jour. Delpit: La Marquise S. 133.

homme d'intérieur — vous me connaissez, reprit-il; je suis un homme d'intérieur. = ich liebe die Häuslichkeit. Delpit: La Marquise S. 33.

être au mal = je viens d'apprendre une mauvause nouvelle. Votre amie. madame de Tandray, est au mal = ist sehr krank, liegt im Sterben. Delpit: La Marquise S. 206.

neutre s/m. Ce sont les neutres de l'affection = Sie sind keiner Zuneigung fähig. Delpit: La Marquise S. 205.

Piquer fig. = einverleiben. (Das Bild ist dem Aufspiessen der Insekten in Sammlungen entnommen.) Tout d'abord, elle n'avait vu en lui qu'une célébrité de plus à - dans sa collection. Delpit: La Marquise S. 143.

reposer = abkühlen. Maximilien se sentait troublé: cette femme le reposait des Parisiennes évaporées qu'il rencontrait depuis son arrivée. Delpit: La Marquise S. 91.

robinet s/m. im Schauspielerargot = Mund fehlt in dieser Bed. in Sachs und in L. L. Oh bien! si Linois ouvre son robinet! Edg. Monteil: Cornebois p. 40.

secret s/m. = Vertrauensmann. Maximilien était le - de Henriette Delpit: La Marquise S. 141.

se sensibiliser. Rien d'inquiétant; nul symptôme facheux. Tout au plus une nature qui se développe dans une singulière voie. Elle s'affine, elle se sensibilise d'une façon qui me donne à réfléchir; les nerfs l'emportent sur les muscles, le corps s'étiole; des larmes sans motif percent à travers son sourire; sa gaieté, car elle est gaie comme un oiseau, tend parfois à se résoudre en prostrations. (Charles Edmond: Harald p. 221.)

supprimer refl. Etaler alors ses qualités personnelles, en inventer au besoin, briller par son propre esprit ou par celui des autres, se faire valoir, bref, mentir à sa propre conscience, pareilles manœuvres répugnaient à Harald, d'autant plus que, depuis le mémorable jour de sa crise morale, il n'avait pas encore réussi à rentrer en grace auprès de lui-même. Aussi en son fort intérieur se supprimait-il en présence de Marthe, convaincu que la réciprocité ne formait pas du tout un élément indispensable des plus délicates voluptés de l'âme. (Charles Edmond: Harald p. 120.)

tamiser fig. Une veilleuse suspendu au plafond tamisait sa lueur à travers le bleu tendre des verres . . . Delpit: La Marquise S. 123.

tenir debout v/n. = stichhaltig sein, geglaubt werden. Sans doute, ce petit roman ne tenait pas debout, il suffisait de l'examiner d'un peu près pour en voir l'absurdité. Delpit: La Marquise S. 320.

violettes s/f. Schausp. arg., fehlt als solches in Sachs und L. L. Bedeutung? = Tiens, c'est vrai, dit un artiste, nous entrous dans la saison des amours . . . — Avec ça que ça attend les violettes, dit la petite Linois. — Linois! dit sévèrement un camarade. Mme Lusignan ouvrit de grands yeux, elle n'avait pas l'air de trouver cette conversation compréhensible; mais elle s'amusait de confiance. Edg. Monteil: Cornebois p. 41.

vitement. Mais quand il dut apprendre pour jouer, il lut vitement son rôle de Pyrrhus et le retint à la vapeur. Edg. Monteil: Cornebois p. 7.

voiture au mois = Auf einen Monat gemieteter Wagen. Ltr. La grande dame porte une toilette noire, qui . . .; équipage sévère, avec deux chevaux de race . . . La femme de finance arrive en coupé brun, déjà moins aristocratique . . . La bourgeoise est en voiture au mois. Delpit: La Marquise S. 374.

II. Phraseologisches. — coup-de-soleil. Sachs coup 9 und soleil 1 nicht in der hier passenden Bedeutung. Ebenso hat Loréd. Larchey nur die fig. Bed., die Sachs gibt, avoir un coup-de-soleil pour qn. = ein Auge auf Jem. geworfen haben, in ihn verliebt sein. Il n'y avait que la petite Linois qui le défendît, mais on savait pour quoi: c'était parce qu'elle avait un coup-de-soleil pour Lusignan. Edg. Monteil: Cornebois p. 13.

épingle s/f. fehlt in Sachs und L. L. — En aurait-elle mis des épingles à sainte Catherine, celle-là! = dann ist es wohl eine alte Jungfrau = coiffer s^te^ Catherine (Sachs unter Cath.). Edg. Monteil p. 29.

Un cri du cœur? = Ist das Dein Ernst? Kommt Dir das von Herzen? Charles Edmond: Harald p. 237.

par la force même des choses = mit Notwendigkeit. Et en effet, à quoi bon se mettre l'esprit à la torture quand, par la force même des choses, le temps devait opérer l'œuvre conciliatrice. (Charles Edmond: Harald p. 356.)

Frais s/m. Faire des - pour qn. Fig. = ? De vrai, Diane restait soucieuse, triste, préoccupée, ne faisant de frais pour personne,

souriant à celui-ci ou à celle-là, mais bien loin, certes de cette large salle à manger où les rires éclataient sonores au milieu des parfums capiteux des grands crus. Delpit: La Marquise S. 169.

goguette en - = in heiterer Laune. Ltr. . . . à souper elle attristerait Polichinelle en - = in seiner heiteren Laune, oder den heiteren P. Delpit: La Marquise S. 67.

mue. Bei einem Banket zu Ehren des Königs Heinrich V. wurde getoastet „vive le roi mue". Laut einer Mitteilung, welche Herr Calman Lévy, Buchhändler in Paris; mir soeben zugehen lässt, bedeutet: „Un roi est en mue", dass er gezwungen oder freiwillig im Exil lebt. Dieser Ausdruck ist aber ganz veraltet und kommt nur noch in einzelnen Provinzen vor. Weder Littré noch Sachs haben ihn.

jouer une partie suprême = aufs äusserste ankommen lassen. Elle restait debout, appuyée à la cheminée, immobile l'œil fixe. Conservait-elle donc un dernier espoir et voulait-elle en effet jouer une partie suprême? Delpit: La marquise S. 31.

en prendre son parti. Non seulement il acceptait la rupture, mais encore il en prenait son parti. Etwa = und er war damit auch ganz zufrieden Delpit: La Marquise S. 232.

pâture s.f. être livré en pâture = durchgekaut, durchgehechelt werden. Et pendant une demie heure, Diane et Maximilien furent ainsi livrés en pâture à ces indifférents et à ces blasés. Delpit: La Marquise S. 259.

avoir peur du mot weder in Sachs noch in L. L. Mme Tuvache l'aimait beaucoup (le prêtre). Il crut qu'il pousserait plus avant sans difficulté. Il se trompa. Mme Tuvache ne demandait qu'à se distraire; certainement elle n'était pas bégueule et n'avait pas peur du mot (= es kam ihr auf ein [leichtes] Wort nicht an), mais elle était honnête et ne franchissait pas la distance qui va du mot à la chose. Edg. Monteil: Cornebois p. 35.

plus. Sachs II, 2 tout au - si = kaum; hier au - si = kaum dass. Elle l'avait placé à l'école, mais au plus s'il savait lire et former ses lettres. Edg. Monteil: Cornebois p. 1.

Plus même = sogar. C'eût été de ma part une lâcheté et une ingratitude. Plus même, je n'en aurais pas eu le courage. Delpit: La Marquise p. 33.

position fausse. Enfin l'infortunée qui est dans une position fausse (= welche einen Fehltritt begangen hat und in Folge dessen in anderen Umständen ist): celle qui n'a pas de mari pour la protéger ou de famille pour la défendre . . . oh! comme elle se glisse timidement, d'un air modeste, pendant que les autres l'accablent de regards hautains. L'indulgence est une vertu à la mode . . . dans l'évangile! Delpit: La Marquise S. 375.

poussées de sang juvéniles = jugendliche Regungen. Frühlingsgefühle. La beauté de sa fiancée le grisait; cet homme, mûri par la vie, si maître de lui même avait au cœur des poussées de sang juvéniles. Delpit: La Marquise S. 93.

répit s. m. donner du - = Ruhe gönnen. Le retour de la comtesse, s'écria Magus, donnera du - à mon calendrier. Depuis son départ je suis l'exemple de mes collégiens qui rayent sans merci chaque jour passé sur les bancs jusqu'à l'ouverture des vacances. (Charles Edmond: Harald p. 224.

reporter son souvenir = zurückdenken können. Mlle de Morire avait 19 ans; elle n'habitait dans sa famille que depuis 18 mois. Sa mère ne s'était jamais occupée d'elle. Aussi loin qu'elle - ait son sou-

venir, elle se trouvait seule laissée dans l'abandon. Delpit: La Marquise p. 24.

sautes de vent extraordinaires fig. eigentümliche Einfälle, Launen. Beaucoup de gens ont ainsi des sautes de vent extraordinaires. Delpit: La Marquise S. 205.

tour du proprietaire. Elle aura infligé à M. Danglars le „tour du proprietaire". Kann dem Zusammenhange nach heissen: Sie wird darauf bestanden haben, H. D. auf ihrer Besitzung herumzuführen; oder sollte t. d. p. etwas ganz anderes heissen? Delpit: La Marquise S. 153.

vapeur. Sachs à toute -; à la - = sehr schnell. Mais quand il dut apprendre pour jouer, il lut vitement son rôle de Pyrrhus et le retint à la vapeur. Edg. Monteil: Cornebois p. 7.

A. Hayn.

Nachträge zu dem französ. Wörterbuch von Sachs. Vierte Auflage 1881. — Fortsetzung zu III, 545 ff.

1. Wörter, welche bei Sachs fehlen.

Antimusical. *Si par fortune on peut atteindre jusqu'à ce cri antimusical qui arrive jusqu'à l'ut, alors le phénomène est complet* (unmusikalisch). — L'Illustration, 25 déc. 1880, pag. 422. — Fehlt bei Littré und Acad.

Articulat. ... *que devant le tribunal, après avoir simplement contesté à une première audience, l'existence de la diffamation, et la réalité du préjudice occasionné, Bertrand, gérant du Triboulet, a offert de prouver les faits diffamatoires, et produit un articulat portant que*... (Rechtskräftige Erörterung). Le Voltaire, 20 juill. 1881, Jugement. Fehlt bei Acad.; Littré: Terme de droit; pièce dans laquelle on articule, on énonce par articles.

Assoiffer (Sachs hat nur das part. p. assoiffé). *Un industriel avisé a saisi l'occasion des chaleurs assoiffantes pour écouler un vieux stock de liqueurs données en primes par un journal* (Durst erregend). Le Voltaire, 27. juill. 1881. A travers la Semaine. Fehlt bei Littré und Acad.

Balnéaire. *Jamais la saison balnéaire n'aura été plus brillante dans cette jolie station thermale* (Badesaison). — Le Voltaire, 7 août 1881. Revue d'Été. Littré; fehlt bei Acad.

Barbeler (Sachs hat nur das part. p. barbelé). *Son cœur resté naïf n'entendait rien à la complication des intérêts, des calculs, des égoïsmes et des vanités dont chacun hérisse et barbèle son existence.* (Mit Widerhaken versehen). — L'Illustration, 25 déc. 1880, p. 418. Fehlt bei Littré und Acad.

Beylical. *Cette razzia a produit quelque effet sur les habitants de Tunis, surtout si l'on songe qu'elle a coïncidé avec l'arrivée d'une assez forte partie de l'armée beylicale* (dem Bey gehörig). — Le Voltaire, 22. juill. 1881. En Tunésie. Fehlt bei Littré und Acad.

Canisson. *Il tombait de ses poches une figue sèche, un berlingot, des canissons, dont le vieux expliquait tant bien que mal la provenance.* (Der Güte des Herrn Dr. Sarrazin verdanke ich folgende Erklärung: *petit gâteau, sec sucré qui se fait en Provence.)* — L'Illustration, 2 juill. 1881, p. 7 (Daudet, Numa Roumestan XVI). F. bei L. u. Acad.

Catholiciser. *Nous avons de l'eau autant qu'il en faut pour catholiciser toute la vendange que nous a laissée la comète après elle* (katholisch machen). — Le Voltaire, 27. juill. 1881. A travers la Semaine. Fehlt bei Littré und Acad. (Littré führt das adj. catholicisant an.)

Climatologue. *Sur la foi des géographes les plus véridiques et des climatologues les plus savants, ces braves gens ... s'étaient vêtus comme en plein été* (Klimakenner.) — L'Illustration, 22. janv. 1881, pag. 50. Fehlt bei Littré und Acad.

Clownesque. *Il y a là un côté clownesque particulier à l'œuvre (qui est de la jeunesse de Shakespeare), et qu'il importerait de bien rendre à la représentation* (Clownhaft). — Le Voltaire, 26. juill. 1881. Revue dramatique. Fehlt bei Littré und Acad.

Cocoter. *Mlle X... actrice cocotante, rencontre l'autre jour, au casino de Trouville, notre confrère Z...* — Le Voltaire, 3 août 1881, Les Journaux. Fehlt bei Littré und Acad.

Colichemarde. *Voyons, messieurs du Conservatoire, convenez qu'une paire de colichemardes, fussent-elles en ferblanc, n'aurait pas été de trop.* — Le Voltaire, 30 juill. 1881. Concours du Conservatoire. — *Ayant toutefois soulevé dédaigneusement le couvercle, et de la pointe de sa colichemarde, il vit quelque chose qui rayonnait.* — ib., 22. juill. 1881. La dévotion au Saint-Nombril. Littré. Fehlt bei Acad. [s. Darmesteter, Mots nouveaux S. 42. *E. K.*]

Crack. *Si nous nous avisons jamais de faire notre crack, il faudra bien, pour la satisfaction même de l'orgueil national, que ce soit le plus beau crack qn'on ait jamais vu dans le monde* (Krach, Börsenkrach). — L'Univers Illustré, 2 avril 1881, p. 210. Fehlt bei Littré und Acad.

Disqualification. *Les plages de second ordre de la Normandie bénéficient fort de la disqualification où Dieppe et Trouville commencent à entrer* (Missachtung). — Le Voltaire, 29. juill. 1881. Courrier de Paris. Fehlt bei Littré und Acad.

Envolée. *A peine, de ci, de là, une promenade aux courses, une petite envolée vers Monaco, où chante la Patti, et un passage dans ce grand Casino* (Ausflug). — L'Illustration, 22 janv. 1881. Courrier de Paris. — *Les variations se succédaient; les notes s'égrenaient, tantôt, lentes et caressantes, tantôt allègres et vives comme une envolée d'oiseaux* (Aufflug). — Revue des deux Mondes, 15 mai 1881, p. 262 (Sauvageonne p. Theuriet). Fehlt bei Acad.; auch bei Littré in dieser Bedeutung (Action de s'envoler plusieurs ensemble. Une prose où des vers entiers prennent leur envolée tout à coup).

Epistoler. *Les évêques et archevêques de France continuent à épistoler abondamment* (episteln). — Le Voltaire, 4 août 1881. Les Journaux. Fehlt bei Littré und Acad.

Esseulement. *Dans son profond énervement moral, et dans son esseulement désespéré Jeanne subissait ... la fascination* (Einsamkeit). — Feuillet, Histoire d'une Parisienne, p. 58. Fehlt bei Littré und Acad.

Exogamie. *La coutume de l'enlèvement et de l'exogamie existe encore chez les Albanais* (ausserehliches Leben). — L'Illustration, 1. janv. 1881, p. 11. Littré (Habitude de se marier en dehors de la famille et avec des étrangers); fehlt bei Acad.

Femellerie. *Vous connaissez ces types affamés de femellerie, blêmes, avec un œil de charbon et une maigreur de chien errant* (Weibsvolk). — Le Voltaire, 30 juill. 1881. Le coup de balai. Fehlt bei Littré und Acad.

Fluvescent. *J'en sais un, organisé par M. Edmond Dollfus, l'agent de change à la crinière fluvescente* (flatternd). — L'Illustration, 25. déc. 1880, p. 418. Fehlt bei Littré und Acad.

Grandet. *Les aînés logeaient à côté, de tout petits hommes, des garçonnets, des gamines un peu grandettes* (Diminutiv von grand). — L'Illustration, 4 déc. 1880, p. 371. Fehlt bei Littré und Acad.

Inentendable. ... *le lion de Belfort, énorme, en carton-pâte, entouré de soldats dans des poses triomphantes sur des remparts croulés, les képis au bout des fusils, suivant la mesure d'une inentendable Marseillaise* (unhörbar). — L'Illustration, 2 juill. 1881, p. 6 (Daudet, Numa Roumestan XV). Fehlt bei Littré und Acad.

Intransigeance. *Ce n'est plus qu'un écrivain d'un genre léger qui trouve, paraît-il, qu'on ne fait pas assez ses frais à servir avec fermeté et intransigeance la cause de la démocratie* (Radicalismus). — Le Voltaire, 6 août 1881. Les Journaux. Fehlt bei Acad.; Littré: *Disposition des intransigeants.*

Intransigeant. *L'élection de M. Gambetta est assurée; le parti intransigeant n'en songe pas moins* (radical). — Le Voltaire, 7 août 1881. Le Mouvement Électoral. Fehlt bei Acad.

Jaillissure. *Le théâtre se dressait sous d'intermittentes flammes électriques tombant de deux hublots globuleux, là-haut, dans les frises, les deux yeux à jaillissures lumineuses d'un père éternel sur les images de sainteté* (Strahlen). — L'Illustration, 2 juillet 1881, p. 5 (Daudet, Numa Roumestan XV). Fehlt bei Littré und Acad.

Jésuiteau. *Aussi, ne saurions-nous trop engager le gouvernement à user du droit de légitime défense devant les jésuiteaux qui s'évertuent à s'insinuer dans la place* (Jesuitlein). — Le Voltaire, 29 juill. 1881. Les Journaux. Fehlt bei Littré und Acad.

Laïcisation. *Le conseil qui ne veut pas se séparer sans avoir complété l'œuvre de la laïcisation des écoles* (Verweltlichnng). — Le Voltaire, 7 août 1881. Conseil Municipal. Fehlt bei Littré und Acad.

Laïciser. *Depuis le 1er août, l'hôpital Saint-Antoine a été laïcisé* (verweltlichen). — ibidem. Fehlt bei Littré und Acad.

Légumiculture. *Cet étonnant rajeunisseur ne paraît appartenir à la famille de cet agronome convaincu qui, dans les dernières années de l'empire, s'était fait fort d'appliquer à la légumiculture les théories de la génération spontanée* (Gemüsebau). — Le Voltaire, 2 août 1881. A la Vapeur. Fehlt bei Littré und Acad.

Majorer. *Deux projets sont en présence: l'un émanant de l'initiative parlementaire conclut à l'unification de toutes les retraites pour tous les grades; l'autre, émanant du gouvernement, ne procède pas à l'unification complète et l'établit seulement pour les anciens officiers et soldats et pour les marins et assimilés, c'est à dire pour 74,000 intéressés, et de plus il majore la retraite de 25,000 veuves et d'un certain nombre d'officiers* (Über dem Werte abschätzen). — Le Voltaire, 27 juill. 1881. La Chambre. — *Vous majorez les dépenses, dit celui-ci, pour obtenir de la chambre un appoint de 200,000 francs à la subvention.* Revue des deux Mondes, 1er août 1881, p. 669. Fehlt bei Littré und Acad.

Malversateur. *D'autres personnes ont dit: ce sont sûrement les ex-fonctionnaires poursuivis comme malversateurs qui auront armé le bras de l'assassin* (Veruntreuer). — Le Voltaire, 20 juill. 1881. Chronique de New-York. Fehlt bei Littré und Acad.

Non-admissibilité. ... *Des doutes sérieux ... sur la non-admissibilité de la preuve offerte* (Nichtzulässlichkeit). — Le Voltaire, 20 juill. 1881. Jugement. Fehlt bei Littré und Acad.

Opaliser (opalisieren). S. Technologisches Wörterbuch in Deutscher, Französischer und Englischer Sprache von Mothes (Albert) I, p. 431 und Darmesteter Mots nouveaux S. 217. (Sachs hat nur opalisant und opalisé.) Fehlt bei Acad. (Littré wie Sachs).

Personnaliste. *Les personnalistes, ceux qui réduisent toute la politique à des antagonismes de groupes ou à des rivalités de personnes*



en seront pour leurs déclamations intransigeantes. — Le Voltaire, 6 août 1881. La Monomanie Antigambettiste. Fehlt bei Littré und Acad.

Phéniquer. *Huile de Morue Phéniquée du Dr. Déclat* (mit Phensäure versehen). — Le Voltaire, 23 juill. 1881. Annonces. Littré hat das p. p. phéniqué; fehlt bei Acad. ganz.

Phrygaste. *Les phrygastes, comme on les appelait, n'avaient qu'un tort, il était grave: c'était de faire ce que firent les apôtres* (Montanisten, die besonders in Phrygien ihre Hauptsitze hatten). — Revue des deux Mondes, 15 févr. 1881, p. 800. Renan, Les Crises du Catholicisme Naissant. Fehlt bei Littré und Acad.

Phrygisme. *Le phrygisme y avait établi sa forteresse, et longtemps on considéra cette antique église comme perdue pour le christianisme* (= Montanismus). — Ibidem p. 801 (ib.). Fehlt bei Littré und Acad.

Plagier. *Quant à son Aurore, chaste buveuse de rosée, elle plagie Hamon, — sans l'originalité du plagié* (Plagiat begehen). — Journal Amusant, 7. mai 1881, p. 3. Fehlt Acad.

Portraiturer. *Jadis Pailleron portraitura le Monde où l'on s'amuse* (konterfeien). — Journal Amusant, 30 avril 1881, p. 3. Fehlt bei Littré und Acad.

Préliminairer. *Nous ne préliminairerons pas beaucoup; à quoi bon?* (Vorreden machen). — Journal Amusant, 7 mai 1881, p. 2. Fehlt bei Littré und Acad.

Protestataire. *Actuellement les autonomistes tendent la main à leurs adversaires, en disant: mais nous aussi nous sommes des protestataires, et vous êtes également des autonomistes dans le vrai sens du mot. Nous ne voulons plus entendre parler d'anticléricalisme; nous sommes tous des libéraux, et partant: embrassons-nous!* (Protestler). — Le Voltaire, 27 juill. 1881. Chronique d'Alsace. Fehlt bei Acad.

Prud'homiser. *Il y a des questions sociales et morales qu'un événement, un fait divers remettent en discussion, et à propos desquelles chacun tient à dire son mot ... et en fin de compte prud'homiser et solenniser à qui mieux mieux* (klug reden). — L'Illustration, 25 déc. 1880, p. 418. Fehlt bei Littré und Acad.

Quinquiste. *En vérité, je vous le dis, ce serait le meilleur moyen de nous debarrasser de la noblesse quinquiste et papiste, que de la reconnaître* (Wohl: Anhänger Heinrich V., Grafen von Chambord). — Le Voltaire, 29 juill. 1881. De la Noblesse. Fehlt bei Littré und Académie.

Randonnier. *Le lapin, l'animal randonnier par excellence, laisse tant de signatures sur le tapis qu'il est à peu près impossible d'en tirer parti* (ungestüm rennend) — L'Illustration, 15 janv. 1881, p. 43. Fehlt bei Littré und Acad.

Réclamier. *Il assistait aux conférences avec le chef de la claque, les réclamiers des journaux, la marchande de fleurs* (Reklamemacher). — L'Illustration, 16 juill. 1881, p. 38 (Daudet, Numa Roumestan XIX). Fehlt bei Littré und Acad.

Recolloquer. *Bref, voici Mlle Julien recolloquée au Gymnase* (wieder aufnehmen). — Le Voltaire, 26 juill. 1881. Soirée Parisienne. Fehlt bei Littré und Acad.

Refréjon. *Ah, tant pis, mon heure est passée. Je te le dirai un autre jour, mademoiselle refréjon.* (Der Güte des Herrn Dr. Sarrazin verdanke ich folgende Erklärung: *pimbèche, petite pincée,* prüdes, affektiertes Ding.) — L'Illustration, 18 juin 1881, pag. 418 (Daudet, Numa Roumestan XII). Fehlt bei Littré und Acad.

Repousse. *Plus de têtes chauves. Repousse certaine des cheveux*

(Wiederwachsen). — Journal Amusant, 7 mai 1881, p. 7 (Annonces) Fehlt bei Acad.

Samovar. *Un samovar monumental fume sur une table chargée d'engins exotiques en orfèvrerie niellée qui rappelle la nationalité de Mme de Vesvre, née princesse Orsky* (Russischer Theekessel). — Revue des deux Mondes, 1 février 1881, pag. 533 (Veuvage d'Aline). (Schulze, Grammatisches und Lexikalisches IV in Zeitschrift für neufrz. Sprache und Litteratur III 2, p. 226 belegt die Schreibung samavar.) Littré: samovar, sorte de bouillotte russe; fehlt bei Acad.

Smilleur. *„Moi, je suis smilleur“. — „Smi... quoi?“ répond l'assemblée, à qui l'on n'a pas expliqué que le smilleur est un tailleur de pierres qui pointille les moellons et les pavés* (von smiller, mit der Zweispitze behauen). — L'Illustration, 4 déc. 1880, p. 363. Fehlt bei Littré und Acad.

Sous-groupe. *Au lieu de cela, on se divisa, on s'émietta en groupes et sous-groupes* (Unterabteilung). — Le Voltaire, 1 août 1881. La Question du Sénat. Fehlt bei Littré und Acad.

Susvisé. ... *que le gérant du Tribou'et, en produisant devant le tribunal et devant la cour le double articulat susvisé, ne pouvait avoir des doutes serieux* (obenerwähnt). — Le Voltaire, 20 juill. 1881. Jugement. Fehlt bei Littré und Acad.

Toupiner. *Paris s'amuse à toupiner* (im Kreisel drehen = toupiller von toupin = toupie). — Le Voltaire, 28 juill. 1881. L'Œuvre faite. Fehlt bei Littré und Acad.

Uninominal. *M. Belle aurait pu apporter, lors de la discussion du scrutin de liste, un souvenir personnel qui ne laisse pas d'avoir son intérêt à la veille des élections uninominales.* — Le Voltaire, 28 juill. 1881. Les Echos. Fehlt bei Acad.

Ya yaye. *Mlle Danglars — oh! ya yaye! a débité du reste toute la re-scène de la baronne d'Ange du Demi-Monde* (Ausruf, oft im Verkehr zu hören, wohl das deutsche ja! ja!). — Le Voltaire, 29 juill. 1881. Soirée Parisienne. Fehlt bei Littré und Acad.[1])

2. Wörter mit erweiterter Bedeutung. Redensarten.

S'aiguiller (Sachs hat nur aiguiller: die Weichen stellen). *Le train parcourt la jetée jusqu'à son extrémité ouest, puis s'aiguille sur une rampe intérieure de 9 millimètres de pente* (ausweichen). — Baumgarten. Anthologie, Polytechnique et Militaire, Cassel 1874, pag. 123. Fehlt bei Littré und Acad.

Arrière (als Subst. bei Sachs nur in der Bedeutung: Achterschiff). *L'arrière du puits, sous le fragment de chapiteau qui avait autrefois soutenu la corniche, était précisément le seul endroit qui ne présentât aucun vide* (der hintere Teil). — Souvestre, Au Coin du Feu, éd. Güth, p. 130. Littré (4. la partie postérieure d'une chose); fehlt bei Acad.

Au-delà (subst.). *Un jour viendra peut-être, dans cet au-delà mystérieux dont on nous parle, où vous saurez que, si j'ai péché contre vous, c'était par excès d'amour* (das Jenseits). Revue des deux Mondes, 1 mai 1881, p. 51. Fehlt bei Littré und Acad.

Bée (S. fast nur in Verbindung mit gueule: tonneau à gueule

---

[1]) Der Ausdruck findet sich auch schon im Altfranzösischen; cf. Roman de Renart, éd. Martin, v. 2393 (I b.):

Et ses tu le lai dam Iset?
Ya, ya, goditoet.

bée). *Louis et moi, immobiles, la bouche bée, accroupis sur le tapis etc.* (= béante). — Revue des deux Mondes, 1 juin 1881, p. 513. Littré und Acad. wie Sachs.

Bifurquer (Sachs nur se bifurquer). *L'avenue de Clichy, vers son 70ième numéro, au moment où elle se rencontre avec l'avenue de Saint-Ouen, bifurque brusquement à gauche* (sich abzweigen). — Bélot, Étrangleurs, p. 1. Fehlt bei L. (nur se b.), desgl. Acad.

Chattière (Sachs nur als Subst.: Katzenloch; cf. chatière fig. Schleichweg). *Nous allions vite; nous ne parlions pas; Joseph arriva près de sa boutique, dans laquelle nous nous glissâmes par la porte chattière* (Hinterthür). — Revue des deux Mondes, 1 juin 1881, p. 516. Fehlt ganz bei Littré und Acad.

Cheveux-blancs. *Un charmant couple ils faisaient à eux deux, le cheveux-blancs et le blondin, un parfait ménage tout à fait mignon et attendrissant à voir* (Graukopf). — L'Illustration, 4 déc. 1880, p. 371. Fehlt bei Littré und Acad.

Couper. *Deux volontaires essayent de couper à l'exercice en se faisant porter malades* (Soldatensprache: sich drücken). — Le Voltaire, 7 août 1881. Nouvelles à la main. Fehlt bei Littré und Acad.

Dormir le dormir éternel. *On n'envoyait pas à ce cercueil solitaire l'adieu anonyme que tout le monde jette en passant à ces inconnus qui s'en vont dormir le dormir éternel* (den ewigen Schlaf schlafen). — L'Illustration, 11 déc. 1880, pag. 379. Fehlt bei Littré und Acad.

Dos-vert. *Je te dirais que je ne suis pas trop malheureux, écrivait un de ces dos-verts, ma dabe vient m'assister* (Zuhälter). — Le Voltaire, 30 juill. 1881. Le Coup de Balai. Fehlt bei Littré und Académie.[1]

Étiage (Sachs nur 1) niedrigster Wasserstand; 2) Anlegung eines Grabens oder Kanals). *Elle crut trouver chez les jeunes garçons pervertis plus de droiture, de franchise, d'aptitude au relèvement que chez les jeunes filles prises au même étiage de démoralisation* (Stand, Grad). — Le Voltaire, 6 août 1881. A l'Académie. Fehlt bei Littré und Acad.

Familial (Sachs nur in Verbindung mit Subst. = Familien —, der Familie). *Si elle avait voulu pourtant, comme il eût recommence l'existence à côté d'elle, revenu des imprudentes folies, familial, honnête, presque austère* (häuslich, absol.). — L'Illustration, 16 juill. 1881, p. 38 (Daudet, Numa Roumestan XIX). Littré und Acad. wie Sachs.

Gironner. (Sachs: techn. Ausdr. ausrunden). *Puis elle a une façon si extraordinaire d'embrasser cette grosse bordelaise, de se pendre à son cou, de se faire bercer, gironner devant tout le monde* (auf den Schoos nehmen, von giron). — L'Illustration, 18 juin 1881, pag. 416 (Daudet, Numa Roumestan XI). Fehlt bei Littré und Acad.

Ignare (Sachs nur nach dem Subst.). *Un misérable s qui a pu être ajouté aux chartes locales par quelque ignare copiste du moyen-âge.* — L'Illustration, 25 déc. 1880, p. 431.

Incivique (Sachs: nur von Sachen). *Il faut punir les prêtres séditieux et inciviques, dit Robespierre, mais non proscrire ouvertement le titre de prêtre en soi.* — L'Univers Illustré, 26 mars 1881, p. 195. Littré und Acad. wie Sachs.

---

[1]) cf. L. Rigaud, Dictionnaire d'Argot moderne, p. 139: *Souteneur de filles. Allusion aux écailles vertes d'un poisson* (offenbar *goujon) sous le nom duquel les souteneurs sont généralement désignés.*

Louis XV (fém.). *Ma dabe vient m'assister et me voir deux fois par semaine; c'est la meilleure de toutes les Louis XV que j'ai eues* (Liebste). — Le Voltaire, 30 juill. 1881. Le Coup de Balai. Fehlt bei Littré und Acad.[1])

Lune. *Cela modifia mes idées, et je compris qu'il était sage d'envoyer la règle de la pénultième rejoindre les vieilles lunes* (in die Rumpelkammer werfen). — Revue des deux Mondes, 1 juin 1881, p. 519. Fehlt bei Littré und Acad.

Naître. *Oh, j'ai deux mères, dit-il, celle qui m'a né et puis vous* (pop. als actives Verb). — Le Voltaire, 6 août 1881. A l'Académie. Fehlt bei Littré und Acad.

Nature. *Le Banquet de la garde civique, ce tableau célèbre du musée d'Amsterdam dans lequel Van der Helst a peint de grandeur nature une trentaine de bourgeois à table* (Lebensgrösse). — (Sachs hat nur figures plus grandes que nature.) — Malot, Femme d'Argent, p. 8. Fehlt bei Littré und Acad.

Paillon. *Cette cérémonie a réuni pour la dernière fois probablement, les dieux et les déesses de l'Olympe de la gaudriole et du paillon* (Muss hier die Bedeutung von nachgemachter Schmuck haben). — L'Illustration, 20 nov. 1880, pag. 330. Académie: Paillon, grosse paillette. Vergl. Paillette: Petit morceau d'une lame d'or, d'argent, de cuivre, ou d'acier, qui est mince, percé au milieu, ordinairement rond, et qu'on applique sur quelque étoffe pour l'orner. Littré sub 2: Feuille mince d'or ou d'argent que les émailleurs plaçaient quelquefois sous une couche d'émail pour obtenir un brillant qui imitât l'éclat des métaux ou des pierres fines.

Plongeon (Sachs: faire le plongeon: sich ducken, wenn geschossen wird, von Wasservögeln; nachgeben). *Mais aux impertinences il mêlait les plongeons* (Bückling). Revue des deux Mondes, 1 jan. 1881, pag. 11.

Plonger. *Se fâche-t-on contre un homme qui plonge* (Bücklinge machen). — ib. Fehlt bei Littré und Acad.

Ponton-mâture. *Les travaux de sauvetage sont commencés, et un ponton-mâture est en train d'enlever les porte-manteaux d'embarcation* (Mastenprahm). — L'Illustration, 15 janv. 1881, p. 35. Fehlt bei Littré und Acad.

Rageur (Sachs: jähzornig, wütig). *Ses cheveux bruns étaient un peu rageurs* (von Haaren: widerspenstig). — Verne, Tour du Monde, p. 10. Fehlt bei Littré, die Acad. hat das Wort überhaupt nicht.

Reportage (Sachs nur: ehemaliger Grundzins, halber Zehnten). *Mon chat, lui, c'est un modeste chat. Je lui proposerais de le conduire à l'Exposition de Bruxelles qu'il refuserait net, et Dieu sait s'il serait furieux, s'il savait que je l'ai mêlé à tout ce reportage* (Reportergeschäft, Bericht). — Le Voltaire, 7 août 1881. Le Triomphe des Chats. Fehlt bei Acad., Littré: métier du reporter.

Transfert (Sachs nur in der Bedeutung: Übertragungsurkunde, Abtretung eines Rechtes an einen Andern). *Weisshaar, après la confrontation, a été ramené dans une cellule du Dépôt, où il va rester jusqu'au moment de son transfert à la prison de Mazas* (Überführung). — Le Voltaire, 18 juill. 1880. Faits-Paris. Littré; Acad. (Lorsqu'on

[1]) cf. L. Rigaud, l. c. p. 231: *Sous le nom de Louis XV les souteneurs désignent les femmes publiques aux crochets desquelles ils vivent largement, par allusion à ce monarque qui passe pour avoir été très généreux avec ses maîtresses.*

vend une marchandise en entrepôt, on en fait le transfert à la douane ou à la régie).

3. Orthographische Abweichungen.

Bachelicte (Sachs: bachlik). *On a donc vu aller et venir beaucoup de pelisses, de fourrures, de bachelictes ouatés, de mantilles de blonde attachées sur les cheveux et fermées sur le visage, de capuchons de satin, de toques fourrées.* — L'Illustration, 20 nov. 1880, p. 330. Fehlt bei Littré und Acad.

Cavalle (Sachs: cavale). *Tu aurais dû venir me demander ma cavalle blanche.* — L'Illustration, 22 janv. 1881, p. 59. Littré wie Sachs, desgl. Acad.

Échevèlement (Sachs échevellement). *Il faudrait un peu de la fantaisie et de l'échevèlement de la vie à cette génération.* — L'Illustration, 13 nov. 1880, p. 314. Littré wie Sachs, fehlt gänzlich bei Acad.

Robbre (Sachs: robber, robre). *La discussion fut suspendue pendant le robbre.* — Verne, Tour du Monde, p. 19. Littré wie Sachs, ebenso Acad.

Sabbaoth (Sachs: sabaoth). *„Avec l'aide de Dieu" est un joli comble que le père Sabbaoth a dû savourer délicieusement du haut de son septième étage.* — Le Voltaire, 4 août 1881. Chronique de Londres Littré wie Sachs, fehlt gänzlich in Acad.

Tambourinaire (Sachs: tambourineur). *Grande nouvelle! Le tambourinaire a débuté!* — L'Illustration, 25 juin 1881, p. 435 (Daudet, Numa Roumestan XII). *Après l'insuccès du tambourinaire à son théâtre, Cardaillac s'est refusé à le faire entendre de nouveau.* — ib., p. 438 (ib. XIV). Littré und Académie wie Sachs.

A. Kressner.

In der deutschen Litteraturzeitung vom 24. Februar 1883 finden wir folgende Mitteilung, welche auch die Leser dieser Zeitschrift interessieren dürfte: „*L'Éclosion de mille et une choses* heisst eine Monatsschrift, welche Mr Purper, 45, rue de Turbigo, Paris, herausgibt und von der uns Nr. 1 des 1. Jahrganges zugesandt wurde. Im Avant-propos behauptet Mr Purper, dass in der Etymologie fast alles noch zu thun sei, denn man bleibe an der Oberfläche der Dinge haften und gehe ihnen nicht auf den Grund. Mr Purper hat auf seinem Wege u. a. folgendes gefunden: „L'araignée règne dans l'air, *ar* veut dire *aire* et *raignée* est synonyme avec *reignée.* — Araignée veut dire *spinn* en allemand, la fileuse, et *spinn* se rapporte à *sinn,* le sens en français, et le sens se rapporte à nos nerfs. Conclusion: Notre système nerveux, qui a son centre dans le cerveau, est analogue à une araignée et nos réflexions ressemblent à sa toile. — *Méphi* se rapporte à *méphitique* et *stophélès* signifie *étoffe;* un miasme étoffé, épais, une forte puanteur. *Stoph*, en grec, veut dire *Stoff* en allemand et en anglais, et en français cela signifie *matière, étoffe.* — *Scham,* pudeur, en allemand; son anagramme naturel et non forcé est *masch* dont on a fait le mot français *masque.* Là, où il n'y a plus ni honnêteté ni bienséance; le masque est tombé et l'homme apparaît dans toute sa nudité. Si on retourne la première syllabe, la principale, de *pudeur* on a *dup.* Celui qui dupe a jeté toute honte, toute pudeur; et en attendant qu'il soit démasqué par les autres, il se démasque lui-même. — En retranchant *sc* ou *s* de *Scham,* on a *Ham* ou *Cham,* un des fils de Noé qui, à la vue de la nudité de son père, accourut près de ses frères Sem et Japhet pour les en avertir. Noé

se trouva découvert à son insu et de ce que l'impudence *(l'unvers' cham' theit)* de son fils Cham lui déplût beaucoup, il le maudit dans sa postérité. Ajoutons encore *qu'unvers cham' theit* veut dire *l'invers* de la pudeur, car *unvers* et *invers* sont identiques. — *Zoro* est synonyme avec *hor* ou *heure et temps*. *Astre* n'a pas besoin de traduction. Zoroastre n'était donc pas un prophète mais un astre. Ce malentendu provient de ce qu'on dit *de*, au lieu *du* Zoroastre. — *Selene*, la lune en grec, signifie dans le principe *ène sel*, une âme, en patois ou vieux allemand, et les mots *luna* (latin) et *lune*, désignent à peu près la même chose, car dans l'origine on disait *la una* ou *la une*. — *Grippe* vient du mot *gerippe*, ce qui signifie les côtes, en allemand. C'est là le siège ou le point de départ de la grippe provenant d'un refroidissement. — *Poison* est un mot qui se divise en *poids* et *son; son* veut dire *sont*, décliné d'être. Poison signifie donc *être lourd, avoir du poids*. Toute nourriture qui est lourde à l'estomac est indigeste; elle l'est selon son degré de lourdeur.“ Hoffentlich verursacht diese Speise unsern Lesern keine Magenbeschwerden, sodass wir bei etwaiger Zusendung weiterer Nummern — die auch von Mr Purper für 25 Cent. zu beziehen sind — den gourmets linguistiques wieder davon vorsetzen dürfen.“

Die „Festschrift zur Erinnerung an das fünfzigjährige Jubiläum des Realgymnasiums zu Neisse am 8. Oktober 1882“ bringt S. 187 bis 197 einen Aufsatz Kreutzberg's: Böhmer's phonetische Transcription und ihre Verwendbarkeit beim franz. Schulunterricht. Die Ansicht des Verfassers, Böhmer's bekanntes Transcriptionssystem eigne sich wie kein anderes zur Einführung beim Schulunterricht, wird wenigstens in Bezug auf die diakritische Bezeichnung der Vokale unbedingt Zustimmung finden. — Für die Konsonantentafel dürfte sich für Schulzwecke eine Vereinfachung empfehlen. — Statt ą (= ę) ist in dem von K. reproduzierten Vokaldiagramm ą (= ę) zu lesen. — Seite 194 werden *pąter, mąter* irrtümlich in einer Liste lat. Wörter aufgeführt, auf deren Klang aus dem Romanischen zurückgeschlossen werden könne. So berechtigt Rückschlüsse von roman. Qualität auf lat. Qualität im Princip sind, dürfen sie doch nur mit grosser Vorsicht gemacht werden. Auch auf verschiedenen Klang in *crįspum, trįstis*, die von K. l. c. ebenfalls genannt werden, könnte mit völliger Sicherheit aus dem Romanischen doch nur dann geschlossen werden, wenn feststände, dass beide Wörter in gleich früher Zeit in den romanischen Wortschatz aufgenommen wurden. Dass aber z. B. franz. *triste* altes Erbwort, bedürfte eines besonderen Nachweises.

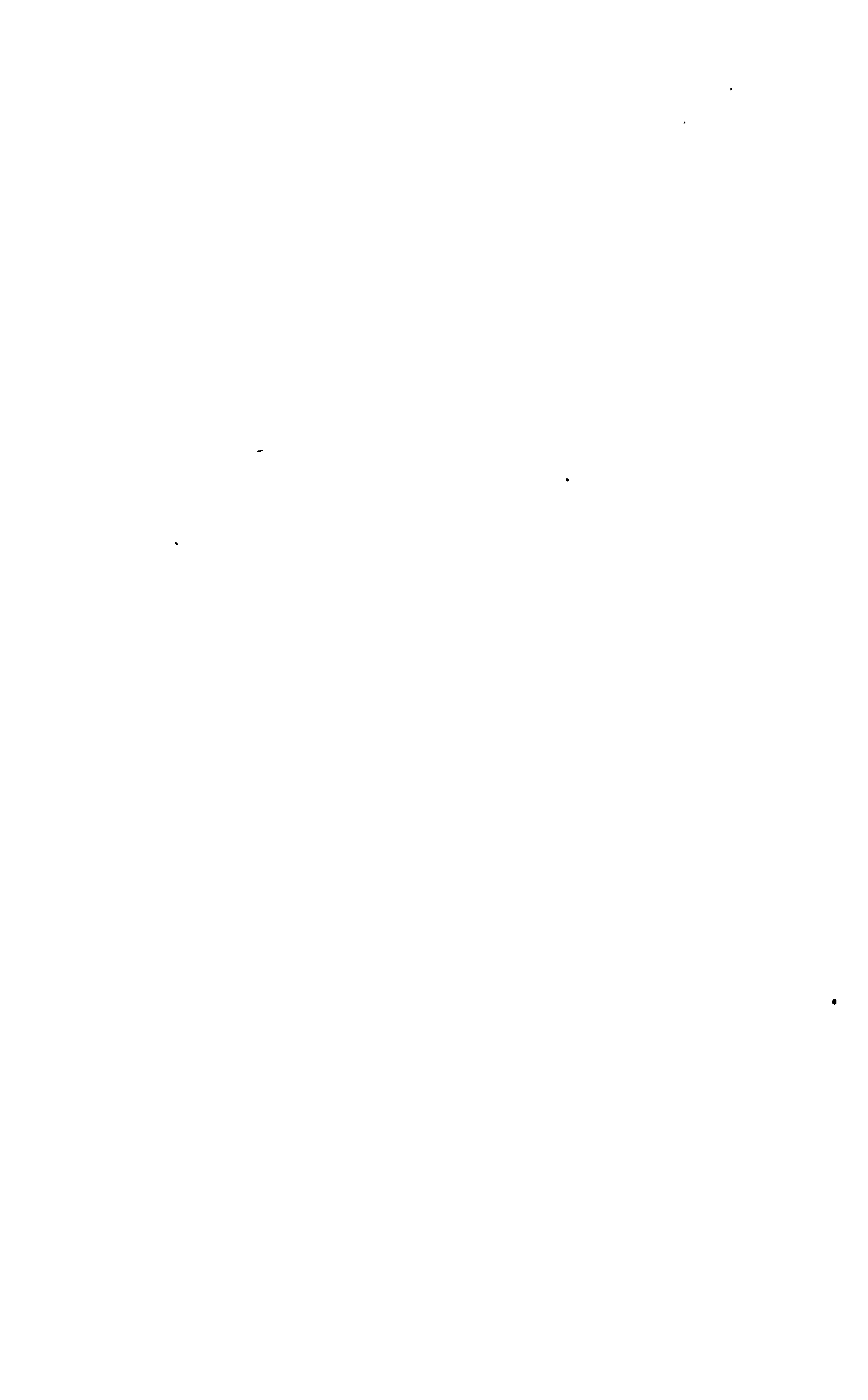
Wie dem auch sei, immerhin verdient des Verfassers Bemühen, Böhmer's Transcriptionssystem in den Schulunterricht Eingang zu verschaffen alle Beachtung seitens der Fachlehrer, ihnen möge daher die Lektüre des Schriftchens aufs Angelegentlichste empfohlen sein. Nicht nur im Schulunterricht im engeren Sinne, auch in unseren Grammatiken und Wörterbüchern würde Böhmers Transcription gewiss gute Dienste thun, wie jeder anerkennen wird, der sie einmal vergleicht mit der ganz unzulänglichen und bei aller Umständlichkeit nicht ausreichenden Transcriptionsmethode, die wir z. B. in Sachs' Wörterbuch verwendet finden.

D. Behrens.

Zu Sedaine. — In der Schrift: „Sedaine, sein Leben und seine Werke“, die gleichzeitig mit meiner Ausgabe des „Philosophe sans le savoir“ (Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung, 1883) erschien, konnte ich nicht erwähnen, dass auch Louis Moland eine Ausgabe des „Théâtre de Sedaine“ veröffentlicht hat, von der ich erst in letzter Zeit durch einen Zufall Kenntnis erhielt. Ich bedaure, dieselbe nicht früher gekannt zu haben, da die ziemlich umfangreiche Einleitung einige ausführliche Mitteilungen namentlich über die Familienverhältnisse des Dichters enthält, die ich sonst nirgends gefunden habe und welche ich gerne in meine Biographie aufgenommen hätte.

Der von Moland gegebene Text des „Philosophe sans le savoir“ ist derselbe, den George d'Heylli in seinem „Théâtre de Sedaine“ (Paris 1877) und in noch vollständigerer Weise in seiner Ausgabe des „Philosophe“ (Paris 1880) nach dem Manuskript des Théâtre-Français veröffentlicht hat; dass d'Heylli die von 1878 datierte Ausgabe Moland's nicht erwähnt, mag auch meine Unkenntnis derselben entschuldigen.

M. Gisi.



Kritische Anzeigen.

A. Risop, Die analogische Wirksamkeit in der französischen Konjugation (erschienen in der Zeitschrift für romanische Philologie VII, S. 45—65).

Herr Risop hat sich die Aufgabe gestellt, unter vorstehendem Titel „diejenigen Fälle zur Darstellung zu bringen, in denen das französische Verbum hinsichtlich des Stammes sowohl wie der Endung im Laufe der Sprachentwickelung eine den Laut- und Formenverhältnissen seiner lateinischen Vorbilder nicht entsprechende Gestaltung erfahren". In dem ersten jetzt vorliegenden Teile seiner Arbeit versucht Verfasser die „analogische Wirksamkeit" in der Behandlung der Endkonsonanz des Stammes darzustellen Zum Einteilungsprinzip wird die Beschaffenheit der durch die Analogie beeinflussten Konsonanten gemacht. Lag es nicht näher, die Richtung, in der das Formensystem durch das analogische Prinzip beeinflusst wurde, zum Ausgangspunkt zu nehmen, also etwa alle diejenigen Fälle zusammen zu behandeln, in denen der Infinitiv oder das Partizip. Präterit. oder das Perfektum etc. es waren, unter deren Einfluss ein analogischer Lautwandel sich vollzog. In zweiter Linie konnte dann immer noch die Beschaffenheit der der analogischen Umbildung unterworfenen Konsonanten als Einteilungsnorm verwendet werden. Innerhalb der einzelnen so gewonnenen Gruppen dürfte eine möglichst isolierte Behandlung der einzelnen Repräsentanten sich empfehlen. Analogiebildungen erheischen eine andere Betrachtung als die Produkte mechanischer Lautgesetze. Der Grundsatz „gleiche Ursachen, gleiche Wirkungen" gilt gewiss auch da, wo es sich um unorganischen Lautwandel handelt. Doch sind hier, wo so vieles auf die Stellung eines Wortes im Sprachganzen, auf seine begrifflichen Beziehungen ankommt, die Ur-

sachen so enorm mannigfaltige, dass der Gesichtspunkt, nach dem jedes Wort seine eigne Geschichte hat, billig mehr als sonst in den Vordergrund treten muss. Jetzt zu Einzelheiten.

S. 48. a) Einfluss der Ableitungsvokale *e*, *i* der Verba auf *eo*, *io* und Aufhebung desselben. In Bezug auf die hier mitbehandelten 1. Singul. Präs. Indikat. *vienc* = *venio*, *senc* = *sentio*, *moerc* = **morio*, *goch* = *gaudeo* etc. ist zu bemerken: 1) dass sie in historischer Zeit zum Teil nicht altfranzösisch sind, sondern altpikardisch; 2) dass, so weit sie einmal auf dem ganzen nordfranzösischen Sprachgebiet heimisch waren, der Abfall resp. die Weiterentwickelung des dem pikard. *c*, *ch* entsprechenden Lautes — R. sagt nicht, welchen Lautwert er dem *c* in *moerc*, *senc* etc. zuerkennt — in den meisten Fällen auf organischem, nicht auf analogischem Wege erfolgt sein dürfte. Vergleiche *modium* — *moi* (Kassel. Gloss.), *mui*; *corium* — *cuir*; *cuneum* — *coin*; *testimonium* — *temoin(g)* etc. etc.

Bekanntlich begegnet ein *c*, *ch*, *g*, *z* nicht ausschliesslich im Auslaut der Verba auf *eo*, *io*, sondern in zahlreichen anderen z. B. *je keuc* Bartsch, Rom. u. Past. II, 59, 28; *loc* = *laudo* Jul. Ces. 177, 20 (Setteg.); *ainc* = *amo* Rich. bi. 1701; *ainch* ib. 5011; *aing* Bast. Bouil. 3723; *ainz* Lyon. Ysop. 49 (Foerster); *quierc* = *quaero* Rich. bi. 1083; *cuich* = *cogito* ib. 158; *mec* = *mitto* Chev. II, esp. 6064; *je prenc* Rom. u. Past. III, 58, 68; *entenc* Vie de St. Aub. 456, 556, 1669 (Uhlemann, R. Stud. IV, 610). Zahlreiche Belege wurden gesammelt u. a. von Raynaud, Étude sur le dial. pic. dans le Ponth. S. 111; Neumann, Laut- und Flexionslehre 104; Horning, Rom. Stud. V, 705 ff.; Suchier, Auc.[2] S. 67. In den eben erwähnten Bildungen ist analogische Wirksamkeit doch wohl unverkennbar, daher sie vom Verfasser an dieser Stelle nicht mit Stillschweigen übergangen werden durften. Auch an häufig begegnendes *je voil* neben *vol*, *vuel* — hier ebenfalls provenz. *je vuolh*, italien. *voglio*, daher vielleicht schon analogisches vulgärlat. *volio* neben *volo* — war zu erinnern. Vergleiche ferner das weit verbreitete *praing (prehendo)* Chev. ly. 5036; *preing* ib. 5698; Am. Amil. 1771; *je preng* St. Auban 1827 etc.

Angesichts des vorhin erwähnten pikardischen *ainc* = *amo*, *cuich* = *cogito* etc. darf es selbst zweifelhaft erscheinen, ob z. B. in Formen wie *senc* = *sentio*, *goch* = *gaudeo*, das *c (ch)* in direktem historischen Zusammenhang mit der Endung *eo*, *io* des lateinischen Etymons steht, oder ob es hier wie dort sekundäre analogische Bildung ist. Suchier, Auc. u. Nicol.[2], S. 67 hält nur in *fac* das *c* für ursprünglich, während in allen übrigen Fällen, im Präsens und Perfektum, *c* einer Anbildung an *fac* sein Dasein verdanken soll. Sollte nicht in pikard. *senc* = *sentio*,

menc = *mentio*, *consenc* = *consentio*, *parc* = *partiò*, *sorc* = *sortio c* ebenso ursprünglich sein wie in *fac?* Erscheint doch in demselben Dialekt *tertium* als *tierc*, *antium* resp. *antie* (vergl. Groeber, Rom. Zschr. VI, 260 Anmerk.) als *ainc*, *Laurentium* als *Laurenc*, *martium* als *marc*, *march* (daneben *marce* = *martia)* etc. Einige Belege bei d'Herbomez, Étude sur le dialecte du Tournaisis. In anderen Dialekten entspricht diesem *c* ein *z*, im Francischen in historischer Zeit, so scheint es, ein *s*: *tiers*, *Romans* (vergl. Rothenberg S. 24), *Constans*, *ains*. So dürften denn auch nfrz. *mens*, *sers*, *consens* etc. [einige Belege aus dem Anfang des XV. Jahrhd. sind: *je sens (: sens)* Christ. Pizan, long estude 4976, 5002; *je mens (: commendemens)* ib. 2123; *je mens (: argumens)* 3840; *mens je (: loenge)* 3796. Und auch hier analogisches *je me vans (: savans)* 5454; *je ains (: villains)* 1106] den von Tobler, Versbau[2] S. 148 aufgezählten 1. Sing. Ind. Präs. zuzuzählen sein, deren Stammauslaut *s* etymologisch begründet ist, ebenso begründet wie jenes *ć* im Pikard., nicht dorther entlehnt (cf. Horning l. c.). *Ce* in *j'avance*, *commence* etc. ist durch Formenübertragung zu erklären. Altfranz. *je commens* z. B. Couci XV (Littré).

Zum Subjonct. Präs. *pregne* wird bemerkt, dass es nach *tiegne*, *viegne* gebildet sei. Nahe liegt es auch, an Einfluss der zahlreichen Verba auf *-eindre (atteindre*, *feindre* etc.) zu denken, die begrifflich zum Teil nicht ferner und formell näher stehen als *viegne*, *tiegne* mit ihren Infinitiven *venir*, *tenir*. Hier war zu erwähnen, dass analoge Bildungen auch in anderen Verben als *prendre* nicht selten begegnen z. B. *quergent* Alex. 60b; *secorges* Ben. II, 4293 (Burguy); *deffenge* Aiol 325 (cf. Foerster, Anm.); *confonge* ib. 765; *ameignies* Chev. II, esp. 1707; *je doingne* Chev. ly. 1841, 5759 etc.; *dengne* Dial. An. XXIV, 1 etc. etc. In modernen Patois *boège (boive)*, *mège (mette)*; cf. Chabaneau, Hist. et théor. de la conjug. fr.[2], S. 72 Anm. Vgl. Willenberg, Rom. Stud. III, 385. Manchmal mag die analogische Wirksamkeit in vulgärlatein. Zeit zurückdatieren. Vgl. Schuchardt, Vokalismus II, 504. Böhmer, Jahrbuch X, 173 ff.

S. 49. Wann ältere *pregne*, *viengne* durch neufrz. *prenne*, *vienne* verdrängt wurden, dürfte sich deshalb nicht leicht bestimmen lassen, weil *nn* im Altfrz. gelegentlich graphisch für *ñ* steht, also lautlich mit *gn*, *ngn* identisch sein kann. R. findet *vienne* zuerst C. N. Nouv. ed. Jacob, S. 60. Ältere Belege dieser Schreibung scheinen nicht ganz selten zu sein: *avennet* Dial. Anim. XIX, 17; *aviene* ib. XXXIV, 16; *reprenet* XXIX, 4; *renne* (= *regnum)* : *tienne* Emp. Const. 424 wird von Gröber, Rom. Zschr. II, 494 citiert. An den zweideutigen Reim *vaigne (fon-*

tainne) Rich.. bi. 1253 sei hier erinnert. Ob neufrz. *vienne, prenne* ausschliesslich, oder überhaupt, durch Formenübertragung zu erklären sind, darf fraglich erscheinen. Eine andere Möglichkeit der Erklärung jener Formen verdiente Beachtung, nämlich die, dass in der Mundart von Ile de France ein Lautgesetz, nach dem *ñe ne* wurde, wirksam — nicht völlig durchgedrungen — war, zur Zeit als diese zur Schriftsprache erstarrte. Dem individuellen Gutdünken der Grammatiker wäre es dann in jedem einzelnen Falle überlassen geblieben, ob sie der Form mit *ñ* oder *n* den Vorzug geben wollten. Beza (Tobler S. 75) sagt: G quiescit ante *n* molle ut *gagner (lucrari)*. Usus tamen obtinuit, ut excipiantur quædam, ut *signe (signum)* cum derivatis, ut *signer (signare), resigner (resignare), regne (regnum)* et *regner (regnare)*, in quibus *g* quiescit et *n* nativo suo sono et non illo molli effertur, quasi scriptum sit *sine, siner, resiner, rene, rener.* Nach Ménage sprach man *anneau* für *agneau.* Dubois kennt *montainè = montagne.* Vgl. Livet, Les Gram., Seite 32 Anm. Auch aus altfranz. Texten bekannt ist *assener*, wozu Foerster, R. Zschr. VI, 112 f. und Schuchardt, ib. 424, verglichen werden mögen. Christ. Piz. l. c. reimt *signes (: confines)* 1925; *royne (: benigne)* 2595. Metzke Dial. v. Ile de Fr., S. 88, citiert *enseigne (: Seine)* Rutebeuf I, 40; II, 167; *taverne (: espergne)* ib. II, 53 und zahlreiche andere Beispiele aus J. Marot, A. Chartier, Eust. Deschamp etc.; cf. Neufrz. *signet* (spr. *siné*). Ebenso bekannt ist der umgekehrte Lautübergang von *n* zu *ñ* aus anderen Mundarten. Zahlreiche Belege hierfür bringt Apfelst. „Lothr. Psalt." XLI, XL. Im Neuwallon. erscheint sowohl französ. *frêne* wie *frange* als *frâgne, chêne* lautet dort *châgne, âne âgne*; cf. Altenburg „Versuch einer Darstellung der wallon. Mund." III, 14. Einer eingehenden Erörterung dieser Fragen durfte Verfasser an dieser Stelle nicht aus dem Wege gehen.

ib. R. ist der Ansicht, dass altfrz. *siece* nicht auf *sedeam* zurückzuführen, welches analog dem Substant. *sedia* ein *siege* hätte ergeben müssen; *siece* stehe vielmehr in direktem Zusammenhange mit dem Indikat. *siec = sedeo*, wo *de* im Auslaut richtig die Tenuis *c* hätte ergeben müssen. Hiergegen liesse sich mehreres einwenden. Bemerkt sei nur, dass damit zahlreiche analoge Bildungen: *mece, kiece, croce, paroce* etc. etc., die von R. nicht erwähnt werden — nur *chiece* wird genannt — nicht erklärt würden. Vergleiche hierzu jetzt Mussafia, Sitzungsberichte der kais. Akad. der Wissensch. in Wien 1883, Nr. VIII, S. 27 f., wo auch die schon recht umfangreiche einschlägige Litteratur verzeichnet ist. Dass *siece, siecent* gelegentlich auch in solchen Texten auftauchen [z. B. Oxf. Ps. *siecent* 100, 8 (Meister); *secit* γ. 12, das Koschwitz, R. Zschr. II, 483 in *siecet* korrigiert], in

denen man *kiece*, *mece* nicht zu begegnen pflegt, ist kaum Grund genug, für dasselbe eine besondere Erklärung zu suchen. Auch *griece* = *grieve* trifft man sporadisch in anderen als pikard., lothr., burgund. Texten an: Christ. Piz. l. c. 1196. 3122, beide Male im Reime auf *Grece*. *Ovrece* begegnet Liv. des Mét. d'Etienne Boileau LXXX, 1; *ovreche* ib. LXVIII, 1.

ib. Nicht überzeugend ist das zu den Perfekten *eu*, *seu* etc. Bemerkte. Verfasser versäumt es, dialektische Unterschiede zu machen. Steht denn *peu* bei Charl. d'Orl. in notwendigem histor. Zusammenhang mit *peuc*, *poc* in pikardischen Texten? Ist ferner pikard. *poc* als eine organische Bildung aus *potui* erwiesen? Ist dieses *c* in pikard. Patois nicht vielleicht heute noch in irgend welcher Gestalt vorhanden? Und wenn es fiel, konnte es nicht auf organischem Wege schwinden? Selbst in *vic* = *vidi* nimmt R. „konsonifiziertes" *i* an, das später unter Einfluss der übrigen stammbetonten Formen geschwunden sein soll! Auch dass *tinc* = *teni* scheint Ref. wenig wahrscheinlich. Vgl. hierzu Cornu, Rom. VIII, 360 und Suchier, R. Zschr. II, 260. R.'s Hinweis auf Suchier, R. Zschr. III, 462 passt an dieser Stelle nicht. Auf Suchier, R. Zschr. II, 263. 268 zu verweisen, hätte sich Verfasser nicht begnügen sollen, da, was er vorbringt, von den dort entwickelten Ansichten sich wesentlich unterscheidet.

Auf derselben Seite heisst es: „Es liegt die Frage nahe, weshalb sich in der 3. pers. sing. (l. plur.) präsentis indic. ein gleicher Einfluss des Ableitungs-i wenigstens in historischer Zeit nicht nachweisen lässt. Sollte ein Ableitungs-i nicht wirksam gewesen sein bei der Bildung von *ils commencent*, *bouillent*, *saillent* etc? In *bouillent*, *saillent* äussert sich freilich der Einfluss des *i* der Endung wesentlich anders als in den von R. behandelten Fällen. Sie hätten gleichwohl eine Erwähnung verdient, umsomehr als hier die unter dem Einfluss eines solchen Ableitungs-i entstandene 3. plur. selbst wieder andere Formen mit beeinflusst haben dürfte. Im Altfrz. wurde *saillir*, wenn ich recht sehe, ursprünglich folgendermassen konjugiert:

Inf. assalir Leod. 140; Chev. II. esp. 1587; salir G. Pal. 5530; tressalir Bast. Bouil. 1276; as- ib. 239. 629, 953, 1065, 1069, 1275.

Pr. Ind. *asaill* Rol. 987.
asauz Chev. ly. 5131.
salt Rol. 1763; assalt M. Brut 1794; sialt Chev. ly. 1835; saut Chev. II. esp. 658.
assalons
assalez
saillent Rol. 2469; Chmgn. 399; Chev. ly. 2355.

Pres. Subj. *asaillet* Rol. 1659; *assaille* Münch. Br. 1698; Bast. Bouil. 289.

Angeglichene Formen lassen sich früh nachweisen: *saillir* Comput 2967; *assaillir* Chev. ly 990; *tressaillum* Comp. 2373; *sailt* Charlmgn. 195 (Hs). Das umgekehrte Verhalten zeigen eine Anzahl Denkmäler, die in pikardischen Hss. überliefert sind: *assalent* vr. Aniel 391; Münch. Br. 1279; as- 1945, 1949; *salent* Chev. II. esp. 873; B. Bouil. 990; as- 4695, 5314; *salent* Rich. bi. 2288, 3078; *assalent* Guil. Pal. 319. So auch Neupikard. Foerster bemerkt zu *salent* Chev. II. esp. XLIX „mouilliertes L wird durch einfaches ausgedrückt.“ Dies bliebe zu untersuchen. Formen wie *fermal*, *traval* lassen sich zum Vergleich nicht wohl heranziehen. — Ähnlich dürfte es sich mit *bouillir* verhalten; mit dem Unterschied, dass ursprüngl. *je bouz* (*boil* + *s*), *tu bous*, *il bout* noch heute bestehen. Altes *boulir* [z. B. Bast. Bouil 509], *boulons* etc. wurden auch hier durch *bouillir*, *bouillons* verdrängt. *Ils bolent* (: *colent*) begegnet Chev. ly. 6201. — Wie verhält es sich mit *faillir*, *piller*?

S. 50. R. bekämpft die Ansicht Foerster's, nach der franz. *servent* auf **servant* zurückgehe und meint „*Serviunt* musste, selbst wenn das französische *-ent* aus *-ant* entstanden wäre, unter allen Umständen *serjent* ergeben. Wir sehen die Lösung der Frage vielmehr in der Tendenz, den allgemeinen Verbalstamm *serv-* überall durchzuführen.“ Ein Versuch, Verfassers Beweis für diese These, dem ich nicht beizustimmen vermag, zu widerlegen, würde hier zu weit führen. Bemerkt sei nur, dass, solange ein *serjent (serviunt)* in franz. Zeit nicht nachgewiesen ist, nichts im Wege stehen dürfte, ein vulgärlat. **servunt* als Etymon des französ. Wortes zu vermuten, d. h. die Formübertragung in vulgärlatein. Zeit zurückzudatieren. Erwähnt sein mag hier auch franz. *sevent*, das Lücking, Mundarten 73, auf *sapent* statt *sapiunt* zurückführt. — Einfluss eines alten latein. Ableitungs-i könnte man noch erkennen wollen in *vaignent* = *veniunt*, das im Altfrz. gelegentlich sich nachweisen lässt (cf. Foerster, Lyon. Ysop. XXXVII); doch liegt hier wohl eine andere Erklärung näher.

ib. „Die gleiche Ursache hat denn auch im partic. præs. der hierher gehörigen Verba der Analogie ein leichteres Spiel gegeben; vgl. *mourant* = **moriantem*, *venant* = **veniantem*, *sentant* = **sentiantem*, *servant* = **serviantem*, während das dem Verbum ferner liegende substantivische *serjent*, *sergent* seine etymologische Bildung bewahrt hat.“ Hier vermisse ich eine Erwähnung des altfrz. Partic. *veignant*, das neben *venant* nicht ganz selten erscheint, z. B. Bast. Bouil. 6472; Chev. II. esp. 7571; *vegnans* Jul. Ces. 150, 2 (Settegast). Fraglich darf es allerdings er-

scheinen, ob dieses *veignant* auf lat. *veniantem* zurückgeht oder sekundäre Bildung ist. Vgl. Tobler, Götting. gel. Anz. 1877, S. 1629. Nfrz. *se faire bienveigner*. Thierry (1572) kennt *bienvienner*, s. Thurot, Prononciat. S. 481. — Hier hätte auch das analogische Partc. *voillanz* (nfrz. noch in *bienveillant* etc. erhalten) eine Erwähnung verdient, das in altfrz. Texten so ungemein häufig neben *voulans* begegnet: Dialg. Greg. 21, 21; 73, 13; 104, 2; 271, 10; Oxf. Psalt. V, 4 etc. — Beachte auch nfrz. *valant* neben *vaillant;* ferner *doliants* Jonasfrgm., das Freund Verbalflexion S. 31, wie mir scheint, nicht richtig beurteilt. — Zu *sergent*, *servant* liesse sich bemerken, dass in Bezug auf *savant*, *sachant* das Verhältnis von Nomen und Verbum das umgekehrte ist. Die Form *savans* ist übrigens viel älter als man nach R's. Andeutungen vermuten sollte; vgl. Oxf. Psalt. 35, 11; 48, 12 etc.; *sapant* Dial. Anim. VII, 16. Vielleicht existierte ein analog. Partc. *sapans* neben *sapians* schon in vulgärlatein. Zeit. Wann trat die begriffliche Differenzierung ein? *Saichant* = nfrz. *savant* z. B. noch bei Charl. d'Orl.

Altes *avanz (habentem)* begegnet Oxf. Ps. 37, 15 und Camb. Ps. ib. (Fichte). — Ein Partc. *fayant* = frz. *faisant* spricht man heute in Lothringen (cf. Adam S. 402. 403). Dass hier Analogie im Spiel, bedürfte freilich eines besonderen Nachweises.

b) Fälschliche Behandlung des c.

S. 51. Verf. ist der Ansicht, dass eine aus *necemus* zunächst entwickelte prähistor. Form *neisons* existiert habe, die dann später durch den den übrigen Formen eigentümlichen Stamm *noi* beeinflusst worden sei. Das mag richtig sein. Der Beweis, den Verf. führt, ist nicht überzeugend. Um Lautgesetze aufzufinden, nach denen Verbalformen umgeformt wurden, sollte man, solange irgend ein anderer Ausweg bleibt, nicht Verbalformen befragen, die selbst einem analogen Formensystem angehören und daher selbst analogischer Wirksamkeit ihr Dasein verdanken könnten. Doppelt unzulässig aber muss es erscheinen, wenn R. Formen wie *culzt*, *chevalzt* zur Begründung seiner Ansicht heranzieht, da hier das *c* der latein. Etyma unter lautlich völlig verschiedenen Bedingungen, nach der Tonsilbe, steht.

ib. „*connoissent*, *connoisse* haben nicht *cognoscunt*, *cognoscam* zu direkten Vorbildern, denn diese hätten **conoichent*, **conoiche* ergeben müssen.“ Ein Lautgesetz, nach dem *cognoscunt conoichent* ergeben musste, dürfte es nicht im Altfrz. gegeben haben. Das von R. zum Vergleich herangezogene *louche* = *luscus* ist kein gut gewähltes Beispiel. *Louche* ist nach Analogie des Femininums (*louche* = *lusca*) gebildet. Im Altfrz. ergab *luscum lois* (G. Paris

Romania X, S. 58). Umgekehrt mag nach Analogie des Maskulinums *Francois* frühzeitig ein Femininum *Francoise* an Stelle älteren *Franceschc* getreten sein. Diez' Ansicht, dass *Francois* nicht auf *Franciscus* zurückzuführen, darf jedenfalls zweifelhaft erscheinen. Vergleiche noch *friscum freis; boscum bois*, pik. *bos; discum dois. Conoisse (cognoscam)* wird durch andere Formen dieses Verbums beeinflusst worden sein (Cornu, Romania VII, 366). Als Überreste alter Bildung kämen allenfalls in Betracht *conoichet* Pseudo Turp. 300, 4 (Görlich); *ingemischans* Dial. Anim. S. 275, 8.

c) Fälschliche Einschiebung von assibiliertem c.

Zu *disent* vgl. noch Knauer Jahrb. XIV, 265, wo zwei Belege aus dem XIV. Jahrh. verzeichnet sind. — Verf. hält *conduise* für eine jüngere Bildung als *conduie*. Hier hätte wohl eine ältere Ansicht, nach der nicht klass. lat. *conducat*, sondern vulgärlat. **conduceat* (woraus *conduce* und, wie Neumann l. c. S. 83 ausführt, durch Angleichung an *conduisions conduise)* dem französischen Worte zu Grunde liegt, einige Beachtung verdient. Durch sorgfältige Beobachtung des Sprachgebrauches der älteren Denkmäler (in Bezug auf das frühere Auftreten von *conduie* oder *conduise)* hätte sich zur Entscheidung der Frage vielleicht etwas beitragen lassen. — *Doceiet* Ba. Chrest. 5, 18 ist nicht *ducebat* sondern *docebat*.

S. 52. d) Fälschliche Einschiebung von s. R's. Ansicht, nach der das Auftreten eines unorganischen *s* in *destruisoit, destruisement* ungefähr gleichzeitig ist mit dem Schwund der starken Perfektformen *destruis*, *destruit*, *destruistrent* (XIII. bis XIV. Jahrh. nach R's. Angabe), bedürfte der Bestätigung auf Grund einer sorgfältigen Untersuchung älterer Texte. Beachte, dass *destruisement* bereits Dial. Greg. 28, 9. 83, 7 und *destruisoit* Münch. Brut. 4075 erscheint.

ib. „*Fuir*(e) und *bruire* können gerade deshalb, weil ihr Perfektum nicht sigmatisch ist, ein *s* im Präsensstamm nicht aufweisen.“ Wohl noch ein anderer Grund liesse sich für diese Erscheinung geltend machen. *Fuir* unterschied sich im Altfrz. von den Verben der Gruppe *-uir (duir, luire* etc.) in lautlicher Beziehung wesentlich. In mehreren Dialekten scheinen die alten Formen *foir*, *fouir*, *foirai* etc. noch lange sehr gebräuchlich gewesen zu sein. Noch Palsgrave kennt sie. In modernen Patois (Lothringen, Poitou) sind sie heute lebendig. Vgl. Franz. Studien III, 390. Streiche in der dort mitgeteilten Beispielsammlung *fower* Chardry. Zahlreiche andere Belege, z. B. aus Lyon. Ysop., Renart, Octavian liessen sich hinzufügen. Für *brouir (rūgire)* statt *bruire* sind Belege meines Wissens noch nicht gesammelt,

woraus nicht folgt, dass die alte Sprache nicht altes organisches *brouir* neben *bruir* lange bewahrt habe. Vgl. Christ. Pizan l. c. 1541 „*nous posmes ja le son oir Des yaves que l'en ot* brouir." Auch dürfte die Ansicht Derjenigen, welche nfrz. *brouir* und *bruire* auf dasselbe Etymon zurückführen wollen, nicht ohne weiteres von der Hand zu weisen sein.

Verf. legt sich weiter die Frage vor, „welches Verbum hat die Veranlassung zu der Umwandlung von *cloons* = *claudimus* zu *closons* gegeben?" Hier lässt sich an Einfluss des Partic. *clos*, *close* und zahlreicher — gleichviel ob primitiver oder abgeleiteter — Nomina gleichen Stammes, z. B. *closage*, *closerie*, *closel*, *closement*, *closure* und anderer, die bei Godefroy verzeichnet sind, erinnern.

Dass bei Beurteilung des unorganischen *s* in *destruisoit*, *conduisoit* etc. die Formen des Präteritums mit in Rechnung zu ziehen sind, soll hier natürlich nicht bestritten werden.

S. 53. „Aus *rasisti* = *rasis* entstand das Perfektum *je rasis* Palsgrave S. 662, und danach ist offenbar die ebendaselbst angeführte Präsensform *nous rasons* fälschlich geschaffen worden." Vergleiche hierzu Diez Etym. W.[4] I, 264 und Littré, der franz. *raser* aus dem XII. Jahrh. belegt.

ib. „Das sekundäre Perfektum *il escrisit* für *escrist* nach *tu escrisis* = *scripsisti* . . . veranlasste Präsensformen wie *descrise* etc." Weshalb sollten ausschliesslich die sekundären Perfektformen diesen Einfluss geübt haben? *Escrisant* begegnet bereits Dial. Greg. 8, 7; ob das sekundäre Perfekt ebenso weit hinaufreicht, bliebe zu untersuchen. — Formen wie *j'escrips* Charl. d'Orl. (s. Nordström), *rescripse* Froiss., *escripsez* Jub. Myst. inéd. II, 243, *escripsent* Froiss. I, 3 (Knauer), *escripsoit* Froiss. I, 188 (Knauer), *rescripsant* J. Stav. hätte ich abgesondert betrachtet. Beachtenswert ist, dass hier nicht Einfluss der franz., sondern der latein. Präteritalformen im Präsensstamme sich zeigt, beachtenswert, auch wenn es sich nur um eine mehr graphische Frage dabei handeln sollte. Hätten wir es ganz ausschliesslich mit einer Neuerung der Lateinkundigen zu thun, weshalb wurde nicht das etymol. *b* des latein. Präsens eingeschoben? An Suchiers Ausführungen zu *evanonir* R. Zschr. VI, 436 sei erinnert. — Bei Erklärung des analogischen Präsens *escrise*, *escrisent* etc. darf auch das in der alltäglichen Rede gewiss oft damit zusammen genannte Verbum *lire*, das seit ältester Zeit nous *lisons*, *ils lisent* bildet, nicht übersehen werden. Möglich ist, dass auch *disent*, *disons* etc. durch die entsprechenden Formen von *lire* mit beeinflusst wurden. Ausgeschlossen ist, wie R. richtig bemerkt, die Annahme einer umgekehrten Anbildung von *lisons* an das

viel jüngere *disons*. Vergleiche noch Diez Gram.[3] II, 241, der auch *faisons*, *despisons* in Vorschlag bringt als Formen, an die *lisons* sich angelehnt haben könne. — Erinnert sei hier auch an Lücking's Erklärung des *s* in *lisons*, *lisent* etc. Mundarten, S. 83, der G. Paris Romania VII, 122 zustimmt.

ib. Zu *deissirent* vgl. Görlich Franz. Studien III, 165, woselbst weitere Belege und auch *je deissi* verzeichnet sind.

S. 54. Zu *visqueit*, *beneesquir*, *nasquir* vgl. Romania XI, 621. Im Wallonischen und Lothringischen leben die Formen mit analogischem *qu* noch heute fort. *Vivre* lautet dort *viker*, *veki;* cf. Altenburg l. c. III, 15.

e) Fälschlicher Schwund des s. Im ersten Teil dieses Abschnittes hätte sich R., da er über den hier behandelten Gegenstand nichts neues mitzuteilen hat, ungleich kürzer fassen können. In der Erhaltung des *s* in *mesis*, *presis* ein pikardisches Dialektkriterium zuerst erkannt zu haben, ist ein Verdienst, worauf gewiss auch Suchier niemals hat Anspruch erheben wollen. Diese Erkenntnis ist längst nicht mehr neu. Vgl. u. a. Diez Gram.[3] II, 243. In des Ref. Beispielsammlung Franz. Studien III sind die aus S. St. Bernh. citierten Belege *preist*, *soffeist* zu streichen. — In diesem oder dem vorhergehenden Abschnitt hätten die so häufig begegnenden sigmatischen Perfektformen, die unter Einfluss von *mesis*, *desis* etc. entstanden, eine Erwähnung verdient, z. B. *amortesimes*, *convertesimes*, *werpesimes*, *fusist* etc. etc. R. nennt nur *gesisse*, *plaisi*, *lisi* und erklärt in diesen Bildungen das *s* aus dem Präsensstamm. Vgl. G. Paris Étude sur le rôle de l'accent lat. S. 74. Tobler Götting. gel. Anz. 1877, S. 1608. Beispiele wurden mehr als einmal zusammengestellt. So wird von Mussafia Litteraturblatt 1882, Sp. 184 auf *visest* (-ist) von *videre* in Pred. Greg. aufmerksam gemacht. Vgl. ferner Uhlemann Rom. Stud. IV, 603, woselbst auch weitere einschlägige Litteratur verzeichnet ist. Einige Belege auch Franz. Studien III, S. 440.

S. 55. „Seltsam ist der Abfall des auslautenden *t* in den part. perf. *luit*, *nuit* . . . Formen, die offenbar unter dem Einfluss von Partizipien wie *conduit*, *destruit* an Stelle altfrz. *luisit* . . . entstanden sind." Weshalb seltsam? Sogenanntes festes *t* wurde doch auch in nicht wenigen anderen Fällen, sei es dass es bereits verstummt war oder noch lautete, unter dem Einfluss der Analogie aufgegeben: *a = habet; loue = lot = laudet*, *va = vadit; dié = dedit*, wozu Mussafia Litteraturblatt 1882, Sp. 233, Anm. 8 zu vergleichen ist, etc. Umgekehrt *ait = habeat*. Weshalb werden die Partc. *luit*, *nuit* als jüngere nach *duit*, *destruit* an Stelle des altfrz. *luisit* gebildete Formen bezeichnet? Seit dem

XII. Jahrhundert lassen sich im Altfranzösischen die Verba *nuir* (**nócere*, ital. *nuocere)* und *nuisir*, *luir* und *luisir* nachweisen. Nichts berechtigt meines Wissens, ein franz. Partc. *luit* oder *nuit* für jünger zu halten als *luisit* und *nuisit*. Einige Belege für *luir*, *luisir*, *nuir*, *nuisir* mögen hier mitgeteilt werden: *nuisir* Oxf. Psalt.; *nuisirai* ib. 88, 33; *nuir* Chev. ly. 118; *luiroit* Dial. Greg. 58, 4; *luira* Chev. ly. 1838; *luisit* (Perf.) Dial. Greg. 214, 25; 105, 8; 105, 21; Französische Stud. III, 439 ist *luisit* zu streichen.

ib. „Das Schwinden des *t* mag hier veranlasst sein durch die syntaktische Unmöglichkeit, weibliche Formen wie **luite*, **nuite* zu bilden, welche in sinnlicherer Weise das Sprachbewusstsein an die rechtmässige Existenz des *t* hätten gemahnen können.“ Eine syntaktische Unmöglichkeit, ein Femininum *nuite* zu bilden, existiert für das alt- und mittelfranzösische nicht. *Elle s'est nuite* zu sagen war ebenso gestattet wie z. B. Christine de Pizan l. c. 3843 schreibt *Et a par moy me suis sousrise (: autorise)*. Vgl. Gessner Jahrb. 1876; Darmesteter und Hatzf. XVIe siècle, 272 Anm. — *Nui* statt *nuit* schrieb man vielleicht (denn um eine graphische Neuerung handelt es sich hier doch wohl), um es von *nuit* = *noctem* zu unterscheiden. — Hier wäre vielleicht auch der geeignete Platz gewesen, des unorganischen *t* im Femininum gewisser Partizipien pikardischer, wallonischer und lothringischer Texte zu gedenken; z. B. *deute* Dial. Greg. 131, 12; *criute* 209, 11; *cognute* d'Herbomez l. c. S. 131; *liute* ib. 131 etc. etc. Vgl. Apfelst. Lothring. Psalt., S. XLI. — Zum altfranz. Partc. *desconfi*, *desconfie* vergleiche Foerster Chev. II esp. LX. — Beachte auch nfrz. anal. *béni*, *bénie* neben *bénit*, *bénite*.

S. 56. Die sekundären Konsonanten b, d, t.

Dass dem Imperf. aus *stabam* in der alten Sprache eine neue Imperfektbildung aus dem Inf. *estre* zur Seite stand, lässt sich, wie schon G. Paris Étude sur le rôle de l'ac. lat. S. 79 bemerkt, auch aus östlichen Texten ersehen; z. B. *steivet* (= stabat) Dial. Greg. 156, 5; *estevet* 169, 1; *stevent* 214, 23; *steivent* 215, 1; *estevet* 17, 8; 71, 6; 85, 15; dahingegen *estoit* (er war) 18, 14; *astoit* 18, 16; 92, 12 etc. Neubildung aus dem Inf. ist ebenso altfrz. *esterai*: vgl. G. Paris l. c.; Koschwitz R. Zschr. II, 482; Foerster Aiol zu 821.

S. 57. Verfasser sieht in der Verdrängung der Lautgruppe *mbr* durch *ndr* in den Verben *crembre* (so lautet die ursprüngliche Form, nicht *criembre)*, *prembre*, *gembre*, *raembre* einen „rein mechanischen Vorgang,“ der in Folge der Nasalierung des *m* eingetreten sei. Diese Ansicht hat zur unerwiesenen Voraussetzung, dass in *crendrai* . . . Rol. 257. 791; Oxf. Ps. III, 6 etc.

Nasalvokal gesprochen wurde, in *criembre* Rutbf. II, 160; *reimbre* Cartul. d'Autun 117 (XIII. Jahrh.); *raembre* Hist. de Metz ed. Tabouillot III, 218; *reembrer* Ordon. I, 74 etc. der orale Laut bestand und lässt unerklärt, wesshalb *chambre* ein *chandre*, *timbre* ein *tindre*, *remembrer* ein *remendrer* etc. nicht ergaben.

ib. „Für die Gruppe *ldr* kommt *moldre*, *moudre* nicht in Betracht; dieses Verb scheint unter dem Einfluss stammverwandter anderer Redeteile *(moulin?)* jede Beeinträchtigung seines ihm grammatisch (?) zukommenden Stammes zu jeder Zeit von sich gewiesen zu haben." Eine Belegsammlung wäre an dieser Stelle recht erwünscht gewesen. Die einzige altfrz. Form des Subj. Präs., die ich citiert finde (Littré), lautet *meuille!* Hier war noch von *toldre* zu handeln, das, soweit ich sehe, im Altfranz. in Bezug auf den Stammauslaut wie *moldre* behandelt wurde: *tolent* Rol. 2464. 2585; Chev. ly. 842; Guil. Pal. 5602; Münch. Br. 804; *toloit* Dial. Greg. 40, 20 etc. Im Subj. Präs. auch hier *toillent* J. Blaiv. 528; *tolges*, *tolgent* Oxf. Ps.; *toylle* auch Alexanderfr. (Foerster R. Zschr. VI, 422). In den meisten derartigen Fällen wird, wie eine Vergleichung der anderen romanischen Sprachen zeigt (cf. Böhmer l. c.), analogische Wirksamkeit schon in vulgärlatein. Zeit anzunehmen sein.

Ebenda findet Vf. in *j'absous*, *je absoubs (= absolvo)* eine wenig volkstümliche Annäherung an das lat. Etymon! Falls es für die Erklärung von *j'absouz*, *absous (absol*, *absol + s)* der Annahme analogischer Wirksamkeit bedürfte, würde man an Einfluss der 2. und 3. Pers. Sing. zu denken haben, die regelrecht auch im Altfrz. *tu absouz*, *il absout* lauteten. — *J'absolz* wird von Littré aus Joinv. belegt. — Dass *absolvons*, *absolvent* Neubildungen des XVI. und XVII. Jahrh. sind und mit *asolve* Dial. Anim. XXVIII, 5 in einem historischen Zusammenhang nicht stehen, erscheint Ref. nicht erwiesen. Zu Vf's. Hinweis auf Beispiele aus Amyot (Burguy II, 206), die noch die alten Formen des Verbums *soudre*, *as-* etc. repräsentieren sollen, sei bemerkt, dass dort nur altes *absouloyent* einmal belegt ist, alle übrigen daselbst citierten Formen: *soudre*, *absouz*, *absolurent* (cf. Littré), *absolut*, *resolurent* noch heute nicht ausser Gebrauch sind.

S. 58 macht R. auf eine für die Dialektforschung wichtige und noch wenig eingehend beobachtete (cf. Chabaneau l. c. S. 92) Erscheinung, namentlich wallonischer Texte aufmerksam, in den Verben *plaindre*, *teindre*, *joindre* etc. das sekundäre *d* des Infinit. und Fut. auf die anderen Formen zu übertragen. Da die hier in Frage kommenden zahlreichen Verba auch in Urkunden ziemlich häufig begegnen, würde der Versuch einer genaueren lokalen Abgrenzung eine lohnende Aufgabe sein. Ref. begegne-

ten einschlägige Formen (*complaindant*, *plaindoient* etc.) nicht selten auch in Urkunden aus Metz und Cambron.

S. 59. Dass Froissart wahrscheinlich der Formen mit eingeschobenem *d* sich bediente, folgert Verf. daraus, dass diejenigen seiner Poesien oder Prosaschriften, welche in Hss. überliefert sind, die wahrscheinlich die Ortographie des Autors repräsentieren, solche Formen durchweg aufweisen. Wenn die Gedichte anderer Hss. diese Formen nicht zeigen, könnte daraus für ihre Unächtheit dann etwas gefolgert werden, wenn die Restituierung jener analogischen Formen die Reime nicht zuliessen.

S. 61. Die Form *vaincre* lässt sich, wie auch Foerster R. Zschr. I bemerkt, seit dem XII. Jahrh. nachweisen und erscheint im XIII. Jahrh. bereits gar nicht selten; cf. Dial. Greg. 136, 16; Hiob 309, 41; Chev. ly 5468; Durm. 7138; Pseud. Turp. 301, 5; 273, 23 (*veinctre*).

ib. Formen wie *rend* = *reddit*, *tend* = *tendit* etc. sind auch dem Altfranz. nicht fremd; cf. Hiob 308, 33. 309, 41. 314, 2. Vgl. Uhlemann, Rom. Stud. IV, 601. Häufig erscheinen sie allerdings erst im XV. Jahrhd. Mehr als das *d* des französ. Infinit. wurde für diese Schreibung wohl das *d* des lateinischen Etymons massgebend. Dass im Neufranz. ausschliesslich diejenigen Verba mit *-ndr-* im Inf. ein unorgan. *d* im Präs. haben, die auch im Latein. ein *d* im Infinit. aufweisen, ist kein Zufall. Beza (ed. Tobler, S. 23 f.) bemerkt: „Sic quamvis tertiæ personæ singulares præsentis indicandi modi verborum activorum *t* literam regulariter requirant in secunda et tertia conjugationibus, scribimus tamen *entend (intelligit)*, *fend*, *defend*, *fond*, *respond*, propter infinita *entendre*, *fendre*, *defendre*, *fondre*, *respondre*, quibus etiam nonnulli addunt *plaind*, *peind*, *craind*, *feind*, *estraind*, *joind*, *poind* sed immerito. Nec enim in eorum infinitis modis, *plaindre*, *peindre* . . . litera *d* invenitur ut in illis ex analogia sed euphoniæ causa inseritur, ut in Græca dictione *ἀνδρός* pro *ἀνρός* etc." Beachte noch, dass man im XV. und XVI. Jahrhd. nicht nur *il prend*, *deffend* etc. schrieb, sondern auch il *void* (*videre*), z. B. Ronsard (Bibl. Elzev.) III, 123. IV, 135; *il vid* (statt *vit*, Perf.) Christ. Piz. l. c. 1482 (C. D.); *il exclud* (cf. Littré). — Auch neufranz. *assieds*, *assieds*, *assied* und *sied (sedere)* sind hier zu nennen.

S. 62. „Das *t* der Endung der 3. pers. sing. ist hinter diesem *d* als überflüssig ausgefallen." Hat man einmal *rendt*, *defendt* geschrieben? — *Rompt* neben *ront* begegnet auch im Altfrz. nicht selten; cf. Oxf. Rol. 1227. 1265; J. Blaiv. 1071 etc.

g) Unorganischer Ausfall des eingeschobenen d. R. bekennt sich zu der Ansicht, nach der *misent*, *prisent* etc.

ein *s* nach Analogie von *mis*, *pris* erhielten, nach der *mirent*, *prirent* an *virent*, *vendirent* angebildet wurden. Es ist möglich, dass diese Ansicht das Richtige trifft. Für Vf. aber musste es an dieser Stelle darauf ankommen, seine Ansicht durch überzeugendes Beweismaterial zu stützen und entgegenstehende Hypothesen (vgl. z. B. d'Herbomez l. c. S. 127) zu entkräften. Zu beachten bleibt z. B., dass gerade in den Dialekten, in denen *misent*, *prisent*, *prissent*, *joinssent* etc. begegnen, auch sonst *s*[*t*]*r* gelegentlich als *ss*, *s* erscheint und dass Bildungen wie *remedrent*, *ocidrent*, *pridrent*, *conquidrent*, in denen Angleichung an *vendirent* etc. ausgeschlossen zu sein scheint, im Altfrz. nicht ganz selten begegnen. Belege für das Verstummen des *s* vor Kons. lassen sich aus recht früher Zeit beibringen (vgl. z. B. Rom. St. III, 480), daher Reime wie *virent* : *mirent* im 13. Jahrhd. vom Vf. nicht als Stütze für seine Ansicht angeführt werden konnten.

S. 63. h) Unorganischer Ausfall des stammhaften d.

Bei Beurteilung der Formen *prenent* etc. kommen auch die 1. 2. Sing. und der Imperat. in Betracht: *pren* Rol. 3590; Oxf. Ps. 34, 2; *pran* Am. Amil. 1724 etc. etc.

S. 64. i) Ersatz des eingeschobenen oder stammhaften d durch j, g.

Ob so sporadisch auftauchende Formen wie *sorjoit*, *terjoit* „Überreste einer archaischen Flexion“ sind, oder selbst sekundäre Bildungen, wie dies Foerster, Zschr. f. nfrz. Spr. u. Lit. I, 86 für *torgant* annimmt, darf fraglich erscheinen. Noch mehr eines Beweises bedürfte es dafür, dass sie noch, wie Vf. meint, Einfluss genug besessen hätten, Bildungen wie *argant*, *morgant* ins Dasein zu rufen. Sollten die eben genannten Partizipia — denn meistens im Partic. erscheint dieses *j*, *g* — anders zu erklären sein als *voillant*, *doliant*, *vaillant* u. a., in denen der Stammauslaut — und vielleicht schon in vorhistor. Zeit des Afrz. — durch den Konj. Präs. (auch selbst erst sekundäre Konj. Präs. wie *toille*, *prenge* kämen hier in Betracht), beeinflusst worden sein mag; also *ardeantem* : *ardeam* = *valeantem* : *valeam*? Dass dann gelegentlich diese Lautung auch über andere Formen sich verbreitete, wird nicht Wunder nehmen.

S. 65. k) Die Formen je prins, prins für je pris, pris.

Vf. bleibt einen Beweis dafür, dass in diesen Bildungen „offenbar“ eine Vermischung mit den Verben *venir*, *tenir* vorliegt, schuldig. Die entgegenstehenden Ansichten hätten wohl auch hier eine eingehendere Erörterung verdient. Wie sind zu erklären *anemins* = *inamicus*, *amins* = *amicus*, *cheminse* etc., die in denselben Texten begegnen, in denen *je prins*, *prins* be-

sonders häufig erscheinen? Belege bei Apfest. l. c. LX. Vgl. ferner *samin* R. Zsch. VII, 351, 208; *amins* Ba. Rom. Pastour. I, 8; I, 23; I, 24 etc. etc.; *anemin* ib. I, 26; *nuint* = *nuit* J. Cesar XXI (Setteg.); *censer* = *cesser* Dial. anim. XXX, 29; *epense* ib. 33 (vgl. Bonnardot, S. 327), *veninr* = *venir*, das Engelmann, Über die Entstehung der Nasalvokale im Altfranz., S. 59 citiert und heute im Burgundischen und Lothringischen als *venin* neben *dreumin* = *dormir* (cf. Schnackenburg S. 51) erscheint. Gelegentlich begegnendes *tins* (statt *tenu*) erklärt R. durch Anbildung an selbst sekundäres *prins*. Bemerkt sei, dass heute der Patois du Bessin (cf. Joret) ein Partc. *soutin* kennt. Ebenda *previn*, *surprinze* und *ami(n)*, *c'minse*. Erinnert sei an Roland 102, woselbst Boehmer ein Part. *devint* in den Text setzt. Auch *mins* = *mis* begegnet im Altfranzösischen. Vgl. Apfelst. l. c. Neulothringisch (cf. Adam) *j'evinsse (habuissem)*, *j'aiminsse* etc. sind bei der Beurteilung unserer Formen zu berücksichtigen.

In *prenissiez* sieht R. eine Anbildung an *tenissent*. Möglich. Eine andere Möglichkeit ist, dass hier der Präsensstamm Einfluss übte. Vgl. *metit*, *mettirent*, *metist* etc., die in östlichen und nordöstlichen Dialekten bereits des XIII. und XIV. Jahrh. recht häufig begegnen. Einige Belege R. Zschr. II, S. 287 und Franz. Studien III, 441.

Vorstehende Besprechung hat gezeigt, wie viele interessante Fragen vom Vf. in seinem Aufsatze zum ersten Male im Zusammenhange angeregt werden. Dass bei einem ersten derartigen Versuche manches übersehen wird, ist erklärlich. Auf einige einschlägige Fragen, die noch Beachtung verdient hätten, sei hier kurz hingewiesen.

So war zu Neumann's Hypothese (l. c. S. 87), betreffend die verschiedene Behandlung der auslautenden Konsonanz in *venge*, *revanche*, *cloche*, *juge* Stellung zu nehmen. — Unorganisch ist auch das *v* im Verbum *pouvoir*, das im Altfrz. bis gegen Ende des XIV. Jahrhd. ziemlich regelmässig die ursprünglichen Formen *podums*, *poons*, *pooir*, *pothent* (Alex.), *poeent* etc. aufweist. Dass es sich bei nfrz. *peuvent*, *pouvoir* um eine „euphonische Einschaltung“ des *v* handelt, wie neuerdings von Weidich, Die einfachen Formen des französ. Zeitwortes S. 24 erklärt, erscheint unannehmbar. Wahrscheinlicher ist, dass wir hier an Einfluss der entsprechenden Formen von *mouvoir* etc. zu denken haben. In östlichen Mundarten namentlich scheint *vouloir* auf *pooir* in ähnlicher Weise eingewirkt und so die bekannten Formen *peulent*, *poloient*, *polront* ins Dasein gerufen zu haben. — Wie sind zu erklären nfrz. *maudissent*, *gisent* (*s* = *ss*), *be-*

nissent für älteres *maudient, beneient*? Durch Einfluss der Inchoativa? — Wie verhält es sich mit dem Verbum *frire*, das im XVI. Jahrhd. (Littré) eine 3. Pl. Ind. *frisent* aufweist? — Als 3. Pers. Präs. Ind. von *debere* erscheint im Altfrz. *doyent* neben *doivent*, von denen nur letzteres ursprünglich, *doyent* durch Angleichung an Formen desselben Verbums oder anderer Verba (z. B. *veoir)* zu erklären sein dürfte. — Ist bei den bekannten, namentlich pikard.-wallon. Futurbildungen, in denen *nr* durch *rr*, *r* verdrängt wird, z. B. *demerrons* Ba. Rom. Past. II, 69, 24; *veront* = *venront* Aiol 5519; *dorons* ib. 8121 (cf. Foerster LI), ein analogischer Vorgang anzunehmen, wobei an Angleichung an *verrons* (von *videre)*, *serrai* (von *sedere)* etc. zu denken wäre, oder liegt hier Assimilation von *n* an *r* vor? Letztere Auffassung mag hier als die wahrscheinlichere erscheinen. Wenigstens sind *tere (= tenerem)*, *verdi (= vendredi)*, *attere = attinre (attingere)* den modernen Patois geläufig.

D. Behrens.

Litterarische Chronik.

I. Ausgaben.

Ernst Martin, Le Roman de Renard. Premier Volume. Première Partie du Texte: L'Ancienne Collection des Branches. Strassburg, Trübner. Paris, Ernest Leroux. 1882. XXVII-484 S.

In der Einleitung des uns vorliegenden 1. Bandes seiner Ausgabe des Roman de Renard gibt Prof. Martin eine genaue Beschreibung sämtlicher heute bekannten Hss., in denen eine mehr oder minder grosse Anzahl Branchen der berühmten Dichtung überliefert sind. Einen kritischen Text zu geben, liegt nicht im Plan des Herausgebers. Er beschränkt sich darauf, für jede Branche die relativ beste Hs. seiner Ausgabe zu Grunde zu legen, offenbare Versehen der Haupthandschrift zu bessern und die Orthographie ein wenig zu uniformieren. In einem besonderen Bande (dem 3. und letzten) sollen die Varianten sämtlicher Hss., soweit dieselben für die Textkritik von einigem Belang, mitgeteilt werden. Eine eingehendere Besprechung wird die wichtige Publikation hier finden, wenn sie vollständig vorliegt. Bemerkt sei noch, dass vom Herausgeber eine kritische Ausgabe ausgewählter Teile des R. d. R. durch Cornu in Aussicht gestellt wird.

Robert Püschel, Le livre du chemin de long estude par *Cristine de Pizan* publié pour la première fois d'après sept manuscrits de Paris, de Bruxelles et de Berlin. Berlin N. — R. Damköhler, libraire-éditeur, 31 Brunnenstrasse. — Paris. H. Le Soudier. 19, rue de Lille. 8°. XXXII-270 + 31 S.

In der Einleitung versucht der Herausgeber nach einer detaillierten Beschreibung der sieben von ihm benutzten Hss., deren genealogisches Verhältnis festzustellen. Aus seinen Ausführungen scheint sich mit einiger Wahrscheinlichkeit wenigstens so viel zu ergeben, dass die mit A bezeichnete dem Anfang des XV. Jahrh. angehörende Hs. der Bibliothek in Brüssel und die ebenfalls noch dem Anfang des XV. Jahrh. angehörende in Paris befindliche Hs. C in formaler Beziehung dem Original am nächsten stehen. Es folgt (S. XV—XX) eine Darstellung der Sprache von Ile de France, zu der Verfasser bemerkt: „nous tâcherons, en quelques mots, de caractériser ce dialecte que nous avons cherché à fixer en faisant l'étude exacte des rimes de notre poëme, ainsi que des principaux poëtes du même dialecte, et en comparant soigneusement les chartes du XIIIe et XIVe siècle.“ Leider nahm es P. mit der Ausführung dieses schönen

Programms wenig Ernst. Was er bietet ist nicht ohne zahlreiche Versehen und höchst fragmentarisch. Hier einige Bemerkungen zur Sprache der Dichterin. Wie sind die Reime *lignage (: say ge)* 3825, *courage (: say ge)* 1675 zu beurteilen? Falls man durch Bindungen wie *passages (: larges)* 923, *sage (: large)* 5819, *usage (: large)* die Aussprache *age*, nicht *aige*, für hinreichend gesichert halten darf, so sprechen jene Reime für *sa = say*, eine Bildung, die namentlich aus nördlichen, nordöstlichen und östlichen Texten bekannt ist. — *i = ie* ist bezeugt durch *engrige (: lige)* 2664. — *Memoire (: ore)* 5332 spricht für *oire* oder *memore*. Beide Formen sind gleich charakteristisch für östliche und nordöstliche Texte. Für *oire* siehe Belege bei Zemlin, Der Nachlaut *i* in den Dialekten Nord- und Ost-Frankreichs, S. 16. In *memore* würden wir nicht mit Nyrop (s. seine Rezension der P.'schen Ausgabe, Litteraturblatt 1881, Sp. 332) einen „Rest" der alten Endung *-ore* sehen, sondern die aus zahlreichen anderen Formen bekannte sekundäre Wandlung von *oi* zu *o*, die Foerster. Chev. II, esp. XXXIX durch ein Überwiegen des ersten diphthongischen Elements erklärt. — Beachte ferner *anoy (: moi)* 2931. Eine Form *anoy = inodium* liesse sich in dem Dialekt, aus welchem die neufranz. Schriftsprache hervorging, allenfalls durch Beeinflussung der endungsbetonten Formen des Verbums gleichen Stammes erklären. Vgl. noch *il s'appoie (: voie)* 4684. — Für picard. *iau = il* + Cons. ist kein ganz sicherer Beleg *yaux (= eux) (: royaux)* 1490. Die Hss. haben dieses *iau* öfter, z. B. *oysiaux* 334, *biaux* 273 etc. etc. Dies nicht selten in francischen Texten; cf. Metzke, Herrig's Archiv XXXV, S. 77 ff. — Häufig ist die Unterdrückung eines *l* vor folgender Konsonanz: *telz (: montez)* 4227; *perilz (: peris)* 5285; *soubtilz (: petis)* 5988; *soubtilz (: appetis)* 925; *nulz (: cremus)* 3178; *nuls (: Brennus)* 4326; *nulz (: tenus)* 5102. Vergl. hierzu Ulbrich, Rom. Zs. II, 541. — Beweisende Reime für *l̃ : l, ñ : n* sind *signes (: confines)* 1925; *repune (: fortune)* 4673; *exille (: fille)* 2598; *soubtille (: fille)* 1588; *soubtilles (: filles)* 2757. — Aus der Formenlehre ist der Conj. Sing. Præs. von *grever griece (: Grece)* 3132. 1196 anzumerken. Die 1. Sing. Præs. Indicat. auch der Verba der 1. Conjug. erhält gelegentlich ein unorganisches *s*: *je vans (vanito) (: savans)* 5454; *ains (: villains)* 1106. *Peulent* st. *peuvent* ist gesichert durch den Reim auf *veulent* 4159. Für nfrz. *tînmes*, afrz. *tenimes*, erscheint eine analogische Form *tismes (: departismes)* 1283. 714. Statt nfrz. *eut*, *plut* zeigen die Reime noch fast durchweg die alten organischen Formen *il plot (: complot)* 1355; *oz (: os)* 1351; *ot (: mot)* 6109 etc. Vereinzelt begegnet dieses *o* selbst im Perfectum solcher Verben, in denen dieser Laut überhaupt keine etymologische Berechtigung hat: *je doz = debui* 1802; *il dot* 2574. Oder ist hier *dot = doit?*

S. XX f. der Einleitung beschäftigt sich Herausgb. mit der Entstehungszeit des Denkmals. Es folgen spärliche Bemerkungen zur Metrik spez. über die Zulässigkeit der Annahme einer Cäsur im Achtsilbner und über Freiheiten, welche sich Cristine in der Behandlung von Eigennamen im Verse gestattet, einige Berichtigungen zum Text und ein Nachtrag zum Glossar.

Seinem Text legt Hrsgb. im allgemeinen die Hs. A zu Grunde. Abweichende Lesarten der übrigen Hss. werden in dankenswerter Ausführlichkeit am Fusse jeder Seite mitgeteilt. Auf die anerkennende Beurteilung, die P.'s Ausgabe in Bezug auf die Behandlung des Textes durch G. Paris, Romania X, S. 318, Suchier, Litt. Centralbl. 1882, Nr. 11, A. Darmesteter, Revue crit., 1882, zu Teil geworden, sei hier verwiesen.

Welchem Zweck ein 31 Seiten langes Glossar dienen soll, das P. seiner Ausgabe beigefügt, dürfte nicht leicht ersichtlich sein. Da Vollständigkeit nicht erstrebt wurde, erwartet man ein Verzeichnis seltener

Wörter und Wortformen. Gerade diese aber wird man in der hier gebotenen Zusammenstellung nicht selten vermissen. So findet sich im Glossar ein Infinit. *douloir,* während das v. 4726 vorkommende Futur *deuldra* nicht verzeichnet wird. Auch sollten, wo *rendre, regne, raison* aufgeführt werden, *gabelle, prestrise, dains* etc. etc. nicht fehlen.

Sammlung französischer Neudrucke. Heilbronn, Verlag von Gebr. Henninger. — 2. Armand de Bourbon Prince de Conti, *Traité de la Comedie et des Spectacles.* Neue Ausgabe von **Karl Vollmöller.** — 3—5. Robert Garnier, *Les Tragedies.* Treuer Abdruck der ersten Gesamtausgabe (Paris 1585) mit den Varianten aller vorhergehenden Ausgaben und einem Glossar herausgeg. von **Wendelin Foerster.** 1882-83.

Conti's, des Zeitgenossen Molière's, Schmähschrift über das Theater, in der der erlauchte Verfasser es unternimmt, allen guten Christen zu beweisen „que la Comédie en l'estat qu'elle est aujourd'huy n'est pas un divertissement innocent . . . et qu'un Chrestien est obligé de la regarder comme un mal“ ist von kulturhistorischem Interesse. Vorliegender neue Abdruck ist, von einigen Druckfehlern, welche verbessert wurden, abgesehen, eine genaue Wiedergabe der ersten anonym erschienenen Ausgabe des Traité mit Weglassung der lateinischen Originaltexte der Traditions de l'Église und der Sentimens des Pères de l'Église. Die Einleitung, welche der letzte Herausgeber, Vollmöller, seinem Neudruck beigegeben, enthält u. a. Bemerkungen über das Verhältnis der von ihm reproduzierten Ausgabe zu einer zweiten im Jahre 1669 erschienenen, ein paar biographische Notizen nebst Angaben über Aufnahme und Beurteilung, die Conti's Schrift im XVII. und XVIII. Jahrhundert gefunden.
Die wichtigste der bis jetzt in Vollmöller's Sammlung französischer Neudrucke erschienenen Publikationen ist ohne Zweifel W. Foerster's Neuausgabe der Tragödien Garnier's. Dieselbe ist auf 4 Bände angelegt, von denen 1—3 erschienen sind. Bd. 1 enthält: Porcie, Cornelie, M. Antoine; Bd. 2: Hippolyte und La Troade; Bd. 3: Antigone und Les Juifves. Bd. 4 wird den Text der noch übrig bleibenden Bradamante bringen, ausserdem eine knappe biographische Notiz und ein Glossar derjenigen Worte, die bei Sachs fehlen. Ausserdem beabsichtigt Hrsgb. seiner Ausgabe sämtliche Sinnvarianten aller Einzelausgaben, sowie jene von 1580, 1582 beizufügen. Um auch den weitgehendsten Bedürfnissen Rechnung zu tragen, sollen endlich zur ersten Tragödie (Porcie) nicht nur die Sinnvarianten, sondern auch die orthographischen Abweichungen der einzelnen Ausgaben mitgeteilt werden. Somit wäre denn in der That alles geschehen, um den Hrsgb. zu der billigen Erwartung berechtigen zu können, „dass das Erscheinen dieser Ausgabe genügen wird, um Arbeiten über desselben Grammatik, besonders Syntax, Verskunst, Komposition u. dgl. anzuregen, die neue wichtige Beiträge zur eingehenderen Kenntnis der Sprache des sechzehnten Jahrhunderts bringen werden.« Eine ausführlichere Besprechung wird Foerster's Ausgabe hier finden, nachdem auch der 4. Bd. erschienen.

D. Behrens.

II. Schulbücher.

Französisches Vokabularium von **Paul Thiemich,** Oberlehrer am Realgymnasium am Zwinger in Breslau. Zweite verbesserte Auflage. Breslau, Josef Max & Comp. 1883. 91 S. 8°. Kart. 1 M.

Über die Notwendigkeit von Vokabularien bestehen sehr abweichende Meinungen: sie wird keineswegs durchgängig »von den Lehrern der alten wie der neueren Sprachen anerkannt«, sondern von einem grossen Teile derselben entschieden geleugnet. Ref. gehört allerdings mit dem Verf. zu denen, welche der Ansicht sind, dass die Erwerbung des erforderlichen Wortschatzes einer fremden Sprache nicht der Grammatik und Lektüre allein überlassen werden darf, sondern dass der fortgesetzte Gebrauch eines besonderen Vokabulars nebenher gehen muss. Hinsichtlich der Frage nun, ob eine alphabetisch angelegte Sammlung, wie z. B. die von Hädicke (Vocabulaire français für die drei oberen Gymnasialklassen), oder eine sachlich geordnete, wie das vorliegende Vokabular, den Vorzug verdiene, entscheiden wir uns unbedenklich für die letztere, wofür wir hier wohl nicht erst nötig haben, nähere Gründe anzuführen.

Der auf dem Titel verzeichnete Verfasser unseres Schriftchens, welches laut Vorwort in engem Anschluss an das bereits in dritter Auflage in demselben Verlage erschienene und, danach zu urteilen, wohl auch bewährte englische Vokabularium von Meffert zusammengestellt ist, hat sich bei der Abfassung der Mitwirkung eines trefflichen Kenners des modernen französischen Sprachgebrauchs, des Obl. W. Bertram in Breslau, zu erfreuen gehabt, welcher „eine grössere Anzahl von Kapiteln," und zwar, wie wir in Erfahrung gebracht, die ganze zweite Hälfte des 28 Gruppen behandelnden Buches selbständig bearbeitet hat, wodurch ohne Zweifel schon eine gewisse Gewähr für die Gediegenheit und Zuverlässigkeit des Ganzen gegeben sein dürfte.

Unser Vokabular hat vor manchen ähnlichen Werken den Vorzug voraus, dass es sich, wie schon ein Blick auf das Inhaltsverzeichnis lehrt, und wie wir bei näherer Prüfung der einzelnen Kapitel bestätigt gefunden haben, auf das nötige Mass des für den Schüler Wissenswerten beschränkt, alle solche Vokabeln und Wendungen dagegen, welche nicht einem in den Bereich der Schule fallenden Gebiete angehören, ausgeschlossen hat: der letzte, von den „weiblichen Arbeiten" handelnde und, wie es scheint, erst in der zweiten Auflage hinzugefügte Abschnitt, der in der dritten Auflage des Meffert'schen Vokabulars noch nicht enthalten ist, dürfte allerdings, namentlich in dieser Ausdehnung, nur für höhere Mädchenschulen bestimmt und geeignet sein; unsere Sekundaner und Primaner wenigstens werden kaum davon Gebrauch machen können.

In betreff der Frage, von welcher Klasse ab ein Vokabular zu benutzen sei, kann man verschiedener Ansicht sein. Die Vf. unseres Buches scheinen sich in diesem Punkte Hädicke angeschlossen zu haben, nach dessen auch von uns geteilter Überzeugung „Quintaner und Quartaner ihre Vokabelkenntnis lediglich aus der Grammatik und der danebengehenden Lektüre" entnehmen sollen, so dass das Vokabular erst mit dem Eintritt in die Tertia zur Verwertung kommt; und zwar ist, nach einer Bemerkung in der Vorrede zur zweiten Auflage, am Breslauer Realgymnasium am Zwinger der Lernstoff derartig verteilt, dass die für die jüngeren Schüler bestimmten, durch grösseren Druck hervorgehobenen Vokabeln dem zweijährigen Kursus der Tertia zufallen, während die Sekundaner in demselben Zeitraum zu den schon bekannten die klein gedruckten Wörter

und Wendungen binzulernen und die Primaner das ganze Vokabular wiederholen. Wenn nun dort die Tertianer im ersten Semester S. 1—24, im zweiten S. 24—45, im dritten S. 45—67, im vierten S. 67—89 zu memorieren haben, so soll damit gewiss nicht gesagt sein, dass auch an anderen Anstalten in derselben Weise verfahren werden müsste, vielmehr dürfte u. E. die Auswahl und Reihenfolge der Kapitel ganz der individuellen Bestimmung des Lehrers zu überlassen sein, der ja auch hierin auf die Bedürfnisse der betreffenden Schule oder Klasse Rücksicht zu nehmen hat. (Kap. 27: „Geographische Namen" ist wohl nur der Raumersparnis halber durchgängig mit kleinen Lettern gedruckt; jedenfalls wäre nicht einzusehen, warum nicht schon Tertianer die wichtigsten derselben sich einprägen sollten, was auch Meffert in dem entsprechenden Abschnitte des englischen Buches durch Verschiedenheit des Druckes angedeutet hat.)

Wir sind der Ansicht, dass es gerade beim systematischen Erlernen von Vokabeln, von denen ja oft mehrere ein und dieselbe deutsche Bedeutung haben, für den Schüler von grosser Wichtigkeit ist, sich Klarheit über den Unterschied der Synonyma verschaffen zu können; eine blosse Bemerkung seitens des Lehrers dürfte jedoch nicht hinreichen, um den Schüler in Stand zu setzen, zu allen Zeiten und in allen Fällen diesbezügliche Fehler zu vermeiden, vielmehr muss ihm unserer Meinung nach das Vokabular selbst die Möglichkeit dazu bieten. Dem eben angedeuteten Zwecke sollen daher wohl auch die Angaben dienen, welche die Vf. hin und wieder bei sinnverwandten Wörtern in Klammer hinzugefügt haben; leider ist dies nicht so durchgängig geschehen, wie es uns erforderlich scheint. So ist zwar S. 24 bei *règne* „Regierungszeit" hinzugesetzt, während bei *gouvernement* nicht bemerkt ist, dass es die Regierung 1) als Behörde, 2) als Gewalt bezeichnet; S. 7 fehlt ein Hinweis auf den Unterschied zwischen *almanach* und *calendrier;* ebenso S. 27 zwischen *emploi* und *fonction, employé* und *fonctionnaire,* u. dergl., namentlich aber vermissen wir synonymische Erläuterungen in dem Kapitel von den Abstrakten (S. 80 ff.), z. B. bei *défaut: faute, orgueil: hauteur, impertinence: insolence, civilité: politesse,* etc.

Dass einzelne Ungenauigkeiten mit untergelaufen sind, fällt kaum ins Gewicht. *Les étrennes* z. B. (S. 8) kann ausser Weihnachts- auch Neujahrsgeschenke bedeuten; die Übersetzung von *faire de bonnes Pâques* = „gute Osterandacht halten" (ib) ist nicht ganz zutreffend; S. 13 ist zu lesen: *hériter de qn* beerben, *de q. ch.* erben; neben *fier de* (S. 81) kommt auch *orgueilleux de* vor, u. a. m.

Wenn, wie schon oben bemerkt, das Thiemich'sche Vokabular in der Anlage ganz dem Meffert'schen nachgeahmt ist, so unterscheidet es sich von demselben doch in einem Punkte, leider zu seinen Ungunsten: der Druck, namentlich der kleineren Schrift (vgl. z. B. S. 22), ermangelt fast durchgängig der Klarheit und Schärfe, die das Buch von Meffert in allen Partieen auszeichnet. Die Autoren und Verleger von Schulbüchern sollten doch nicht vergessen, dass auch in dieser Beziehung nur das Beste für die Jugend gut genug ist; und im Anschluss hieran möchten wir uns sogar, mit Rücksicht auf die Sehkraft unserer Schüler, den Vorschlag erlauben, den kleinen Druck in den beiden vorliegenden Vokabularien künftighin ganz wegfallen, und dafür (ähnlich wie bei Hädicke) eine Unterscheidung durch fette und gewöhnliche, aber gleich hohe Typen eintreten zu lassen.

Die wenigen Ausstellungen, die wir zu machen hatten, werden kaum dazu angethan sein, die Brauchbarkeit des Vokabulars von Th. zu schmälern, und wenn wir schliesslich noch den verhältnismässig billigen

Preis berücksichtigen, so glauben wir nach allem berechtigt zu sein, den Fachgenossen dieses Buch, auch so wie es jetzt ist, zur Benutzung im Schulunterricht zu empfehlen.

G. Willenberg.

III. Pädagogische Schriften.

Die Entlastung der überbürdeten Schuljugend der Mittelschulen. Zwei Dialoge von Dr. **August Behaghel**. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1882. 4°. 76. S.

Der Gegenstand dieser (nun freilich schon nicht mehr neuen) Schrift scheint mit der Bestimmung gegenwärtiger Zeitschrift sehr wenig zu thun zu haben. Gleichwohl folge ich der Anregung, über dieselbe hier zu urteilen, ohne das Bewusstsein des Verkehrten. Die Entlastung wird von Behaghel wesentlich gesucht in Änderung der Methode des Sprachunterrichts, und die herrschende Methode desselben kritisiert der erstere, bei weitem ausgedehntere und wichtigere der beiden Dialoge, auf den wir uns beschränken. Freilich befasst er sich fast nur mit Latein und streift das Übrige nur flüchtig an einigen Stellen. Aber einmal muss, was vom Lateinischen richtig gesagt wird, zu einem wesentlichen Teile auch für den französischen Unterricht Geltung haben. Und andererseits könnte, was durch verbesserte Methode jenes Unterrichts an geistiger Kraft bei den Schülern gewonnen oder erspart würde, eben auch dem Französischen zu gute kommen. — Hauptgedanken des Schriftchens sind folgende. Die wahre „Wissenschaftlichkeit“ der Methode liegt darin, dass sie auf pädagogisch richtiger Grundlage fusse. Diese Methode muss schliesslich auch zu einem umfassenderen und gediegeneren Wissen führen als jetzt erreicht wird. Gegenwärtig wird in den ersten Jahren die Bewältigung kolossaler Aufgaben verlangt. Wer wollte bei einem langen Marsche, bei dem die steilste Strecke im Anfange liegt, gerade im Anfange eilen! Im ersten Jahre sollte denn also nicht mehr als die Hälfte des jetzigen Sexta-Pensums bewältigt werden. Auch muss fast alles in der Schule selbst gelernt werden. Es muss das Moment der ruhigen und reichlichen Übung eine viel grössere Rolle spielen. (Auch im neusprachlichen Unterrichte sollten von der ersten Stunde an leichte Sätzchen frei gesprochen werden.) Der Gedächtnisstoff ist sehr einzuschränken, damit Raum gewonnen werde für die Entfaltung der Denkkraft. Um Beobachtungs- und Denkvermögen zu kräftigen, sollen aus einer Fülle von Beispielen in gemeinsamer Arbeit und stufenweisem Fortschreiten die (besonders syntaktischen) Regeln gewonnen werden. Der Unterricht soll von Hause aus wesentlich mündlich sein; das Übungsbuch hat den Charakter einer Schmarotzerpflanze gewonnen. — Man sieht, es berühren sich diese Gedanken nahe mit den Lattmann-Perthesschen, an die eine Anlehnung übrigens nicht ausgesprochen ist. Sollte ich hier eingehendere Würdigung oder Kritik versuchen, so müsste ich grossenteils wiederholen, was ich anderwärts in besonderer Schrift („Zur Förderung des französischen Unterrichts“) dargelegt habe. Anregungen, wie sie A. Behaghel gibt, und wie sie sich neuerdings häufen, sind für die Kreise der Unterrichtenden zweifellos nützlich; wir dürfen hoffen, manche gesunde Modifikation sich Bahn brechen zu sehen. Andererseits wird es von B. selbst (S. 9) ausgesprochen, dass „auf keinem Gebiete mit mehr Vorsicht und nach reiflicherer Überlegung Änderungen vorgenommen werden sollten, als auf diesem, um nicht mit dem Verkehrten und Schädlichen zugleich das Gute auszureissen.“ Und so kann ich meinerseits nur dabei bleiben: in der guten Methode gilt es, die ver-

schiedenen Gesichtspunkte, die den gegenüberstehenden Methoden Entstehung gegeben haben, geschickt gegen einander zu balancieren, eine Kunst, die sich nicht in Kürze lehren lässt. Dem fingierten Gegner und Interlokutor „A" hat B. nicht allzuviel Esprit belassen. Vielleicht hätte derselbe den esprit d'escalier und es fielen ihm hinterher noch einige gut motivierte Bedenken ein! Doch zurück zur Hauptsache und zum Hauptgedanken. Dass für praktische Lehrer die Frage der Überbürdung und Entlastung sich in erster Linie mit der nach der psychologisch angemessensten Lehrmethode deckt, und dass der Sprachunterricht mit dem Löwenanteil der Zeit auch den Löwenanteil der Verantwortung trägt, ist wohl plausibel. Es kann aber öfter betont werden, und das verdient dann Dank.

W. Münch.

IV. Chronique littéraire de la Suisse romande.

Sommaire: Le rôle protestant des cantons romands. — Notre littérature d'édification. — Les *Lettres* de Vinet, et les mémoires de MM. Fréd. Chavannes et Astié. — Un mot sur notre littérature catholique. — Le *Journal intime* d'Amiel. — Les *Révolutions du droit,* de M. Brocher de la Fléchère. — Coup d'œil sur les écrits d'histoire générale (Chastel, Herminjard) et d'histoire suisse (P. Vaucher, de Schaller, A. Roget, Dr Jaïn etc.).

Après les récits fictifs, les mélanges, la poésie, vient le tour, comme l'annonçait ma dernière *Chronique,* des ouvrages d'histoire, de morale, de philosophie, de théologie, en un mot de ce qu'on appelle la littérature sérieuse, et qui ne devrait jamais être synonyme d'ennuyeuse.

Ne vous étonnez pas si j'attaque le taureau par les cornes, c'est-à dire si je commence par la littérature religieuse. Par la force des choses, elle occupe chez nous une place importante: la Suisse romande est le seul pays de langue française où le peuple soit réformé dans sa grande majorité; Vaud, Neuchâtel et Genève comptent environ 350 mille protestants; ce n'est guère plus du tiers de nos coreligionnaires de France, mais c'est une population compacte qui possède, surtout à Genève et à Neuchâtel, des traditions nationales, et qui en même temps sent la nécessité, du moins à Genève, de se préserver des infiltrations catholiques. Ajouter à cela des divisions théologiques et ecclésiastiques, qui irritent et séparent, mais qui stimulent la pensée et pénètrent la vie.

Il en résulte une production et une consommation considérables de journaux, de brochures, de toute une littérature volante et éphémère; il s'imprime, par exemple, dans nos cantons romands une vingtaine de journaux religieux, dont une demi-douzaine d'hebdomadaires; c'est à peu près autant que pour toute la France protestante. Et, tandisque les Français réformés ont grand peine à peupler leurs deux facultés de théologie, nous nous accordons le luxe d'en avoir six, dont trois ou quatre sont vraiment prospères, et qui toutes ont leur raison d'être.

De notre littérature d'édification proprement dite, je n'ai guère à vous entretenir. Elle produit, bon an mal an, quelques œuvres originales et trop de traductions ou d'imitations. Quand les modèles sont bien choisis, l'abus ne supprime pas l'utilité, qui est de nous élargir l'horizon, un peu resserré entre notre Jura et nos Alpes. Seulement, comme il est plus aisé de faire passer en français un volume anglais qu'un ouvrage allemand, notre littérature d'édification est encore trop tributaire de la race anglo-saxonne. Il y a pourtant progrès à cet égard: on commence,

par exemple, à traduire et à goûter Funcke, le pasteur humoriste de Brême, ainsi que les récits populaires et savoureux de Mme Spyri, de Zurich. — En fait de littérature du crû, il ne faut pas omettre de citer, et en bon rang, une nouvelle apologétique de la Bible, couronnée par une de nos associations religieuses: *La Bible, son autorité, son contenu, sa valeur.* L'auteur, M. Paul Vallotton, était jusqu'ici pasteur à Gryon, l'un des villages les plus connus de nos Alpes vaudoises. Il faut croire que l'air de Gryon est aussi tonique pour l'âme que pour le corps: la femme de ce même pasteur avait obtenu récemment le premier prix à un concours ouvert par la *Société pour la sanctification du Dimanche:* son *Robert Lahaune, ou un employé comme il y en a beaucoup,* est un plaidoyer vigoureux en faveur de ceux qui sont privés du repos hebdomadaire.

Depuis 1847, date de la mort d'Alexandre Vinet, chaque année quelque publication nouvelle entretient son souvenir et agrandit le cercle de son influence. De son vivant, son génie profond et ultraindividualiste n'était rien moins que populaire au sein de la grande majorité de notre peuple; vers la fin de ce siècle, quand il aura sa statue sur une de nos places publiques, il sera devenu une de nos gloires nationales incontestées. D'ici là, soyons reconnaissants à ceux qui travaillent à lui préparer un monument plus difficile à élever qu'une statue, c'est à dire à mettre en pleine lumière son individualité puissante et admirable, mais parfois compliquée. En 1882, ont paru deux volumes de ses *Lettres,* attendus depuis des années et qui clôront sans doute la longue série de ses œuvres posthumes: *Lettres d'A. Vinet et de quelques-uns de ses correspondants.* — Tome I: Bâle; tome II: Lausanne. — (G. Bridel, 1882). Ce travail important a été mené à bonne fin par deux hommes exceptionnellement qualifiés pour cela, M. Eug. Rambert, dont la biographie de Vinet restera classique, et M. Charles Secrétan, l'auteur de la *Philosophie de la Liberté,* qui est parmi nous l'un des derniers confidents du grand penseur vaudois.

Par le fait de leur cadre et par leur contenu, les *Lettres* de Vinet ne peuvent éveiller à l'étranger, du moins en Allemagne, le même intérêt que ses autres écrits. La plupart de ses correspondants habitaient Bâle ou la Suisse romande; les événements qui le sollicitent, qui lui inspirent ses lettres les plus vivantes, font partie intégrante de notre vie politique et religieuse entre 1820 et 1847; même parmi nous, la nouvelle génération aurait besoin d'un commentaire plus abondant que celui dans lequel, par discrétion, les éditeurs se sont renfermés. A l'étranger, en France surtout, on ira de préférence aux lettres adressées à des hommes en vue, tels que Châteaubriand, Béranger, Sainte-Beuve, Émile Souvestre, Stapfer, Turquety; on lira des pages bien écrites, d'une morale élevée, d'une humilité sincère mais excessive: on n'y trouvera pas le vrai Vinet, avec sa sève généreuse, ses hardiesses de pensée à peine amorties par l'expression, avec tout son cœur et tout son esprit, tel qu'il s'épanouit dans ses lettres à ses intimes, y compris l'Ecossais Erskine, et notamment dans celles adressées à l'un de ses plus anciens amis, Isaac Secretan, longtemps pasteur à La Haye.[1])

---

[1]) Ces dernières forment une très intéressante brochure, publiée par un des fils du pasteur de La Haye, sous ce titre: *Lettres d'A. Vinet à Isaac Secretan, accompagnées de quelques notes biographiques, par Henri Secretan.* — Pour sauvegarder jusqu'aux apparences de l'impar-

En somme, il n'est pas sorti de ces deux volumes un Vinet nouveau, un Vinet inédit, comme s'y attendaient ceux qui, à l'aile gauche de nos théologiens, continuent à revendiquer son nom. Serait-ce la faute des éditeurs? On le leur a reproché cavalièrement, et bien à tort; certes oui, un triage a été nécessaire, puisque, sur un millier de lettres recueillies, il n'en a été publié que deux cents; mais le nom de MM. Charles Secrétan et Eug. Rambert garantit à la fois le tact qui a présidé à ce choix et l'absence de tout parti pris. Si faute il y a, elle tient essentiellement à ceci: après la remarquable biographie de M. Rambert, basée sur tout le dossier épistolaire et sur le journal intime de Vinet, il ne fallait plus s'attendre à des révélations inédites de quelque importance. Les deux volumes des *Lettres* n'en restent pas moins, surtout le second, un répertoire d'une valeur unique. Si Vinet a rarement la spontanéité et le piquant qu'on apprécie si fort à Paris dans le genre dit épistolaire, il dédommage par une richesse de pensée, une beauté morale, une intimité religieuse, qui ne sont fréquentes nulle part.

La publication des *Lettres* de Vinet a coïncidé avec celle de deux études originales sur sa théologie, mais que leur but un peu spécial maintient en dehors des limites que doit se poser cette *Chronique*. Impossible cependant de ne pas les indiquer en passant. Elles ont pour auteurs deux hommes qui savent à fond leur Vinet, mais qui sont loin d'être d'accord dans l'interprétation qu'ils donnent de sa pensée définitive, de la direction où elle s'engageait.

L'une de ces études est un mémoire intitulé: *Alexandre Vinet considéré comme apologiste et comme moraliste, par Frédéric Chavannes* (Paris, Fischbacher). Quoique couronné en 1882 par une Société hollandaise et publié à Paris, ce mémoire nous appartient légitimement. Son auteur, après avoir exercé une dixaine d'années la carrière pastorale à Amsterdam, vit de nouveau dans sa patrie depuis 1856, transformé en un représentant de l'extrême gauche théologique. Son mémoire sur Vinet s'en ressent, mais, quelles que soient les réserves à faire, il atteste une étonnante fraîcheur d'esprit et vigueur d'argumentation chez un homme qui touche aux quatre-vingts ans; il mérite d'être étudié et réfuté précisément par ceux qui ne partagent pas ses vues et qui ne croient pas, comme M. Fréd. Chavannes, que l'évolution de la pensée de Vinet l'entraînait à jeter par dessus bord la plupart des doctrines chrétiennes.

L'autre étude, à laquelle j'ai fait allusion, porte un titre qui sent la poudre des combats: *Le Vinet de la légende et celui de l'histoire, par J.-F. Astié* (Paris, Fischbacher, 1882). Son auteur est également un *Vinétiste* très compétent, Français d'origine, et même Français du midi, mais depuis tantôt trente ans professeur de philosophie à Lausanne, dans la faculté de théologie de l'Église libre. Après la biographie de M. Rambert et la publication des *Lettres*, il y a encore beaucoup à apprendre dans la brochure de M. Astié. Elle a peut-être le tort d'avoir été rédigée primitivement en vue de l'*Encyclopédie Lichtenberger* et de ne répondre qu'en partie à son titre actuel. L'idée centrale de M. Astié, autant qu'on peut la formuler en deux mots, c'est de distinguer trois phases dans la pensée théologique de Vinet, la troisième rompant résolument, quoique avec circonspection, avec la tradition orthodoxe. Chemin faisant, fidèle à ses habitudes d'individualiste, M. Astié combat avec une

---

tialité, je constate en passant que je n'ai d'autre parenté avec ces différentes branches Secretan qu'une communauté de race remontant probablement à plus d'un siècle.

égale indépendance les revendications de la droite et celles de l'extrême gauche: sous le Vinet de la légende, il veut retrouver le Vinet de l'histoire ... Vos lecteurs penseront que ce n'est pas rien qu'en Allemagne que les disciples, en voulant interpréter leur maître, le tirent à eux!

Dans un esprit d'équité, après avoir consacré à Vinet près du quart de cette *Chronique,* j'aurais aimé à parler avec détail des publications de la Suisse catholique de langue française. Elle a sa presse militante; elle a, à Fribourg, une revue mensuelle, *la Revue de la Suisse catholique;* mais elle produit fort peu d'ouvrages religieux destinés au grand public. A défaut d'autres, citons les deux volumes de l'abbé Genoud, maintenant curé à Yverdon, sur les *Saints de la Suisse française.* Le sujet en est heureux et neuf, ce qui n'est pas peu dire. Il a le mérite, au point de vue patriotique, d'évoquer un passé commun aux protestants et aux catholiques, et certes nous ne demanderions pas mieux que d'apprendre des choses à la fois nouvelles et authentiques, sur le compte de S[t] Maurice, le martyr de la légion thébéenne, du vénérable Marius, le premier évêque de Lausanne, du mystérieux S[t] Prothais, qui a donné son nom au gracieux et solitaire village de S[t] Prex, entre Lausanne et Morges, de S[t] Bernard de Menthon, le fondateur du couvent du S[t] Bernard, et même de la bienheureuse Louise de Savoie, Clarisse à Orbe, sans compter beaucoup d'autres moins connus; mais comment faire de la critique historique sérieuse, quand l'Église prend fait et cause pour le plus grand nombre possible de miracles? Et d'ailleurs, comment faire cheminer de front un ouvrage d'édification populaire — car tel est le but de l'abbé Genoud — et des discussions souvent érudites et minutieuses? Vraiment, ce n'est pas la faute de l'auteur s'il en est résulté un ouvrage fort peu homogène, versant tour à tour du côté de la dissertation archéologique et d'une rhétorique pompeuse et prolixe.

Le *Journal intime* d'Amiel fera transition entre la littérature religieuse et les écrits de philosophie et d'histoire. Après avoir consacré toute une *Chronique* à Amiel (voir Zschr. III, pages 519—526), je ne pensais pas avoir à en reparler de sitôt: j'avais compté sans le succès du tome I de son Journal *(H.-Fr. Amiel — Fragments d'un Journal intime, précédés d'une étude par Edmond Scherer;* Paris, Sandoz et Thuillier, 1883). Il est vrai que les éditeurs du défunt, entre autres M. le professeur Hornung, exécuteur testamentaire de son ami, n'ont rien négligé pour lancer le volume; ils y ont apporté un savoir faire, une insistance dont l'excellent Amiel eût un peu rougi. Et ils ont réussi: après l'étude de M. Edm. Scherer, le critique de Paris le plus en vue dans ces domaines là, sont venus des articles généralement bienveillants, dans la grande presse et les grandes revues, signés des noms de MM. E. Caro, Marc-Monnier, De Pressensé, Renouvier, Réville, etc. Le *Journal* d'Amiel n'en reste pas moins très Suisse romand, et je doute qu'il soit lu et compris en France par le vrai public, en dehors du monde protestant. Ses qualités, et aussi ses défauts, le recommandent au contraire à l'Allemagne.

On reprochait à Amiel de s'émietter, sans arriver à façonner une œuvre compacte et durable, et voilà que, pendant plus de trente ans, il avait déposé sa pensée, semaine après semaine, dans les milliers de pages d'un journal intime. Il en est résulté de brillants monologues allant droit aux plus graves problèmes de religion, de philosophie, d'art et de littérature. Ils ont, ce qui vaut mieux que le brillant, la saveur inimitable d'une entière franchise. Ils l'ont surtout quand Amiel se dissèque soi-même et se démontre impitoyablement les causes pour lesquelles

il ne créera jamais une œuvre digne de lui. Et pourtant, par une sorte de dédommagement de sa défiance, en analysant sa propre impuissance, il a produit une œuvre vivante, l'œuvre qui à son tour fera vivre son nom.

Laissons de côté une grosse question, celle de l'évolution religieuse d'Amiel; elle ne saurait ni être traitée ici, ni l'être en quelques lignes. Je me borne à rappeler ceci: quels que soient les doutes qui ont ébranlé peu à peu les convictions religieuses d'Amiel, et qui amènent M. Scherer à proclamer un peu bruyamment le scepticisme final de son ami, je ne vois pas qu'il ait jamais fléchi sur la nécessité du devoir ni même sur son origine; encore en 1866, il écrivait: „Quand la vie cesse d'être une promesse, elle ne cesse pas d'être une tâche; et même son vrai nom est *Épreuve.*" (page 216).

Cette question réservée, il reste, littérairement, une œuvre riche et exquise; elle n'est pas parfaite, cela va de soi. Sans parler des répétitions inévitables dans une confidence qui se renouvelle pendant trente ans, le lecteur, à la longue, se sent pris d'une certaine impatience à l'ouie des mêmes analyses quintessenciées et le plus souvent stériles; il est fatigué par les fréquentes énumérations, un tour favori de la pensée d'Amiel et qui trahit sa préoccupation d'indiquer tout ce qu'il y aurait à dire sur n'importe quelle question; il est arrêté par l'abus des termes abstraits, métaphysiques, qui forment autour du noyau solide de la pensée d'Amiel comme une atmosphère nuageuse et opaque. Mais, en dépit de ces défauts et d'autres encore, combien de pages splendides qui révèlent, dans leur familiarité même, un prosateur de race et un psychologue de premier rang!

Avec les *Révolutions du droit, études historiques, par H. Brocher de la Fléchère* (Genève et Bâle, Georg), nous touchons aux confins des sciences historiques, sans sortir des problèmes religieux et philosophiques. Le sous-titre de l'ouvrage ne doit pas induire en erreur sur sa tendance: l'auteur est un esprit spéculatif plutôt qu'historique, un théoricien, mais dans le sens favorable du terme. Il n'est point un nouveau venu parmi les juristes: après avoir occupé à Lausanne la chaire de droit romain, il enseigne à l'université de Genève depuis une dixaine d'années; il est avantageusement connu hors de Suisse comme Associé de l'Institut de droit international et comme l'un des directeurs de la *Revue générale de droit*. Sous ce titre collectif et un peu énigmatique *Les Révolutions du droit,* il s'est attaqué à une entreprise de longue haleine; le tome I, publié il y a quelques années, est consacré à une *Introduction philosophique,* qui expose ce qu'on pourrait appeler la dogmatique de l'auteur; un second volume, lancé en 1882, a pour sous-titre *L'enfantement du droit par la guerre,* et déjà on en annonce un troisième, en préparation: *La genèse du droit positif.*

S'il s'agissait d'un ouvrage à l'adresse exclusive des juristes, je ne songerais point à le mentionner ici, mais M. Brocher désire être accessible au grand public, ce qui me permet, quoique très incompétent, d'indiquer deux traits qui m'ont frappé dans son œuvre. Il y règne une rare indépendance de tout parti politique ou religieux, et je ne sais si l'auteur a des préférences pour la démocratie ou pour la monarchie; il en résulte que cette étude originale et impartiale sera consultée avec fruit à l'étranger aussi bien qu'en Suisse. Il se peut même qu'elle y soit mieux comprise, quoique l'habitude de la démocratie représentative — telle que nous la pratiquons — soit certes assez propre à rendre tolérant envers d'autres systèmes! Voici un autre trait à signaler: les allusions à la crise que traverse le XIX[e] siècle ne manquent pas; on sent que l'auteur

a en vue beaucoup de problèmes brûlants, et qu'il désigne, entre les lignes, et des faits précis et des hommes en chair et en os, mais il apporte de grandes précautions à rendre ses allusions obscures plutôt que transparentes. Il en résulte quelque vague, dans la langue et même dans les idées, ou, pour parler le langage de la vieille rhétorique, la dignité fait tort à la précision. Le lecteur ne se doute peut-être pas qu'il a affaire à un esprit aussi net que passionné, aussi genevois en un mot que n'importe lequel de ses compatriotes. Un seul exemple: nulle part M. Brocher n'avertit qu'il prend le terme de guerre dans un sens plus large que son sens usuel, aussi ne comprend-on pas d'abord que guerre, pour lui, signifie tour à tour hostilités contre l'étranger, luttes intestines, et même antagonisme des fonctions; n'aurait-il pas fallu s'en expliquer dans l'avant-propos? Ceci peut seul légitimer la conception de tout le volume, qui se résume, me semble-t-il, dans cet aphorisme: „Si la guerre est nécessaire pour constituer les sociétés, elle est nécessaire aussi pour les empêcher de se corrompre.“ (page 35.) M. Brocher, on le voit, tend la main au maréchal Moltke, plutôt qu'aux utopistes de la paix universelle.

Nos cantons romands sont féconds en écrits historiques. Placés comme ils le sont aux confins de deux races, et chacun ayant sa vie cantonale bien accentuée, mêlés en outre à plus d'une reprise au grand courant de l'histoire de la Suisse ou des Etats voisins, ils sont dans d'excellentes conditions pour développer le sens et le goût des recherches historiques. Ces dernières années en offrent divers exemples.

Il faut citer en première ligne un ouvrage qui aura six forts volumes, une *Histoire du christianisme depuis son origine jusqu'à nos jours, par Etienne Chastel,* prof. de théologie historique à l'Université de Genève (Paris, Fischbacher). Les tomes V et VI sortent de presse; il sera donc assez tôt, dans un an, de parler de cette remarquable entreprise, doublement remarquable puisqu'elle comble une lacune dans la littérature française protestante, et qu'elle est conduite avec une ponctualité et une ardeur surprenantes, chez un vieillard de plus de quatre-vingts ans. Malgré beaucoup de réserves à faire, c'est une œuvre magistrale.

La *Correspondance des réformateurs dans les pays de langue française* (Genève et Bâle, Georg) n'avance pas avec la même fougue: le tome VI vient de sortir de presse, le tome I date d'il y a une vingtaine d'années, et l'on ne prévoit ni si ni quand pourra paraître le dernier. Et pourtant l'éditeur de ce recueil monumental, M. A.-L. Herminjard, s'absorbant dans son œuvre, mène une existence de benedictin depuis les années de sa jeunesse, et tout son zèle et son désintéressement eussent été insuffisants sans le concours pécuniaire de divers amis des recherches historiques. L'exactitude scrupuleuse de M. Herminjard, son flair dans l'investigation ont passé en proverbe chez les protestants français, et certes c'est là la qualité maîtresse d'un recueil semblable. Le tome VI reproduit environ cent vingt lettres des années 1539 et 1540, écrites par ou adressées à des réformateurs; époque importante pour l'histoire de la réforme en France, car c'est le temps où Calvin, exilé de Genève, séjourne à Strasbourg, en contact avec l'Allemagne. Malheureusement pour les profanes, la plupart de ces lettres sont en latin, et parfois en excellent latin du XVIe siècle. Parmi celles des tomes V et VI, il en est à peine le quart d'inédites, mais partout le consciencieux éditeur a collationné à nouveau, et beaucoup de points douteux ou obscurs ont été examinés, élucidés par lui dans des notes dont plusieurs sont de vraies notices biographiques ou bibliographiques. A force de se promener dans son XVIe siècle, M. Herminjard en connaît les moindres sentiers, les plus

insignifiants accidents de terrain; mais, avec tout cela, nous n'en sommes qu'en 1540, et il y aura encore près de vingt-cinq ans jusqu'à la mort de Calvin, sans parler de la fin du siècle!

L'histoire générale de la Suisse est honorablement représentée par deux volumes: les *Esquisses d'histoire suisse, par Pierre Vaucher* (Lausanne, Mignot, 1882) et l'*Histoire des troupes suisses au service de France sous le règne de Napoléon I, par H. de Schaller,* Conseiller d'Etat (Fribourg 1882).

M. Pierre Vaucher, depuis longtemps professeur d'histoire à Genève, est parmi nous l'un des meilleurs connaisseurs de l'histoire suisse, du moins pour les origines, mais jusqu'ici il n'avait guère publié que des articles d'érudition et de critique dans des revues spéciales. On savait que notre historien national, Louis Vulliemin, mort dernièrement, lui avait soumis avec déférence, au point de vue de l'exactitude des faits, sa récente *Histoire de la Confédération Suisse.* Un volume de M. Vaucher était donc attendu avec une légitime curiosité. L'attente, si je ne fais erreur, a été suivie de quelque déception, et voici pourquoi.

Par scrupule d'érudit, M. Vaucher ne nous a donné que des *Esquisses d'histoire suisse.* Après avoir résumé en très peu de pages tout ce qui est antérieur au XIIIe siècle, il retrace ce qu'ont été, suivant lui, les origines de la Confédération, puis conduit le récit, à grands traits, jusqu'à la fin du XVe siècle; après quoi viennent, dans une IIe partie et sans lien suffisant avec la Ière, des études sur la réforme en Suisse, principalement sur Zwingli. Ce sont donc bien des Esquisses, et rien de plus, tandisqu'on eût voulu davantage d'un homme aussi compétent. Autre motif de déception: même dans de simples Esquisses, on voudrait un récit plus coloré, mieux groupé, une forme plus homogène. L'auteur tient si peu au caractère personnel de son style qu'il lui arrive de transcrire des phrases entières d'autres écrivains sans en avertir le lecteur; ce n'est pas plagiat — l'avant-propos le montre bien — c'est pure indifférence d'érudit pour les questions d'art et de style.

La raison d'être de ce volume, c'est de nous donner enfin, en français, l'histoire des origines de notre Confédération, au point de vue de l'école critique la plus négative. Nous n'avions jusqu'ici que des études détachées, de brillantes études il est vrai, rien d'abrégé et de coordonné comme le manuel de Strickler pour la Suisse allemande. M. Vaucher ne discute point avec la tradition, comme le fait M. Daguet qui s'efforce d'en conserver le plus possible, dans l'édition de 1879 de son Histoire Suisse; il ne s'ingénie pas non plus à faire une part équitable à la tradition et à la critique, comme l'a fait Louis Vulliemin avec une circonspection croissante dans son Histoire de la Conféd. Suisse (Ière édit. 1875; IIème édit. 1879); il passe simplement sous silence ce qui n'est pas garanti par un texte sûr: il feint d'ignorer les entrevues du Grutli aussi bien que les exploits de Tell et les divers symptômes d'un soulèvement populaire. Il en résulte un exposé plus clair, plus serein, sans alliage suspect, mais est-ce bien là l'histoire définitive de nos origines? Pourquoi renoncer à concilier la poésie vivante de la tradition avec les documents écrits, qui relatent des choses vraies, d'accord, mais non pas toute la vérité?

Avec *l'Histoire des troupes suisses au service de France sous Napoléon I,* nous nous retrouvons dans un domaine mieux circonscrit, moins difficile à explorer: les archives et les documents de toute nature abondent, les souvenirs de quelques survivants ont pu être mis à contribution. Mais c'était une histoire à recomposer pièce à pièce; les principaux historiens militaires de la France n'ont pas l'habitude d'indiquer la part

de gloire et de souffrance qui revient aux régiments étrangers: Thiers ne mentionne pas même le dévouement héroïque des Suisses au passage de la Bérésina. En Suisse, depuis 1830 et plus encore depuis 1848, le service étranger est tombé dans un discrédit mérité; il est d'ailleurs prohibé par la constitution fédérale et supprimé de fait depuis le licenciement des „soldats de Naples“ en 1859 ou 1860; à partir des volumes déjà anciens de May et de Zurkinden, aucun ouvrage ne traite ce sujet dans son ensemble à dater de la fin du XVIIIe siècle. L'instructif volume de M. de Schaller, lequel est arrivé rapidement à une seconde édition, ne fait donc double emploi avec rien; il se restreint d'ailleurs à la période la plus brillante du sujet, les guerres mémorables du premier empire.

On peut désapprouver en principe les services militaires à l'étranger, l'écrit du conseiller d'état de Fribourg n'en reste pas moins une étude patriotique par l'esprit qui l'anime. C'est de plus un répertoire précieux de noms propres, de dates, de chiffres. Sauf les premiers chapitres, nécessaires pour établir exactement la formation et l'état de service des divers régiments, ce volume, quoique bourré de renseignements techniques, supporte très bien une lecture à haute voix. Je ne me rappelle pas avoir rien lu d'aussi poignant et d'aussi précis sur la campagne de Russie que les 50 pages que lui consacre M. de Schaller.

Les traditions de famille de l'auteur, peut-être aussi ses convictions personnelles, l'ont empêché de blâmer le service militaire à l'étranger. Comme lui, nous admirons la bravoure héroïque et la fidélité presque sans tache de ces vaillants hommes de guerre, et pourtant nous espérons que l'impression dominante qui résultera du livre sera un effroi salutaire du service à l'étranger. Il faudrait un bouleversement de nos lois et de l'opinion publique pour que, à l'avenir, un gouvernement suisse consentît à signer, n'importe avec quelle puissance, une convention semblable à celle de 1803, qui garantissait à Napoléon I d'abord 16 mille, puis 12 mille soldats suisses.

Il y aurait encore à mentionner plus d'une publication historique d'un interêt local, sur les annales de tel de nos cantons; aucune n'est aussi instructive pour le public du dehors, aussi solidement établie que *l'Histoire du peuple de Genève, depuis la Réforme jusqu'à l'Escalade, par Amédée Roget* (Genève, Jullien). A l'étranger, même parmi nous, on croit volontiers que l'histoire de Genève est déjà toute faite, qu'il n'y a plus de découvertes possibles; or la période que M. Roget a choisie, ou plutôt qui s'est imposée à lui, ces soixante à soixante-dix années du XVIe siècle, fourmillaient, dans la version courante. de petites et de grosses inexactitudes: les adversaires de Calvin, par exemple, aimaient à lui endosser la responsabilité de toutes les entraves à la liberté individuelle, sociale ou religieuse qui ont suivi l'établissement de la réforme à Genève; ses défenseurs à tout prix alléguaient la dureté des temps, l'exemple contagieux des autres réformateurs, l'absence générale de tolérance au XVIe siècle. M. Roget se fraie tranquillement son chemin, écartant les exagérations de droite et de gauche avec une égale aisance. Et comme il n'affirme rien sans avoir les preuves en mains, on a pris l'habitude de le croire, et l'on s'en trouve bien. Lui, de son côté, s'émancipe peu à peu de ses longs extraits des registres du Conseil ou du Consistoire, de ses allures de vieux chroniqueur naïf, ce qu'il n'est décidément pas. C'est ainsi qu'il est parvenu, dans son plus récent fascicule (le 1er du Tome VII) jusqu'à la mort de Calvin, en 1564, date mémorable pour Genève et pour la Réforme; mais il lui reste encore plus de la moitié

du chemin à parcourir avant d'atteindre au terme de son récit, à l'Escalade de 1602.[1])

Quoique j'aie déjà dépassé les limites assignées à cette Chronique, encore deux mots sur une publication vaudoise qui n'a guère d'autre tort que celui de n'avoir pas trouvé d'éditeur pour la lancer convenablement: *Choix de documents et lettres, trouvés dans des papiers de famille, par le Dr Jaïn* (Morges, 1882). La première livraison reproduit des lettres écrites de Paris par un Vaudois, en 1792, et qui commencent au lendemain du massacre du 10 Août; la seconde, plus originale, renferme des lettres des années de la révolution helvétique; puis vient une vraie macédoine d'épîtres ou de pièces diverses, aussi inégales de valeur que de sujet. Les amateurs de traits de mœurs du XVIIIe siècle sauront bien trier dans le tas!

Pour être complet, il y aurait à signaler quelques recueils périodiques qui entretiennent le goût des recherches historiques: à Genève, les *Etrennes* de l'infatigable M. Roget *(Hommes et choses du temps passé,* 5me année); à Fribourg, les *Etrennes fribourgeoises,* rédigées par M. le professeur Grangier, et qui en sont à leur XVIIe année; à Neuchâtel, le *Musée Neuchâtelois*, vaillante petite revue mensuelle qui, depuis vingt ans, a fait beaucoup pour maintenir, littérairement, un foyer de vie cantonale. Dans le canton de Vaud, nous n'avons jusqu'ici rien d'équivalant aux *Neujahrsblaetter* de la Suisse allemande ni aux *Etrennes* de nos voisins. Nous nous contentons d'approuver, sans imiter.

Il ressort, je pense, de cette *Chronique,* et aussi de la précédente, que la vie intellectuelle n'est point engourdie dans nos contrées, mais qu'il n'existe pas à proprement parler une littérature de la Suisse romande. Genève, Lausanne, Neuchâtel, Fribourg, ont beau être reliées depuis vingt, vingt-cinq ans par des voies ferrées, et depuis trois-quarts de siècle par les liens d'une même confédération, le cantonalisme littéraire reste debout, et celui-là n'a rien à redouter d'aucune centralisation.

EUG. SECRETAN.

---

[1]) Depuis que ces lingnes ont été ecrits, Amédée Roget est mort, le 29 septembre, à l'âge de 58 ans. C'est une perte pour Genève, soit comme historiens érudit, soit comme publiciste d'une rare impartialité, et par-là même d'une autorité incontestée.

Zeitschriftenschau.

Zeitschrift für romanische Philologie.

VI, 1. — S. 1. E. Freymond. *Über den reichen Reim bei altfranzösischen Dichtern bis zum Anfang des XIV. Jahrh.* (wird in dieser Zschr. an anderer Stelle besprochen werden). — MISCELLEN. S. 108. W. Foerster. *Romanische Etymologien.* (Forts.) 31. *delai, dilayer* und 32. *délayer. Dilayer* „säumen" wird in Verbindung gebracht mit dem Verbum *laier* „lassen". Für *delayer* „verdünnen" ist ein Etymon noch zu suchen. Weder aus *dis-liquare* [Diez] noch aus *dilatare* [Littré, Scheler] lässt es sich herleiten. — 33. *effrayer* von *ex-frīdare* „J. aus seiner Ruhe stören". Das Subst. *frayeur* kommt von *fragor.* 34. *creux* kann nicht von *corrōsum* kommen. — 36. *taux* ist nicht, wie Diez will, von lat. *taxare* zu trennen. *Taksare* ergab regelmässig *tausser. Taus,* in späterer Orthographie *taux,* ist Verbalsubstantiv. — 40. *rincer* lässt sich nicht mit Diez von altn. *hrainsa* ableiten. — 41. *assener* kommt nicht von *adsignare,* sondern ist Ableitung von altfrz. *sen* (ital. *senno).* — 42. ital. *bertesca,* franz. *bretèche,* wird auf **britt-ĭsca* zurückgeführt. „Diese Art von Türmen wird mit den Britten ebenso in irgend einer Verbindung, die den Namen zur Folge hatte, gestanden haben, wie es mit dem Fallgitter, ital. *saracinesca,* franz. *sarrasine* und den Sarazenen der Fall gewesen sein wird." — S. 116. Baist. *Etymologisches.* 3. *Drappo,* franz. *drap.* — 10. *Mozo, Muchacho, Mocho.* Für frz. *mousse* wird *mūtĭcus* als Etymon vorgeschlagen. — 13. *Tencer.* Franz. *tancer* ist von *tendere, tentus* nicht von *tenere, tentus* abzuleiten. — S. 119. Schuchardt, *Etymologisches.* Span. port. *nata.* Franz. *natte* = lat. *matta.* — Grammatisches. S. 123. Bischoff. *Über den Conjunctiv in Comparativsätzen im Altfrz.* (einige Bemerkungen zu Horning, Rom. Zschr. V, 386 ff.). — REZENSIONEN UND ANZEIGEN. S. 136. F. Liebrecht. Les Littératures populaires de toutes les Nations. Traditions, Légendes, Contes, Chansons, Proverbes, Devinettes, Superstitions. Tome I—V. Paris. Maisonneuve et Cie, éditeurs. 25 Quai Voltaire. 8°. Preis jedes Bandes 7 fr. 50 c. (Inhaltreiche und empfehlende Anzeige. T. I, II, III, V enthalten Beiträge zur französischen Volkskunde). — S. 150. Derselbe. Almanach des Traditions populaires. Première année 1882. Paris. Maisonneuve et Cie. 1882. 120 Seiten. 12° (günstig beurteilt). — S. 150. Gröber und Mangold. Herrig's Archiv. Bd. LXIII, LXIV, 1880 (s. hier II, 427 ff.; III, 184 ff.). — S. 157. Dieselben. Zeitschrift für neufranzösische Sprache und Litteratur. Bd. I, II. (Kurzes Referat und einige kritische Bemerkungen.) — S. 165. *Romania* 1881. X, 1. 2.

S. 166 gibt Tobler einige Bemerkungen zu *G. Paris* „Phonétique française“: O fermé. (s. hier III, 604 f.) S. 173 f. bringt R. Köhler Nachträge zu *E. Cosquin*. Contes populaires lorrains Nr. LXIII—LXXV (s. hier III, 605) und *V. Smith* Chants populaires du Velay et du Forez (s. hier III, 605). S. 174 weist Gröber die von *Cornu* „De l'influence regressive de l'î atone sur les voyellès toniques“ (s. hier III, 605) vertretene Ansicht zurück und erklärt die 2. Perfect. in *-is* (lat. *ĭsti)* und *istes* (lat. *ĭstis),* den Conjunktiv auf *-isse (issem),* sowie *perd -i* durch Beeinflussung der Conjugation in *-ir*.

VI, 2./3. — S. 178. E. Freymond. *Über den reichen Reim bei altfranzösischen Dichtern bis zum Anfang des XIV. Jahrh.* (Fortsetz. zu Zeitschrift VI, 1 ff.). — S. 256. W. Zeitlin. *Die altfranzös. Adverbien der Zeit* (erster Teil). — S. 352. F. Lindner. *Ein französisches Kalendarium aus dem Anfang des XV. Jahrh.* — J. Vising. *Über französisches ie für lat. á.* Eine im allgemeinen gut orientierende, kritische Darstellung der über den Gegenstand bis jetzt ermittelten Thatsachen resp. vorgebrachten Hypothesen. — Miscellen. S. 424. H. Schuchardt. *Zu Zeitschrift VI, 112—113.* Sch. schlägt als Etymon von *rincer* **reinitiare* vor und sucht gegen Foerster die Herleitung von *assener* aus *adsignare* zu stützen. — S. 425. Baist. *Etymologien. Juc* stimmt nach der Form zu got. ndl. *juk,* auch zu ahd. *juh,* nach der Bedeutung zu altnord. *oki* „hölzerner Querbalken“. — *Garzone.* Frz. *Garce, garçon* wird in Verbindung gebracht mit *jars* (E. W. IIc). Diez' Herleitung aus *carduus* stehen in Bezug auf Form und Begriff Bedenken entgegen. — H. Suchier. *Franz. Etymologien.* 1. *évanouir* wird erklärt aus dem lat. Perf. *evanuit*. „Das romanisch sprechende Volk hörte im Gottesdienst den Geistlichen latein. lesen und singen. Die bei feierlichen Gelegenheiten wiederkehrenden lateinischen Worte blieben im Gedächtnis haften und konnten daher von dem Volk auch in die romanische Rede aufgenommen werden. Dies ist mit einigen Perfektformen geschehen, zu denen *evanuit* gehört.“ 2. *Juif.* Lat. *Judæum* ergab *Juiu,* hiernach bildete man ein anlog. Femininum *Juïwe — Juïve,* das seinerseits wiederum ein neues Mascul. *Juif* im Gefolge hatte. — S. 439. Grammatisches. Horning. *Zur altfranzös. und altprovençal. Deklination.* H. weist nach, dass diejenigen Substant. der latein. 3. Deklination, welche einen direkt auf den lat. Nominat. und Akkusat. zurückgehenden Nominat. und Akkusat. haben *(énfes, enfant; ber, baron; emperére, empereór* etc.), fast ausschliesslich Personen bezeichnen, und zwar mit Ausnahme von *suer, sorór* lauter Masculina. Im Anschluss hieran stellt er eine hübsche Hypothese auf den Genuswechsel der Subst. auf *or* betreffend. Es müsse auffallen, meint Verf., dass neben der langen Reihe der Wörter auf *-or, óris,* die Personen bezeichnen und die im afrz. und aprov. einen (ursprünglich) lat. Nom. und Akkusat. hatten, eine ebenso lange Reihe von Wörtern auf *-or* steht, die keine Personen bezeichnen und jener Flexion entbehren; nur diese letzteren hätten das weibliche Genus angenommen. Da beide Reihen, was das Genus und die Endung *-órem* betraf, mit einander übereingestimmt, aber der Flexion nach eine durchaus verschiedene Behandlung erfahren hätten, so hätte man diese Verschiedenheit der Behandlung als eine Inkonsequenz empfunden und den Widerspruch zwischen beiden Klassen dadurch zu beseitigen gesucht, dass man die Wörter der zweiten Klasse als Feminina behandelte. — Rezensionen und Anzeigen. S. 447. Liebrecht. Les Littératures populaires de toutes les Nations. Tome VI—X (s. hier zu Zschr. f. rom. Phil. VI, 1). T. VI, VII, IX, X beschäftigen sich mit franz. Volkskunde. — S. 467 teilt Gröber im An-

schluss an eine Besprechung von *Wölfflins* Aufsatz „Über die allitterirenden Verbindungen der lat. Sprache" eine Anzahl analoger Verbindungen aus altfranz. Texten mit. — *Romania* X. 3. 4: S. 484 bringt R. Köhler Parallelen zu *Cosquin's* Märchen Nr. LXXVI—LXXXIII. — *Romanische Studien,* IV. Bd., XVI. Heft (1880): S. 486. Gröber. *A. Horning,* Du z dans les mots mouillés en langue d'oïl (inhaltreiche Anzeige).

VI, 4. S. 506. Tobler, *Vermischte Beiträge zur Grammatik des Französischen* (Fortsetzung. Vgl. hier IV, 265). 28 u. 29 handeln von Verschiedenheiten der Negationsweise im Französischen und Deutschen. — 30. Über die Konstruktion der Verba des Veranlassens, Zulassens, Sehens, Hörens, wenn dieselben einen Infinit. bei sich haben. — 31. Zur Genesis von Bedeutung und Konstruktion des nfrz. *il faut* und *il fait* in Verbindungen wie *il fait jour*, *il fait cher*. — 32. Zahlreiche Belege einer Constructio ἀπὸ κοινοῦ der Präpos. *de* und *a* und der Konjunction *que* aus altfrz. Texten, sowie Nachträge zu dem Zschr. II, 570 unter Nr. 21 besprochenen Fall (s. hier I, 116). — 33. Pronominale Wiederholung durch *et* oder *ne* koordinierter nominaler und pronominaler Satzglieder im Altfrz. (z. B. *Ceste parole ot escoutee li seneschax, il et ses frere)* wird durch zahlreiche Beispiele belegt.

Romania.

XI. 1. — S. 1. G. Paris, *Paulin Paris et la littérature française du moyen âge.* Leçon d'ouverture du cours de langue et littérature françaises du moyen âge au collège de France. Eine gerechte Würdigung der hohen Verdienste dieses Gelehrten um die Geschichte der französischen Litteratur des Mittelalters. — Mélanges. S. 119. J. Cornu, *Coco, fruit du Cocotier.* Beitrag zur Geschichte dieses Wortes. — E. Rolland, *Les trois saints de Palestine.* Conte. — Ad. Orain, *Le grand loup du bois.* Ronde bretonne. — Comptes-Rendus. S. 130. G. P. Una Lettera glottologica di *G. J. Ascoli,* pubblicata nell' occasione che raccoglievasi in Berlino il quinto congresso internazionale degli orientalisti. Torino, Lœscher, 1881, 8°, 71 p. (Extrait de la Rivista di filologia ed instruzione classica, t. X, f. 1.) Sehr anerkennende Beurteilung. Gegen A.'s Annahme kelt. Einflusses auf die Entwickelung der roman., speziell der franz. Sprache verhält sich indes Ref. im ganzen ablehnend. — S. 144. P. M. *A. d'Herbomez,* Étude sur le dialecte du Tournaisis au XIIIe siècle, d'après les chartes de Tournay (vgl. hier IV, 92. Günstig beurteilt). — Périodiques. Bei Besprechung der *Zeitschrift für rom. Phil* gibt G. Paris eine Anzahl Berichtigungen zu Baist's Etymologien. U. a. wird die Herleitung von franz. *pilori* aus dem Spanischen als unwahrscheinlich, die Ableitung des franz. *gai,* ital. *gajo,* aus *Gaius* als unhaltbar zurückgewiesen. — Die Chronique gedenkt des am 17. Jan. 1882 verschiedenen *Ch. Thurot,* der sich namentlich durch sein umfangreiches Werk über die franz. Aussprache im XVI., XVII., XVIII. Jahrh. (s. hier IV, 87) verdient gemacht hat, und des am 5. Januar desselben Jahres im Alter von erst 23 Jahren verstorbenen *Fr. Apfelstedt,* dem die roman. Philologie mehrere wertvolle Publikationen verdankt. Über seine Ausgabe des Lothring. Psalt. vgl. hier IV, 92. — U. a. werden folgende Novitäten kurz angezeigt: *P. Ristelhuber,* Une fable de Florian, étude de littérature comparée. Paris. 8°. 40 p.; *F. Des Robert,* Un vocabulaire messin du XVIe siècle. Metz, Thomas. 8°. 24 p.; Chants populaires recueillis dans le pays messin, mis en ordre et annotés par le comte *De Puymaigre.* Nouv. édit. Augmentée de notes et de pièces nouvelles. Paris, Champion, 2 vol. 12°. VIII-286 et 283-19 p.

XI. 2./3. — MÉLANGES. S. 410. H. Carnoy. *Les légendes de Gandelon ou Ganelon.* — J. Cornu, *fleurer* wird aus *flairer* durch Einwirkung von *flĕur, fleur = fragorem* erklärt. — Kr. Nyrop, *La Farce du cuvier et un proverbe norvégien.* — L. Constans, *Aganau* ist eine provencal. Form für *huguenot* und stützt die Herleitung dieses Wortes aus „Eidgenossen". — E. B. Andrews, *La femme avisée.* Conte mentonais. — E. Rolland, *Vernissez vos femmes.* Conte de Vals, Ardèche. — COMPTES-RENDUS. G. P., *Eyssenhardt,* Römisch und Romanisch (vgl. hier IV, 1). Sehr ungünstig beurteilt. — PÉRIODIQUES. *Zeitschrift für roman. Philologie* V, 4 u. VI, 1. G. P. hält gegen *Foerster* (s. hier V, 96) für unwahrscheinlich, dass *delayer (dilayer)* und *delai* mit altfrz. *laier* in Verbindung zu bringen sind. Fraglich erscheint Rezens. auch Foerster's Ableitung von *assener* aus *sen* = deutschem *sinn.* — Die CHRONIQUE enthält kurze biographische Notizen über den am 7. Mai 1882 im Alter von 67 Jahren verstorbenen *Jules Quicherat* und den am 7. Mai desselben Jahres verschiedenen *Francis Guessard,* sowie eine Würdigung der Verdienste beider Männer um die roman. Philologie.

XI, 4. MÉLANGES. P. Meyer. *De l'alliteration en roman de France,* à propos d'une formule allitérée relative aux qualités du vin (vgl. auch hier S. 98 zu Zschr. f. rom. Phil. VI, 2./3). — Derselbe, *Paris sans pair.* Verf. weist nach, dass in dieser Wendung Paris ursprünglich nicht die Stadt Paris sondern Paris, den Entführer der Helena, bedeutete. — R. Köhler, *Le conte de la reine qui tua son sénéchal.* — Le C[te] A. de Bourmont, *Chansons populaires en Normandie au XV[e] siècle.* — J. Leite de Vasconcellos, *Versão portugueza do romance popular de Jean Renaud.* — J. Tausserat, *Rondes populaires,* recueillies en août 1881 au Portrieux-Saint-Quay (Côtes-du-Nord). — H. Schuchardt, *Sur le Créole de la Réunion.* — COMPTES-RENDUS. G. P. *Ph. Rossmann,* Französisches *oi* . . . (s. hier IV, 88. Ausführliche und inhaltreiche Anzeige). — PÉRIODIQUES. *Zeitschrift für roman. Philologie* VI, 2—3. Zu S. 436 bemerkt G. P., dass *nasqui* nach *vesqui* gebildet und letzteres in der von Suchier für *evanouir* vorgeschlagenen Weise zu erklären sei. *Pif* sei wie *Juif* zu beurteilen. — Die CHRONIQUE auch dieser Nummer hat den Tod zweier Forscher auf dem Gebiet der rom. Philol. zu verzeichnen. *Victor Smith,* bekannt durch seine Beiträge zur Volkslitteratur (s. hier IV, 265 etc.), starb den 30. Iuli 1882, *Napoléon Caix,* Verf. u. a. von Le Origini della lingua poetica italiana, den 22. Oktbr. desselben Jahres. — Kurz angezeigt werden am Schluss des Bandes u. a. folgende Schriften: *G. Bastin,* Étude philologique. Grammaire historique de la langue française (abrégé de la grammaire de 1878) 2. édit. 1[re] partie. Saint-Pétersbourg, 8°, XI-132 p. — *Grandgagnage,* Dictionnaire étymologique de la langue wallonne. T. II (suite et fin)...p., selon le voeu de l'auteur par Aug. Scheler. Bruxelles. Muquardt (1880), 8°, p. I-XXXIII, 179-646. — Französische Volkslieder, übersetzt von *K. Bartsch.* Nebst einer Einleitung über das französ. Volkslied des 12.—16. Jahrh. Heidelberg. Winter, XXXV-248 p. — *F. Johannesson,* Die Bestrebungen Malherbes auf dem Gebiet der poetischen Technik in Frankreich. Halle, 8°, 98 p. — *R. Kowalski,* Der Konjunctiv bei Wace. 51 p. (Bresl. Dissert.). — *N. Hailland,* Essai sur le patois vosgien (Uriménil, près Epinal), Epinal, Collot, 8°, 43 p. — *F. Orth,* Über Reim und Strophenbau in der altfranzös. Lyrik. Cassel, Hühn, 8°, 75 p. — *H. Schuchardt,* Kreolische Studien I. Über das negerportugiesische von S. Thomé (Westafrika). Wien, Gerold, 8°, 31 p. (extrait des Comptes-rendus de l'Académie des sciences de Vienne, 1882, t. II). — *E. Nys,* Honoré Bonet et Christine de Pisan. Bruxelles, Muquardt, 8°, 25 p.

(extr. de la Revue de droit international). — Almanach des traditions populaires. Deuxième année, 1883 (s. hier zu Rev. d. l. rom. 1882). — *E. Picot* Théâtre mystique de Pierre Du Val et des Libertins spirituels de Rouen au XII[e] siècle. Paris, Morgand, 252 p.

Revue des langues romanes. 1882.

Januar. L. Clédat, *Les cas régimes des pronoms personnels et du pronom relatif.* Unhaltbare Ansichten. Vergl. dazu einen Aufsatz C's Rev. d. l. rom. 1881 Febr. Hier angezeigt III. S. 607. — März. VARIÉTÉS: C. C(habaneau), *Mélanges de grammaire française. I. Verbes à forme doublement inchoative.* Handelt von *(é)claircir (*clar(e)scire — *clar(e)sc-isc-o)* und den analogen Bildungen *chansir, a-(ra-)courcir, durcir, noircir, obscurcir, é-(ré-)trécir.* — Mai. BIBLIOGRAPHIE: C. C.: Lettres françaises inédites de Joseph Scaliger publiées et annotées par *Philippe Tamizey de Larroque.* Paris, Alphonse Picard, 1881, 8°, 428 pages. Lobende Anzeige. Von dem Commentar, den der Herausgeber der Ausgabe beigegeben, heisst es u. a. „Plusieurs notes ont pour objet des particularités de la langue de Scaliger et pourront fournir d'utiles additions aux futurs éditeurs du dictionnaire de Littré.“ — C. C.: *Ad. Fabre,* Les Clercs du palais, la farce du cry de la Basoche, les légistes poëtes, les complaintes et épitaphes du roy de la Bazoche. Savigné, Vienne en Dauphiné, 1882, petit in-8°. Das Buch enthält eine erste Ausgabe der Cry de la Basoche, Farce aus dem XVI[e] Jahrh. (1548), und einen Neudruck einer sehr selten gewordenen Schrift André de la Vigne's: Les Complaintes et Épitaphes du roy de la Bazoche. Hierauf beruht der Hauptwert der Publication Fabres. Über des Herausgebers eigene Ausführungen (etwa 30 Seiten) über die „Légistes poëtes ou sur la littérature judiciaire du XII[e] au XVII[e] siècle“ urteilt Referent „C'est une étude intéressante, mais où la critique fait parfois defaut“. — A. B. Les Littératures populaires de toutes les nations. Traditions, légendes, contes, chansons, proverbes, devinettes. T. II et III. Légendes chrétiennes de la basse Bretagne p. *F. M. Luzel,* XI-363 pages; I-379 p. Paris Maisonneuve et C[ie], éditeurs, 25 quai Voltaire; in-12°, 1881—1882. („Cette fort jolie collection tient les promesses de ses débuts. Elle a tout ce qui peut réjouir un coeur de bibliophile: beau papier et beaux caractères, abondance et variété de matières“). — Derselbe. *Karl Vollmoeller,* Sammlung französischer Neudrucke. Heilbronn, Gebr. Henninger. Das Unternehmen Vollmoeller's wird willkommen geheissen. Bd. 1 und 2 werden kurz angezeigt. — Derselbe. *Friedr. Apfelstedt,* Lothringischer Psalter des XIV. Jahrhunderts. (S. hier IV, 92). Wird als sehr sorgfältige und tüchtige Arbeit bezeichnet. — Juli. BIBLIOGRAPHIE. A. B. zeigt an Franz. Studien, hgg. von G. Körting und E. Koschwitz. Heilbronn, Gebr. Henninger 1882: III, 1. *J. Schoppe,* Über Metrum und Assonanz der Chanson de geste „Amis et Amiles“. („Dépouillement fait avec soin“). III, 2. *Ewald Görlich,* Die südwestlichen Dialecte der Langue d'oïl. Poitou, Aunis, Saintonge und Angoumois („le travail a été fait avec beaucoup d'intelligence et d'exactitude et qui est aussi complet qu'on puisse le désirer“. Vergl. hier IV, 91.) — September. BIBLIOGRAPHIE. A. B. Kurze empfehlende Anzeige von Französ. Studien I, II, III 1-5. — December. VARIÉTÉS. A. B. *oster = écarter, éloigner.* — Derselbe. *coutre.* B. belegt das Wort aus einem Texte des XIV. Jahrh.

1883. — Januar. BIBLIOGRAPHIE. A. B. *Philipp Rossmann.* Französ. *oi.* Inaugural-Dissertation. Erlangen. 1882. (Kurze Anzeige mit einigen Bemerkungen. Vergl. hier IV, 88). — Februar. BIBLIO-

GRAPHIE. A. B. giebt einige Nachträge und Bemerkungen zu *Max Mirisch*, Geschichte des Suffixes-*olus* in den romanischen Sprachen mit besonderer Berücksichtigung des Vulgär- und Mittellateins. Dissertat. Bonn. 38 S.

Litteraturblatt für germanische und romanische Philologie.

1882. Nr. 1. H. Suchier. *E. Uhlemann*, Über die anglonormannische Vie de seint Auban in Bezug auf Quelle, Lautverhältnisse und Flexion (s. hier IV, 90). Günstig beurteilt. Ref. sucht U.'s Ansicht, nach der *e* (= lat. *a)* im An- und Inlaut im Anglon. offen lautete, zu widerlegen. — G. Körting. *J. Frank*, Zur Satyre Ménippée. Eine kritische Studie. (Jahresbericht des k. k. Staatsgymnasiums zu Nikolsburg für das Schuljahr 1880.) (Verf. behandelt seinen Gegenstand „mit gründlicher Sachkenntnis und in streng methodischer Weise". Ref. tadelt nur, dass die „sachlich so gediegene Arbeit" in stilistischer Beziehung arg verwahrlost und der Druck ein nachlässiger ist; s. hier III, 45 4 ff., V[1] 81 ff.) — Nr. 2. Paul Pietsch. *Konrad Rossberg*, Deutsche Lehnwörter in alphabetischer Anordnung. Zusammengestellt und auf ihren Ursprung zurückgeführt. Hagen i. W. und Leipzig. H. Kisel. 1881. XI, 120 S. 8. (Schwache Arbeit. Das historische und das volksetymologische Moment wurden zu sehr ausser Acht gelassen, viele Lehnwörter wurden übersehen, die vorhandenen Hilfsmittel nicht genügend ausgebeutet.) — O. Ulbrich. *Paul Gröbedinkel*. Der Versbau bei Philippe Desportes und François de Malherbe (s. hier III, 295 ff. Ref. erkennt an, dass G.'s Arbeit „in allen ihren Teilen von einer musterhaften Sorgfalt und Gründlichkeit" zeugt, ist aber der Ansicht, dass „der sonst so genau beobachtende Verfasser sich über das Ergebnis seiner Arbeit vollständig getäuscht und bis ans Ende sich der Einsicht verschlossen, dass er das Gegenteil von dem bewiesen, was er behauptet, und dass er die glänzendste Rechtfertigung Boileau's geschrieben hat, die man wünschen kann". — K. Foth rezens. 1) *Max Löffler*, Untersuchungen über die Anzahl der Kasus im Neufranzösischen [Central-Organ f. d. Int. d. Realschulwesens, VII, p. 150 — 166]. — 2) desselben Verfassers: Untersuchungen über den Artikel partitif [Central-Organ f. d. Int. d. Realschulwesens, VII, p. 705 — 716]. („Das Hauptverdienst des Verf.'s besteht darin, die Fragen aufs neue wieder gestellt und Jedermann die Notwendigkeit einer entschiedenen Stellungnahme zu ihnen in Erinnerung gebracht zu haben".) — Nr. 4. Kr. Nyrop zeigt an: 1) *J. Bastin*, Grammaire historique de la langue française. (Abrégé de la grammaire de 1878.) 3[e] éd. Première partie. St. Pétersburg 1881. XI, 136 S. 8. („Im ganzen ist das Buch lehrreich und in den Schulen recht anwendbar".) 2) *Felix Lindner*, Grundriss der Laut- und Flexionsanalyse der neufranzösischen Schriftsprache. Oppeln 1881. VII, 109 S. 8. (Ungünstig beurteilt. Vgl. hier III, 80 ff.) 3) *J. Pio*, Fransk Sproglaere til Skolebrug. 5[te] meget aendrede Udgave. Kjøbenhavn 1881. 174 + 12 S. 8. (Sehr lobende Anzeige.) — W. Knörich, *R. Mahrenholtz*, Molières Leben und Werke vom Standpunkte der heutigen Forschung. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1881. VII, 398 S. Mark 12. [Französische Studien, hrsg. von Körting und Koschwitz, II. Band.] (Ein in jeder Beziehung ausgezeichnetes Werk, auf welches die deutsche Wissenschaft stolz sein darf.) — Hermann Suchier. *A. Claudin*, Antiquités typographiques de la France. Origines de l'imprimerie à Albi en Languedoc (1480 — 1484). Les Pérégrinations de J. Neumeister, compagnon de Gutenberg, en Allemagne, en Italie et

en France (1463 — 1484). Son établissement définitif à Lyon (1485— 1507). D'après les monuments typographiques et des documents originaux inédits avec notes, commentaires et éclaircissements. Paris, Claudin. 1880. III, 104 S. 14 Facsimiles. (Wird als ein wichtiger Beitrag zur ältesten Geschichte der Buchdruckerkunst bezeichnet.) — E. v. Sallwürk zeigt an: 1) *Gust. Körting*, Gedanken und Bemerkungen über das Studium der neueren Sprachen auf den deutschen Hochschulen. Heilbronn, Henninger. 1882. 83 S. 8. (Vgl. hier III, 8—29). 2) *Dav. Asher,* Über den Unterricht in den neueren Sprachen etc. Berlin, Langenscheidt. 1881. 46 S. 4. (Vgl. hier III, 2 ff.). 3) *E. Stengel,* Die Ziele und Wege des Unterrichts in den neueren Sprachen. Aufsatz im Pädagogischen Archiv (Krumme) 1881, Nr. 6. 4) *E. Stengel,* Die Zulassung der Realschul-Abiturienten zum Studium der romanischen und englischen Philologie. Aus dem Pädagogischen Archiv. — Nr. 5. Mahrenholtz: *Robert Prölss,* Geschichte des neueren Dramas. Zweiter Band. 1. Hälfte. Das neuere Drama in Frankreich. Leipzig, B. Elischer. 1881. 498 S. (Im ganzen anerkennende Beurteilung.) — W. Knörich. *Louis Moland,* Œuvres complètes de Molière collationnées sur les textes originaux. Deuxième édition, soigneusement revue et considérablement augmenté. Tome 2ème. Paris, Garnier Frères. 1880. („Dieser Band der neuen Ausgabe fördert die Erklärung der darin enthaltenen Stücke, wenn überhaupt, nur in sehr geringem Masse, er steht dem I. Bande von Despois' Ausgabe erheblich nach".) — Nr. 6. A. Mussafia. *H. Wolterstorff,* Das Perfekt der zweiten schwachen Konjugation im Altfranzösischen (Hallesche Dissert.). Halle 1882. 34 S. (Vergl. hier IV, 88.) — Derselbe. *K. Merwart,* Die Verbalflexion in den Quatre livres des Rois. Zwei Hefte. 48 u. 19. S. 8. Marburg 1878. Wien 1880. (Progr.) (Anerkennende Anzeige.) — F. Lamprecht. *Karl Vollmöller,* A. de Bourbon prince de Conti Traité de la comedie et des spectacles. Neue Ausgabe. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1881. XIX, 103 S. 8. M. 1,60. (Vergl. hier V, 83.) — E. Stengel. Der Sprachunterricht muss umkehren! Ein Beitrag zur Überbürdungsfrage von *Quousque Tandem.* Heilbronn 1882. 38 S. 8. (Die Lectüre dieser Schrift wird auf das wärmste allen empfohlen, denen es mit dem Bildungswert des Sprachunterrichts in unseren höheren Schulen Ernst ist, vgl. hier IV, 95.) — Nr. 7. Hermann Suchier. *Ed. Thurneysen,* Das Verbum *être* und die französische Konjugation. (Vgl. hier IV, 88.) — E. Stengel. *E. Fiebiger,* Über die Sprache der Chevalerie d'Ogier von Raimbert von Paris. Halle 1881. 56 S. 8. (Vgl. hier IV, 91.) — R. Mahrenholtz. *G. Monval,* Le Moliériste Nr. 36. 1 mars 1882. (Troisième année. Schlussheft.) Revue mensuelle. Paris, Tresse. („Behandelt manche für den Molièreforscher hochinteressante Punkte". Ref. gibt einige Berichtigungen und hebt tadelnd hervor, dass die deutsche Molièrelitteratur nicht genügend berücksichtigt worden sei.) — v. Sallwürk. *K. Foth,* Die französische und englische Lektüre als Unterrichtsgegenstand. Separatabdruck aus dem Pädagogium, III. Jahrg., 3. Heft, S. 175 — 196. (Vgl. hier IV, 120 u. 219.) — v. Sallwürk. *Kühn,* Zur Methode des französischen Unterrichts. Beilage zum Programm des Realgymnasiums in Wiesbaden. 1882. 19 S. 4. (Vgl. hier IV, 95.) — Nr. 9. F. Settegast. *Klapperich, Joseph,* Historische Entwickelung der syntaktischen Verhältnisse der Bedingungssätze im Altfranzösischen. Heilbronn, Henninger. 65 S. 8. (Französ. Studien III, 4.) (Anerkennende Anzeige.) — Felix Liebrecht. *Le comte de Puymaigre,* Chants populaires, recueillis dans le pays messin, mis en ordre et annotés. Nouvelle édition, augmentée de

notes et de pièces nouvelles. Paris, H. Champion. Nancy und Metz, Sidot frères. 1881. Zwei Bände. VIII, 286 und 283 u. 19 Seiten Musikbeilagen. 8. (Ref. verweist auf seine Anzeige der 1. Aufl. dieses Werkes in den Gött. Gel. Anzeigen 1866, S. 2011 ff. Die neue Ausgabe des in seiner älteren einbändigen Form bereits weit verbreiteten Buches glaubt er mit vollem Recht als eine „vielfach vermehrte und verbesserte“ bezeichnen zu dürfen.) — R. Mahrenholtz. Moliériste p. p. *G. Monval*, 4ème année. Nr. 37—40. („Enthält meist Kleinigkeiten, die sich an das speziell-nationale Interesse wenden. Ref. gibt krit. Erörterungen zu Einzelheiten.) — Nr. 10. Karl Sittl. *Franz Eyssenhardt*, Römisch und Romanisch etc. (Vgl. hier IV, 1). — H. Morf. *Justus Hendrych*, Die aus der lateinischen Wurzel „*fac*“ entstandenen französischen Wörter. Etymologische Abhandlung. Görz, J. Pallich. 83 S. 8. M. 1,25. (Sehr schwache Arbeit. „Die Vollständigkeit der Zusammenstellung ist ihr einziges Verdienst“.) — R. Mahrenholtz. Molière-Museum, hrsg. von Dr. *H. Schweitzer*. Heft 4. Wiesbaden, Selbstverlag. 1881. XII, 176 S. 8. („Zu einer Kritik, sei es ausstellender oder ergänzender Natur, geben die durchaus objektiv gehaltenen Beiträge keinen Anlass“.) — Nr. 11. K. Foth. *Spohn*, Über den Konjunktiv im Altfranz. Progr. des Gymnasiums zu Schrimm. Ostern 1882. 16 S. 4. (Für wissenschaftliche Zwecke wertlos). — G. Willenberg. *K. Mühlefeld*, Die Bildung des Nomen Actionis im Französischen. Programm des Progymnasiums und der höheren Bürgerschule zu Hannover. Münden. Ostern 1882. 46 S. 8. („Der Verf. bespricht manche recht interessante Punkte“. Einige Ungenauigkeiten findet Ref. zu berichtigen.) — F. Settegast. *C. Roeth*, Über den Ausfall des intervokalen *d* im Normannischen (s. hier IV, 89). — R. Mahrenholtz, Le Moliériste, 4ème année, Nr. 41—43. Paris p. p. *G. Monval*. 1882. H. 41. — Nr. 12. H. Suchier. *C. Joret*, Essai sur le patois normand du Bessin suivi d'un dictionnaire étymologique. Paris 1881. [Extrait des Mémoires de la Société de linguistique de Paris.] XII, 184 S. (Wird als die beste grammatische und lexikalische Darstellung eines französischen Patois bezeichnet, die bis jetzt geliefert worden ist.) F. Neumann. *G. Paris*, Phonétique française. I. o fermé. Romania X, S. 36—62. (Sehr anerkennende, inhaltreiche Anzeige. Vgl. hier III, 604). G. Willenberg. *Alb. Haase*, Über den Gebrauch des Konjunktivs bei Joinville. Programm des Gymnas. zu Küstrin. 1882. 13 S. 4. (Sehr günstig beurteilt.) — Sachs. *E. Engel*, Geschichte der französischen Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. Leipzig, Friedrich. 1882. 544 S. 8. (Günstig beurteilt.)

1883. Nr. 1. W. Knörich. *Wilh. Mangold*, Molière's Misanthrope. Kritische Studie. Oppeln, Eugen Franck's Buchhandlung (Georg Maske). 1882. 44 S. 8⁰. Sonderabdruck aus der Zschr. f. nfrz. Spr u. Litt. IV, 1. (Empfehlende Anzeige der „mit bienenartigem Sammelfleiss und kritischem Scharfsinn“ gearbeiteten Abhandlung.) — G. Willenberg. *H. Behne*, Vergleichende Grammatik und ihre Verwertung für den neusprachlichen Unterricht an höheren Lehranstalten, zunächst auf dem Gebiete des Französischen. Progr. der Grossh. Realschule zu Darmstadt. Herbst 1882. 33 S. (Lobendes Gesamturteil. Nur einige „im Verhältnis zu der Vortrefflichkeit des Ganzen geringfügige Versehen“ findet Rez. zu berichtigen.) — Nr. 2. K. Foth. *Heydcamp*, Remarques sur la langue de Molière. Programm des Gymnasiums zu Münstereifel. Ostern 1882. 19 S. 4. (Bietet für den Sprachforscher nichts neues. Dem mit den Molière'schen Eigentümlichkeiten noch unbekannten Leser kann die Broschüre immerhin zur ersten Orientierung

empfohlen werden.) — E. v. Sallwürk. *Albert Jansen,* Jean-Jacques Rousseau. Fragments inédits. Recherches biographiques et littéraires. Paris, Sandoz et Thuillier (Neuchâtel, Genève). Berlin, R. Wilhelmi. 1882. 84 S. — Nr. 4. K. Sittl. *P. Clairin,* du génitif latin et de la préposition De. Étude de syntaxe historique sur la décomposition du latin et la formation du français. Paris, Vieweg. 1880. IX, 305 S. 8. („So nützlich der zweite Teil (S. 180—182) des Buches ist, welcher die altfranz. Präposition *de* in allen ihren Anwendungen beleuchtet, so ungeschickt hat sich Verfasser seiner eigentlichen Aufgabe entledigt".) — R. Mahrenholz. *C. Humbert,* Deutschlands Urteil über Molière. Oppeln. G. Maske. 1883. XXII, 206 S. (Tendenz und Zweck der von grosser Sachkenntnis und Gelehrsamkeit zeugenden verdienstvollen Schrift finden beim Rez. volle Billigung. Zu Einzelheiten findet er einiges zu berichtigen.) — Nr. 5. Charles Joret. *Julius Jäger,* Die Quantität der betonten Vokale im Neufranzösischen. [Bonner Dissert.] Französische Studien, hrsg. von G. Körting und E. Koschwitz. IV. Bd., Heft 2. Heilbronn, Gebr. Henninger. 1883. IV, 68 S. 8. (Rez. hält nicht alle Aufstellungen des Verf.'s für unanfechtbar, muss aber lobend anerkennen, dass derselbe „seinen Gegenstand durchaus und wohl beherrscht, und dass er die Frage mit Sorgfalt und Methode behandelt hat" vgl. hier IV, 87). — G. Gröber. *Plattner,* Franz. Schulgramm. Karlsruhe, Bielefelds Verlag. 1883. XII, 322. S. 8. (Bietet „ein, auf selbständiger Durcharbeitung und auf sicherer Beherrschung des grammatischen Stoffes beruhendes Lehrmittel der französ. Sprache dar, das durch Reichhaltigkeit und Zuverlässigkeit, durch vielseitige Berücksichtigung der Umgangssprache, durch gute Anordnung, durch Klarheit und Fasslichkeit des Ausdrucks in Regeln und Erläuterungen und durch geschickte typographische Einrichtung sich vor vielen Werken ähnlicher Art in erheblichem Grade auszeichnet und den erfahrenen und einsichtigen Lehrer fast auf jeder Seite erkennen lässt." Freilich gibt auch P.'s Buch, das neben der Lückingschen Gram. als die beste bis jetzt erschienene systematische Sprachlehre des Französischen für Schulen anerkannt wird, noch zu manchen Ausstellungen Anlass. Namentlich missbilligt Rez., dass Verfasser anstatt das methodologische Element in den Vordergrund zu stellen noch vorwiegend auf ein gedächtnismässiges Aneignen des Unterrichtsstoffes das Hauptgewicht legt.) — J. F. Kräuter. *Andreas Baumgartner,* Lehrer an den höheren Schulen der Stadt Winterthur, Französische Elementargrammatik. Zürich, Orell Füssli & Comp. 1882. VIII, 121 S. 8. („Eine recht erfreuliche Leistung.") — Foth. *Ernst Beyer,* Bemerkungen zur Schulgram. der französ. Sprache von Dr. Karl Ploetz. Programm des König Wilhelm-Gymnasiums zu Höxter a. d. Weser. Ostern 1882. 13 S. 4. (Ref. hält die hier vorgeschlagenen Veränderungen resp. Ergänzungen mit wenigen Ausnahmen für überflüssig oder unbegründet.) — G. Willenberg. *Braune,* Ein Kapitel aus der französ. Schulgrammatik: Das Fürwort. Jahresbericht der Realschule I. Ordnung zu Harburg. Ostern 1882. 22 S. 4. (Der zwar nichts wesentlich neues bietende, auch manchmal unnötig weitschweifige Beitrag ist gleichwohl eine dankenswerte Leistung.) — E. v. Sallwürk zeigt kurz an: *Wershoven,* Franz. Lesebuch für höhere Lehranstalten. Mit Anmerk., Präparation und Wörterbuch. Cöthen, Schulze. 1882. VIII, 262 S. (Auswahl gut, Rezensent vermisst Oratorisches.) Derselbe. *Wershoven,* La France. Historische und geographische Charakterbilder für die französ. Lektüre an höheren Lehranstalten. Mit Anmerkungen. Cöthen, Schulze. 1882. 89 S. („Zweckmässig.") Derselbe. *Conrad von Orelli,* Französische

Chrestomathie. 1. Teil. Nach der 5. Aufl. neu bearbeitet von A. Rank. Zürich, Schulthess. 1882. I, 284 S. (Die Auswahl wird als im ganzen gut bezeichnet. An den Anmerkungen findet Ref. manches auszusetzen.) — Nr. 6. R. Mahrenholtz. Les Grands Écrivains de la France. Molière T. VII, p. p. *P. Mesnard.* Paris, Hachette. 1882. 473 S. Mark 7,50. (Anerkennende Anzeige und einige Bemerkungen zu Einzelheiten.) — G. Willenberg. *Fr. Habicht,* Beiträge zur Begründung der Stellung von Subjekt und Prädikat im Neufranzösischen. Progr. der Grossh. Realschule zu Apolda. 1882. 16 S. 4. (Nicht im Programmtausch.) (In „sorgfältiger, klarer und ganz besonders anschaulicher Weise" behandelt Verfasser seinen Stoff. Wegen der Leichtverständlichkeit ihrer fast durchgängig überzeugenden Erklärungsversuche scheint Ref. diese Arbeit auch zum Studium für Schüler der oberen Klassen sehr geeignet und empfehlenswert zu sein.)

Revue politique et littéraire. 1882.

Nr. 1. E. Caro, *La Société française au XVIII[e] siècle. L'abbé Galiani.* — Nr. 4. C. Lenient, *Alfred de Musset.* In der Caus. litt. Anzeige von *Saint-René Taillandier.* Etudes littéraires (über Boursault und über die neuprovenz. Dichtung). — Nr. 5. In der Caus. litt. Anzeige von *H. de Bornier,* l'Apôtre, drame en 3 actes et en vers. — Nr. 6. L. Ducros, *Critique contemporaine. M. Edmond Schérer.* — Albert Le Roy, *Documents nouveaux sur J.-J. Rousseau. L'exil en Suisse.* — In der Caus. litt.: Émile Zola, notes d'un ami, par *Paul Alexis* avec des vers inédits d'Ém. Zola. Paris 1882. — Nr. 7. Livet, *La Nouvelle collection molièresque.* — Nr. 9. Lenient, *Alfred de Musset, d'après les nouveaux documents.* — Nr. 10. A. Barine, *Publications françaises en Allemagne: Vollmöller,* Traité de la Comédie par Armand de Bourbon, prince de Conti. — Nr. 11. D'Arbois de Jubainville, *Le domaine géographique des langues néo-celtiques.* — Nr. 12. In der Caus. litt.: Mémoires du marquis de Sourches sur le règne de Louis XIV p. p. *MM. le comte de Cosnac* et *Arthur Bertrand.* I[er] vol. — Nr. 13. O. Gréard, *L'enseignement supérieur à Paris. Les examens et les cours.* — F. Puaux, *Une leçon de M. Regnier.* — Nr. 14. F. Hémon, *Les transformations du prix d'éloquence à l'Académie française.* — C. Lenient, *Alfred de Musset.* — E. Deschanel, *Eugène Despois.* — Nr. 15. In der Caus. litt. Anzeige von: Théâtre complet de *Molière,* I[er] vol., Libr. des Bibliophiles und *Brantôme,* les Dames galantes, I[er] vol., Libr. des Bibliophiles. — Nr. 16. Henry Aron, *L'Ecclésiaste de M. Renan.* — Nr. 17. Caus. litt.: *Porel* et *Monval,* l'Odéon, histoire administrative, anecdotique et littéraire du second Théâtre-Français, 2 vol. — Nr. 18. Henry Michel, *Le mysticisme de Bossuet, à propos de ses traductions en vers du Cantique des cantiques.* — A. Dreyfus, *Une question littéraire: la collaboration à propos d'Héloïse Paranquet* (von Dumas und Durantin). In der Caus. litt. Anzeige von Correspondance de *George Sand* I[er] vol. — Nr. 19. Die Caus. litt. bespricht Conseils à une amie par *M[me] de Puysieux,* introduction p. *E.-A. Spoll.* — Die Nummer enthält auch eine kurze Notiz L. Ulbach's über verschiedene Arten Molières Arnolphe und Tartuffe zu spielen (aus Anlass eines Aufsatzes von Coquelin in der Rev. d. d. Mondes). — Nr. 20. J. Reinach, *Les excès de presse en 1789.* — Nr. 21. A. Cartault, *Le Théâtre contemporain. M. Alexandre Dumas fils.* — In der Caus. litt. Anzeige von *Paul de Saint-Victor,* les Deux Masques. T. II. Paris 1882. — Nr. 23. Georges Guéroult, *Molière librettiste.* — Nr. 25. Georges de Nouvion, *Saint-Simon inédit* (Portraits de Fénelon. — Lettre à

Louis XIV). — Caus. litt.: Anzeige von *Jules Baissac,* Histoire de la diablerie chrétienne. I[er] vol.

Nr. 1 (1. juillet). In der Caus. litt. Anzeige von La Censure sous le premier empire, avec documents inédits p. *Henri Welschinger.* — Nr. 2. Camille Doucet, *Rapport sur les concours littéraires* (unter den durch die Akad. ausgezeichneten Werken befinden sich *F. Hémon,* Étude sur Rotrou; *Fabre,* la jeunesse de Fléchier, 2 vol.; *F. Godefroy,* Hist. de la litt. franç. au XIX[e] siècle, 4 vol.; *F. A. Luzel,* Légendes chrétiennes de la basse Bretagne; *Joret,* Essai sur le patois normand du Bessin; *Eug. Asse,* Collection des lettres du XVIII[e] et du XVIII[e] siècles; Correspondance de l'abbé Galiani p. p. *Perey* et *Maugras*; *Duruy,* l'Instruction publique pendant la Revolution; *F. Masson,* le Marquis de Grignan; *L. Liard,* Descartes; *E. Sauzay,* Musik zu Molières Sicilien.) — In der Caus. litt. wird der 2. Band der Correspondance de *George Sand* angezeigt. — Nr. 3. F. Hémon, *Études nouvelles sur Rotrou.* — Caus. litt.: Œuvres choisies de Gilbert, avec introduction et notes par *M. de Lescure,* 1 vol.; *Edouard Noël* et *Edmond Stoullig,* Annales du théâtre et de la musique; 1 vol. — Nr. 5. Caus. litt.: *Mary Lafon,* Cinquante ans de vie littéraire; Rachel d'après sa correspondance p. *Georges d'Heilly.* — Nr. 6. Jules Simon, *Vie et travaux de M. de Rémusat.* — Marie Chateauminois, *L'éducation des femmes au XVII[e] siècle. Mademoiselle de Scudéri.* — Nr. 7. A. Dreyfus, *le théâtre au séminaire.* — Caus. litt.: *B. Aubé,* Polyeucte dans l'histoire, étude d'après des monuments inédits, 1 vol. 1882. Paris. — Nr. 8. R. Rosières, *La littérature anglaise en France de 1750 à 1800.* — Caus. litt.: Kurze Anzeige von *L. Person,* Histoire du Venceslas de Rotrou. — Nr. 9. Caus. litt.: La comédie de Dancourt, étude historique et anecdotique, par *Ch. Barthélemy,* 1 vol. — Nr. 10. P. Deschanel, *La société parisienne au XVIII[e] siècle.* — Nr. 14. Jules Lemaître, *MM. Edmond* et *Jules de Goncourt.* — Nr. 17. F. Sarcey, *Comment je suis devenu journaliste.* — Nr. 19. J.-J. Weiss, *Le théâtre et les mœurs.* — *Octave Feuillet,* „Un roman parisien“. — In der Caus. litt. Anzeige von *A. Baschet,* Les comédiens italiens à la cour de France, 1 vol.; *C. Coquelin,* l'Arnolphe de Molière, 1 vol. — Nr. 20. Caus. litt.: *Th. de Banville,* Mes Souvenirs, 1 vol. — Nr. 21. Gabriel Vicaire, *La poésie des paysans. L'amour à la campagne.* — Caus. litt.: *Ferd. Brunetière,* Nouvelles études crit. sur l'hist. de la littérat. franç., 1 vol. — Nr. 22. J. Girard berichtet über die von der Ac. d. Inscript. ausgezeichneten Schriften. — Nr. 23. Jules Lemaître, *Le cours de M. Emile Deschanel* (le romantisme des classiques). — J.-J. Weiss, *Le drame dans Victor Hugo* (le Roi s'amuse). — Nr. 25. E. Deschanel, *Le romantisme des classiques.* — Weiss, „*Fédora*“. — Nr. 27. Bericht über eine These *Laroumet's,* Marivaux, sa vie et ses œuvres.

1883. Nr. 1. F. Loliée, *Nos érudits. Leur influence sur les progrès de la littérature.* — Nr. 2. E. Havet, *La casuistique et la religion de Pascal.* — Gabriel Vicaire, *Le mariage à la campagne.* — In der Caus. litt. Anzeige von *F. Brunetière,* le roman naturaliste, 1 vol. 1883. — Nr. 5. M[lle] Marie Chateauminois de La Forge, *Les éducatrices, Jacqueline Pascal.* — Nr. 6. J. Weiss, *Le drame populaire de cape et d'épée. La Tour de Nesle.* — In der Caus. litt. Anzeige von *Laroumet,* Marivaux, sa vie et ses œuvres, 1 vol. Hachette. — Nr. 7. J. Lemaître, *Dancourt.* — Gabriel Vicaire, *Le mariage à la campagne* (Schluss). — Nr. 10. G. de Maupassant, *M. Emile Zola.* — Nr. 13. J. Lemaître, *M. Alphonse Daudet.* I. — Caus. litt.: *Bijvanck,* Essai critique sur les œuvres de Fr. Villon. Leyde 1883.

— Nr. 14. J. Lemaître: *M. Alphonse Daudet.* II. — Georges de Nouvion, *Congrès des sociétés savantes.* — Nr. 15. F. Brunetière, *Le naturalisme au XVII*[e] *siècle.* — Nr. 16. Caus. litt.: *F. A. Aulard,* Un Romantique en 1608. — Nr. 18. J. Bourdeau, *L'esthétique de Descartes et la littérature classique.* — Caus. litt.: *Léon Vallée,* Bibliographie des Bibliographies; *A. Jullien,* La comédie à la cour, nuits de Sceaux, Petits cabinets, Trianon.

Magazin für die Litteratur des In- und Auslandes. 1883.

Nr. 14. S. 200. Eduard Engel. Ein tugendhafter Roman von *Emile Zola*: „Au Bonheur des Dames" („ein lesenswertes, recht erbauliches Buch, mit allen Fehlern der guten Eigenschaften Zolas und — mit einer beträchtlichen Zugabe von Langeweile"). — Nr. 15. S. 211. Sechs Gedichte von Alfred de Musset. Deutsch von Alberta von Puttkammer (Strassburg). — Nr. 17. S. 241. O. Heller, *Die Korrespondenz von George Sand.* (Hinweis auf George Sand, Correspondance. 4. Band (Paris 1883. Calmann Lévy. 3,50 fr.), der überwiegend intimere Briefe enthält und für die Beurteilung der litterarischen Thätigkeit und des Familienlebens der Schriftstellerin als besonders wertvoll bezeichnet wird.) — Nr. 18. S. 261. Eduard Engel. *Ein neues französisches Memoirenwerk.* (Die „Mémoires du Comte *Horace de Viel Castel* sur le Règne de Napol. III" (1851—1864). Bern 1883, Haller. sind ohne litterarischen Wert, aber von kulturhistorischem Interesse.) — Nr. 19. S. 279. M. G. Conrad. Alphonse Daudet. Geschildert von *Adolf Gerstmann.* 2. Bd. Berlin 1883. — Nr. 20. S. 292. James Klein, *Louis Veuillot.* — Nr. 21. S. 307. Schmidt-Weissenfels, *Französisch-schweizerische Dichtung.* (Günstige Beurteilung von En Pays romand. Anthologie des Poètes de la Suisse romande. Als ein beklagenswerter Mangel wird nur hervorgehoben, dass fast ausschliesslich Poesien von Autoren der jüngeren oder jüngsten Generation mitgeteilt werden.) — Nr. 23. S. 336. Aug. Hettler, Molière-Museum herausg. von Dr. *Heinrich Schweitzer.* 5. Heft. (Lobende Anzeige.) — Nr. 24. S. 339. *Die Litterarkonvention zwischen dem deutschen Reich und Frankreich.* (Der Wortlaut des vor kurzem zwischen Deutschland und Frankreich abgeschlossenen litterarischen Vertrages wird auf Grund des amtlichen Aktenstückes mitgeteilt.) — Nr. 26. S. 368. O. Heller: *Georges Ohnet,* La comtesse Sarah. Paris 1883. — Nr. 27. S. 384. Aus *Victor Hugo's* Fortsetzung der „Légende des Siècles". — Nr. 28. S. 402. Joseph Sarrazin, Célébrités Contemporaines: Victor Hugo von *Jules Claretie.* (Unter dem Titel „Célébrités Contemporaines" erscheint bei Quantin in Paris in zwanglosen Heften (à 75 Centimes) eine Reihe Biographieen zeitgenössischer litterarischer Grössen und berühmter Politiker. Das jetzt vorliegende erste Heft der Sammlung wird wenig günstig beurteilt. „Die servile Vergötterung des Herrn und Meisters hat kein gesundes Empfinden, keine vernünftige Darstellung aufkommen lassen. Das beste an der Broschüre ist ein ausgezeichnetes Bild des ehrwürdigen Patriarchen nach dem Gemälde von Burney, sowie ein ebensolches Facsimile mit einem Gedichte der Châtiments aus dem Monate Juni 1852 (le Massacre impérial) und den kraftvollen Zügen einer Unterschrift aus dem Jahre 1868".) — S. 403. Alexander Büchner: *Die französischen Universitätsreformen der letzten Jahre* (erster Teil). — Nr. 29. S. 413. Alexander Büchner. *Die französischen Universitätsreformen der letzten Jahre* (Schluss). — Nr. 30. S. 424. Ludwig Pfau. *Unsere Zeitgenossen. Erckmann-Chatrian.*

Die hier mitgeteilten biographischen Notizen sind der eben erschienenen deutschen Ausgabe von Erckmann-Chatrian's Werken entnommen. — S. 426. Paul Dobert. *M. G. Conrad* Madame Lutetia. Neue Pariser Studien. Leipzig 1883, W. Friedrich. Sehr günstig beurteilt. — Nr. 31. S. 436. Ludwig Pfau. *Unsere Zeitgenossen. Erckmann-Chatrian* (Fortsetzung und Schluss). — S. 443. E. v. Wolzogen. „Criquette" von *Ludovic Halévy*. Paris 1883, Lévy. Nachdem Referent den Inhalt des Buches kurz angegeben, kommt er zu folgendem Gesamturteil: „Dieser prächtige Humor und die erfreuliche Abwesenheit jeglicher Phrasenhaftigkeit und Schönrednerei machen das liebenswürdige Buch, trotz der angedeuteten mangelhaften Komposition und trotz seiner Bescheidenheit und Tendenzlosigkeit, einer etwas eingehenderen Besprechung und besonders — des Kaufens wert." — Nr. 32. S. 448. Alfred Friedmann. Deutschlands Urteil über Molière, von *Claas Humbert*. Oppeln 1883. Georg Maske. Referent empfiehlt das in jeder Beziehung gediegene Buch aufs wärmste allen zur Lektüre „die ein Interesse für die Geschichte der deutschen Litteratur und Kultur überhaupt, die für das Drama und Lustspiel dasselbe Interesse hegen, und endlich die es dem unsterblichen Molière entgegenbringen." — S. 451. „Der letzte Kuss." Von *André Theuriet*. Deutsch von Eugène Peschier (Constanz). — Nr. 33. S. 459. Ernst Eckstein. *Empor- und Herabkömmlinge im Sprachschatze der Nationen*. Der anregend geschriebene, lesenswerte Aufsatz handelt von Begriffswandelungen im Leben der Sprache. Nachdem Verfasser darauf hingewiesen, dass namentlich auf dem Gebiet der modernen (spez. der romanischen) Sprachen einschlägiges Material in ausgiebiger Weise sich darbiete, stellt er einige besonders frappante Beispiele zusammen. — Unter den „Litterar. Neuigkeiten" wird eine von der Firma Garnier Frères in Paris veranstaltete Lieferungsausgabe des Doré'schen Rabelais angezeigt. Dieselbe erscheint in 140 Lieferungen, à 50 centimes, in grösstem Format; jede Lieferung mit 3 bis 4 grossen Bildern. Die ersten 2000 Subskribenten erhalten die von Doré illustrierten „Contes drôlatiques" von Balzac gratis. — Nr. 36. S. 509. O. Heller. *A. de Pontmartin:* Souvenirs d'un vieux critique. Paris 1883, Calmann Lévy. 3,50 Fr. Referent findet das Buch lesenswert. „Der Inhalt bietet viel Interessantes und die Urteile geben eine ziemlich genaue Vorstellung von den im Faubourg Saint-Germain geltenden Anschauungen." — Nr. 38. S. 542. Alexander Büchner. *Madame Carla Serena*. Hommes et Choses en Perse. Paris 1883, Charpentier. 3,50 Fr.

L'Athénæum Belge. 1883.

Nr. 4. S. 56. C.: Lobende Anzeige von Tragédies de Robert Garnier p. p. *Fœrster* und Molière, Einführung in das Leben und die Werke des Dichters von *Mahrenholtz*. — Nr. 5. S. 83. P. F: *W. G. C. Bijvanck*, Essai critique sur les œuvres de François Villon, consacré spécialement au Petit Testament et aux ballades inédites. Empfehlende Anzeige. — Nr. 8. S. 129. Ouvrages nouveaux: Anzeige u. a. von *R. Mahrenholtz*. Voltaire im Urteile der Zeitgenossen. Oppeln, Maske. — Nr. 9. S. 142. C. *Publications littéraires allemandes*. In diesem Aufsatze werden u. a. die folgenden Novitäten kurz besprochen: *Lücking*. Französische Grammatik für den Schulgebrauch. Berlin, Weidmann. Sehr günstig beurteilt. — *Uthoff*. Nivelle de La Chaussée's Leben und Werke. Heilbronn. Henninger [= Französische Studien V, 1]. Wird für eine der besten Abhandlungen erklärt, die in den französischen Studien erschienen sind. „L'auteur de ce travail

qui comprend plus de soixante pages très serrées, a tout dit sur la vie et les œuvres de l'auteur du »Préjugé à la mode«." — *Mahrenholtz.* Voltaire-Studien. Oppeln. Maske. Sehr anerkennende Beurteilung dieser von grosser Belesenheit und kritischem Scharfsinn seines Autors zeugenden Schrift. — Zeitschrift für neufranz. Sprache und Litteratur V, 1. Die in diesem Heft erschienenen Abhandlungen werden günstig beurteilt.

Revue scientifique. 1883.

Nr. 12. Variétés. Jean Kirste, *Quelques particularités de la prononciation française.* (Über die Aussprache der Schlusskonsonanten im Neufranzösischen.)

Le Correspondant. 1883.

Februar. Feuillet de Conches. *La marquise de Créquy.* — März 10. Fremy. *Les poésies inédites de Catherine de Médicis.* I. — Jullien. *Mérimée dilettante et orateur.* — März 25. Fremy. *Les poésies inédites de Catherine de Médicis.* II. — Mme Craven. *Louise de Marillac.* — Mai 10. Fremy. *Les poésies inédites de Catherine de Médicis.* III. — Mai 25. Lagrange. *Mgr. Dupanloup et M. de Talleyrand.* — Fremy. *Les poésies inédites de Catherine de Médicis* (fin). — Juni 25. Lallemand. *Un faux Bossuet.* — Lavodan. *Mgr. Dupanloup.* — Juli 10. Lacombe. *M. Victor Hugo hier et aujourd'hui.* — d'Hugues. *Mme de Sévigné à Vichy.* II. — Babeau. *Un voyageur anglais en France au mois de juillet 1789.*

Annales de la Faculté des lettres de Bordeaux.

III, 5. Espinas. *Remarques sur les éléments du rythme dans la poésie française.* — IV, 3. Combes. *Montaigne et la Boëtie.* — Brunet. *Essais d'études bibliographiques sur Rabelais.* — Déc. Benoist. *Notes sur la langue de Rotrou.* — 6. Egger. *Note sur deux pensées de Pascal.* — Brunet. *Essais d'études bibliographiques sur Rabelais.*

Le Livre. 1883.

2. Kerviler. *Une satire contre l'Académie.* — 5. Derome. *Œuvres perdues d'Alfred de Musset.* — Forgues. *G. Doré.* — 6. Champfleury. *Les protecteurs des lettres au XIXe siècle: Pick de l'Isère.* — 8. Derome. *Olivier de Magny. Le poète et les éditions de ses œuvres.*

Bulletin du bibliophile.

1882. — März—April. Dedôme. *L'édition de 1644 des œuvres de Pierre Corneille.* — Juni—Juli. Ernouf. *Les manuscrits de Balzac.* — August—Septemb. De Granges de Surgères. *Bibliographie des traductions des Réflexions ou Sentences et Maximes de Larochefoucauld.* — Moulin. *Le Palais à l'Académie: Berryer et son fauteuil.* — *Deux lettres de Mme de la Popelinière à Richelieu.* — *Manuscrits inédits de Diderot.* — Oktober—Novemb. Champfleury. *La Danse des morts au XVIIIe siècle.* — Morand. *Une causerie sur Sainte Beuve.*

1883. — Januar. Moulin. *Titon-du-Tillet et son „Parnasse".* — Februar—März. Ernouf. *Les œuvres de Richard Simon.* — April. Tamizey de Larroque. *Deux lettres inédites de Jean Price.* — Mai. Moulin. *Le Palais à l'Académie.* — Cartier. *Les deux éditions de l'Heptaméron de la reine de Navarre.*

D. Behrens.

Blätter für das baierische Gymnasial- und Realschulwesen. 1883.

Heft I. S. 30. Nissl: *Ein kleiner Beitrag zur französischen Stilistik.* Fortsetzung des Artikels im 17. Bd. 1) *qui aussi* und *qui lui aussi.* 2) *c'est à qui* mit Futuren. 3) *c'est à peine si.* 4) *coûter* und *en coûter.* 5) *apercevoir* und *s'apercevoir.* 6) *toutes les respirations* (der Atem aller Anwesenden). 7) Imperfekt für Plusquamperfekt. 8) Eigentümliche Verbindung von Adjektiv und Substantiv.

Ph. Plattner.

Centralorgan für die Interessen des Realschulwesens. Elfter Jahrgang.

H. II, S. 65 bis S. 112. *Spezialfragen der neusprachlichen Methodik.* Von Hermann Isaac. II. Das französische Verbum in der Klasse. (Vgl. diese Zeitschr. IV, S. 221 f.) Der Verfasser bietet uns erst eine Zusammenstellung über die „verschiedenartige Behandlung des französischen Verbums in unseren höheren Schulen“ an der Hand der verschiedenen Lehrbücher, findet dabei heraus, dass nicht weniger als 19 Klassifikationen vorhanden sind, von denen einige dasselbe oberste Einteilungsprinzip haben, keine jedoch in der Ausführung dieses Prinzips der anderen vollkommen gleich ist. Dieselbe Mannigfaltigkeit zeigt sich auch in der methodischen Behandlung des Verbums, der Aufstellung der Reihenfolge der Konjugationen und der Zeiten, sowie in der graphischen Darstellung der Formen und der Terminologie. Drei Hauptprinzipien lassen sich jedoch erkennen: 1) das (relativ) mechanische, 2) das rein wissenschaftliche oder historische, 3) das formale (Steinbart, Gerlach, Lücking). Nach einigen einleitenden Worten, die die Dringlichkeit betonen, auf diesem Gebiete der Einheit anzustreben, geht Isaac dazu über, leitende Grundsätze für die methodische Behandlung des französischen Verbums aufzustellen; er kommt zu dem Schlusse, dass die formale Methode nicht nur den idealen Vorzug geistiger Gymnastik, sondern auch den praktischen Nutzen einer möglichst schnellen Erreichung des Zieles habe. Er gibt dann eine „Klassifikation der Verben und Reihenfolge derselben im Unterricht“; er teilt die Verben in regelmässige und unregelmässige, nimmt drei Konjugationen an: I. *-re.* II. a. reine, b. erweiterte *-ir.* III. *-er.* Dann folgen „allgemeine Bemerkungen über die formale Behandlung des Verbums.“ Dem Schüler das Lernen von Lautgesetzen aufzuerlegen, scheint ihm verwerflich: alles auf Regeln zu bringen, ist weder möglich noch nützlich. Isaac zeigt sodann, wie die graphische oder plastische Darstellung der Formen an der Wandtafel sich dem Zwecke dienstbar erweisen müsse; er schlägt als passende Namen für die Zeiten vor: Présent, Imparfait, Passé, Futur, Conditionnel; Parfait, Plusqueparfait, Passé antérieur, Futur antérieur, Conditionnel antérieur; bei den Moden statt Imp. du subj. „Passé du subj.“ und statt Plusqueparfait du subjonctif „Passé antérieur du subjonctif.“ Er behandelt dann die regelmässigen Konjugationen im allgemeinen, er will die erste Konjugation *(rompre)* zuerst ganz lernen lassen, dabei absehen von den bekannten Bildungsregeln, nur die für Fut. und Cond. will er zulassen. Er unterwirft dann die drei regelmässigen Konjugationen nach der Reihe einer Besprechung, die mit der Aufstellung von vier Lautgesetzen abschliesst, und gibt endlich eine Darstellung der unregelmässigen Verba. Die Abhandlung ist wie die erste lesenswert, gibt manche nützliche Anre-

gung; auf eine Besprechung des Einzelnen einzugehen, ist hier nicht der Raum; wenn es nur Herrn I. gelänge, sich kürzer zu fassen! — S. 124—126. In den „Schul- und Vereinsnachrichten" findet sich ein Bericht über die 36. Versammlung deutscher Philologen und Schulmänner in Karlsruhe 1882; und darin eine Inhaltsangabe des Vortrags des Prof. Bihler in Karlsruhe über „die gegenwärtige Methode des französischen Sprachunterrichts an den badischen Gymnasien." (Quarta 4, Tertia und Sekunda 3, Prima 2 St.) Der Unterricht wird begonnen mit der Lektüre schlichter Erzählungen, Vor- und Nachsprechen, Lesen im Chor, Umgestalten und Memoriren des Textes führt bald zu Sprechübungen; nach 4 Wochen tritt das grammatische Pensum in den Vordergrund, und der Lektüre bleibt fortan durch Quarta und Tertia nur eine Wochenstunde. Von Untersekunda an wird die Lektüre Selbstzweck in Originalausgaben ganzer Werke; keine litterarhistorische Chrestomathien, jedoch neben der übrigen Lektüre eine Sammlung Reden und lyrischer Gedichte. Unterhaltungslektüre ist auszuschliessen. Konversation (mündliche Referate) wird an die Lektüre angeschlossen, der Lehrer bedient sich, wo immer thunlich, der französischen Sprache. Die Methode soll (nach dem Oberschulrat von Sallwürk) 1) das Franz. aus seiner stiefmütterlichen Stellung herausreissen, 2) es da nutzbar machen, wo es den alten Sprachen gegenüber etwas besonderes biete (in phonetischer und stilistischer Beziehung), 3) in die moderne Kultur einführen. Zwei Punkte unterscheiden diese Methode von anderen: 1) sie ist rein analytisch, es wird gleich in der ersten Stunde gesprochen; 2) sie führt die romanische Philologie in die Schule ein. Der Schwerpunkt liegt in der Lautgeschichte; von Etymologien werden nur soche gegeben, welche die Schüler selbst finden können. Die neue Methode sei eine Verbindung von Praxis und Wissenschaft, damit sei der Streit zwischen diesen beiden Richtungen gehoben.

III, S. 158 f. M. Strack († 11. Januar 1883): *Verhandlungen der Direktorenversammlungen.* 11. Band. 3. Direkt.-Vers. in der Prov. Hannover. Berlin 1882, Weidmann'sche Buchh. 638 S. Den dritten Gegenstand der Beratung bildete „die Auswahl der Lektüre in den beiden neueren Sprachen." Es lagen 15 Thesen des Referenten vor, die nach vielseitiger Erörterung schliesslich folgende Fassung erhielten: 1. Aus der frz. und engl. Litt. ist auszusuchen, was zu einer freien menschlichen Bildung des Geistes und Gemütes in hervorragender Weise beizutragen und gleichzeitig dem Schüler eine sichere Kenntnis der modernen Schriftsprache zu geben geeignet ist. 2. Durch die Lektüre soll eine möglichst eingehende Bekanntschaft mit einigen der bedeutendsten Geisteswerke und deren Verfassern ermöglicht werden. 3. a. Auf der Unterstufe bildet die franz. Lektüre einen integrierenden Teil des grammatischen Unterrichts und beschränkt sich auf die Sätze und Lesestückchen, welche in den üblichen Grammatiken geboten werden. b. Die selbständige Lektüre beginnt im Französischen auf der Mittelstufe und zwar in IIIB eventuell Quarta. c. Im Engl. u. s. w. d. Der Gebrauch des französischen Lesebuchs wird bis III A incl. fortgesetzt, bei getrennten Klassen kann schon in IIIA ein ganzer Autor vorgelegt werden. Der von dem Ref. für die Lektüre „sorgfältig und besonnen aufgestellte Kanon" wird „im grossen ganzen" angenommen und empfohlen. Das Centralorgan nimmt von einer Mitteilung desselben an der Stelle jedoch Abstand.

IV, S. 201 bis S. 214. Fr. W. Pflüger, *Preussens Realgymnasium und Sachsens Realschule I. O.*, gibt eine eingehende Vergleichuug beider Anstalten unter Kritik der für beide bestimmten Lehrpläne. —

S. 228 ff. Beurteilungen und Anzeigen. c) Französisch. Wennrich: *Brunnemann*, K., Les précieuses ridicules von *Molière*. Berlin 1877, Weidmann'sche Buchhandlung. Anerkennende Anzeige, die nur die bescheidene Frage wagt: sollte aber wirklich die Inversion, wie in der Vorrede behauptet wird, etwas Mol. so eigentümliches sein? — Derselbe: *Fritsche*, Les femmes Savantes von *Molière*. Berlin 1879, Weidmann'sche Buchh. Fr. hat die Fem. Sav. nach allen Seiten eingehend beleuchtet, wenn die Sätze der kartesianischen Philosophie, auf welche die gelehrten Frauen sich oft beziehen, in einer über den Horizont des Schülers vielleicht hinausgehenden Weise besprochen werden, will der Rec. das dem Hg. nicht als Fehler anrechnen. — H. Knoche: *Fritsche*, Le bourgeois gentilhomme von *Molière*. Der Hg. hat auf den Unterschied zwischen der modernen Sprache und der des 17. Jahrh. in geeigneter Weise aufmerksam gemacht, aber auch in eingehender und gelehrter Weise die sachliche Seite berücksichtigt. Es bleibt fraglich, ob die Einleitung in ihrer Ausdehnung auf 18 Seiten zum Verständnis des B. g. durchaus notwendig ist, der Hg. will aber das Stück in seinem historischen Zusammenhang verstanden wissen. Die Ausg. wird namentlich auch den Studierenden empfohlen. — Derselbe: *Foss*, R., Histoire des expéditions maritimes des Normands et de leur établissement en France au Xe siècle par *M. Depping*. Berlin 1877, Weidmann'sche Buchh. Das Werk D.'s verbreitet sich eingehend über einen Punkt der mittelalterlichen Geschichte, der in dem geschichtlichen Unterricht nur kurz behandelt werden kann, jedoch die Phantasie jugendlicher Geister lebhaft anzuregen pflegt. Die Anmerkungen des Hgs. sind nur sachlicher Art. Das Buch ist auch für die Privatlektüre zu empfehlen. Leider ist es sehr reich an Druckfehlern. — Derselbe: *Kühne*. A., Don Quichotte de la Manche. Traduit de l'espagnol par *Florian*. Zwei Teile. Berlin 1878, Weidm. Die Ausgabe hat anstössige oder minder interessante Stellen beseitigt, dadurch das Werk um nahezu die Hälfte gekürzt; die Kürzung wird als gelungen angesehen; die Anmerkungen sind da, wo sie Sprachliches betreffen, oft überflüssig. — Stühlen bringt eine lobende Anzeige von *Filek v. Wittinghausen's* 1) Elementarbuch der franz. Spr. 2. Aufl. 1881. 219 S. 2) Franz. Schulgrammatik. 3. Aufl. 1882. 256 S. 3) Übungsbuch für die Mittelstufe des franz. Unterrichts. 2. Aufl. 1882. 171 S. 4) Übungsbuch für die Oberstufe des franz. Unterrichts. 1881. 149 S. 5) Leçons de littérature française. Choix de morceaux en prose et en vers etc. 1882. 514 S. 6) Franz. Chrestomathie für höhere Lehranstalten. 3. Aufl. 1881. 377 S. Wien, Alfred Hölder. Bücher, die in ihrer ganzen Einrichtung den von Plötz ähnlich, aber sorgfältiger durchgeführt sind und übersichtlicher angeordnet. — Derselbe: *Plattner*, Ph., Französische Schulgrammatik. Karlsruhe 1883. Bielefeld. 322 S. Das für mittlere und obere Klassen höherer Lehranstalten bestimmte Buch darf wegen der Reichhaltigkeit seines grammatischen Stoffes, wegen der umsichtigen Einteilung und natürlichen Anlage des Regelschatzes für ein sehr brauchbares Buch angesehen werden, besonders verwendbar als Nachschlagebuch für die vorgerückteren Schüler. — Strien: *d'Hargues*, Fr., Lehrbuch der französischen Sprache. Unterstufe. Berlin 1882. L. Oehmigke. (R. Appelius.) 183 S. Dies Buch ist für einen zweijährigen Kursus berechnet und hat es besonders auf Vereinfachung des Lehrstoffes abgesehen. Der Rec. gibt unter Anerkennung des Geleisteten den Inhalt an und geht dann zu einzelnen Ausstellungen über, die zunächst die Aussprache betreffen, die nicht immer richtig angegeben ist, ferner die oft ungenaue Fassung der Regeln. —

Derselbe: *Brunnemann*, K., Hauptregeln der französischen Syntax nebst Musterbeispielen, Leipzig 1882. Litterarisches Verlagsinstitut (G. Stein). 55 S. Der Verf. folgt in der Anordnung der Regeln der lat. Syntax von F. Spiess; er wird dadurch leider veranlasst, Zusammengehöriges auseinander zu reissen. Abgesehen davon finden sich manche Unrichtigkeiten und Ungenauigkeiten, wofür der Recensent Belege anführt. — G. Nölle: *Muyden, G. van,* Petit vocabulaire français donnant la prononciation exacte de chaque mot d'après le système phonétique de la méthode Toussaint-Langenscheidt. I. Partie. Berlin 1883. Langenscheidt. 163 S. Das Vokabelbuch hat den doppelten Zweck: 1) in der Schule neben der Grammatik da benutzt zu werden, wo auf Erreichung der mündlichen Geläufigkeit Wert gelegt wird; 2) denen zu dienen, welche ihren Vokabelvorrat auffrischen, ergänzen und im Zusammenhange mit vollständigen Sätzen befestigen wollen. Zu dem Ende findet sich am Schlusse eines jeden Kapitels eine Phraseologie, welche die einzelnen vorstehenden Wörter in ganzen Sätzen aufführt. Den franz. Sätzen ist die deutsche Übersetzung gegenübergestellt. Die bisher erschienenen Vokabularien können schwerlich mit dem vorliegenden in die Schranken treten. Der Rec. sieht dem Erscheinen des 2. Teiles mit Spannung entgegen. — Derselbe: *F. Hummel,* Auswahl französischer Gedichte in stufenmässig aufsteigender Folge. Mit deutschen Übertragungen. Gotha 1882. G. Schlössmann. Zum Auswendiglernen bestimmt und geeignet; die Auswahl ist mit Geschmack getroffen und richtet sich ausschliesslich nach dem Bedürfnis der Schule. Die erste Abteilung des Buches enthält die französischen Gedichte, die zweite die poetischen Übertragungen derselben; es verdient beifällige Aufnahme.

V, S. 265 bis S. 281. I. Abhandlungen. H. Bretschneider, *zur französischen Aussprache* (Vortrag, gehalten zur Versammlung des Sächsischen Realschulmännervereins, Sektion für neuere Sprachen); betont zunächst die Wichtigkeit einer guten Aussprache, behandelt dann die Aussprache der Vokale S. 266—273, darauf die der Konsonanten S. 273—279, macht schliesslich einige Bemerkungen über die Aussprache der Wörter, die der lateinischen, italienischen, englischen und deutschen Sprache angehören. Die Abhandlung ist lesenswert und enthält viele treffliche Bemerkungen. — II. Beurteilungen und Anzeigen. S. 295 f. Stühlen: *Hunziker,* J., Französisches Elementarbuch. I. Teil. Aarau, H. R. Sauerländer. 1882. Hat neben grossen Vorzügen einige bedenkliche Eigenschaften: das Regelmaterial ist in so gedrängter Kürze auf einander gehäuft, dass nur sehr geweckte und fleissige Schüler das Buch mit Nutzen gebrauchen können, die Disposition des grammatischen Stoffes bedarf noch der Sichtung und Klärung. — L. Freytag: *v. Leixner, Otto,* Illustrierte Geschichte der fremden Litteraturen in volkstümlicher Darstellung. Mit über 300 Textillustrationen und zahlreichen Tonbildern etc. Leipzig und Berlin 1881—1883. Otto Spamer. Enthält auch die Geschichte der franz. Litteratur. Der Verf. hat seine Aufgabe im allgemeinen gut gelöst; die Ausstattung ist eine ganz vorzügliche.

VI. II. Beurteilungen und Anzeigen. S. 365 f. Stühlen: *Holtermann, A.,* Deutsch-franz. phraseologisches Wörterbuch. Dortmund 1882. Köppen. Wird einem jeden willkommen sein, der sich möglichst sicher in den Besitz der Sprache setzen möchte und Französisch d. h. nicht Deutsch-Franz. erlernen will; das Buch enthält eine ziemlich reiche Sammlung echter franz., namentlich der Umgangsphrasen: dadurch dass die deutsche Übersetzung fehlt, regt es die Aufmerksamkeit und das Denken

an und übt das Gedächtnis in höherem Grade. — Derselbe: *Noël, Ch.*, Schule der Geläufigkeit oder französ. Konversationschule. 100 französ. Sprechübungen, dem theoretischen Stufengange der grammatischen Regeln angepasst. Für den Schul-, Privat- und Selbstunterricht. Wien, Gerold's Sohn; 5. Aufl., 1,80 M. Ein treffliches Buch, Lehrern und Schülern eine sehr erspriessliche Hilfe, zu gram. Repetitionen, Diktaten und zweckmässiger Unterhaltung geeignet.

Neue Jahrbücher für Philologie und Pädagogik. 1883.

H. IV, S. 214—232. J. S.: *Das Französische im Gymnasialunterricht.* Der Verf. des Artikels meint, dass die sg. Überbürdungsfrage durch die neuen Lehrpläne und was damit zusammenhängt ihre Lösung gefunden habe, die bisher gemachten Besserungsvorschläge hätten nur noch historisches Interesse; der Verf. will dennoch auf einen jener Vorschläge zurückkommen. Eines jener Schriftchen (*W. Pohlmann*, Beiträge zur Umgestaltung des höheren Schulwesens; 1. Heft: zur Umgestaltung des Gymnasiallehrplans, 55 S.) forderte die vollständige Verweisung des Französischen aus dem Gymnasialunterricht; der vielfach auch sonst wahrgenommene Mangel an sympathischer Unterstützung hat in jenem Vorschlage seinen schärfsten Ausdruck gefunden. Als Fächer, die ganz zu beseitigen, werden Französisch (Englisch selbstverständlich) und Hebräisch genannt; Mathematik und Naturwissenschaften sollen, wenngleich in ihrer Gesamtstundenzahl nicht gekürzt, zurückverlegt, d. h. in den Unterklassen wesentlich verstärkt werden, aber mit Untersekunda aufhören. Verf. bespricht nun ausführlich die Frage, ob das Gymn. ohne Nachteil für die Gesamtbildung seiner Zöglinge des Franz. entbehren könne; er bekämpft zunächst die Ansicht, nach der das Französische eine leicht zu erlernende Sprache sein soll, weist sodann nach, dass der frz. gram. Unterricht eigentümliche Vorteile gewährt, und tritt mit Energie gegen den Einwand auf, der von der Beschäftigung mit dem Franz. eine nationale Gefahr befürchtet, betont, dass auch der franz. Litteratur ebenso wie der altklassischen erziehliche und für die Gesamtbildung unserer Schüler wichtige Momente innewohnen; und thut endlich die Nichtigkeit der Gründe dar, welche das Französische für das Gymnasium als in praktischer Hinsicht entbehrlich erweisen sollen. Interessant ist an dem mit Wärme geschriebenen Artikel nur etwa die Art und Weise, wie sich dessen Verfasser sprachvergleichende Übungen auf dem Gebiete des Franz. in der Schule denkt (S. 219—221); er ist sich übrigens selbst wohl bewusst, dass er gegen Windmühlenflügel ankämpft; wenn freilich die Schrift Pohlmann's eine Daseinsberechtigung haben sollte, dann hätte sie der Artikel des J. S. in vollem Masse.

Litterarisches Centralblatt. 1883.

Nr. 3. Sp. 90. Sgt.: Aiol et Mirabel und Elie de Saint Gille, zwei altfranzösische Heldengedichte. Mit Anmerkungen und Glossar und einem Anhang: Die Fragmente des mittelniederländischen Aiol, herausg. von *Wendelin Förster*, 2 T., 2. Heft. (Schl.) Heilbronn 1882. Henninger. (LVI S. und S. 399—629. Gr. 8.) M. 6,75. — Der erste Teil (den Text des Aiol enthaltend) erschien Ende 1875, die Ausgabe ist nun vollständig und wird von allen bisher erschienenen Ausgaben altfrz. Texte als eine der vorzüglichsten bezeichnet. Der Inhalt wird vom Referenten unter Anfügung einzelner Bemerkungen angegeben. — Nr. 5. Sp. 162. W. F.: *Burguy, G. F.*, grammaire de la langue d'oïl

ou grammaire des dialectes français aux XII[e] et XIII[e] siècles, suivie d'un glossaire contenant tous les mots de l'ancienne langue qui se trouvent dans l'ouvrage. 3[e] édition. T. I—III. Berlin 1882. Weber. (XIII, 409; 403; VIII, 395 S. 8.) M. 25. Diese dritte Ausg. ist ein unveränderter Abdruck der zweiten vom Jahre 1869. Durch die Fortschritte, welche die historische Grammatik des Französischen seitdem gemacht hat, hat das Buch an seinem Wert beträchtliche Einbusse erlitten; doch hat die Gr. als ausführlichste Sammlung von Belegen zur afrz. Formenlehre noch jetzt ihre Bedeutung, sie darf jedoch nur zum Nachschlagen, nicht zu zusammenhängendem Studium benutzt werden; ungeschwächt in seinem Werte ist das den dritten Teil bildende Glossar; vielleicht hätte es sich empfohlen, nicht das ganze Werk, sondern nur den dritten Band neu aufzulegen. Sp. 162 f. W. F.: *F. Orth,* über Reim und Strophenbau in der altfranzösischen Lyrik. Kassel 1882. Hühn. (75 S. Gr. 8.) M. 1,50. Die vorliegende Dissertation ist ein dankenswerter Beitrag zur metrischen Kenntnis der afrz. Lyrik, in ihren einzelnen Teilen freilich von ungleichem Werte; der Rec. begründet das Urteil des weiteren. Das erste Kapitel (Reim S. 8—22) wäre besser weggeblieben, da dazu eine grössere Kenntnis des Afrz. und seiner Dialekte nötig ist; es folgen einzelne Bemerkungen; eine abschliessende Arbeit über den Gegenstand kann erst geliefert werden, wenn ein kritisch bearbeitetes Korpus der afrz. Lyriker vorliegen wird. — Nr. 13. Sp. 445. Anon.: Friedr. Diez, Leben und Werke des Troubadours. Ein Beitrag zur näheren Kenntnis des Mittelalters. 2. verm. Aufl. von *K. Bartsch.* Leipzig 1882. Barth. (XVI, 506 S. 8.) M. 10. Bartsch hat die Aufgabe einer neuen Herausgabe des grundlegenden, 1829 erschienenen Werkes von Diez in musterhafter Weise gelöst. — Nr. 16. Sp. 552. Anon.: *A. Wigand,* formation et flexion du verbe français, basées sur le latin d'après les résultats de la science moderne. Hermannstadt 1882. Michaelis. (79 S. Roy. 8.) Die auf Diez, Brachet und Scheler beruhende, für bereits vorgerückte Schüler bestimmte Abhandlung gibt in der Einleitung zunächst eine kurze Übersicht der Geschichte der franz. Sprache, dann der Umgestaltung der lateinischen Wörter im Französischen. Die nächsten Abschnitte handeln von der Ableitung und Zusammensetzung der Verba. Sodann geht der Verf. zur Flexion der Verba über. Den Schluss der in fliessendem Französisch geschriebenen Abhandlung bildet ein Abschnitt über die Etymologie der „anomalen" Verba. — Nr. 23. Sp. 806 f. Anon.: *F. Collard,* trois universités allemandes considérées au point de vue de l'enseignement de la philologie classique (Strasbourg, Bonn et Leipzig). Löwen 1882. Peeters. (Bonn, E. Strauss.) (357 S. Gr. 8.) Der Ref. gibt den Inhalt an, der nicht bloss in altphilologischen Kreisen insofern Interesse wecken dürfte, als der Verf. sein Augenmerk u. a. auch den Studierenden zuwendet, über ihre Thätigkeit während der Vorlesungen und Übungen, ihren häuslichen Fleiss, ihre geselligen und sonstigen Vergnügungen, Kneipe und Verbindungsweisen, Karzer, Karzerpoesie, Duelle handelt, dabei endlich bemüht ist Licht- wie Schattenseiten hervorzuheben. — Nr. 25. Sp. 880 f. Bgm: *Canini,* Marco Antonio, études étymologiques. Rom, (o. J.) Loescher. (XVI, 286 S. Roy. 8.) In 100 Kapiteln, deren jedes ein griechisches Wort als Stichwort hat, werden indogermanische Wörter mit einander verglichen und gegen 700 angeblich neue Etymologien vorgetragen: eine arge Verirrung des genialen Mannes und ohne wissenschaftlichen Wert. — Nr. 26. Sp. 917. Sgt.: *Appel, Carl,* das Leben und die Lieder des Trobadors Peire Rogier. Berlin 1882. G. Reimer. (108 S. 8.) M. 2.

Eine im wesentlichen befriedigende Ausgabe, in Bezug auf das Leben des Dichters ist es dem Hg. nicht gelungen, neues von erheblicher Bedeutung aufzufinden, recht interessante Bemerkungen enthalten die auf die Texte folgenden Anmerkungen. — Nr. 27. Sp. 944 f. Kn.: *Holtermann,* Ad., Deutsch-französisches phraseologisches Wörterbuch. Dortmund 1882. Köppen. (VIII, 336 S. Gr. 8.) M. 3. Ein Hülfsmittel zur Abfassung freier französischer Arbeiten aller Art, stellt eine Auslese wichtiger deutscher Wörter, namentlich solcher, die in den mannigfaltigsten Redewendungen wiederkehren, alphabetisch zusammen und vereinigt unter jedem dieser Stichwörter eine Reihe meist unübersetzter französischer Phrasen, die irgendwie zu jenem Stichwort hinführen; ein Buch, das dem Rec. bei wiederholter Benutzung recht brauchbar erschienen ist, wenn es natürlich auch nicht immer die gewünschte Auskunft gab. — Nr. 27. Sp. 948. Sgt.: *Saintsbury, George,* a short history of french literature. Oxford 1882. Clarendon Press. (IX, 591 S. 8.) Der Verf. hat sich seiner nicht leichten Aufgabe, in dem kurzen Raum eines mässig starken Bandes ein Bild der Entwickelung der franz. Litt. von ihren frühesten Anfängen bis zu den neuesten Zeiten zu geben, im grossen und ganzen mit Geschick, Sorgfalt und eingehender Sachkenntnis entledigt; es ist nicht zu billigen, dass den Chansons de geste nur ein so geringer Raum gegönnt ist; dann folgen noch einige Bemerkungen des Rec. — Nr. 29. Sp. 1011. Sgt.: *Lotheissen, Ferd.,* Geschichte der franz. Litteratur im 17. Jahrh. 3 Bd. Wien 1883. Gerold's Sohn. (383 S. 8.) M. 9. Behandelt u. a. Boileau, Lafontaine, Mme de Sévigné und die grossen Kanzelredner; der vierte und letzte Band soll uns Molière und Racine vorführen. Der Rec. macht eine Bemerkung über die in den Text eingestreuten Übersetzungen aus den dort behandelten Schriftstellern, die besser durch das französische Original, das sich unter dem Texte findet, ersetzt würden; der dichterische Ausdruck in jenen Übersetzungen hätte mit grösserer Sorgfalt behandelt sein können. Der Rec. fügt noch eine Bemerkung über Lafontaine's Vorgänger auf dem Gebiete der Fabel und seine Quellen hinzu. Durch kleine Mängel wird der Wert des ausgezeichneten Werkes nicht beeinträchtigt. — Nr. 30. Sp. 1041 f. Kn.: *Plattner,* Ph., französische Schulgrammatik. Karlsruhe 1883. Bielefeld. (XII, 322 S. 8.) M. 2. Verdient der bekundeten Sprachkenntnis wie der praktischen Anlage halber Lob; ebenso das Talent der Darstellung und die mit grammatischem Urteil gepaarte Beobachtungsgabe des Verf. An Ausstellungen erwähnt der Rec. das Kapitel vom Komparativsatz; die auf Lücking fussende Einteilung des Verbums dürfte noch manchem Einspruch begegnen. Der Gram. sollen ein Übungsbuch und ein Elementarbuch als notwendige Ergänzungen folgen; fallen beide entsprechend praktisch aus, so glaubt der Rec. Plattner's franz Lehrbüchern, wenn auch das vorliegende in einzelnen Punkten noch Revision nötig habe, eine Zukunft prophezeien zu können.

C. Th. Lion.

Miscellen.

Zur Konstruktion von *falloir*. — Wir wollen uns hier lediglich mit der Frage beschäftigen, wie *falloir* zu konstruieren sei, wenn ausser einem, das Subjekt vertretenden Personalpronomen noch ein persönliches Fürwort — und zwar entweder ein rein persönliches oder ein reflexives — als Objekt des mit „müssen" verbundenen selbständigen Verbs vorhanden ist. Einige Grammatiken, wie die von Benecke (I[8], 259), behandeln diesen Fall gar nicht, obgleich allerdings eins der vier ersten Übungsbeispiele bei B., für welche eine doppelte Übersetzung verlangt wird, lautet: „Ihr werdet euch den Befehlen ... unterwerfen müssen." Knebel-Probst, der noch in der uns gerade vorliegenden 12. Auflage seiner Schulgrammatik von 1868, S. 139 ausdrücklich verlangt: „*il faut qu'il parte, il faut que je vous attende* (also nicht *il lui faut partir, il me faut vous attendre*)," formuliert die Regel in der neuesten, 16. Auflage S. 194 folgendermassen: „Diese letztere Konstruktion [mit dem Infinitiv] kann auch gebraucht werden, wenn das Subjekt ein persönliches Pronomen ist, und kein anderes persönliches Fürwort dabei steht ..., z. B. *il me faut aller*. Tritt noch ein anderes Fürwort dazu, so zieht man *que* mit dem Subjonctif vor, z. B. *il faut que je vous attende.*" Plötz und Plattner unterscheiden, ob das zweite Pronomen ein rein persönliches oder ein reflexives ist. Ersterer lehrt in seiner „Schulgrammatik" (28. und vorhergehende Auflagen) L. 12: „Das Subjekt des Müssens kann bei *falloir* mit dem Dativ ausgedrückt werden, wenn das Subjekt ein persönliches Fürwort ist, und kein anderes als ein reflexives persönliches Fürwort bei dem Infinitiv steht. Doch ist *il faut que* auch hier gebräuchlicher." „Wenn das Subjekt des Müssens ... ein persönliches Fürwort ist, bei dem noch ein anderes persönliches Fürwort steht, so muss *que* mit dem Konjunktiv stehen. Also: *il faut que je vous attende.*" Ähnlich äussert sich Plattner in seiner „Schulgrammatik" (§ 98), in der er augenscheinlich die Resultate eigener eifriger Forschungen und sorgfältigsten Quellenstudiums niedergelegt hat: „Wenn es [das Subjekt] ein Personalpronomen ist, so tritt es als Dativ vor *falloir;* vor dem Infinitiv darf jedoch kein weiteres Personalpronomen stehen, wohl aber ein Reflexiv oder Pronominaladverb: *Il vous faut en rendre compte.*" „Daher ist im letzten Falle *[Il faut que vous me rendiez compte]* die Infinitivkonstruktion unmöglich, wenn nicht das Subjekt als selbstverständlich ausgelassen wird: *Il faut me rendre compte* (Sie müssen ...)." — Beide also, sowohl Plötz als auch

Plattner, geben zu, dass, sobald das zweite Pronomen ein Reflexivum ist, die Infinitivkonstruktion angewandt werden darf; und das bezeugen in der That zahlreiche Beispiele aus der neueren und neuesten Litteratur (vgl. unten), so dass wir von diesem Falle hier ganz absehen können.[1])

Es bleibt uns also nur übrig zu untersuchen, welche Konstruktion zulässig oder erforderlich ist, wenn ausser dem Subjektspron. noch ein zweites, nicht reflexiv gebrauchtes Personalpron. vorhanden ist. Es ist das Verdienst des Herrn Obl. W. Bertram in Breslau, durch Veröffentlichung zahlreicher Belegstellen nachgewiesen zu haben, dass — entgegen den Angaben bei Plötz u. a. — im vorliegenden Falle die Infinitivkonstruktion sehr wohl zulässig und gar nicht so selten ist, wenngleich wir Knebel-Probst darin Recht geben müssen, dass auch hier immer noch *que* mit dem Konjunktiv vorgezogen zu werden pflegt. Es dürfte jedoch in der That schwer sein, einen stichhaltigen Grund dafür anzugeben, dass, wie z. B. Plötz will, nur bei dem Vorhandensein eines Reflexivums, nicht aber eines zweiten reinen Personalpronomens, die Anwendung der Konstruktion mit dem Infinitiv statthaft sein solle.

Sondern wir unter den bis jetzt von Bertram publizierten Beispielen diejenigen aus, welche ein Reflexivum enthalten, und daher für uns nicht weiter in Betracht kommen, so bleiben als Belege für die Konstruktion *il me faut vous attendre* und ähnliche folgende übrig:

1 (Herrig's Archiv Bd. 47, S. 16, Anm. 2, wo B. noch meint, der Satz „*il vous faudrait m'aimer . . . comme je vous aime*“ dürfte ein Unikum sein!)

5 (Päd. Arch. 1875, S. 531.)

4 (Bertram, Repertorium französischer Satzbeispiele S. 22. Zu den dort gesondert aufgeführten drei Beispielen ist noch ib. Satz 29 hinzuzufügen: *Il m'a pourtant fallu lui dire que j'ai bavardé.*)

14 (Päd. Arch. 1879, S. 249 ff. Es fallen von den 17 Beispielen weg Nr. 4, 10 und 12.)

1 (Päd. Arch. 1879, S. 735.)

Also in Summa 25. Seitdem hat jedoch Herr Obl. Bertram noch eine Reihe weiterer Belegstellen für diese Konstruktion aufgefunden und

---

[1]) Ich benutze diese Gelegenheit, um einen Irrtum zu berichtigen. Plötz behauptet (l. c.): „*Il faut* mit dem Inf. wird namentlich gebraucht, wenn das Subjekt des Müssens als selbstverständlich ausgelassen ist . . .: *Il faut vous défendre* (nicht *il vous faut*).“ Hierauf gestützt, und in Anbetracht dessen, dass ich zwar eine Menge Beispiele gefunden hatte, welche ausser einem Subjektspronomen der dritten Person ein diesem entsprechendes Reflexivum aufwiesen, nicht aber solche für die erste und zweite Person, erklärte ich in dieser Zschr. IV², 189 bei Besprechung der 28. Aufl. von Plötz' Schulgrammatik, dass das Subjekt des Müssens bei folgendem Reflexivpron. der 1. oder 2. Person, weil aus dem Zusammenhange leicht zu ergänzen, immer ausgelassen werde. Dem ist jedoch nicht so; vgl. Bertram in Herrig's Arch. Bd. 47, 16 (*il nous faut nous renfermer*) und im Päd. Arch. 1879, S. 250, Nr. 12 (*il m'a fallu m'expatrier*). Ferner: *Il me fallait seulement m'habiller.* Almanach comique pour 1843, S. 107. — *Il me fallait me dire tous les matins que . . .* L'Illustration, 1er juin 1878. — *L'hiver, il vous faudrait vous y prendre plus à l'avance.* Ib., 11 Oct. 1879, S. 596. — *Il me fallut une seconde fois me raidir contre la douleur, pour grimper dans l'arbre.* Ib., 22 mai 1880.

mir dieselben mit grösster Bereitwilligkeit, für die ich ihm hier nochmals meinen aufrichtigen Dank abstatte, zur Verfügung gestellt. (Auch die vorhin in der Anmerkung mitgeteilten Beispiele sind seinen Sammlungen entnommen.)

Die neun bisher noch nicht veröffentlichten Belege für die in Rede stehende Konstruktion sind folgende:

1. *Mais il me faut te perdre, après l'avoir perdu.* Corneille, Le Cid III, 4. 923 (éd. Strehlke).
2. *C'est d'un autre que toi qu'il me faut l'[ta tête] obtenir.* Ib. 943.
3. *Il me fallut les voir faiblir d'heure en heure, les chers innocents!* Contes familiers par Maria Edgeworth, traduction de Mme Belloc. Paris, Garnier frères. 1872, S. 81.
4. *Oh! oh! fit-il, voilà un berceau qui est trop étroit. Demain matin, il me faudra l'agrandir.* George Sand, La petite Fadette.
5. *A les entendre, nous tiendrions notre troisième vache maigre et il nous faudrait la manger, bon gré, mal gré.* L'Illustration, 5 juin 1880.
6. *Le vieux portefeuille, trop gonflé, s'était crevé en tombant, et tous les papiers avaient roulé sur le tapis; il me fallut les ramasser l'un après l'autre.* Alphonse Daudet, Lettres de mon Moullin, S. 194.
7. *Ce serait drôle, s'il me fallait te soigner le reste de la nuit.* Émile Zola, Nana, Seite 119.
8. *Même si le prix est raisonnable, il lui faut le débattre.* R. d. d. M., 15. juin 1882, S. 830.
9. *Or, ces connaissances, Flaubert n'en avait que des notions imparfaites, et il lui fallait les étudier, ne fût-ce que sommairement, afin d'en pouvoir parler.* Ib., 15. oct. 1882, S. 822.[1])

Zum Schluss sei noch beiläufig darauf aufmerksam gemacht, dass sich bei dieser Konstruktion bisweilen sogar drei Pronomina vereinigt finden, namentlich wenn das eine derselben ein Relativum ist. Bertram citierte bereits: *Pardonnez-moi le chagrin qu'il me faut vous causer* („Repertorium" S. 22) — ... *il lui faudra toujours se le rappeler* (Päd. Arch. 1879, S. 249, Nr. 6) — ... *une certaine étroitesse, qu'il me faut bien lui pardonner* (ib. S. 250, Nr. 9). Vgl. ferner: *Elle se lasse des contraintes qu'il lui faut s'imposer dans une vie sociale plus relevée.* R. d. d. M., 15 sept. 1879, S. 424.

---

[1]) Hiernach muss ich widerrufen, was ich hier IV[3], 189, lediglich den Angaben von Plötz und Plattner folgend, über den vorliegenden Fall gesagt habe. — Nachträglich entdecke ich, dass v. Sallwürk im Päd. Arch. 1880, S. 27 (im Anschluss an die Bemerkung, dass heute eine solche Konstruktion von *falloir*, wie obige Beispiele zeigen, nicht mehr statthaft sei) eine andere hierher gehörige Stelle aus Corneille angeführt hat, nämlich Polyeucte II, 6 (éd. Strehlke v. 647): *C'est l'attente du ciel, il nous la faut remplir.*

Es würde gewiss allseitig dankbar anerkannt werden, wenn Fachgenossen, welche Gelegenheit zur Lektüre moderner Zeitschriften und Autoren haben, etwaige weitere Belegstellen für diese beachtenswerte Konstruktion veröffentlichen wollten.

G. Willenberg.

Hauptregeln der französischen Syntax nebst Musterbeispielen, von Dr. R. Brunnemann, Direktor der Realschule I. Ordnung (auf dem Titelblatt: des Realgymnasiums) in Elbing. (Zweite vermehrte Auflage.) Leipzig 1883. C. A. Koch's Verlagsbuchhandlung.

Quousque tandem! Wie lange wird Herr Brunnemann den guten Namen des deutschen Lehrerstandes mit seinen traurigen Publikationen zu untergraben sich angelegen sein lassen? Obiges Büchlein fiel mir heute in die Hände, und in demselben (mit einiger Notwendigkeit) das letzte Kapitel „vom Gebrauch des Partizip" zu welchem ich mir ein paar Bemerkungen erlaube. Nachdem § 168 und § 169 die Regeln über die Flexion des mit *avoir* resp. *être* konjugierten Pc. Pf. in wenigstens annähernd befriedigender Form gebracht haben, lautet § 170: „Dagegen (!) ist das participe passé stets unveränderlich in den temps composés der unpersönlichen und der mit *avoir* konjugierten intransitiven Verben." — Herr B. will, seinem Vorworte zufolge, zeigen, „dass die lateinische Sprache in Bezug auf syntaktische Verhältnisse durchaus nichts vor der französischen Sprache voraus hat, um so mit beitragen zu helfen, den landläufigen Irrtum zu beseitigen, als habe die Beschäftigung mit der lateinischen Grammatik einen grösseren Wert für formale Geistesbildung, als die mit der französischen." Ein solches Ziel wird man nie erreichen, wenn man zwei so heterogene Dinge ohne weiteres zusammenwirft. Das Zweite folgt doch unmittelbar, sobald man die Regel über das mit *avoir* konjugierte Partizip richtig gegeben hat, für das Erste muss auf die Regel verwiesen werden, dass im Französischen das Prädikat sich jederzeit nach dem grammatischen Subjekt richtet. Bei B. scheint diese Verweisung allerdings nicht möglich zu sein, weil die Regel, da wenigstens, wo sie stehen sollte, nicht vorhanden ist. — Die §§ 171 und 172 verstehe ich nicht inhaltlich wiederzugeben, ich muss sie wörtlich abschreiben. § 171: „Das participe passé der verbes passifs und der mit être konjugierten verbes neutres kann auch, gerade wie das participe présent, dieses aber von allen Verben, auftreten, ohne einen Teil des Prädikatsverbs auszumachen. In diesem Falle bezeichnet das participe passé die Person oder Sache, welche die durch das Verb ausgedrückte (?) erleidet oder erlitten hat, [natürlich auch die durch das verbe neutre ausgedrückte Thätigkeit?!] während das participe présent die handelnde Person bezeichnet. Z. B. *Murat put reconnaître que des hôpitaux il ne sortirait que des mutilés et des cadavres. Les assaillants déploraient leur sort.*" Ich glaubte, Herr B. wolle von der Substantivierung des Partizips sprechen, aber gefehlt! § 172 „In dieser Anwendung (sic!) richtet sich das participe passé, es trete selbständig oder prädikativ oder attributiv auf, stets in Zahl und Geschlecht nach dem Substantiv oder Pronom., zu dem es in Beziehung steht. Z. B. *La garnison était réduite à trois cents hommes. La terre n'est couverte que de palais détruits, de trônes renversés. Les assiégés (sc. habitants) essayèrent une sortie.*" Wer versteht nun noch, was Herr B. gemeint hat? Ich nicht, Herr B. auch nicht; der letzte Schimmer eines möglichen Verständnisses geht verloren, wenn als Beispiel zu § 169 gegeben wird: „*Les soldats sont précédés du comte de Toulouse*" und zu § 172 (im Anhange): „*La famille royale sortit du château, précédée de ses gardes.* — § 173 bringt dann wieder die alte brave Regel von der „dauernden Eigenschaft" und der „vorübergehenden Handlung," welche das präsentische Partizip ausdrücken soll. Man mag das entschuldigen mit Montesquieus leider nur zu wahrem Ausspruch: „il y a des choses que tout le monde dit, parce qu'elles ont été dites une fois." Aber was soll man sagen, wenn Herr B. nun in § 174 fortfährt: „Eine einmalige vorübergehende Hand-

lung drückt das participe présent stets aus und ist daher unveränderlich: a) wenn es ein Akkusativ-Objekt oder eine Negation bei sich hat; b) wenn es ein Dativ- oder ein Genitiv-Objekt bei sich hat, dessen es nicht entbehren kann (?); oder c) wenn ihm *en* vorgesetzt ist" (!). Einer weiteren Kommentierung des Paragraphen enthalte ich mich; leugnen aber kann ich nicht, ich möchte wohl einmal dabei sein, wenn Herr B. seinen Primanern deduziert, inwiefern in dem Beispiele: „*C'est une personne d'un naturel doux, ne grondant, ne contredisant, ne désobligeant jamais,*" oder in dem Beispiele des Anhangs: „*La chaumière n'avait pas de porte fermant au verrou*" — die Partizipien *grondant* u. s. w. einmalige vorübergehende Handlungen ausdrücken. — Doch genug hiervon; zum Beweis für die Leichtfertigkeit der Arbeit wird das Gesagte ausreichen. Nur noch ein Kuriosum, welches mir aufstiess, als ich die Regel von der Konkordanz des Prädikats mit dem grammatischen Subjekte suchte. § 5 lautet: „Wenn in dem Subjekt zwei Gegenstände enthalten sind, tritt für den Teilungsartikel (nämlich beim prädikativen Substantiv) das Zahlwort *deux* ein, z. B. *Ces deux Français sont deux ornements de leur nation par leur comage.*" Obs nun auch wohl weiter geht: *trois-trois, quatre-quatre?* — Und nun noch eins, was mir zunächst die Feder in die Hand drückte. Auf dem Titelblatt, nicht aber auf dem grauen Umschlage, steht „zweite vermehrte Auflage." Bei weiterer Nachforschung fand ich, dass, in meinem Exemplar wenigstens, 54 Seiten der grammatischen Regeln und der Umschlag aus der ersten Auflage stammen; neugedruckt sind Seite 55 der grammatischen Regeln, zwei Blätter Titel, Vorwörter, Inhalts- und Druckfehlerverzeichnis und 47 Seiten neuer „Beispiele" (die hieraus resultierende Zerschneidung des vierten Bogens brachte mir eben das letzte Kapitel der grammatischen Regeln in die Hand). Wie ist es nun zu erklären, wenn Herr B. in dem „Vorwort zur zweiten Auflage" schreibt: „In Folge der günstigen Aufnahme unseres Büchelchens wird schon nach Jahresfrist die zweite Auflage nötig" u. s. w.? — Mit Widerwillen habe ich Vorstehendes geschrieben, doch „amicus Plato, magis amica veritas," sage ich mit Herrn B. am Schlusse seines Vorwortes zur ersten Auflage.

G. Erzgraeber.

Über den Gebrauch des Konjunktivs bei Joinville. Albert Haase (Programm des Rats- und Friedrichsgymnasiums zu Küstrin). Aus der Arbeit geht hervor, dass der Verfasser derselben seinen Autor gewissenhaft durchstudiert, dessen Sprechweise sehr aufmerksam beobachtet und die einschlägige Litteratur in anerkennenswerter Weise berücksichtigt hat. Gewünscht hätte Ref., dass der Verf. jeden Fall der Anwendung des Konjunktivs auf seine Grundbedeutung zurückgeführt und von einer grammatischen Einteilung der Sätze in selbständige und abhängige (in der Form, wie er es thut) abgesehen hätte. Die letzteren zerfallen nach ihm in Relativ- und Konjunktionalsätze. Ref. kann sich von der Ansicht nicht loslösen, dass alle Sätze entweder Haupt- oder Nebensätze sind, und zwar enthalten alle Hauptsätze entweder: 1) ein selbständiges Urteil, oder 2) eine Willensäusserung = Befehl, oder 3) eine Frage.[1]) Treten diese Sätze unter die Rektion eines verbum sentiendi

---

[1]) Unter den Hauptsätzen kommt im ältesten Französisch über-

und declarandi, so werden sie abhängig, und das ist die erste Reihe der Nebensätze. Zur zweiten Reihe gehören naturgemäss — und das ist auch Mätzner'sches System — alle Attributiv-, beziehungsweise Relativsätze und die Adverbialsätze, welche H. Konjunktionalsätze nennt. Aus diesem und aus anderen Gründen kann ich mich mit H. in einzelnen Punkten nicht einverstanden erklären. Es sind das folgende:

ad A. „der Konjunktiv im selbständigen Satze:“

S. 1. H. nennt einen Satz wie „*li roys respondi que Diex en fust aourez*“ und die flgd. nur äusserlich abhängig. Er kann aber doch wohl wirklich abhängig sein. *Respondi* könnte hier ebenso gut im Sinne eines Verbums der Willensäusserung stehen, wie auch *dire* im gleich darauf folgenden Beispiel „*il dist que Dieux le feist aussi preu home come le duc*“. Diese Anwendung eines Verbs der Aussage anstatt eines Verbs der Willensäusserung ist nichts Ungewöhnliches und kommt sowohl im Neufranzösischen als auch im Altfrz. und überhaupt in allen Sprachen vor. H. weiss das natürlich auch, das beweist er auf pg. 7 (letzte Zeilen). — Ebd. „Ebenso erklärt sich der Konj. *il me dist que (si Diex li aidast)* etc.“ — Unmittelbar vorher steht: „Beachtenswert sind die nur äusserlich abhängigen Wunschsätze der indirekten Rede“ (nämlich als Wunschsätze). — Wenn es also heisst: „Ebenso erklärt sich etc.,“ so muss man glauben, der Verfasser meint, der Satz „*si Diex li aidast*“ enthalte ebenfalls einen Wunsch und sei ebenfalls nur äusserlich abhängig. Dabei sagt er aber: es liegt kein irrealer Wunsch vor. Die Folgerung ist mir nicht klar und ebenso wenig der Ausdruck „irrealer Wunsch.“ Der Satz *si Diex* etc. ist, wie H. richtig sagt, eine Beteuerungsformel, und dann eben gar nicht abhängig. — S. 2. „Ein Konjunktiv der Aufforderung, durch die der alten Sprache geläufige etc. konjunktionale Wendung *mais que* eingeleitet, einem bedingenden Satze gleichwertig, liegt vor etc. in *Sire, pour Dieu, raimbez-nous de quant que* etc., *mais que vous ne nous metiez là où on met les murtriers.*“ Dass der hier gebrauchte Konj. sich aus seiner Bedeutung der Aufforderung erklären lässt, will ich nicht bestreiten. Ich sehe aber keinen zwingenden Grund, den durch *mais que* eingeleiteten Satz als einen Hauptsatz, oder wie H. sagt, als einen selbständigen Satz anzusehen. *Mais que* = nfrz. *supposé que* oder *pourvu que;* der Satz braucht also nicht einem konditionalen gleichwertig zu sein, sondern er ist in der That ein Konditionalsatz. — S. 3. „Ein Konjunktiv der Annahme findet sich wie im Nfrz. etc. in *Que pechiez soit ordure, ce tesmoigne li paiens qui dist.*“ — Soll hier der Konj. der Annahme dasselbe sein, wie conj. potentialis zum Ausdruck subjektiver unentschiedener Behauptung? Warum soll das durchaus ein Hauptsatz sein, und warum soll hier eine subjektive Annahme zu Grunde liegen? *Que pechiez soit ordure* enthält allerdings den Hauptgedanken, er ist aber doch abhängig von *tesmoigne* des nächsten Satzes. Der Konj. nach verbis sentiendi et declarandi als Vertreter des latein. acc. c. inf. ist im Afrz. nicht so ungewöhnlich, was Stellen beweisen aus der Vie de saint Alexis ed. G. Paris 78, 4 und 5: *vifs atendeie qued a mei repairasses* und ebenso 108, 4 u. w. *Quatre livres des*

---

einstimmend mit dem Nfrz. und Latein. der Konj. nur in Wunschsätzen vor, beziehungsweise in solchen, die eine Aufforderung enthalten: cf. meine Programmabhandlung vom Schrimmer Gymnasium 1882. Was die Nebensätze anbetrifft, so kam er im Altfrz. in allen Formen desselben vor, sogar in Urteilssätzen, wie ich das in einer Fortsetzung jener Abhandlung nachzuweisen gedenke.

Rois I, 13, 73. *E pensai que il venissent par mei.* Desgl. 17, 66 und viele andere.

ad B. I. Der Konjunktiv im abhängigen Satze.

S. 4. In dem Satze „*il me respondirent que je preisse lequel que je vourroie*“ soll *vourroie* (nach den Worten H's., „wo *vouloir* im Fut. den Konj. vertritt“) Futurum sein. Die Futural-Form aber ist *vourrai*. *Vourroie* ist Conditionalis. Es ginge an, wenn der Verfasser gesagt hätte, das Fut. der Vergangenheit, wie Mätzner das Conditionnel bezeichnet.

ad B. II. Konjunktionalsatz.

S. 6. „Nach einigen Ausdrücken des Strebens ist statt des Konjunktionalsatzes ein indirekter Fragesatz eingetreten. Leicht erklärlich sind derartige Sätze im Indikativ: wie *et se traveilloit ainsi li sainz hom comment il les metteroit en droite voie.*“ — Es ist leicht gesagt „leicht erklärlich sind solche S. im Ind.,“ aber das w a r u m ist der Verfasser schuldig geblieben; *metteroit* ist übrigens wiederum ebenso wie *vourroie* (pg. 4) nicht Indik. im Sinne von H., sondern Condit. Wozu soll hier aber durchaus ein Konj. des Wunsches angenommen werden? die indirekte Frage lässt sich ebenso gut verteidigen. Dass der Konj. in indirekten Fragen vorkommt, sagt Verfasser selbst pag. 11; er ist unzweifelhaft lateinischen Ursprungs. Freilich kommt auch übereinstimmend mit dem Nfrz. der Indik. in indirekten Fragesätzen vor, und es lässt sich beobachten, wie die Sprache bestrebt ist, mit der latein. Anschauung zu brechen und eine ihrer Vorstellung entsprechendere Form für die Darstellung ihres Gedankeninhalts zu wählen. — S. 8. „Die Ausdrücke des Versprechens und Beschliessens haben im Nfrz. den Indik.... Im Altfrz. tritt in diesen Ausdrücken oft die Tendenz in den Vordergrund.“ — Ich bezweifle, ob hier immer eine besondere Tendenz den Konj. veranlasst hat. Wenn man die ältesten Denkmäler der französischen Sprache verfolgt, so sieht man, wie der Konj. oft lediglich zur Bezeichnung der Abhängigkeit gebraucht wird. — Die S. 11 unter Nr. 4 angeführten Sätze nach den Verben des Unterlassens und Unterbleibens erinnern sehr an daß latein. *quin*, ebenso die S. 12 unter e angeführten = nfrz. *sans que* mit dem Konj. — Die Emendation von *eussiens* zu *eumes* im Gegensatz zu Nebling in dem Satze pg. 13g *après ce que nous eussiens pris Damiete* ist sehr wahrscheinlich.

Im Vorworte seiner Abhandlung sagt Haase über Nebling, derselbe hätte in seiner Schrift über den Konj. bei Joinville manches unrichtig aufgefasst und den sprachhistorischen Gesichtspunkt zu wenig berücksichtigt. Ich kann H. hierin nicht unrecht geben. Allein ich fürchte, H. ist, abgesehen davon, dass er es versäumt hat, die Anwendung des Konj. immer auf seine Grundbedeutung als Ausdruck des Wunsches, der Aufforderung und der damit zusammenhängenden Erwartung sowie der unentschiedenen Behauptung zurückzuführen, von dem Vorwurf, den sprachhistorischen Standpunkt zu wenig berücksichtigt zu haben, auch nicht frei. Die französische Sprache hat sich einmal auf der latein. aufgebaut, das gilt für die Formenlehre, das gilt auch für die Syntax. Und doch kommen vielfache Abweichungen von der latein. Konstruktion vor. Es würde sich also empfehlen, einerseits die Fälle zusammenzustellen, wo im frz. Sprachgebrauch die latein. Auffassung zu Grunde liegt, und andererseits die, wo Abweichungen eintreten. Für beides sind die Gründe anzugeben. Der nfrz. Sprachgebrauch ist beständig mit dem latein. in Parallele zu ziehen. Der Vergleich darf sich nicht auf ein Gebiet, also nicht auf das Nfrz. allein oder auf das Latein. allein, sondern muss sich auf beide zugleich erstrecken. Wo der altfrz. Sprachgebrauch vom lat. abweicht und dem nfrz. gleich ist oder sich ihm nähert, ist die

Auffassung in Betracht zu ziehen, die für diese Abweichung maassgebend ist. Das wäre nach meiner Ansicht der sprachhistorische Standpunkt, und der ist von H. nicht durchgehend eingehalten worden.

A. SPOHN.

Zu Molière's Misanthrope, Vers 376. Der Vers „*Franchement, il est bon à mettre au cabinet*“ ist bisher, auch in des Unterzeichneten neuer Bearbeitung der Laun'schen Misanthropeausgabe, stets falsch erklärt worden. Die neueste Nummer des Moliériste bringt eine neue, höchst befriedigende, wahrscheinlich richtige Interpretation, welche ich mich beeile den Fachgenossen mitzuteilen, die häufig in der Lage sind diese Stelle interpretieren zu müssen.

Für das Wort *cabinet* nahm man bisher drei Bedeutungen an, welche alle auf diese Stelle Anwendung fanden.

1) Gemach, Studierstube. So hat allein Chapuzeau es hier verstanden, wenn er in seinem Théâtre français (éd. Monval, p. 64) sagt: „*Si le comédien à qui l'auteur a laissé sa pièce pour l'examiner, trouve qu'elle ne puisse être représentée, et ne soit bonne que pour le cabinet, comme le sonnet qui cause un procès au Misanthrope, ce serait une chose inutile au poète de faire assembler la troupe pour la lui lire.*“ Denn in seinem zu Basel 1675 in zweiter Aufl. erschienenen Nouveau Dictionnaire François-Aleman etc. erklärt derselbe: „*Cette piece, ce poëme est plus pour le cabinet que pour le theatre.* Dieses Gedicht lasset sich besser lesen, als auff dem Schauplatz spielen, schicket sich besser in eine geheime zusammenkunft als zu einer offentlichen Versamblung, Hæc tragœdia, illud poëma plus valet in paucorum & acutissimorum confessu, quam in plebis ignaræ frequentia“.

2) Schrank mit Schubkästen, scrinium. Dasselbe war meist aus feinen Hölzern kunstvoll gearbeitet und diente zum Aufbewahren von allerlei Kostbarkeiten, Raritäten, Dokumenten, Manuskripten, Büchern etc. So verstehen es hier wohl die meisten Erklärer, wie Moland, Littré, Mesnard, Livet, indem sie behaupten, *bon à mettre au cabinet* bedeute so viel als *bon à mettre sous clef, à enfermer dans les tiroirs d'un secrétaire* (Moland), *bon à être gardé en portefeuille, non publié* (Littré), *à être serré au fond d'un tiroir, à être gardé pour vous seul* (Mesnard).

3) Abtritt. Das älteste Lexikon, welches diese Bedeutung aufführt, ist das von Furetière, 1690, zwei Jahre nach seinem Tode im Haag erschienen. In demselben heist es: *cabinet se prend quelque fois pour garderobe,* und der in Rede stehende Vers aus Mol. wird dazu citiert. Auger, Génin, Ch. Marie (Moliériste II, 170), Anonymus C. D. (Moliériste IV, 155) u. a. schlossen sich Furetière's Erklärung an, indem sie diese Derbheit teils aus dem Ärger Alcestens, teils als eine Konzession an den Geschmack des Parterres erklärten. Die meisten Herausgeber bestritten, dass Mol. eine derartige Plumpheit habe sagen wollen, und dass *cabinet* überhaupt zu Mol.'s Zeit die Bedeutung „Abtritt“ gehabt habe. Sie sagten, Furetière's Dictionnaire sei viel jünger als der Mis., könne also für die Sprache desselben keine Beweiskraft haben, der Verf. habe den Druck nicht selbst geleitet, die Herausgeber *ne durent pas se faire scrupule d'augmenter et compléter* (Mesnard). Dem muss man erwidern, dass dieselben Herausgeber an unzähligen anderen Stellen ihre Erklärung gerade auf Furetière stützen; dass die Überarbeitung der Furetière'schen Manuskripte, wenn sie stattgefunden hat (was ich nicht weiss), wohl kaum im einzelnen nachzuweisen sein dürfte; dass Furetière's Dict. für

die dem Mis. nahe liegende Zeit doch wohl als beweiskräftig betrachtet werden muss, da er dasselbe gewiss lange vor 1685, wo er aus der Académie entfernt wurde, begonnen hat; endlich dass *cabinet* in besagter Bedeutung in der That schon vor dem Mis. sich findet. Im Moliériste (IV, p. 155) macht C. D. auf folgende Stelle aus dem Widmungsbriefe A Mesdames Mesdames les Beurrières de Paris aufmerksam, welchen L. C. Discret der zweiten Ausgabe (1664) seiner Alison vorausstellte. Die Stelle, welche ich etwas ausführlicher[1]) mitteile, als es im Moliériste geschehen, lautet: *Vous ne vendez pas un quartron de beurre ny d'épinards en caresme que l'enveloppe ne soit des œuvres de messieurs les poëtes du temps, de messieurs de l'Académie, des entretiens pieux des Pères contemplatifs ou de nos faiseurs de romans; et, sans faire tort à leurs forts raisonnements et profonde science, c'est mal reconnoître les obligations qu'ils vous ont: car, comme vous faites toutes choses avec poids et mesure, la balance que vous tenez si souvent à la main (veritable marque de dame Justice) fait que vous les pesez avec tant d'équité que tel qui n'a pas un escu pour acheter un livre entier en void du moins quelque petite partie à bon marché, puisque vous en donnez toujours quelque lambeau par dessus les denrées que vous débitez; et par ce moyen il peut, pour peu d'argent qu'il ait, gouster les charmans entretiens de ces grands genies, s'il ne se sert de leurs œuvres à autre usage dans le cabinet.*

Dass diese drei Erklärungen einen befriedigenden Sinn geben, wird wohl Niemand behaupten, die erste ist sehr matt, da sie teils einen Tadel, teils ein Lob ausspricht; die zweite ist gezwungen, denn eigentlich würde es ein hohes Lob sein, wenn Alceste sagte: Das Sonnet ist wert in den Sekretär gelegt zu werden, wo doch, so viel wir wissen, nur wertvolle Dinge aufbewahrt werden;[2]) die dritte gibt in der sonst so feinen Diktion einen so unangenehmen Missklang, dass sie unmöglich als richtig bezeichnet werden kann.

Als ich meine oben erwähnte Ausgabe arbeitete, konnte ich mich für keine der drei Interpretationen entscheiden, auch nichts besseres beibringen und glaubte am besten zu thun, dem Leser die Wahl zu überlassen.

In der Augustnummer des Moliériste erklärt nun Edmond Cottinet wie folgt: *Le chef-d'œuvre de l'ébénisterie au XVII*e *siècle, le scrigno des Italiennes, le cabinet des Françaises, prêta de bonne heure son nom*

---

[1]) Nach Fournier, Théâtre franç. au XVIe et au XVIIe siècle. Band II, p. 283.

[2]) cf. Brantôme, Vie des Dames Galantes, disc. I: *Elles [les stances] estoient très-bien-faites, & les ay tenues longtemps en mon Cabinet, & voudrois avoir donné beaucoup & les tenir, pour les insérer icy.* Ferner Le Petit's Dixain an Gombaud:

Tes inimitables sonnets,
Fils d'une belle renommée,
Vont à la cour, vont à l'armée,
Vont aux cercles, aux cabinets;
La louange que l'on leur donne
Dans la bouche de chacun sonne
Et de tous côtés retentit:
Gombaud ta muse sans seconde etc.

Paris rid. et burl. par P. L. Jacob bibl.

à un genre particulier de recueils poétiques. Transformé en livre, le Cabinet fut l'écrin des sonnets et des rondeaux à la mode, de la poésie quintessenciée, chère aux dames. So erschienen:

Cabinet ou trézor des nouvelles chansons recueillies des plus rares et excellents esprits modernes, à Paris, par Godefroy de Billy, 1602.

Cabinet satyrique, Paris, Billaine, 1618.

Cabinet des Muses ou nouveau recueil des plus beaux vers de ce temps. Rouen, 1619.

Le nouveau Cabinet des Muses, ou l'eslite des plus belles poésies de ce temps, par le sieur de la Mathe, Paris, 1658, *2e édition* 1665.

Diesen kann ich hinzufügen:

Le Cabinet satyrique, ou recueil parfait, de vers piquans & gaillards de ce temps. 1666.[1])

In demselben Sinne, wie Alceste sagt: *Franchement, il est bon à mettre au Cabinet,* hätte man zu Anfang unseres Jhd.'s gesagt: *il est bon à mettre à l'Almanach (des Muses* oder *des Beaux-Esprits).*

Diese Erklärung befriedigt in jeder Beziehung, sie ist ungezwungen, und gibt den Worten Alceste's einen treffenden Sinn; ich halte sie für die einzig richtige. Wer daran zweifelt, der möge sich die Mühe machen, ein solches *Cabinet* durchzublättern, er wird bald ersehen, dass Oronte's Sonnet sehr wohl dahin passt.

W. Knörich.

Der „Panégyrique de l'Ecole des Femmes". Zu den Verdiensten der zweiten Auflage von Moland's Molière-Ausgabe gehört vor allem der Wiederabdruck seltener, zu Molière in Beziehung stehender, Dichtungen und die bequeme Vereinigung dieser disparaten Materialien auf einem leicht zu überblickenden Raume. Damit kann ja die Thatsache nicht abgeleugnet werden, dass diese zweite Auflage bei der geringen Verschiedenheit von der ersten und bei ihrer Inferiorität der Hachette'schen gegenüber keine unbedingte Notwendigkeit war und dass die dort publizierten Novitäten sich leicht in ein oder zwei Supplementbänden vereinigen liessen, wodurch der Molière-Forscher dem unangenehmen Zwange überhoben würde, einiger Stücke wegen das ganze Werk zu kaufen.[2]) Zu diesen Novitäten gehört u. a. Robinet's „Panégyrique de l'Ecole des Femmes", welcher von Lacroix nicht in die „Collection Moliéresque" aufgenommen und auf deutschen Bibliotheken gar nicht zu erlangen war. Die deutschen Molieristen haben ihn daher vor dem Erscheinen des 5. Bandes der in Rede stehenden Ausgabe (Herbst 1881) garnicht einsehen können und mussten sich auf das wenige verlassen, was Despois und Fournel über ihn bemerkt hatten. Da diese letzteren Angaben nicht stets sich als genau und vollständig erweisen, so will ich mit einigen Worten die Stellung des „Panégyrique" in dem Streite um die Frauenschule kennzeichnen. Als Robinet seinen „Panégyrique" Anfang Dezember 1663 (der Druck wurde am 30. November abgeschlossen) veröffentlichte, waren ihm von den Kritikern der Frauen-

---

[1]) Die Stadtbibliothek zu Stralsund besitzt dieses Cabinet.

[2]) Ein ähnlicher rein buchhändlerischer Gesichtspunkt wird auch bei uns von der Firma Veit & Co. beobachtet, welche jetzt eine Herbart-Ausgabe von Kehrbach mit vieler Reklame in die Welt sendet, die doch zu Hartenstein's Ausgabe in ähnlichem Verhältnis steht, wie Moland zu Despois-Mesnard.

schule Molière selbst mit seiner „Crit. de l'Ec. d. F.", de Visé mit seinen „Nouv. nouv." und der „Zélinde", Boursault mit seinem am 19. Oktober wahrscheinlich zuerst aufgeführten „Portrait du Peintre" vorangegangen und in seinem „Panégyrique" nimmt er zu diesen Vorgängern eine ausgesprochene Stellung ein. Den bedeutendsten von ihnen, Molière, feiert er als Gegner der auch im „Panégyrique" (a. a. O. 83, 93) verspotteten Preziösen und steht auch der angefeindeten „Ec. d. Fem." eher sympathisch als antipathisch gegenüber, aber als unbedingter Verehrer des grossen Corneille (95) kann er sich mit der Kritik, welche die Tragödie in der „Cr. de l'Ec. d. F." erfährt und mit den unzweideutigen, an gleichem Orte gegen Corneille gerichteten Wendungen nicht einverstanden erklären. Die „Ecole" selbst wird im „Panégyrique" offenbar mit grösserer Wärme verteidigt, als bekämpft, und wenn die beiden Verteidiger zuletzt aus diplomatischer Berechnung ihren Molière feindlichen Geliebten beipflichten, so liegt doch darin kein Merkmal einer gegen Molière gerichteten Tendenz. Diese Verteidigung ist übrigens in wesentlichen Punkten Original und entlehnt nur den gegen die Alleingültigkeit der Aristoteli'schen Regeln gemachten Angriff der Molière'schen „Critique", während die Polemik nur eine Verflachung und Verwässerung der „Zélinde" zu sein scheint. Eigentümlich ist jedoch die Bemerkung, dass die der Agnès von Arnolphe gegebenen Lehren eine Nachbildung der bekannten Unterredung Don Quixotes mit Sancho Pansa seien.

Zu de Visé wird Robinet einigermassen durch die gleiche Corneille-Verehrung hingezogen, doch ist er auch wieder mit der spöttischen und gesuchten Afterkritik in den „Nouv. nouv.", die gelegentlich auch den gegen d'Aubignac verteidigten „grand Ariste"[1]) nicht verschont, wenig einverstanden. Sein Verhältnis zu Boursault ist, nach der höhnischen Abfertigung des „Portrait du Peintre" zu urteilen, ein durchaus feindliches (108) und eine nachträgliche Glorifizierung jenes Machwerkes und seines Erfolges auf der Bühne des „Hôtel de Bourgogne" ist schwerlich ernst gemeint, da sie der albernen Modedame Bélise in den Mund gelegt wird.

Bei dem offenbaren Spotte, den Robinet gegen das gekünstelte Modewesen und die flache Galanterie seiner Zeit richtet und bei der unendlich schwachen Kritik, welche er die Molière feindlichen Koketten aussprechen lässt, kann eine bewusste, aber verhüllte Feindschaft gegen die „Ec. des Fem." nimmermehr der Grundzug des „Panégyrique" sein, wie uns das Fournel glauben lässt. Vielmehr ist Robinet mehr ein Mann der alten als der neuen Zeit, der noch fest an Corneille hält, ältere Dichter, wie Desmarets, selbst dann lobt, wenn sie zu dem angebeteten Corneille im Gegensatz standen, der die Preziösen und den ganzen Modeprunk in Kleidung, Benehmen und Redeweise hasst und in Molière mit unverhohlener Freude den grossen Spötter jener modernen Ausartungen begrüsst, obgleich er ihm die Konkurrenz, welche er der „schönen (d. h. älteren) Komödie" macht und die wohlverdiente Kritik der unwahren Rhetorik Corneille's nicht verzeihen mag. Selbst die Extreme in der „Ecole" und die zugespitzte Schärfe in der Charakterzeichnung des „Arnolphe" sind ihm keineswegs antipathisch, und wenn er auch einen französisierten Engländer bemerken lässt, die Tyrannei jenes „Arnolphe" würde der sozialen Freiheit des Inselvolkes nimmermehr zusagen, so wird doch der englische Ehemann mit seinem kavaliermässigen Phlegma scharf genug kritisiert.

---

[1]) D. h. Corneille.

Eine ganz bestimmte und nur so zu deutende Tendenz hat aber der „Panégyrique" jedenfalls, trotzdem Robinet in der Vorrede die ganze „komische Unterhaltung" als blossen dramatischen Scherz, der niemandes Urteil beeinflussen solle, und noch am Schluss die Verteidigung der „Ecole" als nicht ernstgemeint hinstellt (a. a. O. 124). Denn die Vorrede, eine affektierte Herabsetzung des eigenen Werkes, enthält Angaben, die nicht als thatsächlich aufzufassen sind. Wenn er u. a. darin sagt, der „Panégyrique" wäre bereits seit drei Monaten, also seit Ende August 1663, im Umlauf, wie könnte er dann im Stücke selbst von Molière's Gegenwart bei der Aufführung des „Portrait du Peintre" sprechen und diese Komödie selbst gesehen oder gelesen haben? Und die Schlusswendung steht wieder mit der Wärme der Verteidigung in Widerspruch.

Nicht ohne Interesse ist in Sc. I. des „Panégyrique" eine Bemerkung, die möglicherweise Molière für seinen „Avare" verwertete. Hier ist von einem Historiographen die Rede, der, wie Harpagon, seinen Pferden einen Teil des Hafers heimlich wegstiehlt und der auch zu unfreiwilligen „collations" gezwungen wird. Wenngleich nun diese Züge im „Avare" sich auf andere, vielleicht dem Robinet auch bekannte Quellen zurückführen lassen, so ist doch die Möglichkeit, dass Molière hier die Komödie seines Vorkämpfers ausgeschrieben habe, nicht unbedingt abzulehnen. Wenn man endlich noch fragen sollte, warum Robinet sich nicht unbedingt für Molière's „Ecole" ausspricht, so ist darauf zu erwidern, dass der Sieg im Streite um die Frauenschule noch nicht zu Gunsten des Dichters entschieden war, dass er vielmehr durch den Erfolg von Boursault's „Portrait du Peintre" wieder vorläufig in Frage gestellt wurde, dass Robinet keineswegs ein Interesse haben konnte, sich mit dem einflussreichen de Visé, dessen höfischen Anhange und mit den Schauspielern des „Hôtel de Bourgogne" zu entzweien, und dass endlich die Parteinahme für Molière durch sein Verhältnis zu dem älteren Corneille eingeschränkt wurde.

R. Mahrenholtz.

---

[1]) s. die absichtlich übertreibende Glorifizierung dieses Erfolges in de Visé's „Lettre sur les affaires du théâtre" (a. a. O. 203), noch zu einer Zeit, wo der definitive Sieg Molière's schon zugestanden werden musste (ebds. 259).

Referate und Rezensionen.

Fleury, Jean, Marivaux et le Marivaudage. Paris 1881. E. Plon et C[ie]. 416 S. S. gr. 8.*)

Kapitel I. Einleitung: Zwei Schrifsteller des achtzehnten Jahrhunderts, Marivaux und Beaumarchais, von denen der erstere gegen den Anfang, der letztere gegen den Schluss desselben lebte, haben das gleiche Geschick gehabt, der Nachwelt grösser zu erscheinen, als ihren Zeitgenossen. Ihr Bestreben, eine den veränderten Verhältnissen in den Sitten und Anschauungen ihrer Zeit angemessene neue Kunst und Sprache zu schaffen, fand lebhaften Widerspruch bei den damaligen Kritikern, und namentlich bei den Anhängern Molière's, welche das Lustspiel und die Sprache des letzteren — vom ausschliesslichen Standpunkte der Kunst aus betrachtet — über die Werke des Beaumarchais und Marivaux gestellt sehen wollten. Man gab zu, dass beide Schriftsteller Geist und zwar sehr viel Geist besassen; das Publikum nahm ihre Stücke im Theater sehr beifällig auf; man las mit Eifer ihre Schriften, aber man sprach ihnen den Geschmack ab. Die rechte Würdigung ihrer Verdienste, deren sich beide Männer wohl bewusst waren, mussten sie von den Kritikern der Nachwelt hoffen, und diese Hoffnung hat sich denn auch vollkommen verwirklicht. Beaumarchais, der mit all seinen Ideen und seiner ganzen Sprache der Revolutionszeit angehörte, ist von den Generationen, welche

*) Im Nachstehenden wird keine Rezension, sondern nur ein ausführliches Referat über das Buch Fleury's gegeben. Die Zeitschrift wird derartige Referate in Zukunft öfters bringen, und hofft dadurch denjenigen ihrer Leser entgegenzukommen, denen es an Gelegenheit oder an Musse fehlt, neu erschienene wichtigere Werke über Gegenstände der französ. Litteraturgeschichte durch eigene Lektüre kennen zu lernen.

G. K.

direkt oder indirekt an dem Ausbruch der Revolution teilgenommen haben, mit Stolz als einer der ihren aufgenommen worden. Marivaux' Würdigung erfolgte allerdings erst später. Es bedurfte zur Erkenntnis seiner Verdienste erst einer Reaktion der Methode alles wissenschaftlichen Forschens, wir meinen die Aufstellung jenes Prinzips, nach welchem alles Erkennen auszugehen hat — nicht, wie man vordem glaubte, von der Gesamtheit zum Détail, sondern — von der gewissenhaften genauen Beobachtung der kleinsten Einzelheiten, um darauf das Ganze aufwärts zu konstruieren. Diesen jetzt in allen Zweigen der Wissenschaft, in der Physik, in der Linguistik, in der Moral, wie in der Kunst und Litteratur allgemein giltigen Grundsatz hat niemand genauer beobachtet, als Marivaux. Er spürte die zartesten Triebfedern unserer Handlungen auf, er prüfte mit der Lupe die Regungen des menschlichen Herzens. Wer hat wohl genauer als Marivaux die geheimsten Pfade der Liebe im menschlichen Herzen erforscht, wer die unmerklichen Wege gefunden, auf denen sie sich offenbart? — Dieser Trieb, diese Vorliebe, zu zergliedern, zu analysieren, in allen Dingen nach dem letzten Grunde zu fragen, wodurch sich die gegenwärtige Generation besonders auszeichnet, ist durchaus nicht als eine zufällige Liebhaberei derselben zu betrachten. Wir sehen vielmehr in der Geschichte stets auf eine Periode blinden Glaubens eine andere des Zweifels, auf den Dogmatismus den Skepticismus folgen. Das siebzehnte Jahrhundert war eine Zeit der Ruhe, die ängstlich das Alte zu wahren suchte, es war jene Zeit, wo man nicht mit prüfendem Verstande an religiöse und politische Dinge herantrat, wo man nicht wagte, an den überlieferten Formen zu rütteln. Sogar die Form der Phrasen, deren man sich gewöhnlich bediente, war erstarrt und widerstrebte nur allzu häufig dem natürlichen Gefühle. Sie waren umständlich, reich geschmückt und schleppend, aber nicht nur Bossuet, sondern auch Racine, Molière und sogar Mme La Fayette bedienten sich ihrer. Erst gegen Ende des siebzehnten Jahrhunderts tritt eine Wendung ein, welche bis um die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts fortdauert. Bayle, La Bruyère, Dufresny, Le Sage und Fontenelle samt ihren Nachahmern sind Analytiker, sind Kritiker; sie zweifeln und suchen die Wahrheit. Sie lassen die feierliche, reiche Phrase fallen und nehmen dafür flinke, gewandte, ein wenig gezierte Ausdrucksweisen an. Gegen die Mitte des achtzehnten Jahrhunderts, nach dem Erscheinen des Esprit des lois und des Discours Rousseau's sehen wir dann eine neue Reaktion sich vollziehen. An die Stelle des Zweifels und der Kritik tritt der Glaube und die Schwärmerei, und statt der Vernunft huldigt man dem Gefühle. Dieser Umschwung spiegelt sich auch in der Sprache wieder. Die volle, reiche Phrase kommt wieder zur Geltung, und der periodische Bau der Sätze in Aufnahme.

Die zwischen beiden Reaktionen liegende Periode, welche also vom Ende des siebzehnten bis zur Mitte des achtzehnten Jahrhunderts sich erstreckte, war für die Gesellschaft, für die sogenannte feine Welt eine leichtfertige Zeit der Ruhe und des Sichgehenlassens. Die drei grossen Sorgen der Gegenwart, Ehrgeiz, Liebe und Geld, beunruhigten die Gemüter nicht. Um ein Amt zu erhalten, brauchte man nur Gönner, nicht Fähigkeiten. Leere äussere Galanterie galt höher, als wahre innere Herzensneigung; was Wunder noch, dass man alle jene Verbindungen, welche auf Herzensneigung beruhen, nur oberflächlich nahm, dass Ehe und Freundschaft nur als Tändelei angesehen wurden? So erklärt es sich, dass Ehegatten, sobald sie einander überdrüssig waren, lachend auseinandergingen und neues Glück in einer anderen Verbindung suchten. Geld daraufgehen zu lassen, ohné zu rechnen und zu zählen, gehörte notwendig zum guten Tone. Der Herzog von Richelieu warf einst eine Börse Geld zum Fenster hinaus, als sein Sohn, der dasselbe zu seinem Vergnügen hatte verwenden sollen, es ihm unberührt zurücklieferte. Derart waren die Zustände der Gesellschaft, in welcher Marivaux lebte und sich entwickelte, eine solche Welt, sorglos und leichtfertig in allen ihren Handlungen, umgab ihn, als er den grössten Teil seiner Werke verfasste. Die beiden Männer, welche er sich zum Muster nahm, und mit denen zugleich er in den Kampf der Alten und Neuen eintrat, waren Fontenelle und La Motte. Von dem ersteren spricht er zwar in seinen Werken wenig, glaubt aber dafür, den La Motte niemals genug gelobt zu haben. Drei Perioden lassen sich in seinem litterarischen Leben unterscheiden: in der ersten sucht er seinen Weg, in der zweiten hat er ihn gefunden, und in der dritten hat er ihn wieder verloren.

Kapitel II. Marivaux' Jugendwerke. Pierre Carlet de Chamblain de Marivaux wurde am 4. Februar 1688 zu Paris geboren. Seine Familie stammte aus der Normandie und hatte bedeutende Männer in dem Parlament dieser Provinz aufzuweisen. Der junge Marivaux kam erst mit seinem Vater nach Riom, dann nach Limoges, wo dieser den Posten eines Münzdirektors versah. Als Mann lebte er dann immer in Paris. Er verstand ziemlich gut Latein, kannte jedoch das Griechische nicht, und seine Kenntnisse in der Geschichte waren auch keineswegs gründlich.

Marivaux begann sehr früh sich schriftstellerisch zu versuchen. Sein erstes Werk: Le Père prudent et équitable ou Crispin l'heureux fourbe, erschien bereits, als er erst in seinem vierundzwanzigsten Lebensjahre stand. Das Stück trägt ganz den Charakter jener Anfängermachwerke, welche gewöhnlich dem Feuer preisgegeben werden, sobald ihnen andere gefolgt sind. Marivaux aber liess es drucken, und es figuriert unter seinen Werken. Wie in einer grossen Anzahl von

Stücken jener Zeit, so ist auch in seinem Erstlingswerk als Hauptmoment jene Geschichte zu verzeichnen, in welcher drei Brautwerber durch die List und Ränke des Dieners eines vierten Liebhabers aus dem Felde geschlagen werden, um das junge Mädchen dem letzteren zu retten.

Schon das folgende Jahr brachte, ohne des Verfassers Namen, die zwei ersten Bände eines Romans, der auf fünf solcher berechnet war; er hiess: Les Effets surprenants de la sympathie. Das Werk befindet sich in zwei Ausgaben der Werke Marivaux', indessen Lenglet-Dufresnoy, der es anfangs in seiner Bibliothèque des romans als von Marivaux herrührend aufgezeichnet hatte, hegte später starke Zweifel und schrieb es vielmehr einem chevalier de Mailly zu, der unter andern Romanen auch die Amours des empereurs romains, die Histoire secrète des Vestales verfasst hat und 1724 starb. Ein anderer Biograph hält den Roman für das Werk des Abtes Bardelon; Formey, der 1757 in Berlin schriftstellerte, beschränkt Marivaux' geistiges Anrecht nur auf einen Teil des Werkes. Wir halten die Meinung dieser Schriftsteller für irrig und glauben vielmehr, dass dieser Roman wirklich von Marivaux herrührt. Dies beweist schon die Thatsache, dass in dem ganzen Werke alles mit dem grössten Anstande vor sich geht, dass sich nicht eine einzige gewagte Szene vorfindet; Mailly und Bordelon lieben es im Gegenteil, dem Leser lüsterne Détails vorzumalen. Dann aber lässt sich auch das Bild des Dichters aus dem Werke gleichsam herauskonstruieren. Die Reihe junger Damen die sich beim ersten Anblick in die jungen Leute verlieben, und selbst die Initiative ergreifen; die züchtige Zurückhaltung, welche sich durch das Werk hinzieht; die Naivität bestimmter Situationen, alles zeigt uns in dem Verfasser einen den Frauen gegenüber verlegenen, verliebten und sehr furchtsamen jungen Mann. Dies trifft genau für die Persönlichkeit Marivaux' zu, besonders aber für seine Jugendzeit, aus welcher obiger Roman hervorging. Das Werk selbst ist keine Parodie, wie man geglaubt hat, die Personen sind in ernstem Sinne zu nehmen. Die Handlung spielt in einer unbekannten Zeit und in einem unbekannten Lande, das nur vorübergehend dem Frankreich des achtzehnten Jahrhunderts gleicht. Man kennt dort keine Polizei; Entführer und Mörder werden nicht von der Gerechtigkeit verfolgt, in den Schlössern hausen schreckliche Tyrannen; in den Hütten leben Prinzessinnen, als Landmädchen verkleidet; in den Wäldern ruhen Einsiedler von ihren Abenteuern aus; das ist des Dichters Welt in diesem Stück. Diese Welt ist nun bevölkert von verliebten Personen; Liebeserklärungen regnen wie Hagel, und häufig machen Frauen damit den Anfang. Die dem Werke eingeflochtenen Episoden sind amüsanter, fesselnder, als die Haupterzählung. Hieraus liesse sich vermuthen,

dass diese von Mitarbeitern des Dichters herrührten; indessen spricht dagegen der Charakter Marivaux', der eine solche Hilfe nicht zugelassen hätte. In dem ganzen Buche vernimmt man gleichsam das Echo der Novellen des Cervantes, und es ist wahrscheinlich, dass die Effets de la sympathie unter dem Einflusse einer französischen Übersetzung von Persiles und Sigismunde, welche Dichtung in der ersten Hälfte des siebzehnten Jahrhunderts erschien, entstanden sind.

Die Erfolglosigkeit dieses Romans, und die Reaktion der Zeit gegen den Heroismus überhaupt, führten Marivaux dazu, dem sogenannten „sentiment chevaleresque" den Krieg zu erklären. Der erste Akt desselben war die Voiture embourbée. In diesem Roman erzählt uns der Dichter, wie eine muntere Gesellschaft, in der er sich selbst befindet, über Nacht durch die Trunkenheit des Kutschers sich festfährt und gezwungen ist, in der Schenke des Dorfes zu übernachten. Da keinem der Schlaf kommen will, beschliesst man, Geschichten zu erzählen. Wir hören nun von einem Liebhaber, der seine Liebe einer Dame gesteht; da dieselbe aber seine Gefühle nicht erwidert, begibt er sich als irrender Ritter, von einem Knappen begleitet, auf Abenteuer. Als seine Geliebte das erfährt, packt sie wilde Verzweiflung über seinen Weggang; ihr Entschluss ist gefasst, sie wird irrende Ritterin, und ihre Kammerfrau begleitet sie als weiblicher Knappe; sie wollen die Irrenden suchen. Hier setzt eine der mitreisenden Damen ein: Die ritterliche Dame kommt bei Anbruch der Nacht mit ihrer Bedienten in eine Höhle. Hier herrscht ein alter Zauberer, der, sobald er sich älter werden fühlt, irgend einen jungen Mann seiner Umgebung tötet und in dessen Körper fährt; auf diese Weise ist er bereits 260 Jahre alt geworden. Nur einmal im Monat wird er wieder der hinfällige Greis, und dann ist er der Macht seiner Umgebung, in der sich auch viele gefangene Damen unfreiwillig befinden, überliefert; man kann ihn töten. Die Erzählerin hatte offenbar Don Quijote und Tausend und eine Nacht gelesen. Eine dritte Dame führt nun die Geschichte zu Ende: Landleute, die man herbeiholt, führen die beiden Abenteurerinnen zum nächsten Dorfe hin, hier treffen sie den irrenden Ritter mit seinem Knappen, denen nicht das mindeste Abenteuer zugestossen war. Man versöhnt sich, man singt und trinkt, — und die Gesellschaft erhält die Nachricht, dass die Weiterfahrt vor sich gehen kann.

Die in diesem Stück beabsichtigte Parodie auf die Ritterliebe ist der am wenigsten gelungene Teil des Romans. Es scheint im Gegenteil fast, als ob Marivaux gerade an dieser am meisten festgehalten habe, da er sie zum Gegenstand eines anderen Romans in zwei Bänden machte, der unter den Titeln: Pharsamon, Folies amoureuses und Don Quichote moderne erschien. Es ist keine Parodie

desjenigen von Cervantes, sondern eine ungeschickte Nachahmung desselben. Der Inhalt ist folgender:

Pharsamon ist bei seinem Onkel erzogen worden. Romanlektüre hat seine Gedanken überspannt gemacht; er zieht hinaus, begleitet von seinem getreuen Knecht Cliton, um sich Abenteuer und eine Dulcinea zu suchen. Er findet beides. Zunächst die Geliebte, eine eifrige Romanleserin, die sich Citalise nennen lässt und ihr Herz nur einem Romanhelden schenken will. Pharsamon besiegt im Kampfe den Liebhaber der Citalise. Dann geleitet er sie in die Welt auf Abenteuer. In einem Streite, der sich in einem Hause zwischen ihnen und den Hochzeitsgästen entspinnt, wird Pharsamon verwundet, Citalise entflieht und gelangt glücklich in ihre Heimat, wo ihre romanhaften Ideen vernünftigen Gedanken Platz machen. Auch Pharsamon lässt nach seiner Wiederherstellung von seinen phantastischen Vorstellungen ab. Das Interessantere in dieser Erzählung bieten die romanhaften Episoden, in denen Clovine dem Pharsamon und der Citalise ihr abenteuerliches Geschik erzählt. Dann die Geschichte der Fermiane, welche, von Seeräubern entführt und als Sklavin verkauft, erst nach mancherlei Abenteuern ihr Heimatland Frankreich wiedersieht, und endlich die Erzählung, welche Cliton, der Diener des Pharsamon, von seiner Kindheit gibt. Die letzte Episode verdient deswegen noch besondere Beachtung, weil wir in ihr zum ersten Male jene künstlich gedrechselte und geschraubte Sprache antreffen, die später eine solche Ausdehnung in den Werken des Dichters erlangte.

Von der Parodierung der sogenannten „amour héroïque“ ging Marivaux zum Angriff gegen die Alten über. Er wollte Homer und den ganzen epischen Heroismus ins Lächerliche ziehen. Perrault hatte zuerst den Kampf gegen das Altertum begonnen; Fontenelle und La Motte traten auf seine Seite; man stritt, im Grunde genommen, um die Frage, ob die Menschheit im Hinblick auf das Altertum einen Fortschritt oder einen Rückschritt gemacht habe. La Motte hatte es unternommen, einen modernen Homer zu schaffen, der dem Geschmacke der Zeit entspräche. Er beschränkte die 24 Gesänge der Ilias auf 12 ganz knappe Auszüge und glaubte alles Ernstes, dem alten Dichter einen Dienst erwiesen zu haben, indem er alles seiner Meinung nach Überflüssige, die Fehler des Geschmacks, wie er es nannte, ausschied und ihn dadurch für seine Zeit so zu sagen salonfähig machte.

Marivaux nun ging noch weiter. Er wollte nicht nur, wie dies Scarron bezüglich der Æneide gethan hatte, sich und andere durch harmlose, mit erdichteten Zusätzen geschmückte Scherze angenehm unterhalten, er wollte — die Statue des Homer umstürzen; er wollte beweisen, dass die Ilias absurd in der ganzen Komposition

sowohl, wie in ihren Einzelheiten sei, trotzdem dass er kein Griechisch verstand. (Seine Parodie gründet sich auf die Übersetzung des de La Motte.)

Der Erfolg, den das Werk errang, entsprach keineswegs den Erwartungen des Dichters. Es blieb ziemlich unbeachtet, denn einerseits kam es zu spät, andererseits zeigte es den für ein Werk dieser Art gewaltigen Fehler, dass es geistvoll, aber nicht unterhaltend geschrieben war.

Nach Homer nun fiel Marivaux, wie dies zu erwarten war, über die französischen Nachahmer desselben her. Er begann eine Parodie der Aventures de Télémaque. Brideron, ein Landedelmann, so erzählt er darin, hatte sich vor 20 Jahren nach Ungarn begeben, um die Welt kennen zu lernen. Seit dieser Zeit hat man aber nichts von ihm vernommen, die meisten halten ihn für tot. Landjunker bestürmen sein Weib, sich wieder zu verheiraten, da sie aber nicht an den Tod ihres Mannes glaubt, weist sie die Freier zurück und schickt ihren Sohn in Begleitung seines Oheims, der den Télémaque gelesen hat, hinaus, den Vater zu suchen. Nach vielen Abenteuern kommen beide in schlechtem Gefährt bei Melicerte, der ehemaligen Geliebten des alten Brinderon, an; sie überträgt die Neigung und Gefühle, die derselbe ihr ehemals eingeflösst hatte, auf den Sohn u. s. w.

So lange der Verfasser in seiner eigenen natürlichen Sprache redet, folgt man ihm gern, sobald er aber anfängt, poetische Ausdrücke des Fénélon mit parodistischen trivialen Redensarten zu mischen, wird die Erzählung unangenehm zu lesen.

Um diese Zeit hatte Voltaire mit seinem Œdipe einen rauschenden Beifall im Theater geerntet. Das bewog Marivaux, ebenfalls ein Trauerspiel zu dichten, und er wählte einen schon früher von Scudéry und Thomas Corneille bearbeiteten Stoff, den Tod des Hannibal. Das tragische Geschick dieses Helden bot ihm ohne Zweifel schöne Szenen zur Ausführung; allein die anziehendsten unter diesen waren schon von Vorgängern bearbeitet, und er konnte sie nur wiederholen, auf die Gefahr hin, sie abzuschwächen. Der feierlich erhabene Moment, wo Flaminius die Auslieferung des Hannibal verlangt, war schon von Racine in seiner Andromaque verwertet; in diesem Stücke hängt die Entscheidung des Pyrrhus von dem Gefühle ab, welches er der Andromache einflösst, in dem des Marivaux dagegen hängt alles von dem alleinigen Willen des Prusias ab; aber vom ersten Akte an fühlt man, dass dieser Wille gegen die Furcht, welche die Römer ihm einflössen, nicht Stand halten wird. Hannibal konnte als durch die Liebe mit aller Macht geschützt und verteidigt dargestellt werden. Hieran hat Marivaux auch gedacht, aber er hat sich zu furchtsam dieses Mittels bedient. Ausserdem musste

ein Trauerspiel in dieser Zeit seine Liebesintrigue haben. Thomas Corneille hilft sich, indem er dem Hannibal eine Tochter gibt, die nach dem Tode des Prusias Königin von Bithynien wird. Marivaux aber wollte, was die Lösung anbetrifft, der Geschichte getreuer bleiben. Er liess den Hannibal, trotz seiner 64 Jahre, sich verlieben und stellte ihn dem römischen Gesandten, dessen Alter nicht weniger respektabel war, als Nebenbuhler entgegen. Damit diese Liebe zur Triebfeder würde, hätte sie brennend, leidenschaftlich auf Seiten der Frau sein müssen, welche den Hannibal um jeden Preis zu retten entschlossen gewesen wäre. Statt dessen aber ist die Tochter des Prusias kalt und gleichgiltig, und unser Interesse wird hierdurch bis zum Minimum reduziert. — Der Stil des Stückes ist abstrakt und prosaisch, Schönheit der Verse ist nicht vorhanden.

Kapitel III. Periodische Schriften. Seit acht Jahren arbeitete nun Marivaux mit stetem Eifer und grosser Anstrengung, aber ohne Erfolg. Er entschloss sich deshalb, — genau die Geschichte des Honoré de Balzac — nicht länger die Inspirationen seiner Phantasie in seinen Schriften niederzulegen, sondern seine Kräfte gänzlich auf die Schilderung des Erlebten, des thatsächlich Beobachteten zu verwenden. Die Jahre 1718—1721 bilden überhaupt einen bemerkenswerten Zeitabschnitt seines Lebens. 1718 und 1719 lieferte er für ein periodisches Werk Artikel, die mit Recht Beachtung verdienten. 1720 liess er drei Stücke aufführen; L'Amour et la Vérité, Annibal und Arlequin poli par l'Amour, von denen das letztere regen Beifall gewann. 1721 verheiratete er sich mit einem Fräulein Martin, die er jedoch nach zweijähriger Ehe wieder verlor, nachdem sie ihm eine Tochter geboren hatte. Letztere wurde Nonne in dem Kloster Thrésor. In diese Zeit von 1736—1742 fällt die Abfassung seiner Marianne, in der viele Szenen im Kloster spielen.

Im Jahre 1722 gründete Marivaux eine periodische Schrift für moralische und litterarische Plaudereien, in der er die Histoire de la jeune fille au miroir veröffentlichte, eine, dem Biographen nach, vom Dichter selbst erlebte Geschichte, welche ihn eine vor dem Spiegel ihre Gesichtsausdrücke und Gesten musternde junge Dame überraschen liess. Die nächste Zeit zeigt uns Marivaux an einer periodischen Schrift thätig, die seit der Zeit ihres Gründers Visé, vom Jahre 1672 ab, unter dem Namen Mercure galant, dann Nouveau Mercure figurierte und nun den Titel Mercure de France führte. Er veröffentlichte darin ein Tableau de Paris in Form eines Briefes an eine Dame, dessen Inhalt vier Kapitel umfasste; Le Peuple, le Bourgeois, les Femmes de qualité, les beaux Esprits. Das pariser Volk, sagt Marivaux darin, ist ein grosser Hund, der immer bereit ist, zu beissen, der einem aber die Hand leckt, wenn man

ihm ein Stück Brot schenkt, d. h. ein gutes Wort gibt. Der Bürger will mit dem Volke nichts gemein haben, er ist sehr ceremoniell und hat das Aussehen, als wolle er sich stets auf den Fersen emporheben, um grösser zu erscheinen. Die Bürgerinnen sind Koketten, wenn auch nicht in dem Masse, wie die Damen von Range. Die ersteren erröten noch, einen Liebhaber zu haben, die letzteren würden beschämt sein, wenn sie deren nicht mehrere aufzuweisen hätten. Die damaligen Schöngeister schliesslich, d. h. diejenigen, welche studierten und schrieben, teilt er in drei grosse Kategorien: Männer von Genie (officiers supérieurs), die grossen Mittelmässigen (officiers), endlich die Mittelmässigen (officiers subalternes). Gelehrte, Mathematiker, Philosophen und Dichter verweist er in die Klasse der Koketten und zeigt, dass sie nur durch Eigenliebe zum Produzieren getrieben werden.

Die Briefform sagte Marivaux zu. Er bediente sich derselben nochmals in dem Anfange eines Romans, dessen Inhalt ihm das belauschte Gespräch zwischen einer lebhaften und einer sentimentalen jungen Dame an die Haud gab. Die ersten drei Briefe befinden sich in dem vierten Bande der Œuvres diverses de Marivaux vom Jahre 1765 unter dem Titel: l'Apprentif coquet. Sämtliche fünf Briefe befinden sich in der Ausgabe vom Jahre 1785, aber unter einem andern Titel. — Während einer Reihe von 20 Jahren verschwindet Marivaux' Name aus dem Mercure. Der Erfolg des englischen Spectator hatte in ihm den Wunsch wachgerufen, ein ähnliches Organ zu besitzen, dessen Eigentümer und Redakteur er selbst sein wollte. Das Blatt entstand unter dem Titel Spectateur français, erschien wöchentlich zweimal, musste aber, nachdem 25 Nummern erschienen waren, wieder eingehen. Sein Inhalt setzte sich folgendermassen zusammen: Die Geschichte des Mädchens vor dem Spiegel; die Schilderung einer Audienz, wie sie von grossen geldstolzen Herren furchtsamen, ehrbaren Armen erteilt wird; eine Anekdote von einem armen Schuster, der sich von den Festlichkeiten, die der Menge anlässlich der Anwesenheit der Infantin von Spanien in Paris gegeben wurden, fernhielt, weil sie ihm die Lust zur Arbeit benähmen; eine lobende Kritik des Romulus von La Motte, in dem er die Eleganz Racine's und die Erhabenheit Corneille's findet; er verbreitet sich länger über die Inès de Castro Corneille's, beurteilt die Lettres persanes; bringt endlich ein Ergänzungskapitel zu dem Aufsatz über Schöngeister, welcher, wie erwähnt, einen Teil des Tableau de Paris im Mercure bildete. Es ist bemerkenswert, dass in M.'s Spectateur Frauen eine hervorragende Rolle spielen. Der Verfasser erzählt uns von einem armen Mädchen, das vorteilhafte Anerbietungen seitens eines reichen Bürgers ausschlägt, trotzdem dass es, um seine armen kranken Eltern zu unterstützen, zum Betteln ge-

zwungen ist; wir hören von einer Frau, die ihren Ehegatten liebt und trotz der mancherlei Versuchungen, die an sie herantreten, ihm treu bleiben will, sie drückt die Qualen ihres Herzens in ihren Briefen aus; es folgen zwei sehr beredte und rührende Briefe eines verführten Mädchens u. s. w.

War auch der Erfolg, welchen der Spectateur errang, nur gering, so liess sich dennoch Marivaux die Hoffnung, dass seine periodischen Veröffentlichungen mit der Zeit den Beifall des Publikums gewinnen würden, nicht rauben. Er schickte deshalb unter derselben Form den Indigent philosophe und das Cabinet du philosophe in die Öffentlichkeit. Die erstere Zeitschrift, welche nur sieben Nummern erlebte, brachte die abgerissene Erzählung eines Abenteurers, der, nachdem er als Soldat desertiert, zuerst bei einem Geistlichen Diener, dann auf dem Theater Lichtputzer und schliesslich selbst Schauspieler wurde. Seine ganze Lebensgeschichte bringt indes der Indigent philosophe nicht, statt dessen aber allerlei Reflexionen, wie z. B. über die Vorliebe der Franzosen für das Neue und Fremde, über Reiche, die mit Gold beladen sind und niemals Almosen geben, über Philosophen, die alles wissen wollen und sich durch die Frage eines Landmannes aus der Fassung bringen lassen etc.

Aus diesem Indigent philosophe, der im Jahre 1726 entstand und auch verschwand, bildete sich 1734 das Cabinet du philosophe. Ein besonderes Kapitel in diesem letzteren handelt über die Schönheit und das sogenannte „je ne sais quoi", ein im 18. Jahrh. beliebtes Wort, das die Grazie in der Kunst bezeichnen sollte. Montesquieu und Marivaux haben beide über das „je ne sais quoi" gehandelt, jener in abstrakter, dieser in seiner eigenen, seinem Talente entsprechenden malerischen Form. Marivaux führt uns nämlich zwei Gärten vor, den jardin de la beauté und den jardin des je ne sais quoi. In jenem ist alles symmetrisch und wohlgeordnet, in diesem herrscht die geschmackvolle Unordnung.

Die letzten Blätter des Cabinet du philosophe füllt ein Stück, betitelt: Voyage dans le nouveau monde oder le Monde vrai, in dem uns Marivaux erzählt, wie ein Misanthrop, der sich auf Reisen begeben hat, unterwegs von einem Fremden ein übernatürliches Mittel erhält, welches ihm die geheimsten Gedanken und Meinungen seiner Mitmenschen über ihn offenbart. Das Land, welches er mit dem Fremden betreten hat, gleicht genau seinem Heimatslande; er sieht auch sein eigenes Haus und alles, was darin vorgeht. Das Ergötzliche dieser Erzählung besteht darin, dass alle Personen anfangen, Komödie zu spielen und doch im nächsten Augenblicke erkannt werden.

Von den drei periodischen Publikationen ist das Cabinet du philosophe das beste.

Kapitel IV. Romantische und soziale Lustspiele. Der bequemeren Übersicht halber teilen wir die Lustspiele Marivaux', welche unter sich ziemlich grosse Ähnlichkeit zeigen, in folgende Gruppen:

Drei romantische und soziale Komödien: Le Prince travesti 1723; La Fausse Suivante, ou le Fourbe puni 1724; Le Triomphe de l'Amour 1732.

Drei soziale Komödien: L'Ile des Esclaves 1725; L'Ile de la Raison 1727; La Colonie 1729.

Fünf Allegorien: Le Triomphe de Plutus 1728; Réunion des Amours 1731; Chemin de la Fortune 1734; Dispute 1744; Félicie 1750.

Vier Phantasiestücke: Dénoûment imprévu 1724; Méprise 1734; Joie imprévue 1738; Acteurs de bonne foi 1755.

Fünf Charakterkomödien: Héritier du village 1725; Ecole des mères 1732; Mère confidente 1733; Sincères 1739; Provinciale 1761.

Sieben Liebesüberraschungen: Première Surprise de l'Amour 1722; Seconde Surprise de l'Amour 1727; Double Inconstance 1723; Jeu de l'Amour et du Hasard 1730; Serments indiscrets 1732; Heureux Stratagème 1733; Fausse confidence 1737.

Vier „Überwundene Vorurteile“: Petit-Maître corrigé 1734; Legs 1736; Epreuve 1740; Préjugé vaincu 1746.

Hieran schliessen sich noch: L'Amour et la Vérité und Arlequin poli par l'Amour.

Als Gesamtzahl der dramatischen Werke Marivaux' ergibt sich, einschliesslich der verloren gegangenen, die Zahl 37.

Diese Stücke nun wurden von dem Dichter mit grosser Vorliebe in dem Théâtre Italien zur Aufführung gebracht. Hier befand sich eine Mademoiselle Balletti, welche die Marivaux'schen Charaktere dem Publikum mit einer solchen Meisterschaft und solcher Vollkommenheit vor Augen stellte, wie keine ihrer Colleginnen an dem Théâtre Français.

Gehen wir nun dazu über, den Inhalt dieser Stücke und zwar zunächst des Arlequin poli par l'amour, weil durch ihn die Reihe der Lustspiele eröffnet wird, kurz anzugeben.

Die Szene im Arlequin poli etc. ist das Feenreich. Auf der einen Seite sehen wir eine Fee, die bemüht ist, dem stumpfsinnigen Harlekin, in den sie verliebt ist, Geist einzuflössen, auf der andern Seite die Schäferin Sylvia, welche von einem Schäfer heiss geliebt wird, aber dessen Neigung nicht erwidert. Eine Begegnung zwischen Arlequin und Sylvia bringt eine entscheidende Wendung in das Stück. Sie betrachten sich gegenseitig, eigenartige Gefühle bewegen die Brust Arlequins; er fühlt Liebe zu

Sylvia, diese liebt ihn. Die Fee kann es nicht hindern, dass die Heirat der beiden vor sich geht. Das Stück enthält hübsche Détails, aber die Lösung darin ist zu mangelhaft, weil sie nicht aus der ganzen Handlung klar ersichtlich ist. Die Szenen sind skizzenhaft.

In einem andern Stücke, in dem Prince travesti ou l'Illustre Aventurier führt uns Marivaux nach Barcelona. Dort halten sich am Hofe der Prinzregentin zwei verkleidete abenteuernde Prinzen auf. Sie ist in den einen derselben verliebt und bestimmt ihn, dem Gesandten, der um sie zu werben angekommen ist, ihre ablehnende Antwort zu überbringen. Wie in Bajazet und in der Novelle des Segrais, wo der gleiche Gegenstand behandelt wird, wagt die Prinzessin nicht, sich dem Prinzen zu entdecken. Sie beauftragt damit Hortense, eine verwittwete Verwandte von ihr, ohne indes zu ahnen, dass diese schon seit längerer Zeit mit dem Prinzen ein Liebesverhältnis unterhält. Hortense befindet sich in einer recht unangenehmen, schwierigen Lage. — Die Lösung wird durch einen Brief herbeigeführt, der, von Hortense an ihren Lelio gerichtet, irrtümlich in die Hände der Prinzessin gerät. Das Stück endet mit einer Heirat zwischen Hortense und Lelio, der sich als König von Aragon entpuppt, und der Prinzregentin mit dem Könige von Kastilien, der sich ihr unter dem Namen seines Gesandten, um sie unerkannt prüfen zu können, vorgestellt hatte. Es hatte einen für jene Zeit glänzenden Erfolg, indem es 18 Vorstellungen erlebte.

Noch lebhafter, als in dem Prince travesti, ist unser Interesse in der Fausse Suivante in Anspruch genommen; hier ist man auch weniger auf die Lösung der Katastrophe vorbereitet. Ein offenbarer Mangel des Stückes liegt darin, dass die Personen nicht gerade auf ihr Ziel losgehen, sondern uns gern bei Nebendingen aufhalten.

Hier haben wir es mit einer verkleideten jungen Dame zu thun, die Mannskleider anlegt, um einen Intriguanten, namens Lelio, zu entlarven. Dieser Lelio machte einer jungen Gräfin den Hof und war mit ihr übereingekommen, dass derjenige von ihnen eine bestimmte Summe zahlen sollte, der zuerst das Verhältnis abbräche. Diesem Lelio gesellte sich jenes verkleidete junge Mädchen zu. Bald bot sich jenem Gelegenheit, ein dreimal so reiches Mädchen, als seine Verlobte ist, zu heiraten. Er möchte das alte Verhältnis aufgeben, muss aber, um nicht die festgesetzte Summe zu verlieren, die Gräfin selbst zum Bruch mit ihm treiben. Auf sein Bitten lässt sich sein Freund — das verkleidete Mädchen — bereit finden, seine Stelle zu vertreten. Die Geliebte überträgt nun ihre zarten Gefühle auf den neuen

Freund, aber die Diener haben Wind bekommen, dass der vermeintliche neue Ritter eine Dame ist. Lelio will Gewissheit haben und fordert den Freund zum Zweikampf. Aber dadurch beschleunigt er nur seine Strafe. Der Kamerad entdeckt sich. Lelio muss die Summe bezahlen; die schöne Gräfin aber ist ärgerlich, dass ihr Ritter mit ihr von demselben Geschlechte ist.

Die Geschichte des Trivelin in der ersten Szene des Stückes hat Beaumarchais zu der Rolle seines Figaro benutzt. Die Ideen und Wendungen sind bei beiden Autoren identisch.

Am 12. März 1732 wurde im Théâtre Italien ein neues Stück aufgeführt, betitelt: Triomphe de l'amour. Indes hatte es keinen Erfolg. Desboulmiers sagt: „Man war eigentümlich berührt, eine Prinzessin von Sparta sich in Männerkleider werfen zu sehen, um einen jungen Mann zu besuchen, von dem sie gar nicht wusste, ob er sie liebe, und einen Philosophen durch Schelmenstreiche zu täuschen. Abgesehen von der historischen Unwahrscheinlichkeit der Rolle der Hauptperson, besteht der Hauptfehler des Triomphe de l'amour in dem fast stets ernsten Tone des Dialogs und in der Armut der Erfindung.

Den Inhalt brauchen wir hier nicht erst anzugeben, er lässt sich im wesentlichen aus dem von Desboulmiers (Hist. du théâtre italien) über das Stück Geäusserten erraten.

Die romantischen Lustspiele wechseln bei Marivaux mit den sozialen Komödien ab. Marivaux hat diese Gattung nicht erfunden; ein gewisser Delisle, ein auf Abwege und in Armut geratener Student der Rechte, brachte deren zwei auf die Bühne: Arlequin sauvage und Timon le Misanthrope. Er predigt darin die Gleichheit der Menschen und die Überlegenheit des Wilden über den Kulturmenschen oder der Natur über die Kultur. Solch weitgehende Forderungen, wie Delisle sie kühn gestellt hatte, hat kein anderer dramatischer Schriftsteller jener Zeit gemacht. Sehen wir zu, was Marivaux in seinen Sozial-Komödien anstrebte. In seiner

Ile des Esclaves, die am 5. März 1725 zum ersten Male gespielt wurde, schildert er uns die Auswanderung der von ihren Herren misshandelten Sklaven Attikas nach einer einsamen Insel, wo sie sich zu einer Gesellschaft vereinigen. Jeder Vornehme, der auf der Insel landete, wurde anfangs umgebracht; später milderte man das Gesetz dahin, dass jeder landende Sklave frei, jeder freie Herr aber Sklave wurde, und falls ein Herr mit seinem Sklaven zusammen ankam, sie die Rollen tauschen mussten. Das letztere geschieht in vorliegendem Fall. Aus dem Wechsel der Rollen entspinnen sich die heitersten Szenen. Indessen die zu Herren umgewandelten Sklaven missbrauchen ihre Macht nicht;

die früheren Herren aber werden beschämt und bereuen ihr den Dienern früher zugefügtes Unrecht und erhalten ihre Freiheit zurück.

Dieselben Lehren, nur länger ausgesponnen, aber in weniger glücklicher Fassung, gibt uns des Dichters:

Ile de la Raison ou les Petits Hommes. Die Exposition ist nicht ganz klar, das Stück ist zu lang, und die Situation bleibt von Anfang bis zu Ende dieselbe. Die Insel, auf der das Stück spielt, ist dadurch charakteristisch, dass die Menschen, welche sie betreten, je nach dem Grade ihrer Weisheit grösser oder kleiner werden.

Das Jahr 1729 brachte die Nouvelle Colonie ou la Ligue des femmes. Dies Stück war ursprünglich dreiaktig. Der Dichter schmolz es indes später in einen Akt zusammen, und in dieser Form erschien es im Dezember 1750 im Mercure. Desboulmiers gibt uns in der Histoire du théâtre italien eine Analyse der ersten Fassung desselben. Die Ligue des femmes ist ein Protest der Frauen gegen die Einräumung von Privilegien, Rechten und Freiheiten an die Männer ausschliesslich. Sie verlangen gleiche Berücksichtigung wie die Männer.

Diese drei Stücke sind nicht die einzigen Schriften geblieben, in denen sich Marivaux gegen die Bevorzugung einzelner Stände auflehnt. Es gehören hierher die Double Inconstance vom Jahre 1729, der Héritier du Village, der Paysan parvenu und der Dialogue sur l'Education d'un prince; in allen diesen sehen wir Marivaux im Kampfe gegen den Adel, gegen das Königtum und die sozialen Ungleichheiten. Sie liefern uns den Beweis, dass Marivaux der politischen Bewegung seiner Zeit nicht fremd geblieben ist.

Kapitel V. Allegorien, Fantaisies und Charakter-Komödien. Insofern die comédies sociales des Marivaux sich auf eine Idee gründen und nicht auf eine Situation oder ein Gefühl, stehen ihnen die comédies allegoriques nahe.

Das erste Stück dieser Art ist der 1728 im Théâtre Français aufgeführte:

Triomphe de Plutus. Es behandelt in allegorischer Form den uralten Streit zwischen dem Geiste und der Materie, zwischen dem Wissen und dem Reichtum. Schönheit, Geist und Beredsamkeit, welche durch Apollo repräsentiert werden, vermögen nichts gegen den Reichtum, der durch den hässlichen, dummen Plutus dargestellt ist.

Die Réunion des Amours spielt im Olymp. Amor streitet wider Cupido, d. h. die achtbare Liebe, wie sie in der Astrée und in den Romanen der Scudéry dargestellt ist, erhebt sich gegen jene Art der Liebe, wie sie uns in den Romanen des jüngeren

Crébillon entgegentritt. Minerva, der die Entscheidung schliesslich anheimgegeben wird, spricht sich weder für die schüchterne Leidenschaft, noch für die ausschweifende Liebe aus, sondern befiehlt, dass beide sich vereinen, und dass die eine der andern von ihrem Wesen mitteilen soll.

Im Chemin de la Fortune führt uns der Dichter in den glänzenden Palast der Göttin des Glücks. Wer hinein will, muss über einen Graben setzen, den nur derjenige überschreiten kann, der sich aller seiner edlen, ehrbaren Gefühle zuvor entäussert hat. Treue des Freundes, Moral des Philosophen, Uneigennützigkeit eines Bruders, alle haben, wie die Inschriften auf den Gräbern zeigen, hier ihren Untergang gefunden. Wer Aufnahme bei der Göttin finden will, muss frei von Reue und frei von allen edleren Regungen des Herzens sein. — Das Stück ist geistreich und gefällig in seinem Dialoge, aber für ein Volkstheater viel zu zart und fein.

In der Dispute handelt es sich darum, welches von beiden Geschlechtern, der Mann oder die Frau, zuerst das Beispiel der Unbeständigkeit gegeben hat. Das Resultat wird durch ein Experiment festgestellt. Drei Paare werden, isoliert von der übrigen Welt, in einem Hause von Kind an beobachtet. Es findet sich, dass zwei Paare in der Liebe unbeständig werden, und zwar die beiden Geschlechter zu eben derselben Zeit.

Das Stück birgt eine Menge feiner Gedanken, aber das Ganze ist zu zart. —

Unter Marivaux' Lustspielen beruhen einige nur auf einer Situation, einem Ereignis und nicht auf einer Idee, wir bezeichnen sie mit dem Namen „Fantaisies".

Wir erwähnen folgende dieser Art.

Dénoûment imprévu, ein Stück, das in Deutschland bessere Aufnahme fand, als in Frankreich, erzählt die plötzlich erwachende Liebe eines jungen Mädchens, — das Wahnsinn simuliert hatte, um der Verbindung mit einem unbekannten Manne zu entgehen, — als es den Zukünftigen wider Erwarten geistreich und liebenswürdig findet.

Die Méprise erhielt ihren Namen von der Verwechselung, die einem Liebhaber mit zwei maskierten, täuschend ähnlichen Damen begegnete. Marivaux zeigt hier eine grosse Menge der ihm eigentümlichen Feinheiten.

Die Joie imprévue führt uns einen Spieler vor, der, nachdem er seine ganze Barschaft verloren, in seinem Gegenspieler plötzlich seinen Vater entdeckt und das Verlorene ersetzt erhält.

Wichtiger, als diese Werke, sind die Charakterkomödien Marivaux'.

Das kürzeste, aber ergötzlichste Stück ist der:

l'Héritier de village. Hier werden die sogenannten feinen Sitten der höheren Klassen, die ein durch eine reiche Erbschaft wohlhabend gewordener Dorfbewohner in seine Familie einführen will, nach Gebühr gegeisselt.

In der Ecole des mères versucht der Dichter, uns eine moralische Lehre zu geben. Er zeigt, wie durch den mit Strenge erzwungenen Gehorsam das Herz des Kindes dem Mutterherzen entfremdet wird.

Gleichsam das Gegenstück zu der Ecole des mères bildet die:

la Mère confidente. Zeigte uns das vorangehende Stück, wie eine Mutter nicht sein soll, so will dieses uns ein Bild von einer Mutter geben, wie sie sein soll, die Vertraute ihres Kindes nämlich, die ihm in allen schwierigen Lagen des Lebens ratend und helfend zur Seite steht. — Dies Stück erscheint noch heute von Zeit zu Zeit auf der Bühne.

Durch die Sincères endlich beweist uns der Dichter, dass eine nur affektierte, äusserliche Aufrichtigkeit zu verwerfen ist; dass Aufrichtigkeit nicht zur Grobheit werden darf. Desboulmiers wirft dem Stücke Mangel an Handlung vor.

Kapitel VI. Die Liebesüberraschungen und die „überwundenen Vorurteile". Unter dem Namen Surprises de l'Amour fassen wir die sieben Lustspiele zusammen, in denen diese Art Überraschung am schönsten dargestellt ist. Zwei derselben tragen wirklich diesen Titel, haben aber ausser diesem nichts mit einander gemein. Das erste zeigt uns, wie zwei junge Männer, die, durch die Treulosigkeit der Weiber bewogen, sich gänzlich von dem Verkehr mit ihnen zurückgezogen hatten, plötzlich von Liebe erfüllt werden und — es gilt wenigstens für den einen — Damen heiraten, die vorher genau so von den Männern dachten, wie diese von ihnen.

Die Seconde Surprise de l'Amour zeichnet sich vor der ersten durch einen entschiedeneren Gang der Handlung aus. Hier konzentriert sich die letztere in der Entwickelung der Gefühle einer jungen Marquise. Diese hat sich aus Schmerz um den Verlust ihres Mannes von der Welt zurückgezogen; sie ist am liebsten allein, um sich ganz ihren schmerzlichen Gefühlen hinzugeben; doch kann sie zwei Freunde des Verstorbenen, einen Grafen und einen Ritter, nicht von der Thür weisen. Der erstere ist sehr um sie beschäftigt, man sagt, er werde sie heiraten; das erregt ihren Unwillen. Der letztere ist ein unglücklicher Liebhaber, man will ihn bewegen, der Marquise den Hof zu machen, aber er weigert sich entschieden. Das erfährt die Wittwe; sie fühlt sich gekränkt, und beschliesst, den Ritter zu

demütigen. Es gelingt ihr, er ist besiegt, aber ihr Herz ist verloren.

Die Double Inconstance ist eins derjenigen Stücke Marivaux', in welchen er die Feinheiten seines Talents und seines Stils am meisten entfaltet.

Ein Prinz hat sich auf der Jagd in ein junges Mädchen verliebt; er lässt sie samt ihrem Geliebten entführen und auf sein Schloss bringen. Hier versucht man nun, die Herzen der beiden Liebenden einander zu entfremden. Der Dichter zeigt uns, wie durch unaufhörlich erneuerte Listen und durch den Kampf der widerstreitenden Gefühle in ihrer eigenen Brust, die Neigung der Liebenden zu einander allmählich abnimmt, wie sie gleichsam auf einer schiefen Ebene langsam hinabgleitet, bis der Augenblick eintritt, wo sie sich der geschwundenen Liebe bewusst werden, und nun, dem Zuge ihres Herzens folgend, beide neue Verbindungen anknüpfen. — Man sieht, dass der Dispute nur eine neue schlechte Ausgabe der Double Inconstance ist.

Das bekannteste Stück Marivaux' ist:

J e u d e l'a m o u r e t d u h a s a r d. Die Idee zu diesem Stücke nahm er aus dem Le Galant Coureur ou l'Ouvrage d'un moment von Legrand. Eine junge Gräfin legt sich die Kleider ihrer Kammerzofe an, um ihren Zukünftigen auf die Probe zu stellen. Dieser hat indes keine Lust, zu heiraten; er macht seine Besuche bei der Gräfin nur aus Rücksicht auf einen alten Erbonkel; daher geht er in das Haus der Dame, nachdem er seine Kleidung mit der eines Läufers gewechselt hat. Das Kammerzöfchen gefällt ihm, er verliebt sich in sie, man gibt sich zu erkennen und heiratet — ein wirkliches Glücks- und Liebesspiel. Legrand's Stück ist nur eine flüchtige Skizze und fast ohne Entwickelung, wie man sieht. Marivaux macht daraus ein reizendes Gemälde. Bei ihm tauscht die Geliebte ihre Rolle mit ihrer Kammerfrau, der Liebhaber mit seinem Diener. So spielt jede Partei Komödie, ohne dass es die andere weiss, eine Menge der ergötzlichsten Szenen spielen sich ab, bis sich die Liebenden erkennen und gegenseitig bereitwillig Verzeihung zugestehen.

In den S e r m e n t s i n d i s c r e t s versprechen die beiden einander liebenden Personen, sich ihre oft sehr starke Herzensneigung nicht gegenseitig durch eine einfache Erklärung zu offenbaren. Infolge dessen müssen beide erst alle jene Herzensqualen erleiden, welche Liebende empfinden, so lange zwischen ihnen das Geständnis der Gefühle zu einander noch nicht erfolgt ist, bis endlich am Schlusse des Stückes der Liebhaber der Geliebten oder umgekehrt die Neigung in Worten ausspricht.

In dem H e u r e u x S t r a t a g è m e wird uns ein Liebhaber dar-

gestellt, der sich, als er eines andern halber von seiner Dame vernachlässigt wird, von ihr wegbegibt und die Zuneigung einer andern gewinnt. Als er von jener reumütig zurückgerufen wird, antwortet er ihr durch die Vorlage einer Heiratsurkunde, der sie als Zeugin ihren Namen untersetzen soll. Mit brechendem Herzen folgt sie, aber wer beschreibt ihre Freude, als sie erfährt, dass die Urkunde sich auf ihre eigene Person und den von ihr früher Verschmähten bezieht? — Die Kritiker jener Zeit loben besonders die Lösung des Stückes, welche man vorhersieht, aber nicht erwartet.

Die Fausses Confidences beruhen auf der Idee, zwei Personen, die sich vordem fremd gegenüber standen, dadurch in gegenseitige Liebesleidenschaft zu versetzen, dass man die Liebe, welche er für sie, oder sie für ihn angeblich empfindet, jedem der beiden Teile durch eine dritte Person als „confidence“ d. h. vertraulich mitteilen lässt.

Der Roman d'un jeune homme stellt uns einen verarmten jungen Mann dar, der in einer reichen Familie als Verwalter fungiert und allmählich die Liebe einer adeligen Dame gewinnt. — M. Scarcey bemerkt, dass in diesem Stücke, trotzdem es sich darin ebensoviel um Geld, wie um Liebe handle, das Wort Geld kaum ausgesprochen werde, während in den modernen Stücken fast in jedem Augenblicke davon die Rede sei und zwar mit einer Gier, welche die Salons zur Zeit Marivaux' empört haben würde.

Dasselbe Thema ist in dem sog. Préjugé vaincu wieder aufgenommen. Wir verstehen unter diesem Namen vier Stücke, die in die vorhergehende Klasse eingereiht werden könnten, welche aber von Marivaux unter dem obigen Titel zu einem einheitlichen Ganzen vereinigt wurden; es sind: Le Petit-Maître corrigé, le Legs (Vermächtnis), l'Epreuve und Préjugé vaincu. Sie verherrlichen den Sieg der aufrichtigen Liebe über die Standesvorurteile.

Kapitel VII. Die Lustspiele Marivaux' verdienen mit Recht, einen besonderen Platz in der Litteratur des achtzehnten Jahrhunderts einzunehmen. Sie gleichen weder denen Molière's und dessen Nachahmer, noch dem von Nivelle de la Chaussée eingeführten sentimentalen Lustspiele. Ihre Eigentümlichkeit besteht darin, dass Marivaux in denselben stets die Motive der Handlung bis zu ihrer Wurzel verfolgt, dass er uns nie vor unerwartete Situationen stellt, sondern immer durch eine geschickte Disposition die Entwickelung uns klarlegt. Wie wir gesehen haben, wendet er sich in einer Reihe von Stücken gegen die Ungleichheit der Stände, in anderen gegen die Vor-

urteile der einzelnen Klassen, in dem grössten Teile zeigt er uns die Überraschungen der Liebe. Der Grundgedanke ist in allen fast derselbe, aber die Ausführung ist verschieden. Während bei Molière und seinen Nachahmern die Liebenden nur im Hintergrunde auftreten, spielen sie bei Marivaux immer die Hauptrolle, die Onkel, Väter und Mütter dagegen figurieren nur in Nebenrollen. Die Personen Marivaux' sind: unbefangene junge Mädchen, gute und bösartige junge Wittwen, unbesonnene und eifersüchtige Frauen, geistreiche und tölpelhafte Liebhaber, listige und stumpfsinnige Diener, hübsche, geschwätzige Kammermädchen und endlich Landleute, die bisweilen tückisch und listig sind. — Die Verwickelung ergibt sich in den meisten Fällen aus dem eigenen Willen der Personen, selten aus einer äusseren Ursache. Die Änderung dieses Willens, die zur glücklichen Lösung des Knotens notwendig ist, wird durch eine Fülle von Zwischenfällen herbeigeführt, welche wie Hagel auf die Personen niederfallen.

Die Bilder, welche der Dichter uns entwirft, zeichnen sich durch exakte Ausführung der Détails besonders aus.

Marivaux war ein Lustspieldichter, der mit seiner eigentümlichen feinen Beobachtungsgabe und mit seinem eigenartigen Stile in seiner Zeit eine vereinsamte Stellung einnahm.

Kapitel VIII. Die Romane. Auf das Gebiet des Romans wurde Marivaux geführt durch den Misserfolg der beiden ersten periodischen Schriften, welche er nach seinen Komödien wieder erscheinen liess. Die Romane figurierten damals übrigens auch unter periodischen Publikationen. Es kam daher oft vor, dass dieselben unvollendet blieben, und dies ist sogar bei sämtlichen des Marivaux geschehen.

Anfangs schien es, als wollte Marivaux sich Le Sage in diesem Genre zum Muster nehmen, aber seine Marianne bewies bald genug, dass er sich eigene Bahnen vorgezeichnet habe. In der Marianne, sagt Fleury, erzählt die Heldin, welche diesen Namen führt, ihre Erlebnisse in jener ungezwungenen Form der Unterhaltung, wo Ausrufe, Wiederholungen und kleine familiäre Redensarten ohne Bedenken sich in die Erzählung eindrängen dürfen. Marianne will uns ihr Leben darstellen; ein Lebenslauf ist nun aber nie sonderlich geradlinig und methodisch angelegt; man verspätet sich auf der Lebensbahn oft, man irrt sich im Wege, man begeht unbesonnene Handlungen, man verspürt Müdigkeit, — alles dies finden wir in der Marianne, folglich auch unnütze Abweichungen vom Hauptthema, ganze Seiten ohne fortschreitende Handlung und sogar Widersprüche. Man vermisst schmerzlich Plan und Ziel der Erzählung. Aber

— Marianne zeigt so viel Geist, sie erzählt so hübsch, dass sie uns führen kann, wohin sie will. Der Reiz, den sie auf ihre Umgebung ausübt, packt auch den Leser.

Wir müssten nun, da das Interessante bei Marivaux in den Détails liegt, eine ausführliche Darstellung des Inhaltes geben. Da aber hierdurch der Umfang unserer Arbeit um ein Bedeutendes wachsen würde, und möglichste Beschränkung geboten ist, so verweisen wir den Leser bezüglich des Inhaltes der Marianne auf Fleury's Buch selbst (pag. 169 ff.), wo sich eine ziemlich détaillierte Angabe desselben findet.

Die Erzählung besteht aus zwölf Teilen. Am Ende des achten Teiles bricht der Verfasser plötzlich in seinem Berichte über Marianne ab; die drei folgenden Teile, welche im Jahre 1742 erschienen, widmet er der Erzählung der Nonne (Histoire d'une religieuse), und der zwölfte Teil bringt einen Schluss sowohl zur Marianne als auch zur Histoire d'une religieuse, welche ebenfalls unvollendet geblieben war. Wer der Verfasser dieses Schlusses ist, weiss man nicht; Marivaux ist es nicht, darüber ist nur eine Stimme. Edouard Fournier hält Mme Riccobini für die Verfasserin. Indes die Thatsache, dass die von dieser Dame besorgte Fortsetzung der Marianne erst im Jahre 1751 abgefasst wurde, der Schluss sich aber schon in den Exemplaren der Ausgabe von 1745 findet, macht die Hinfälligkeit dieser Behauptung evident. In der erwähnten Fortsetzung, deren Druck vom Autor selbst approbiert wurde, zeigt sich Mme Riccobini als eine äusserst gewandte Nachahmerin Marivaux'. In den Détails geht sie vielleicht weniger sondierend zu Werke, als ihr Meister, aber sie reproduziert seine Gedanken und seinen Stil in einer Weise, welche ihr Werk dem seinigen täuschend ähnlich macht. — Der Schluss, dessen Verfasser unbekannt ist, hat keinen ästhetischen Wert.

Kapitel IX. Die Nonne. — Der ländliche Parvenu. Die Histoire d'une Religieuse, welche die drei letzten Teile der Marianne ausfüllt, ist eine einfache, ernste Erzählung, die mehr auf das Herz, als auf den Geist wirkt. Der Inhalt ist im wesentlichen folgender:

Tervire, so heisst die Erzählerin, war sechs Monate alt, als sie ihren Vater verlor. Nach einem Jahre verheiratete sich die Mutter wieder und überliess das Kind Verwandten, sie selbst siedelte mit ihrem Manne nach Paris über. Bald aber starben auch die Verwandten fort, und Tervire wurde nun in einem Pachterhause erzogen. Eine Dame der Nachbarschaft, Mme de Ste-Hermières, bewies sich äusserst gütig gegen sie und machte ihr den Vorschlag, in ein Kloster einzutreten. Tervire schwankte

in ihrem Entschluss; sie bat eine ihr befreundete Nonne um Rat. Diese aber mahnte sie ab. M[me] Hermières, die ihren Wunsch nicht erfüllt sah, zog sich zurück. Darnach vergeht einige Zeit. Tervire ist arm und verlassen; sie willigt auf Hermières' Anraten in die Heirat mit einem reichen, alten Baron, welche jedoch durch den Erben des letzteren hintertrieben wird. Tervire zieht zu ihrer alten Tante Dursan, welche das Schloss der Eltern Tervire's hat einrichten lassen. Der junge Dursan, welcher vor Jahren seiner Mutter eine bedeutende Summe Geldes gestohlen hatte, um ein Mädchen aus der untersten Klasse zu heiraten, kehrt arm und krank mit Weib und Kind zur Mutter zurück. Bald stirbt die letztere, der Sohn folgt ihr, und Tervire muss, um dem fortwährenden Streite mit der jungen Wittwe Dursan zu entgehen, das Schloss verlassen. Sie wendet sich nach Paris, um in der Nähe ihrer Mutter zu sein. Dort wird sie durch die Wirtin ihres Hôtels auf eine arme Frau der Nachbarschaft aufmerksam. Es stellt sich heraus, dass es ihre Mutter ist. Dieselbe ist seit acht Monaten Wittwe und von ihrem Sohne zweiter Ehe, zu dessen Gunsten sie auf das Vermögen ihres Mannes verzichtet hatte, elendiglich verstossen worden. Tervire nimmt sie auf; beide begeben sich zu dem undankbaren Sohne, und dieser bekommt nun von seiner Halbschwester eine derbe Strafpredigt. — Hier bricht Marivaux seine Geschichte der Nonne ab, indem er den Schluss für die nächste Zeit verspricht. Der Verfasser des zwölften Teils der Marianne verkündet nun, dass Tervire's Mutter kurze Zeit darauf stirbt, und jene jetzt ihre Zuflucht in's Kloster nimmt.

Alle Werke des Dichters, die wir bis jetzt kennen gelernt haben, sind von einem sittlichen Grundgedanken getragen. Um so mehr muss es uns Wunder nehmen, dass er 1735 einen Roman veröffentlichte, in welchem liebeglühende — um nicht zu sagen wüste — Szenen einander förmlich jagen. Der Grund zu diesem plötzlichen Heraustreten aus seiner sittlichen Reserve war eine im Jahre 1734 von dem jüngeren Crébillon veröffentlichte, in sittlicher Beziehung sehr bedenkliche Erzählung, betitelt: Tanzaï et Néardané, ou l'Ecumoire, in welcher Marivaux' Stil ironisch nachgeahmt ist. Hatte damit Crébillon dem Marivaux eine stilistische Lektion erteilt, so gab ihm dieser eine Belehrung über litterarische Komposition. Er bewies ihm, dass in einem litterarischen Werke, wenn es auch von roher Unsittlichkeit erfüllt sei, diese doch stets unter eleganter und geistvoller Form erscheinen müsse. Crébillon habe aber, sagt er, in seinem Werke nur nach verlockenden Gemälden gejagt, um den Mangel an Geist und Ideen damit zu verdecken.

Im Paysan Parvenu hat nun Marivaux diesen Theorieen eine concrete Form gegeben. Es ist ebenfalls, wie die Marianne, eine Selbstbiographie. Jacques de la Vallé erzählt seine Lebensgeschichte. Wer sich für den Inhalt sehr interessiert, den müssen wir, unseres knappen Raumes halber, wieder auf Fleury's Werk pag. 216 ff. verweisen.

Die Personen in den Romanen Marivaux' sind hauptsächlich aus drei Ständen genommen, aus der Aristokratie, der Geistlichkeit und der reichen Bourgeoisie; nur zuweilen treten auch schlichte Bürger und Bauern auf.

Kapitel X. Schluss der Biographie. Seine Alterswerke. Seine Ansichten. Als mit der Veröffentlichung der Religieuse Marivaux' Talent seinen Höhepunkt erreicht hatte, berief man ihn im Jahre 1743 in die Akademie. Der damalige Direktor derselben war der Erzbischof von Sens, Languet de Gergy. Er lobte den neueingetretenen Dichter, unterliess es aber auch nicht, Vorwürfe gegen ihn zu erheben, und unter diesen war der schlimmste der Mangel an Moral in seinen Werken. Das reizte den Dichter zur äussersten Erbitterung gegen Languet, und er hat ihm ewigen Groll nachgetragen.

Um 1746 zog sich Marivaux mehr und mehr vom litterarischen Schauplatz zurück. Sein Genie war erschöpft. Er beschränkte sich darauf, seine früheren Produktionen umzuarbeiten. 1755 liess er nochmals im Théâtre Français ein kleines Stück spielen, betitelt: Les Acteurs de bonne foi, aber erfolglos; man findet es in seinen vollständigen Werken. 1757 brachte der Mercure eine Allegorie im Geiste des Chemin de la Fortune, unter dem Titel: Félice, welche keinen hohen Wert besitzt. Die Entwickelung fehlt, der Stil ist frostig.

Um diese Zeit pflegte man überall die sogenannte comédie de société. Man wählte meist unter bekannten Stücken. Der Graf von Clermont aber wünschte einmal etwas Neues und bat Marivaux, seinen confrère in der Akademie, um einige neue Sachen, welche er auf seinen beiden Schlössern La Roquette und Berny in Szene gehen lassen wollte.

Marivaux schrieb die Femme fidèle und die Provinciale. Das erstere war ein sentimentales Drama im Geschmacke des La Chaussée, mit sehr schwacher Intrigue.

Fournier sagt, dass von der Provinciale leider nichts erhalten sei. Das lässt sich nicht unbedingt behaupten. Der Mercure enthält in den beiden Nummern vom April 1751 eine Komödie in einem Akte, mit dem Titel: La Provinciale, und man hat allen Grund, Marivaux für den Autor zu halten. Bezüglich der szenischen Entwickelung und des Stils hält das Stück

durchaus keinen Vergleich mit des Dichters Meisterwerken aus. Es finden sich arge Ungeschicklichkeiten in dem inneren Bau. Der Dialog ist bisweilen schleppend und entbehrt, besonders im Anfang, jener Gewandtheit, jenes ungezwungenen Tones, jener sprühenden Geistesfunken, die wir bei Marivaux gewohnt sind, Im Ganzen ist jedoch das Stück amüsant.

Als unediert und in Privatbesitz befindlich führt Fournier folgende Werke des Schriftstellers an: Commère und Heureuse Surprise; 14 kleine Lustspiele, die unter dem Pseudonym Thomas Croquet erschienen, werden ebenfalls von Fournier Marivaux zuerteilt. Quérard führt als hierher gehörig an: Traité historique et politique du gouvernement français, vom Jahre 1734, Le Triomphe du bilboquet, ou la Défaite de l'Esprit, de l'Amour et de la Raison. Dies letztere Werk findet sich in keiner einzigen Ausgabe des Autors, dafür aber hat man in zwei Ausgaben verschiedene Stücke aufgenommen, die nicht von Marivaux herrühren, wie z. B. den Dialogue de Sylla et d'Eucrate. Die vier letzten Stücke des Autors lassen schon das Schwinden seiner geistigen Kraft fühlen.

Wenn man erwägt, wie gross die Anzahl der Werke Marivaux' ist, welche Sorgfalt er auf den Stil verwandte, wie er alles selbst erfand, so wird man begreifen, dass er bei solcher angestrengten Thätigkeit sich manchmal nach Ausspannung und Ruhe sehnte. Er liebte es dann, auf den öffentlichen Plätzen umherzuschlendern, wo die auf- und abwogende Menge ihm ein schätzbares Objekt der Beobachtung bot. Er starb im Februar 1763.

Es ist bemerkenswert, dass er über Religion und Politik in seinen Werken sich so äusserst selten geäussert hat. Nur an drei Stellen spricht er von der letzteren, indem er hervorhebt, dass die Religion wegen der eng mit ihr verbundenen Moral hochzuhalten sei, dass man gut thue, sie nicht näher zu prüfen, und dass man besonders den Glauben eines andern achten müsse. Marivaux steht also in der Mitte zwischen den Verteidigern und den philosophischen Angreifern des Christentums.

Kapitel XI. Die Marivaudage. Wie wir bereits gesehen haben, war es Marivaux' Gewohnheit, die Dinge unter den verschiedensten Gesichtspunkten scharf und systematisch zu betrachten. Die Folge davon war, dass er die Eigentümlichkeiten derselben in ihren zartesten Nüancen erfasste, was einer flüchtigen und zerstreuten Betrachtung absolut unmöglich gewesen wäre. Bei dem Bestreben nun, das Entdeckte auszudrücken und andern mitzuteilen, musste es notwendig geschehen, dass Marivaux Worte und Wendungen zum Ausdruck seiner Gedanken wählte, denen man sonst nicht begegnete. Man tadelte daher seinen Stil

wegen der künstlichen, gesuchten Ausdrucksweise und hielt ihm die einfache Schönheit der Alten entgegen. Marivaux aber erklärte, dass die einfache Schreibweise derselben mit der bedeutend einfacheren Kultur der damaligen Zeit zusammenhänge, in der man die sorgfältige, scharfe Beobachtung der Dinge in der Aussenwelt und der Gefühle in der menschlichen Brust nicht übte, wie dies in der neueren Zeit der Fall sei. Er war der Meinung, dass die neue Zeit ihre Fortschritte gegen das Altertum auch in der Sprache zeigen müsse, dass die neuen Ideen also auch im Stile ihren Ausdruck finden müssten. Die Folge war, dass sein Stil äusserst geziert und geschroben erschien und durch den Namen Marivaudage gekennzeichnet wurde. Anfangs liess er in seinen Stücken nur die untergeordneten Personen diese eigentümliche Sprache reden; als das Publikum aber seinen Gefallen an der gezierten, anmutigen Rede bezeugte, führte er sie auch bei den übrigen ein. — Vollständige Neuerungen waren übrigens diese Abweichungen von der gewöhnlichen Sprache nicht: La Bruyère, Dufresne, Hamilton und besonders Fontenelle hatten schon vor ihm in ihren Werken durch eigentümliche Worte und Wendungen jenen Stil gewissermassen vorbereitet, dem Marivaux dann, weil er ihn vollendete, den Namen gab.

Einige Proben des Marivaux'schen Stils, deren Wiedergabe hier zu viel Raum wegnehmen würde, findet man bei Fleury, pag. 281.

Marivaux hat in Frankreich im achtzehnten Jahrhundert nur sehr schwache Nachahmer gehabt. Piron sagte daher scherzhaft:

Fontenelle a engendré Marivaux, Marivaux a engendré Moncrif, et Moncrif n'engendrera personne.

Andere, wie Dupaty, der in seinem Stile Diderot mit Marivaux verbindet, Demoustier, der die galante Marivaudage vertritt, und Delille, der die Pitié, ein Gedicht über die Opfer der Revolution, schrieb, besitzen wohl eine gewisse Zierlichkeit des Gedankens, indessen kann man sie nicht als Schüler Marivaux' bezeichnen.

Der Einzige im achtzehnten Jahrhundert, der vielleicht diesen Namen verdient, ist der Engländer Sterne. Die Unterschiede zwischen beiden sind allerdings nicht unbedeutend; allein diese rühren zum Teil von der Ungleichheit ihrer Umgebung, zum Teil von dem Charakter der Schriftsteller selbst her. Marivaux ist meist züchtig und moralisch, Sterne liebt es, Zoten zwischen den Zeilen lesen zu lassen.

Sterne thut nun im Grossen, was Marivaux im Kleinen vornahm. Sterne beobachtete durch das Mikroskop, Marivaux beobachtete durch die Lupe. — Der englische Autor setzt oft mehrere Seiten daran, um eine Kleinigkeit zu beschreiben, der niemand ansieht, dass sie die schwersten Folgen nach sich ziehen wird.

In Deutschland wurden Marivaux' Werke übersetzt und mit grossem Beifall auf den Bühnen aufgeführt. Sogar Lessing, der damals doch dem französischen Theater den Krieg erklärt hatte, sprach sich anerkennend darüber aus.

Minder günstig beurteilte man ihn zur selben Zeit in Frankreich. Die Kritiker meinten, sein Stil würde natürlicher sein, wenn er weniger sinnreich wäre. La Harpe sagt: Der Autor sieht scharf, aber nicht weit, die Charaktere seiner Personen sind nicht fein genug ausgeprägt, in den Frauen hat er nur Koketterie, in der Liebe nur Eigenliebe gesehen. Das einzige Stück, welches von diesem Kritiker ohne Rückhalt gelobt wird, ist die Marianne. Geoffroy, der unter dem Kaiserreiche das Feuilleton des Journal des Débats redigierte, hat sein Urteil, das noch strenger ist, als das des La Harpe, in seinem „Cours de la littérature dramatique“, 6 vol. in-8°, t. III, abgegeben. Villemain's Urteil steht verzeichnet in seinem „Cours de la littérature du dix-huitième siècle“, première partie, 13ième leçon.

Die Ausgaben Marivaux'. — Wir besitzen nur drei Ausgaben der Œuvres complètes, und nur eine einzige seines Théâtre complet. Keine dieser Ausgaben enthält, trotz der Titelangabe, alle Werke des Dichters, und keine ist mit genügender Kritik veranstaltet. Die hervorragendsten Ausgaben der Werke Marivaux' sind:

1765 erschien die erste Gesamtausgabe in 21 Bdn. in-12; Théâtre 5 Bde., Marianne 4 Bde., Spectateur 2 Bde., Œuvres diverses 4 Bde., worunter Don Quijote moderne 2 Bde., Iliade et Télémaque travestis 1 Bd., Education d'un prince, Miroir, Apprentif coquet etc. und Dialogue de Sylla et d'Eucrate, Histoire de mademoiselle Gothon.

1781 Ausgabe in 12 Bdn. in-8°. Dies ist die schönste und vollständigste, obschon in mehreren Punkten fehlerhaft.

Sie enthält, wie die vorige, den Dialogue de Sylla et d'Eucrate und die Histoire de mademoiselle Gothon. Der kleine Roman: Apprentif coquet, der in der vorigen Ausgabe nur teilweise steht, ist hier ganz abgedruckt unter dem Titel, den er im Mercure trug: Lettre à une Dame etc. Dafür hat man aber unterlassen, aus dem Mercure von 1718 die Réflexions sur divers sujets, aus dem von 1750 die Colonie, und aus dem von 1751 die Provinciale aufzunehmen. Die Vorrede, welche vor dem Triomphe de l'amour stehen sollte, befindet sich an der Spitze des Annibal.

1826-1830. Diese Ausgabe, besorgt von Duvignet, in 10 Bdn. ist weniger vollständig. Man vermisst besonders die Iliade, Télémaque travesti und die Effets de la sympathie. Überdies findet sich darin der Irrtum, dass der zwölfte Teil der Ma-

rianne von Mme Riccobini und die drei letzten Teile des Paysan parvenu von Marivaux herrühren sollen.

Das Théâtre complet ist von E. Fournier ediert.

Diejenigen Schriftsteller, auf welche in unserem Jahrhundert Marivaux am nachhaltigsten eingewirkt hat, sind Alfred de Vigny, Alfred de Musset und Octave Feuillet. Bei Vigny tritt diese Beeinflussung durch Marivaux besonders in Stücken hervor wie Stello, Veillée de Vincennes und Cachet rouge. Feuillet und Musset haben nicht in demselben Masse von Marivaux entlehnt. Der erstere ahmte nur seine feine Weise, die Gefühle zu analysieren, nach; der letztere bildete aber bisweilen auch seinen Stil nach. Musset's beste Stücke sind ganz im Sinne der „Surprise de l'amour" gehalten. Sein On ne badine pas avec l'Amour gleicht Marivaux' Triomphe de l'amour, sein Chandelier hat Ähnlichkeit mit dem Dénoûment imprévu und der Double Inconstance. Die Hauptperson in seinem Il ne faut jurer de rien hat auffallende Ähnlichkeit mit dem Lélio in der ersten Surprise de l'Amour. Sein Il faut qu'une porte soit ouverte ou fermée erinnert an Marivaux' Legs. Musset's Element ist die brennende tiefe Leidenschaft.

Feuillet schildert mit Vorliebe die reiche Bourgeoisie und den Adel der Provinz. In Marivaux' Stücken stellen die Männer häufig ihre Frauen auf die Probe, bei Feuillet sind es umgekehrt die Frauen, welche die Männer prüfen. Dies zeigen Stücke wie le Cheveu blanc, la Clef, l'Urne etc.; die übrigen Produktionen Feuillet's, als da sind: l'Ermitage, la Fée und le Roman d'un jeune homme pauvre, sind sogenannte „Surprises d'amour" im Sinne Marivaux'.

Kap. XII. Marivaux als Mensch. Bisher haben wir Marivaux nur als Schriftsteller betrachtet, betrachten wir nun ihn endlich von der rein menschlichen Seite.

Marivaux hat jene Mahnung des Dichters:

Ami, cache ta vie et montre ton esprit

buchstäblich befolgt. Seinen Geist hat er immer gezeigt, sein Leben aber dafür verborgen. Man kennt weder einen Freund noch eine Freundin von ihm, was vermuten lässt, dass er für Liebe und Freundschaft kein lebhaftes Gefühl besass. Der Grund wird jedenfalls in der natürlichen Schüchternheit des Dichters zu suchen sein, welche sich in allen seinen Schriften kund giebt. In den Komödien, wie in den Romanen bemerken wir das ängstliche und zaghafte Auftreten seiner Personen, wir meinen besonders der Liebhaber, wenn sie der Geliebten gegenübertreten; immer ist es die Frau, welche den ersten Schritt thut,

welche den Mann ermutigt und oft sich zuerst erklärt. Vereinzelte Fälle dieser Art würden uns zu keinem Schluss berechtigen, aber die Beharrlichkeit, mit welcher dies Benehmen der Männer festgehalten wird, zeigt uns, dass der Dichter nach der Wirklichkeit zu zeichnen glaubte. Diese Furchtsamkeit bekundete er aber nicht nur den Frauen gegenüber; er legte sie in demselben Masse auch vor den Männern an den Tag. Das beweisen uns nicht nur seine Dichtungen, deren Gestalten an keiner Stelle sich bedrohen oder handgemein werden, sondern auch sein Leben. Denn niemals sehen wir Marivaux seinen Kritikern direkt entgegengetreten, er zieht es vor, ein Mittel auszusinnen, durch das er seine Ansichten veröffentlichen und seine Gegner demütigen kann, ohne seine Person direkt dabei blosszustellen, so handelte er z. B., als er dem jüngeren Crebillon jene Lektion zu Teil werden liess. In Folge dieses furchtsamen Charakters lässt es sich erklären, dass er viele Schriften anonym herausgegeben und dass er sich des Anteils am öffentlichen Leben enthalten hat. Er versenkte sich lieber in seine Beobachterrolle und wandte dieser seinen ganzen Scharfsinn zu.

Marivaux' Anthipatie gegen Voltaire rührte nicht allein von den Angriffen her, die dieser in seinem Temple du Goût gegen ihn gerichtet hatte; er war vielmehr auf Voltaire eifersüchtig; er sah sich durch den Ruhm desselben in seinem eigenen Rufe beeinträchtigt.

Wie wir wissen, verwandte Marivaux sehr viel Mühe auf die Form des Gedankens, Voltaire dagegen schien sich wenig um den Stil zu kümmern, er sprach die gewöhnliche Sprache und haschte durchaus nicht nach Neuerungen. Sehr häufig beschränkt er sich darauf, seine Gedanken leicht anzudeuten, eben genügend, dass der Geist sie erfasst, aber nicht so breit, dass der Leser ermüdet. In einem einzigen flüchtigen Satze entrollt er vor unserem Geiste eine Menge von Ereignissen, Bildern und Gedanken, wir durchwandern darin eine ganze Welt. Diese mächtige Wirkung der Konzentrierung, der Inhaltsfülle, begriff Marivaux nicht. Er schätzte den Stil Montesquieu's, weil er Arbeit darin sah, diese fehlte aber seiner Ansicht nach bei Voltaire; es ärgerte ihn, dass Voltaire zu einem solchen Ruhme gelangt war, ohne sich anscheinend die entsprechende Mühe gegeben zu haben.

Die Gewohnheit Marivaux', die geringsten Kleinigkeiten bei seinen exakten Beobachtungen zu entdecken und genau wiederzugeben, erklärt uns auch, weshalb er seine Romane unvollendet liess. So lange er nämlich nur die fein beobachteten Ereignisse des gewöhnlichen Lebens darzustellen, so lange er nur die ent-

entstehenden Leidenschaften zu schildern hatte, gefiel ihm sein Werk, wenn er aber entschieden in die dramatische Handlung eintreten musste, wandte er sich von der Arbeit ab.

Die Geschichte der Werke Marivaux' liefert uns einen neuen Beweis dafür, was Wille und Arbeit können und nicht können. Sein Anfang war kümmerlich, und seine letzten Jahre waren traurig. Er arbeitete lange, um aus seiner Unbedeutsamkeit hinauszukommen, und lange vor seinem Tode geriet er wieder in diese hinein. Dafür war die Mitte seines Lebens glänzend.

Sein Lieblingsgebiet ist die Darstellung des weiblichen Herzens und weiblicher Koketteriekünste.

In seinem Stil ist er fein, glänzend, geziert. Dufresne hascht nach glänzenden Gedanken, Marivaux ist mehr um die Wahl der Worte besorgt.

Man kann im Namen des reinen und klassischen Geschmacks gegen die Marivaudage als Stilform protestieren; die Grösse Corneille's, der lyrische Glanz Victor Hugo's, die reiche und unerschöpfliche Komik Molière's sind ohne Zweifel von höherem Wert, aber auch die Marivaudage hat ihren Reiz.*)

W. Brummert.

Voltaire-Studien. Beiträge zur Kritik des Historikers und des Dichters von **R. Mahrenholtz.** Oppeln, Eugen Franck's Buchhandlung (Georg Maske). 1882. 196 S. 8. M. 6.

Obwohl die Voltaire-Litteratur schon bedeutende Dimensionen angenommen hat, ist die Forschung doch noch weit entfernt zu abschliessenden Resultaten gelangt zu sein, sowohl in Beziehung auf die Biographie als auch auf die Werke Voltaire's. Es ist daher verdienstlich, wenn der bisher hauptsächlich als Molièriste rühmlichst bekannte Verfasser seine früheren Voltaireforschungen (vgl. Herrig's Archiv, Bd. LXII) wieder aufnimmt und zwar mit der Absicht, eine wissenschaftliche Biographie V.'s zu verfassen.

Der vorliegende Band ist als Vorarbeit für das in Aussicht gestellte Hauptwerk zu betrachten und lässt schon erkennen, dass man sich von demselben etwas Tüchtiges versprechen darf.

---

*) Inzwischen ist abermals ein umfassendes und in vieler Beziehung noch interessanteres und inhaltsreicheres Werk über Marivaux erschienen: *Larroumet*, Marivaux, sa vie et ses œuvres d'après de nouveaux documents. Paris 1882. Hachette et Cie.
Wir werden über dasselbe thunlichst bald ebenfalls ein Referat bringen. *G. K.*

Der Verf. stellt V.'s Thätigkeit als Geschichtsschreiber und Dichter dar und sucht eine feste Grundlage für die Charakteristik desselben zu schaffen.

Der erste Abschnitt ist eine weitere Ausführung des im LXII. Band von Herrig's Archiv veröffentlichten Aufsatzes, er setzt die historiographischen Prinzipien V.'s auseinander, beleuchtet die einzelnen histor. Werke samt ihrer Tendenz, ihrer Polemik gegen Bossuet, Montesquieu, Rousseau, Mézeray u. a., und nach ihrem Werte.

Der zweite Abschnitt ist den Dichtungen V.'s gewidmet und enthält eine Fülle von feinen Beobachtungen und kritischen Urteilen. Die Tragödien, Komödien, die epischen und politischen Dichtungen, die Lehrgedichte, Romane etc. werden in den einzelnen Gruppen nach chronologischer Folge behandelt und in Bezug auf Tendenz, Quellen, Geschichte und etwaige Vorbilder geprüft. Bei Besprechung der Tragödien hätte ich gewünscht, dass der Verfasser seine Behauptung eingehender bewiesen hätte, nach welcher V. besonders Corneille, den von ihm so kleinlich und abfällig beurteilten, sich zum Vorbilde gewählt habe. Den übrigen Auseinandersetzungen, besonders über V.'s Verhältnis zu Shakespeare und den Alten, wird wohl jeder zustimmen.

Der letzte Abschnitt enthält eine Kritik der Quellenschriften für eine Biographie und Charakteristik Voltaire's. Als Hauptquelle sind zu betrachten V.'s eigene Werke und Briefwechsel, sowie Grimm's Correspondance littéraire. Die Memoirenwerke der drei Sekretäre V.'s, Wagnière, Longchamp, Collini, besonders der beiden letzteren, die zahlreichen Lob- und Schmähschriften auf ihn sind nur mit grösster Vorsicht zu benutzen. Den Schluss bildet eine treffliche Charakteristik V.'s als Schriftsteller und Mensch, welche die zahlreichen Widersprüche und Kontraste in seinem Wesen und Schriften zu erklären sich bemüht.

Das Werk zeugt von einer ganz bedeutenden Belesenheit in der einschlägigen Litteratur, von einer geistigen Beherrschung des gewaltigen Materials und einer Besonnenheit des Urteils, welche die berechtigte Hoffnung erregen, dass dem Verf. die wissenschaftliche Biographie wohl gelingen wird. Aber auch für sich allein sind die Voltaire-Studien belehrend und anregend, daher jedem Freunde der franz. Litteratur besonder zu empfehlen.

W. Knörich.

Molière's Werke, hsg. v. **A. Laun**. I. **Le Misanthrope**, 2. Auflage von Dr. W. **Knörich**. Leipzig, O. **Leiner**. 1883.

Der Unterschied der neuen und der alten Molière-Philologie wird uns in dieser Neubearbeitung der 1873 erschienenen Laun'schen

Misanthrope-Ausgabe recht klar. So pietätsvoll auch Knörich alles von Laun Ererbte bewahrt hat, soweit es bewahrt werden konnte, so tritt doch der grelle Unterschied beider Ausgaben namentlich in folgenden Punkten hervor.

1) K. kennt nicht nur Molière, sondern auch die zeitgenössische franz. Litt., daher pflegt er nicht, wie Laun, seine Erklärungen und Erläuterungen subjectiv zu begründen, sondern durch Heranziehung von Parallelstellen aus anderen Schriftstellern der damaligen Zeit und durch ergiebige Ausnutzung älterer Grammatiken und Lexika wirklich zu beweisen.

2) K. hat nicht, wie L., den gangbaren Text einfach abgedruckt, sondern die Varianten aller irgendwie wertvollen Molière-Ausg. sorgfältig benutzt.

3) K. hat sich in seiner historisch-ästhetischen Einleitung und den grossenteils ästhetischen Excursen nicht bloss auf eine Wiedergabe der herrschenden Ansichten beschränkt, sondern die neuere Molière-Litteratur kritisch verwertet.

4) K. bespricht von den Vorbildern und Nachahmungen des Misanthrope nur das, was er wirklich gelesen und geprüft hat, daher er denn über Fabre d'Eglantines „Philinte de Molière“ u. a. nicht so ganz falsche Ansichten verbreitet, wie sein Vorgänger.

5) K. nimmt zu den kritischen Fragen, die sich an diese Meisterdichtung knüpfen, eine ganz feste Stellung ein, er verwirft mit gutem Grunde die willkürlichen Porträts und Anspielungen, die man im „Misanthrope“ entdecken wollte, während L. ziemlich ratlos zwischen entgegengesetzten Meinungen umherschwankt. Der beste Beweis seiner kritischen Selbständigkeit ist der, dass K. selbst durch Mangold's bestechende Schrift über den „Misanthrope“ sich nicht auf die Bahnen einer etwas antiquierten historischen Kritik irreführen lässt.

6) So ist K.'s Ausgabe eine von den wenigen Schulausgaben, die im Commentar und in dem Anhange wirklich viel Neues enthalten. Von den zahlreichen Reminiscenzen, Nachbildungen und Parallelstellen, die er in den Noten selbst angibt, abgesehen, ist namentlich Anhang III, der zu Akt II, 265 ff. Analogien aus Platon, Lucrez, Horaz, Ovid, Faret, Scarron, Mlle de Scudéry (Grand Cyrus) anführt, sehr wertvoll und auch für den Molièristen vom Fach keinesfalls unnötig. Ebenso sind hier zuerst die Stellen aus „Don Garcie de Navarre“, welche Molière in den „Misanthrope“ hinübernahm, vollständig zusammengestellt (Buch IV.). Auch ist der in Bierling's Molière-Übers. dem „Misanthrope“ nachträglich angehängte Rührschluss (Alceste und Célimène werden zuletzt ein Paar) mitgeteilt worden (Einl. 16 und 17).

7) Wie schon in der Ausg. der „Ecole des Maris", wo leider K.'s gründliche Gediegenheit sich in den flüchtigen „Esprit" Laun'scher Subjektivität fügen musste, ist der Kommentar grammatisch und sachlich mit besonderer Genauigkeit und überzeugender Klarheit abgefasst worden.

Wenn wir hier uns auf Ausstellungen einlassen wollen, so haben wir nur gegen zwei Punkte uns zu wenden. Einmal halten wir es für überflüssig, der Ausg. von 1734 mit ihrer willkürlichen Änderungssucht und Conjecturalkritik einen so breiten Spielraum zu gewähren, dann bedauern wir, dass K. bei der Erklärung des ominösen „cabinet" (I, 376) wieder für die Bedeutung „Abtritt" sich zu entscheiden scheint und so in einem Punkte wenigstens eine unfreiwillige Erinnerung an Brunnemann's verschollenes und elendes Machwerk (Mis., in Weidmann's Samml. frz. Schriftst.) hervorruft. Freilich würde es unbillig sein, ihm hieraus einen Vorwurf zu machen. Denn in der Beurteilung und Benutzung der Ausg. von 1734 entschuldigt ihn das Vorbild hervorragender franz. Kommentatoren, auch werden wohl die meisten deutschen Molière-Kenner weniger ungünstig über diese Edition urteilen, wie Ref. es zu thun gezwungen ist; in der Erklärung von „cabinet", kann sich K. auch auf Analogien des damaligen Sprachgebrauchs und auf Autoritäten berufen.

Wir können danach K.'s Ausg. als eine durchaus auf selbständigen gramm. und histor. Studien ruhende, von nüchterner und sorgfältiger Prüfung durchdrungene, für den Lernenden und Lehrenden gleich wichtige bezeichnen. Wenn es bisher in den Ankündigungen der Verlagshandlung eitle Reklame war, Laun's Molière-Edition der Delius'schen Shakespeare-Ausg. an die Seite stellen zu wollen, so ist erst mit der zweiten Misanthrope-Ausg. dieser ehrende Vergleich möglich geworden. Nur würde die Einleitung doch etwas eingehender zu halten sein und noch mehr die litterarischen Beziehungen des Stückes zu berücksichtigen haben, um auch in dieser Hinsicht den Vergleich mit Delius' Shakespeare auszuhalten. Die Rücksicht auf die Anforderungen des Schulunterrichtes sollte weniger massgebend sein, ist doch auch schon von Lion und Fritsche in den Einleitungen ihrer Molière-Ausg. der rein fachwissenschaftliche Gesichtspunkt mehr hervorgekehrt worden. Die noch folgenden Ausgaben von sieben Molière'schen Stücken würden bei Beachtung dieses Punktes sicher zu Musterausgaben in wissenschaftlicher, wie in pädagogischer Hinsicht werden.

R. Mahrenholtz.

A. Barbou, Victor Hugo et son temps, frei übertragen von **Otto Weber**, Leipzig, Fr. Thiel. 1883. 408 S. Preis 5 M.

A. Barbou's Werk „Victor Hugo et son temps" soll keine Biographie des Dichters sein. Es hiess damals in dem Prospekt:

„Sous ce titre (Victor Hugo et son temps) le lecteur retrouvera l'histoire politique, littéraire, anecdotique du xixe siècle.

L'auteur, bibliothécaire à la Bibliothèque Sainte-Geneviève, a eu maintes fois le grand honneur d'entretenir le poète chez lui. Dans ces longues conversations, il a recueilli une foule d'anecdotes inédites, de récits des plus curieux. Les amis les plus intimes du maître ont bien voulu lui communiquer leurs souvenirs. C'est cette menue monnaie de l'histoire, pieusement et consciencieusement amassée, que nous offrons au lecteur."

Das Buch ist zudem unter dem frischen Eindruck der grossartigen Nationalfeier geschrieben, die Frankreich am 27. Februar 1881 seinem Lieblingsdichter darbrachte, und daher ganz und gar panegyrisch gehalten. Was soll nun die Übersetzung eines so „eminent französischen" und für nüchterne Kritiker ungeniessbaren Werkes in Deutschland? Dies fühlte wol der Übersetzer Otto Weber selbst. Darum sind auch, so sagt er in der Einleitung, die überschwänglichsten Stellen ausgemerzt, „die auf allzu starke französische Eigenliebe zurückzuführen sind"; andrerseits hat er die nach solchen Ausmerzungen enstandenen Lücken durch Ausschnitte aus deutschen Zeitschriften und Broschüren zu verkleistern gesucht. So finden sich in dem „eminent französischen Buche" seitenlange Citate aus dem Magazin f. Lit. d. In- und Auslandes und der Berl. National-Zeitung (Seite 392—402!), sowie aus Paul Lindau's „Aus dem litt. Frankreich" (252 ff.) und Rud. von Gottschall's Bl. f. litt. Unterh. (327 ff.). Dies nennt der Übersetzer eine freie Bearbeitung. Referent nennt es Entstellung fremden geistigen Eigentums.

Gleichwohl könnte man sich eine derart zurechtgemachte „freie Bearbeitung" gefallen lassen, wenn der Autor derselben sachlich und sprachlich seiner Aufgabe gewachsen wäre und auf seine „Bearbeitung" die der schönen Ausstattung des Buches entsprechende Sorgfalt verwendet hätte. Nun findet sich aber eine Menge Fehler und Schnitzer in der „freien Bearbeitung", welche derselben den Charakter nachlässiger Fabrikarbeit aufdrücken.

Zunächst ist der deutsche Stil des Herrn Otto Weber ein mangelhafter. So lesen wir z. B. Seite 223: „Gefolgt von seinem Bruder und seinen Verwandten, ging Carl u. s. w.", so finden wir mehrfach die im Annoncenstil der Intelligenzblätter beliebte Subjektsinversion nach und. Es genügt, zwei Beispiele anzuführen, deren Interpunktion wir gewissenhaft beibehalten: 1) kurze Zeit nach der

Heirat Karl's, wurde eine gemeinsame Reise nach Seeland veranstaltet und reiste Victor Hugo bei dieser Gelegenheit Inkognito (S. 276). 2) Geradeso wie ihre Nachbarin steht diese Insel unter engl. Protektorat, und werden die alten Gewohnheiten . . . in jeder Hinsicht respektiert (S. 246).

Dass Herr Otto Weber das französische Original nicht immer verstanden und idiomatisch richtig übersetzt hat, zeigen folgende beliebig herausgegriffene Sätze: „eine sehr tiefe. (*basse*), aber sehr deutliche Stimme (316)". — „So haben wir in le Roi s'amuse eine Vaterschaft vor uns, die uns trotz der physischen Missgeburt imponiert, in der Lucrezia Borgia eine Mutterschaft: so rein und edel, dass wir die Missgeburt der Seele vergessen (134)". — „In allen Tonarten und unter allen ordentlichen (?) Formen bald durch Oden, bald durch einfache Lieder, bald durch scharfe Satyren (sic!), bald durch epische Dichtungen etc. (S. 230)". — Neu erdacht ist die Bezeichnung Abendmahlsgesellschaft für Cénacle, apokalyptisch dunkel dagegen der sehr geräumige und sehr hoch gestochene Salon (18), sowie Théophile Gautier's Begier „der Hyder des Haubenstocks" den Kopf abzuschlagen (113). — Im Übersetzen von Eigennamen zeigt sich gleichfalls die Meisterhand: bald ist die französische Form unversehrt geblieben, bald durch deutsche Lettern um die Accente gekommen, bald auch verdeutscht. Victor Hugo schrieb Gesänge der Morgenröte (crépuscule) neben Contemplationen (!), während Nodier für den „Alltäglichen" Artikel verfasste. Der Abbé Lamennais avanciert zum Abt, während Pater Larivière — erschaudert, ihr Christen — Vater werden muss (36). Den Journalisten Francisque Sarcey erkennt man in Herrn Otto Weber's Franz Sarcéy (mit Accent! 353), während Népomucène Lemercier in der deutschen Übersetzung seines Vornamens den Accent beibehält (Népomuk, zweimal S. 161). Der Kritiker Sainte-Beuve tritt oft als männlicher Heiliger auf (Saint-Beuve dreimal S. 162 und öfter), behält jedoch hie und da seine volle weibliche Form. Die Unglücklichen, die um einen Buchstaben trauern, bezw. denen ein solcher geschenkt ward, wollen wir nicht alle aufzählen: in bunter Reihe wechseln Baudelair (118), Vaquerie (179,251) mit Lessurque u. a. ab, Béranger und Lacretelle tauschen ihr e und a unter einander aus (160, 170); selbst der ehrwürdige Prophet Jesaias ist nicht verschont geblieben (232). Aus dem heute noch lebenden und wirkenden Noël Parfait sind durch Komma zwei Herren entstanden, Herr Noël und Herr Parfait (266) etc. etc.

Den Zahlen ist kein besseres Geschick zu teil geworden: les Misérables erschienen **1872** (246), les Châtiments **1833** (230); Hugo's Jubiläum fand am **21.** Februar statt (374); Marion Delorme wurde **1822**

verboten (105); der Dichter unterlag seinem Gegenkandidaten mit 929,000 gegen 122,435 Stimmen (324). Voltaires Zweifelsystem verpestete das Zeitalter Ludwigs des XVI. (156), und Doña Sol ist eine Spanierin des zehnten Jahrhunderts (118). Sogenannte Druckfehler könnte man eine Legion aufzählen: dreimal ist des Dichters Mutter eine Vendéeerin (12, 42, 70); Napoleon spielt S. 224 seinen letzten Triumph aus, wogegen S. 382 ein Triumpf gefeiert wird. Fehler wie Knuthe, Meulun, Cantitat, Lackei, Zeichnenkunst, Grimmassen, apelliren, sind daneben unbedeutend; wir verzichten natürlich auf eine vollständige Liste.

Zum Schlusse noch eine Probe des dichterischen Könnens des Herrn Otto Weber. Die gewaltige Stelle aus den Châtiments:

„J'accepte l'âpre exil, n'eût-il ni fin ni terme,
Sans chercher à savoir et sans considérer
Si quelqu'un a plié qu'on aurait cru plus ferme,
Et si plusieurs s'en vont qui devaient demeurer,
S'il n'en est plus que mille, et bien, j'en suis! Si même
Ils ne sont plus que cent, je brave encor Sylla,
S'il en demeure dix, je serai le dixième,
Et s'il n'en reste qu'un, je serai celui-là!"

lautet in Otto Weber's Übertragung folgendermassen:

„Ich murre nicht und harre mutig aus —
Und müsste leben ich von trocknem Brote.
Die Andern mögen ziehen nach Haus —
Uneingedenk der Ehr- und Pflichtgebote,
Sind's tausend nur, wohlan, ich bin dabei!
Sind's hundert noch, ich will darunter sein,
Und bleiben zehn nur — meiner Treu —
Bin ich der zehnte — und zur Not
Will ich der allerletzte sein."

Da muss Einem doch wahrhaftig der Ausruf des Catull gegen die Annalen des Volusius einfallen, und man bedauert den Verleger, der ein solches Machwerk so reich illustriert und so prächtig ausgestattet hat.

G. Brandes, Die Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen. — Band 5: Die romantische Schule in Frankreich. Leipzig, Veit & Comp. 1883. 462 SS. M. 8, 60.

Ein Buch wie Brandes' „Romantische Schule in Frankreich" zu besprechen, ist eine ebenso schwierige als erfreuliche Aufgabe; schwierig wegen der überreichen Fülle des Stoffes und der neuen und eigenartigen Gedanken, erfreulich wegen der rückhaltlosen Bewunderung, die man dem genialen Verfasser eines solchen Werkes zollen muss.

Noch nie ist unseres Erachtens die gewaltige Sturm- und Drangperiode der französischen Litteratur mit so tiefer und so subjektiver Auffassung, noch nie so lebens- und liebevoll dargestellt worden. Brandes giebt keine abgerissenen Biographien, keine vollständigen Nomenklaturen; er überblickt die geistige Strömung, aus welcher die neue Litteratur erwuchs, ohne sich in Abstrakten zu verlieren und die zur Anschaulichkeit unentbehrliche Détailschilderung zu vernachlässigen. Es giebt vielleicht in der Litteraturgeschichte keinen grösseren Gegensatz, als den zwischen diesem Werke des hervorragenden Kritikers, in dessen Adern das Leben der geschilderten Zeit lebensfrisch und lebenswarm pulsiert, und der bekannten „Geschichte der französischen Litteratur seit der Revolution 1789“ des Herrn Julian Schmidt.[1]) Wenn aber ein Vergleich gezogen werden soll, so ist Brandes' „Geschichte der Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen“ dem imponierenden Kunstwerke des jüngst verstorbenen Hettner an die Seite zu stellen, freilich „toutes restrictions faites que comporte toute comparaison“. Den ersten Band des Brandes'schen Werkes „Die Emigrantenlitteratur hat A. Barine in der Revue politique et littéraire vom 16. Juni 1883 eingehend besprochen und für eine bedeutende litterarische Leistung erklärt; im vorliegenden treten die hohen Vorzüge von Brandes' Auffassung und Darstellung selbständiger hervor, weil hier die dem Autor sympathische Zeit den Boden rein negativer Kritik zu verlassen gestattet.

Ehe er das eigentliche Thema anfasst, macht Brandes den Leser mit dem politischen Hintergrunde und dem heranwachsenden Geschlechte der letzten Jahre der Restauration bekannt, zeigt, wie unter dem unheimlichen Drucke jener öden Zeit der Drang nach Freiheit auf politischem und litterarischem Gebiete entstand, dann unter dem Bürgerkönigtum sich freier entwickelte, bis mit einem Schlage auf farb- und glanzlosem Hintergrunde „die flammende, leuchtende, polternde, die Leidenschaft und das Scharlachrote anbetende Litteratur“ hervortrat.

„Man suchte und begehrte in allen Künsten,“ sagt Brandes S. 19, „Bruch mit der Konvention. Die innere Flamme

[1]) Unter anderen Ungeheuerlichkeiten, Entstellungen und Verunglimpfungen der Romantiker passiert diesem litterarischen Biedermaier auch das Missgeschick, den Hernani-Monolog in einen Keller zu Frankfurt am Main zu verlegen (so zu lesen S. 351 des 2. Bandes!) — Lesenswert sind von älteren Werken Schmidt-Weissenfels, von neueren Paul Albert, les Origines du Romantisme, Paris 1882, Ludw. Spach, zur Geschichte der modernen frz. Litt., Strassbg. 1877 u. dgl. Unbedeutende Monographien gibt es in Menge: Honegger (vergl. Herrig's Archiv, Band 22, S. 439) und St. Born, die rom. Sch. in D. und in Frankreich, Heidelbg. 1879, sind die annehmbarsten.

sollte die musikalischen Formen durchglühen und befreien, die Linien und Konturen verzehren und das Gemälde zur Farbensymphonie gestalten, endlich die Dichtkunst verjüngen. Man suchte und begehrte in allen Künsten Farbe, Leidenschaft und Stil; die Farbe so energisch, dass der genialste Maler des Zeitalters, Delacroix, die Zeichnung darüber versäumte; die Leidenschaft so heftig, dass Lyrik und Drama Gefahr liefen, in Fieber und Krampf sich zu verlieren; der Stil mit einer so absoluten Kunstbegeisterung, dass bei einzelnen der Jüngeren, wie bei den beiden Gegensätzen Mérimée und Gautier, die poetische Humanität in lauter Stil aufging."

Interessant ist neben dieser markigen und meisterhaften Charakteristik der neu aufkommenden litterarischen Strömung die Definition des „Romantismus" in den verschiedenen Varianten: Duvergier de Hauranne bezeichnete im „Globe" den Romantismus als Freiheit, den Klassicismus als Routine, — dazu passt Victor Hugo's Schlagwort: Le romantisme, c'est le libéralisme en littérature —, während Ampère die letztere Richtung als Nachahmung, die erstere als Originalität definierte, und Sismondi in ihm ein treues Bild der modernen Kultur erblicken wollte. — Die jugendlichen Schriftsteller erhoben sich gegen das lästige Joch der Tradition und nahmen als ihre Losungsworte: Naturwahrheit und Lokalfarbe! Das phantastisch Übernatürliche dagegen, das ureigentliche Merkmal der deutschen Romantik, ist nur ein einzelnes Element der französischen, das bald untergeordnet, bald stärker hervortritt. Überhaupt sind beide Richtungen grundverschieden von einander: ausser E. T. A. Hoffmann hat kein Vertreter jener Nebel- und Mondscheinpoesie auf die französische Litteratur Einfluss gehabt, Ludwig Tieck war zu unbestimmt, Novalis aber zu geheimnisvoll, um auf Franzosen zu wirken.

Einen passenden Übergang zur Betrachtung der einzelnen Abschnitte und der einzelnen Vertreter der neuen Richtung bietet die Kritik des epochemachendsten aller Werke Hugo's. In Hernani sah das junge Geschlecht der Julirevolution sein eigenes Abbild, hörte es seine innersten Gefühle, seine Träume von Freiheit und Ehre, von Liebe und Tod; denn bei allem historischen Détail und bei aller Lokalfarbe blickt aus dem jugendkräftigen Drama weniger ein Bild Spaniens im Jahre 1519 dem Zuschauer oder Leser entgegen, als ein Stück Frankreich am Vorabend der Julitage. Der historisch-politische Genieblick des Dichters des Fiesco setzt uns auch bei Victor Hugo in Staunen, der vielumstrittene Monolog des Königs Carlos vor der Kaisergruft zu Aachen ist von revolutionären Gedanken und Gleichnissen durchkreuzt. Nimmt man zu diesen weltbewegenden modernen Ideen die reiche Lyrik hinzu, wie sie

auch in den übrigen Dramen des in seinem innersten Kern lyrischen Hugo überwiegt, so begreift man den erschütternden Eindruck Hernanis auf die damalige Jugend; mag das Drama auch als Kunstwerk unvollkommen sein und mancherlei Überspanntheiten enthalten, es hat einen Vorzug, der der entscheidende ist: „eine Menschenseele, die selbständig und bedeutend war, hat sich hier rücksichtslos ausgesprochen". (S. 39.)

Der einzige französische Romantiker, welcher mit der deutschen Schule Vergleichungspunkte darbietet, ist der väterliche Beschützer der aufstrebenden Autoren, der liebenswürdige Märchendichter Nodier, der Verfasser der „Brosamenfee". Dieser Mann mit kindlichen Empfindungen und mit der naiven Frische einer ungebundenen Phantasie, hat jahrelang die jungen Anfänger um sich versammelt, die später um Victor Hugo's Fahne sich scharten, und insofern auf die ganze Richtung einen nicht zu unterschätzenden Einfluss ausgeübt. Hierin kommt er den Bahnbrechern des Romantismus, Chateaubriand und Mme de Staël — diese sind im ersten Band behandelt — am nächsten.

Bedeutende Anregungen aus dem Auslande wirkten auf die junge Romantik ein. Vor allen war Shakespeare durch die Globisten zur Geltung gekommen und von Stendhal dem Nationaldichter Racine gegenübergestellt worden; dann beeilten sich Vigny, Mérimée und Dumas in Walter Scott's Fusstapfen zu treten. auch Balzac, der Vater der Naturalisten, hatte mit diesem zu wetteifern gedacht und ein Werk in Angriff genommen, wie es Gustav Freytag in den „Ahnen" verwirklichte. Am nachhaltigsten wirkte aber Lord Byron ein, und in Alfred de Musset spiegelt sich seine Eigenart am klarsten wieder. Von deutschen Dichtern ist ausser E. T. A. Hoffmann nur Goethe, und dieser nur durch den Werther, von Einfluss gewesen. Faust blieb bei den Franzosen trotz Gérard de Nerval's Übersetzung unverstanden.

Neben diesen deutsch-englischen Anregungen tragen André Chénier's wieder aufgefundenen und 1819 herausgegebenen Gedichte am meisten zur poetischen Wiedergeburt bei. Richtig erblickt Brandes in der Mischung neuer Ideen und Gefühle mit antiker Darstellung eins der bewegenden Prinzipien der romantischen Entwickelung, und wenn auch die Romantiker des toten Chénier's Mahnung nicht befolgten:

> „Changeons en notre miel leurs plus antiques fleurs,
> Pour peindre notre idée empruntons leurs couleurs,
> Allumons nos flambeaux à leurs feux poétiques,
> Sur des pensers nouveaux faisons des vers antiques!",

so war doch sein Einfluss auf die ersten Dichter, die zum Durchbruch kamen, besonders auf Vigny so unverkennbar, dass Baour-

Lormian wut- und zornschnaubend den aufkommenden Dichtern die Phrase ins Antlitz schleudern konnte:

Nous, nous datons d'Homère, et vous, d'André Chénier!

Nachdem der keusche und edle Vigny von dem hellenischen Archaismus sich frei gemacht, der seines Vorgängers hohen Flug noch gehemmt hatte, konnte Victor Hugo des durchsichtigen Chénier'schen Verses sich bemächtigen und ihn in den buntesten Farben schillern lassen. Denn wie gross auch der Abstand zu sein scheint, der André Chénier, den zagenden, stoischen Dulder, von dem stolzen Selbstvertrauen des jugendlichen Dichters der „Orientales" trennt, diese eigentümlichen Lieder sind Kinder oder besser Enkel der Muse Chénier's, insofern das Griechenland der Canaris und Botzaris ein Kind des alten Hellas war.

Die Betrachtung der „Orientales" und der innerhalb derselben erkennbaren Entwickelungsstufen Hugo's ist bei Brandes im höchsten Grade geistreich. Als ältestes Stück der Sammlung sieht er No. 23 an (la Ville prise), dann folgen „les Têtes du Sérail", „Enthousiasme", „Navarin" mit rein hellenischer oder philhellenischer Inspiration. Einen Grad weiter geht No. 7 (Douleur du Pacha) mit immer noch leise durchklingendem subjektiven Gefühl des Dichters; „la Marche turque" trägt schon die türkische Lokalfarbe in ihrer ganzen Brutalität, ohne dass der Dichter dreinspricht. In den späteren Liedern der „Orientales" erscheint er vollends als rein objektiver Darsteller; es ertönen dort rein orientalische Weisen. Die jüdische Sultanin fordert die Köpfe ihrer Nebenbuhlerinnen, „die Gefangene" freut sich bei aller Sehnsucht nach der fernen Heimat der Zauberpaläste Smyrnas und des weiten blauen Meeres, die „arabische Wirtin" liebt mit unterwürfiger Anbetung. Von den Bildern aus dem Serail schweift der Dichter zu den „Djinns" und zur wilden Jagd, von der wilden Jagd in die Wüste hinüber. In der Wüste sieht er den Helden, der die Pyramiden zum Piedestal nahm (No. 40: Lui), sieht er die untergegangenen Städte der Vorzeit (No. 1: le Feu du ciel). Jetzt hat er den ungeheuerlichen Stoff gewonnen, der seiner Geistesrichtung am meisten zusagt. Alles ist mit einem Pinsel gemalt, „der an jene Tanne erinnert, welche Heine aus Norwegens Wäldern reissen und in des Aetna glühenden Schlund tauchen wollte, um damit den Namen seiner Geliebten an die dunkle Himmelsdecke zu schreiben". (S. 96.)

Der Umkreis der Orientales war ein unpersönlicher gewesen. In den „Feuilles d'automne" brachte Hugo Gedanken und Bilder aus seiner jungen Häuslichkeit und Erinnerungen aus der Kinderzeit, zwischen denen ein Klingen wie von Kinderjubel und Vogelsang hindurchzieht, in den „Contemplations" ernste Stimmungs-

bilder im Anschluss an den Tod seiner vielgeliebten Tochter. Sein Blick wendet sich von den Angehörigen zu den Freunden und Bekannten, von da zu den Unbekannten, zur ganzen Menschheit, zu den lebenden und zu den ausgestorbenen Städten, bis er sich im Hinausstarren über das doppelte Meer der Zeit und des Raumes in jenes Unendliche verliert, das André Chénier, als Sohn des achtzehnten Jahrhunderts, verschmäht und gemieden hatte.

Im Zusammenhang damit steht die politisch und sozialistisch angehauchte Sammlung der „Chants du Crépuscule". Die Enttäuschungen des kleinen Mannes nach der Julirevolution führen in dem allbekannten Gedicht „sur le Bal de l'Hôtel de Ville" eine beredte Sprache. Eine unbestimmte Unruhe und ernste Mahnworte an die Herrscher Europas zeigen, dass der Dichter mit ahnungsvollem Geist „die Hand am Pulsschlag der Zeit hat". (S. 103.)

So hat Brandes die poetisch-politische Physiognomie des Messias der neuen Litteratur zu Anfang des Julikönigtums gezeichnet, ein vollendetes, dramatisch belebtes Gemälde. Dass der königgewordene Dichter der späteren Periode etwas zu kurz kommt, thut dem ganzen Bilde keinen Eintrag: den streitbaren Führer und Propheten stellt Brandes höher als den Verbannten von Jersey. Der Dramatiker Hugo kommt im 33. Kapitel, der unerschrockene Verfechter der Unterdrückten und Enterbten in dem geistvollen Kapitel über die sozialpolitische Ideenbewegung in der Poesie zu Wort. Auf die äusseren Lebensumstände Hugo's und auf die Kampflyrik gegen Napoleon den Kleinen, lässt sich unser Autor ebensowenig ein, als auf die mystischen Produkte des greisen Dichters. Sie gehören nicht mehr in die romantische Ideenbewegung.

Neben Hugo erhebt sich eine zweite Gestalt auf dem Boden der romantischen Lyrik, der geniale und schelmisch unverfrorene Alfred de Musset. Ein Element, das in der würdevollen und ekstatischen Lyrik des Führers fehlt, tritt beim enfant terrible und späteren Renegaten in den Vordergrund: der echtfranzösische esprit mit seiner scharfen Würze. Ob dies nun genügt, um Musset in den Augen des Weltmannes, des Gelehrten und — der Damen eine höhere Stellung in der Lyrik anzuweisen, als Victor Hugo, bleibt dahingestellt. Jedenfalls ist der unglückselige Mann unseres Interesses in hohem Masse würdig.

Prächtige Muster der Charakterschilderung sind die Seiten 119—120 mit der Parallele zwischen Musset und George Sand und die Darstellung des vertrauten Verhältnisses beider in seiner ästhetisch-psychologischen Seite. „Es ist der Adam der Kunst und die Eva der Kunst, die sich einander nähern und den Apfel vom Baum der Erkenntnis teilen. Dann folgt der Fluch, das heisst der Bruch, sie trennen sich und gehen ein jedes seinen Weg . . . Nach ihrer

Trennung sind beide gereifte Künstler. Er ist von jetzt an der Dichter mit dem brennenden Herzen, sie die Sibylle mit der prophetischen Beredsamkeit." Das letzte Wort über jenes Verhältnis ist noch nicht gesprochen und kann nie gesprochen werden, weil Dokumente fehlen. Oder wird Jemand ernstlich „les Lettres d'un Voyageur" und die feindseligen Tendenzschriften „Elle et Lui" und „Lui et Elle" als solche betrachten? — Nebenbei die Bemerkung, dass Maxime Du Camp in seinen Souvenirs littéraires (2. Teil, 25. Kap.; Revue d. d. M., 15. Aug. 1882), wo diese Liaison eine gleichfalls schönfärberische Beurteilung erfährt, ausdrücklich mitteilt, dass sämtliche auf dieselbe bezüglichen Briefschaften bis auf fünf minder wichtige vernichtet wurden. Die ganze wortreiche reiche Korrespondenz der merkwürdigen Frau — bis jetzt erschienen vier Bände — enthält in der That, soweit Referent darin geblättert, nur wenige und nur versteckte Andeutungen.[1])

Hatte Brandes bei der Charakterisierung George Sand's die naturalistische Schule und ihren Propheten Zola gelegentlich mit einem Seitenblicke gestreift, so ist in dem umfangreichen Abschnitt über Balzac, Stendhal (Henry Beyle) und Mérimée (Seite 175 bis 325) nachdrücklich auf den lebendigen Zusammenhang zwischen

[1]) Wertvoll sind zwei Stücke aus Maxime Du Camp's oben erwähnten „Erinnerungen"; erstens zwei vorher unbekannte Strophen von Alfred de Musset aus den Briefen an George Sand:

> Te voilà revenu dans mes nuits étoilées,
> Bel ange aux yeux d'azur, aux paupières voilées;
> Amour, mon bien suprême, et que j'avais perdu!
> J'ai cru, pendant trois ans, te vaincre et te maudire,
> 5. Et toi, les yeux en pleurs, avec ton doux sourire,
> Au chevet de mon lit te voilà revenu!
>
> Eh bien, deux mots de toi m'ont fait le roi du monde.
> Mets ta main sur mon cœur, sa blessure est profonde;
> Élargis-la, bel ange, et qu'il en soit brisé.
> 10. Jamais amant aimé mourant pour sa maîtresse
> N'a dans des yeux plus noirs bu la céleste ivresse,
> Nul sur un plus beau front ne l'a jamais baisé.

Ferner einen Brief an Du Camp selbst mit einer bei der Verfasserin von „Indiana" eigentümlich berührenden Apologie der Ehe, deren bemerkenswerteste Stelle lautet: „... Mariez-vous! je vous crie que la famille est le port. On vous l'a dit trop tôt, je ne vous le dis pas trop tard. On a l'âge que l'on paraît avoir. Faites un mariage d'amitié pour avoir des enfants. L'amour ne procrée guère. Quand vous verrez devant vous un être que vous aimerez plus que vous-même, vous serez heureux. Mais ce n'est pas la femme que l'on peut aimer plus que soi-même. C'est l'enfant; c'est l'être innocent, c'est le type divin qui disparaît plus ou moins en grandissant, mais qui, durant quelques années, nous ramène à la possession d'un idéal sur la terre."

den Romantikern und ihren hartnäckigsten Widersachern, zwischen der romantischen Formel und der sog. formule naturaliste, bzw. scientifique hingewiesen. Diese Formel schlummert bereits in der romantischen Schule; Balzac mit seinem Anhang muss als Bindeglied zwischen der letzteren und der naturalistischen gelten. Der Weg vom „Dernier jour d'un Condamné" zum ergreifenden Schluss des „Assommoir" geht über „Eugénie Grandet" und „Père Goriot" hinweg. Dies vergisst Zola in seiner Verblendung und Selbstberäucherung, — vgl. „Mes Haines", „Documents littéraires", „Roman expérimental" —, während Balzac und Flaubert[1]) ihre Abhängigkeit vom Altmeister anerkannten. Gemeinsam mit Hugo hat Balzac das Gebieterische der Einbildungskraft, τὸ πιϑανόν. Dagegen ist das Paris, das in seinen Werken leibt und lebt, nicht das Paris Ludwig's des Elften, auch nicht jenes ideale Paris des Geistes und der Aufklärung, es ist die wirkliche Stadt mit ihrer Freude und ihrem Elend, der Polyp mit hunderttausend Armen, der grosse Krebsschaden, der am Marke Frankreichs zehrt. Was Balzac einst als Nachahmer Walter Scott's erträumte, verwirklichte er für die Gegenwart und wurde der Naturforscher seines Zeitalters: wie Dante in der „Göttlichen Komödie" die Weltanschauung des Mittelalters in einen poetischen Brennpunkt gesammelt, so wollte Balzac in der „Comédie humaine" die Physiologie und Psychologie aller Gesellschaftsklassen Frankreichs und damit seines Zeitalters liefern, indem er die Hunderte lebendiger Gestalten in seinen sämtlichen Romanen mit einander verband und als Typen vorführte „Er hat nicht nur die moderne Form des Romans begründet, sondern als echter Sohn eines Jahrhunderts, in welchem die Wissenschaft sich immer mehr in die Kunst hineindrängt, eine Methode der Beobachtung und Beschreibung inauguriert, die von anderen erergriffen und angewandt werden konnte."[2]) (S. 224).

Ähnlich wie Victor Hugo und Lamartine als ein sich ergänzendes Paar gelten, so Balzac und Beyle (Stendhal): zu Balzac verhält sich der Diplomat Beyle „wie ein reflektierender Geist zu einem beobachtenden, wie ein Denker in der Kunst sich zu einem Seher verhält". Beyle steht der romantischen Gruppe näher als

---

[1]) Als Flaubert vom Schlagfluss gerührt auf dem Todesbett lag, hielt sein krankes Gehirn nur noch einen Gedanken fest; mühsam stiess er die allerletzten Worte aus: „Avenue d'Eylau". Sein letzter Augenblick gehörte seinem Freund und Vorbild, Victor Hugo. (Vgl. Victor Hugo und seine Zeit, von Barbou-Weber, Leipzig 1883, S. 342.)

[2]) Man lese als Gegensätze zu diesem trefflichen Urteil die geringschätzigen Beurteilungen von Franzosen: Pontmartin, Souvenirs d'un vieux critique, pag. 375 und Edm. Schérer, Études, VII, 176. Auch Sainte-Beuve hatte Balzac's Grösse nicht erkannt.

jener, obwohl er weder lyrisch noch pathetisch war und als Rationalist im Sinne des 18. Jahrhunderts lebte und starb; sein Julian ist mit den Hugo'schen Stiefkindern der Gesellschaft, Didier, Ruy Blas und mit Dumas' Antony nahe verwandt. Darum sieht Brandes in ihm ein unüberspringbares Glied der grossen Ideenbewegung des Jahrhunderts; „denn als Psychologe hat er keinen geringeren Nachfolger als Taine und als Dichter keinen geringeren Schüler als Prosper Mérimée" (S. 269). Das schriftstellerische Verhältnis zwischen Beyle und dem letzteren ist mit überzeugender Beredsamkeit dargelegt. Unmittelbar schliesst sich die Charakteristik des kühleren Mérimée und als Gegenstück diejenige Théophile Gautier's daran, des Mannes mit der feuerroten Weste und der bilderstrotzenden[1]) Wortarchitektur. Dass nämlich Mérimée noch zur romantischen Schule gehört, ist unzweifelhaft. „Die anderen sprengten in bunten Waffenröcken, mit vergoldeten Helmen und wehenden Fahnen in die Arena: er ist der schwarze Ritter in dem grossen romantischen Turnier." (S. 325).

Selbst Gautier hat die Naturalisten beeinflusst. Als Stilist rief er die heutige deskriptive Schule ins Leben, Flaubert, Zola, Daudet, jene Schule, bei welcher die Sätze malen, singen und — nach Zola's eigenen Worten — wie Marmorblöcke bearbeitet sind.

Am klarsten erkennt aber der Leser das Verhältnis zwischen beiden Schulen an der Stelle, wo Brandes die drei Hauptmomente des Romantismus folgendermassen formuliert (S. 409):

„Erstens, das Bestreben nach treuer Darstellung des Wirklichen, gleichviel ob die Treue die historische Vergangenheit, oder das moderne Leben betraf; also Trieb nach Wahrheit;

zweitens, das Streben nach vollendeter Form, einerlei ob dieselbe als das plastische und malerische im Ausdruck, als streng metrische Harmonie, oder als knappe Einfachheit eines unvergänglichen Prosastils aufgefasst wurde, d. h. die Liebe zum Schönen;

endlich die reformatorische Begeisterung für grosse religiöse oder politische Ideen, das ethische Streben innerhalb der Kunst, d. h. Sinn für das Gute.

Diese drei Grundrichtungen bestimmen das Wesen dieser lebensvollen, kunstreichen Schule, wie die drei Dimensionen den Raum bestimmen."

---

[1]) Die ganze Bedeutung Théophile Gautier's für die Bereicherung der Sprache ist noch zu wenig betont worden. Sainte-Beuve sagte von ihm: Seitdem wir den haben, ist das Wort „indicible" nicht mehr französisch. Brandes nennt Gautier den ersten, der den glänzenden Beweis lieferte, dass die Grenzen der Poesie weitere sind, als sie Lessing im Laokoon gesteckt hat, indem er vieles beschrieb, was Lessing dichterisch zu behandeln für unmöglich hielt.

In diesem Satze gipfelt die meisterhaft durchgeführte Betrachtung der Sturm- und Drangperiode der französischen Litteratur, und damit sollte eigentlich diese Skizze schliessen, welche in Hauptzügen den Gedankengang Georg Brandes' wiederzugeben suchte. Indessen ruft die begeisterte Beurteilung Sainte-Beuve's einige Bedenken hervor. Wohl ist dieser als Kritiker ein epochemachender Geist, weil er eine eigene Methode begründet, und im Gegensatz zur sog. philosophischen Kritik, die weder um des Verfassers Person sich kümmert, noch um die auf seine persönliche Entwickelung einwirkenden Umstände, die kritische Wissenschaft auf dem festen Boden der Geschichte und der Psychologie aufgebaut hat.[1]) Aber es dürfte übertrieben sein, ihn als einen Neuerer zu bezeichnen, der in seinem Gebiete noch mehr bedeutet, „als die übrigen Schriftsteller jener Periode innerhalb der ihrigen". Man darf nicht vergessen, dass Sainte-Beuve die Totalübersicht gänzlich mangelt, wie Brandes selbst sagen muss (S. 352), und dass er die Grösse und Bedeutung Balzac's nicht zu überschauen vermochte; man darf seine vielen Wandlungen und die Feigheit nicht vergessen, mit welcher er nach dem Bruche mit Madame Hugo die ganze Schule aus dem Hinterhalte angriff — vgl. seine Chronique parisienne — und nach Chateaubriand's Tode über den Mann herfiel, dem er ungemessen Weihrauch gespendet. Sainte-Beuve der Kritiker ist nur Virtuose gewesen; zu einer Wissenschaft ist die litterarische Kritik erst durch Taine ausgebaut worden. Mag Sainte-Beuve ein noch so feiner Beobachter, ein noch so geschmeidiger Geist sein, „il n'est pas, à coup sûr, un de ces esprits supérieurs qui ont la haute compréhension de leur siècle."[2]) Daher der Widerwille so mancher selbständiger Geister gegen seine Tyrannei: „Je suis flatté que vous vous unissez à moi dans la haine de Sainte-Beuve et de toute sa boutique" schrieb der junge Flaubert seinem Freunde Cormenin (Maxime du Camp, Souvenirs littéraires, Band I, S. 572).

Dies ist die einzige Ausstellung, die Referent an dem grossen und hervorragenden Werke zu machen hat, und sie ist unbedeutend genug. Einer andern hat der Verfasser im Schlussworte vorgebeugt: man vermisst den einen oder anderen Namen unter den enfants perdus der romantischen Kampfesperiode, „den Übersehenen und Vergessenen", welchen Brandes ein edel empfundenes und herzlich geschriebenes Kapitel gewidmet hat. Neben Petrus Borel, Louis Ber-

---

[1]) Vgl. Zola, la Formule critique appliquée au roman, in dem Sammelwerk le Romans expérimental, S. 220 ff. und 312 ff.

[2]) Zola, p. 317.

trand, Théophile Dondey, Ulric Guttinguer, Davalle, Félix Arvers,[1]) Ferrière, neben dem unglücklichen Ymbert Galloix, sucht der Leser den wahnsinnig gewordenen Nachtwandler und Faustübersetzer Gérard de Nerval;[2]) neben der grossen Frauengestalt George Sand's ihre bescheideneren Genossinnen Madame de Girardin, Desbordes-Valmore, Amable Tastu, welche Schmidt-Weissenfels zu einem seiner schönsten Kapitel begeistert haben (Frankreichs moderne Litt. seit der Restauration, S. 62—87). Aber Brandes wollte und konnte keine vollständige Geschichte des Romantismus geben. „Es gibt in der Generation von 1830," sagt er S. 460, „zwei Gruppen von Schriftstellern, eine kleine, die für die ganze Erde geschrieben hat, und eine grössere, die für Frankreich schrieb; nur die erstere habe ich hier in volles Licht stellen wollen."

Diese Aufgabe hat er denn auch in hervorragender Weise gelöst und sich dadurch unter den bedeutendsten Litterarhistorikern und zugleich unter den vollendeten Meistern des deutschen Stils[3]) einen Ehrenplatz errungen.

J. Sarrazin.

---

[1]) Unrichtig ist, dass Félix Arvers' Name sich jetzt nur an ein anmutiges Sonett knüpft (S. 440). Er hat vielmehr ein Drama verfasst, dem Victor Hugo Stoff und Motive zu „Le Roi s'amuse" entnahm. — Unrichtig ist auch die Bezeichnung des Jambographen Auguste Barbier als ehrenhaft, im übrigen aber gering begabt (S. 371). — Der Zwischenfall nach dem Durchfall der „Burgraves" ist nicht ganz genau wiedergegeben. Auguste Vacquerie und Paul Meurice waren es, die von Célestin Nanteuil dreihundert Spartaner forderten, um das gefährdete Stück zu retten (vgl. Barbou, Seite 142). — Von dem S. 22 citierten Versifex mit „Barcelone" und „Babylone" sollte der Name der Vergessenheit entrissen werden: er hiess Briffaut.

[2]) Maxime du Camp beschrieb Nerval's unseligen Zustand (vgl. Souvenirs litt. I, 420 ff.).

[3]) Einige fremdartige Wendungen thun dem kraftvoll gedrungenen Stile des Autors keinen Eintrag. Redensarten wie „Er ist anfangs odiös" (S. 35) und die dreimal wiederkehrende Konstruktion „Er endigt damit, als Kaiser zu entsagen" (S. 37, 289, 404) muss man einem dänischen Schriftsteller verzeihen, der jahrelang in Frankreich gelebt hat.

Litterarische Chronik.

I. Grammatik und Metrik.

J. Spelthahn. *Das Genus der französischen Substantiva.* Eine neue Anleitung, das Genus aller französischen Substantiva (über 40000) durch Begriff und Form zu bestimmen (Amberg 1883, Ed. Pohl), erstrebt eine Besserung der in den französischen Schulgrammatiken gewöhnlich sehr mangelhaften Geschlechtsregeln, indem auf Grund einer selbständigen Durchmusterung des französischen Sprachschatzes nach Sachs' Wörterbuch zunächst genauere Genusregeln aufgestellt, ihre Ausnahmen angeführt oder der Zahl nach fixiert, und schliesslich kürzere Geschlechtsregeln für Schüler daraus abstrahiert werden. Zur Bestimmung des nfrz. Genus dienen Begriff und Form (Endung); nur wo sich dasselbe mit diesen Hilfsmitteln nicht finden lässt, wird ausnahmsweise und mit Durchkreuzung der grundsätzlichen Einteilungsprinzipien das Etymon zu Rate gezogen. Die Hauptrubriken des Verf.s sind: 1) Neutrale Begriffe, 2) Nichtneutrale Begriffe, letztere mit den Unterabteilungen: I. Substantiva auf accentloses *e* und zwar A. auf dumpfes *e*, B. auf stummes *e*, II. Substantiva auf „nicht-*e*". Dumpfes *e* nennt Sp. das auslautende *e*, dem ein Konsonant, stummes, dem ein hörbarer Vokal vorausgeht. Diese Bestimmung ist natürlich nicht richtig; überhaupt ist der Verf. selbst der einfachsten sprachphysiologischen Begriffe baar, denn er sieht beispielsweise (S. 22) frz. *au, eu, ou* für Diphthonge an, jedenfalls weil diese einfachen Vokale durch zwei Vokalzeichen ausgedrückt sind. Auch ist es nicht sehr empfehlenswert, mit dem Verf. (ebd.) die Endungen *aine, eine, oine* unter die Endung *ine* zu subsumieren u. dgl. Des Verf.'s sprachhistorische Kenntnis lässt in gleichem Masse zu wünschen übrig, wie seine Etymologien S. 29 ff. bezeugen, die neben vielem Unnützen auch des Unrichtigen und Halbwahren genug enthalten und auf fragwürdige oder weit abgeleitete Quellen zurückgehen. Sehr hässlich berührt S. 30 die Aufzählung von *louange* (laudemia!) unter den Masculinen. Littré's Wb. ist vom Verf. nicht ohne erheblichen Nachteil unbenutzt geblieben. Eine Teilung der Worte in Erb- und Lehnworte wäre dem Werkchen sehr zu statten gekommen, von dem das Wertvollste die darin niedergelegte Materialiensammlung ist, wie für den Hauptteil so für den Anhang „Die Geschlechtswandlung der Nomina auf *eur*", in welchem es dem Verf. nicht gelungen ist, befriedigende Regeln für die Genusflexion dieser Worte zu formulieren.

E. Koschwitz.

Die Bestrebungen Malherbe's auf dem Gebiete der poetischen Technik in Frankreich von **Fritz Johannesson**, Halle a. S. 1881 (Dissertation).

Bei dem bedeutenden Einfluss Malherbe's auf die Entwickelung des französischen Versbaus können Spezialabhandlungen über diesen Gegenstand nur erwünscht sein. Die letzten Jahre haben mehrere Dissertationen dieser Art gebracht. Kurz vor dem Erscheinen der oben angezeigten Abhandlung veröffentlichten die *Franz. Studien*, I, 41—126 „Der Versbau bei Philippe Desportes und François de Malherbe" von P. Gröbedinkel, eine Arbeit, welche Johannesson erst zukam, als seine Dissertation bereits druckfertig war, so dass er sich darauf beschränken musste, einzelne Abschnitte der seinigen, welche bereits ausführlich von Gröbedinkel behandelt waren, ungedruckt zu lassen und abweichende Ansichten in Anmerkungen zu berühren. Die Abhandlung von Johannesson ist als ein sehr schätzbarer Beitrag zur Geschichte der franz. Verskunst zu bezeichnen. Die Methode ist streng wissenschaftlich, die Litteratur vom 16. Jahrh. bis auf die neueste Zeit vollständig benutzt, sodass man nach Durchsicht der Schrift den Eindruck ernster wissenschaftlicher Arbeit gewinnt und nach dieser Erstlingsarbeit gern wieder dem Verf. begegnen wird. Nach einer die Stellung Malherbe's zur Plejade und ihren Anhängern beleuchtenden Einleitung (p. 5—21) werden die Bestimmungen des Dichters behandelt: 1) Über den Hiatus (M. hat das Verbot desselben erst eigentlich durchgeführt. Die heute geltende Regel, nach welcher Wörter, die mit aspiriertem *h* anlauten, als konsonantisch anlautende gelten, und Wörter mit absolut stummen Endkonsonanten vor vokalisch anlautende treten dürfen, rührt nicht von M. her, vielmehr wurden diese Verbindungen vom Dichter wegen der Aussprache seiner Zeit nicht als Hiatus bildend empfunden; für absolut stumme Endkonsonanten hat er den Hiatus verboten. Wenn der Endvokal ein Nasal ist, hat M. den Hiatus nicht empfunden, p. 22—41). 2) Über Elision und Silbenzählung (M. beschränkt die alte Freiheit der Elision a) des stummen *e* im Wortausgange in der 3. Pers. Sing. vor folgendem *il, elle, on*, ferner in dem Falle, wo diesem *e* ein Vokal vorhergeht, vor folgendem Konsonanten und *h* aspirée, wie er solche Wortausgänge im Inneren des Verses als zweisilbige zu gebrauchen überhaupt vermieden hat, in den Plural- und Verbalendungen *es* und *ent* nach vorhergehendem Konsonanten, in *grand'*; von den Wörtern, welche zwei oder drei verschiedene Formen besassen, z. B. *comme* und *com'*, *avecques, avecque, avec*, etc., bevorzugt M. im allgemeinen die unverkürzten Formen; b) des *a* in *ma, ta, sa*, des *i* in *si, ni, qui*, c) der Endkonsonanten im Inneren oder am Schluss des Verses zur Erleichterung des Versbaus oder Reims: *tu passe'; tu surmonte* mit *conte* reimend; d) in bezug auf die Silbenzahl der Wörter, in welchen zwei Vokale ausser stummem *e* neben einander stehen, folgte M. im ganzen den früheren Dichtern; solche, welche schwankten, vermied er selbst zu gebrauchen; seine Entscheidungen im Kommentar zu Desportes blieben ohne erheblichen Einfluss; p. 42—58). 3) Über die syntaktische Gliederung: a) Das Gebot der Cäsur (M. schliesst sich an die bisher geltenden Regeln an, nur hinsichtlich der Stärke der Cäsur stellt er höhere Anforderungen; p 59—64). b) Das Verbot des Enjambement (hat er zuerst durchgreifend zur Geltung gebracht; p. 64—65). c) Die Strophencäsur (für die 6zeilige Stanze nach dem dritten, für die zehnzeilige nach dem vierten Verse, welche schon von früheren Dichtern beobachtet worden war, erhob er zum Gesetz; p. 66—69). 4) Der Reim (auf den Reim hat M. besonderes Gewicht gelegt

und im Verhältnis zu Ronsard strenge Vorschriften gegeben, welche das Reimen erheblich erschwerten, indem er Reime von Adverbien, Partizipien, Substantiven und Adjektiven analoger Bildung etc. verbannte. Gegen Bellanger, welcher die bisher auf Grund von Racan's Aussage allgemein recipierte Ansicht, dass M. den Reim von nasalem *en* und nasalem *an*, zwischen welchen die Aussprache noch vielfach unterschied, verboten habe, auf Grund solcher Reime bei M. selbst bestreitet, und zu dem Ergebnis gelangt, dass M. selbst die Freiheit gebraucht habe, welche er bei Desportes an zwei Stellen tadele, wird nachgewiesen, dass jene Reime bei M. überhaupt nur ganz vereinzelt vorkommen, und dass ein Vergleich M.'s mit früheren Dichtern eine unverkennbare Tendenz zur Unterdrückung dieses Reimes zeige, sodass Racan's Angabe gerechtfertigt sei, welche auch durch die Polemik der M[lle] de Gournay ihre volle Bestätigung finde. Sehr wahrscheinlich ist, dass M. für Endungen wie *ance, ence* etc., Reichtum des Reimes als notwendiges Erfordernis ansah, und er auch mit deshalb jene Stellen bei Desportes getadelt hat. Im Gegensatz zu früheren Dichtern verbietet M. den Reim von langen und kurzen Vokalen, von *u* und *eu*, von *e* und *ai* bei Verschiedenheit der Aussprache, von nasalem *ai* oder *ei* und nasalem *i*, welche auch von den Dichtern der Plejade im Reime vermieden wurden. Die Reime von geschlossenem und offenem *er*, von der Plejade ziemlich häufig gebraucht, obwohl bereits Ende des 16. Jahrh. von Theoretikern beanstandet, hielt M. für berechtigt, weil in seiner Heimat diese Reimlaute unterschiedslos gesprochen wurden. Indes gehören alle Reime dieser Art Gedichten seiner früheren Periode an, im späteren Alter soll er die Absicht gehabt saben, sie alle aus seinen Gedichten zu entfernen; p. 70—96).

A. Haase.

II. Verhandlungen der preussischen Direktoren-Versammlungen über den franz. Unterricht.

Verhandlungen der Direktoren-Versammlungen in den Provinzen des Königreichs Preussen seit dem Jahre 1879. Elfter Band. Dritte Direktoren-Versammlung in der Provinz Hannover. 1882. Weidmann'sche Buchhandlung.

Die obenstehenden Verhandlungen behandeln als VI. Thema: *Die Auswahl der Lektüre in den beiden neueren Sprachen.* Zunächst findet sich von S. 471—S. 566 das Referat des Rektors Hemme, dann von S. 566—S. 578 das Korreferat des Direktors Braune abgedruckt: endlich von S. 586—590 das Protokoll der Beratung über das Thema. Die Wichtigkeit des Themas lässt auch für diese Zeitschrift einen Bericht über dessen so gründliche Behandlung in der Direktorenkonferenz wünschenswert erscheinen. Wir glauben unsern Lesern am besten zu dienen, wenn wir denselben auf eine Angabe des wesentlichen Inhalts jener Verhandlungen unter Beiseitelassung des Englischen und Hinzufügung einiger kritischer Bemerkungen beschränken.

Das Referat gibt zunächst in Vorbemerkungen eine Übersicht über die Einzelreferate, sodann einen Überblick über die benutzte Litteratur, darauf folgt die Abhandlung, welche in der Einleitung unter 1. „Umgrenzung und Einleitung der Aufgabe“ das Thema auf Gymnasien und Realgymnasien resp. Progymnasien und Prorealgymnasien beschränkt und die Aufgabe in einen theoretischen Teil, welcher sich mit der Aufstellung allgemeiner Gesichtspunkte beschäftigen soll, nach denen die neusprachliche Lektüre auszuwählen ist, und in einen prak-

tischen Teil zerfallen lässt, in welchem der Lektürestoff geprüft und das für die erwähnten Schulen Geeignete als solches hingestellt und den einzelnen Unterrichtsstufen zugewiesen werden soll. Unter 2. wird die Wichtigkeit des Gegenstandes betont, unter 3. der gegenwärtige Zustand der neusprachlichen Lektüre auf G. und R. mit Hinweis auf die von Dir. Kasten nunmehr auch im Centralorgan für die Interessen des Realschulwesens, Bd. IX, p. 430 ff. (vgl. diese Zeitschrift III, S. 623) veröffentlichten statistischen Tabellen und unter Mitteilung zweier anderer Tabellen zur Darstellung gebracht; die von Jahr zu Jahr sich steigernde und heute schon an Überwucherung grenzende Produktion von Schulausgaben dient nur dazu, das Übel eines kritiklosen Zugreifens nach jedem beliebigen Lesestoff zu verallgemeinern und die Verworrenheit und Unsicherheit der Ansichten zu vergrössern. Unter 4. Überblick über die bisherige Entwickelung der Frage wird 1. auf den allgemeinen Lehrplan, 2. auf die Schmid'sche Encyklopädie des gesamten Erziehungs- und Unterrichtswesens unter dem Artikel „französische Sprache“, 3. auf Schrader's Erziehungs- und Unterrichtslehre, 4. auf Vogel, Programm der Realschule I. O. zu Perleberg, 1880, hingewiesen. (Der Grundsatz, den Verf. voranstellt: „Die Schule hat sich darauf zu beschränken, ihre Schüler auf dem Gebiete der französischen modernen Litteratur soweit zu orientieren, dass sie fortan selbständig in ihr sich zurechtfinden und ihr Studium wissenschaftlich zu betreiben im stande sind,“ wird bestritten: nicht jedes litterarhistorisch bedeutende Werk bilde eine gute Schullktüre, umgekehrt könne manches Buch den Schulzwecken dienen, ohne eine hervorragende Stellung in der Litteraturgeschichte einzunehmen. Es wird dagegen bemerkt, dass Vogel als Kriterium für die Auswahl von Schulautoren ebenso sehr die Fähigkeit einer allseitigen Ergreifung und Förderung des jugendlichen Geistes habe gelten lassen, als ihren litterargeschichtlichen Wert. [Demnach hat entweder V. den von ihm aufgestellten Grundsatz nicht in seiner Strenge praktisch durchgeführt, oder er ist insofern falsch verstanden, als er Litteratur in allgemeinerem Sinne aufgefasst wissen wollte.] Dass V. besonders auf die für die Lektüre knapp zugemessene Zeit hinweist, die zur sorgsamsten Auswahl des Allerbesten drängt, verdient eine sehr ernste Beachtung). 5. Münch, Programm der Realschule I. O. zu Ruhrort, 1879. Dass er die Lektüre in den Mittelpunkt der Sprachstudien stellt „nicht jener mannigfaltigen Übungen (Konversation, Grammatik, Phraseologie, Synonymik, Etymologie, Metrik, Litteraturgeschichte u. s. w.) wegen, die sich an sie am natürlichsten anschliessen werden, sondern um der grossen Erziehungsaufgabe willen, die unsere Schulen lösen sollen, um des idealen Charakters willen, der ihnen anhaften soll,“ erscheint als das einzige Richtige. Über das Prinzip, das Münch befolgen möchte, vgl. man diese Zeitschrift III, S. 104. 6. Ottmann in Kölbing's Englischen Studien III, S. 338 ff. bedauert, dass Münch die Aufstellung eines sog. Kanons unterlassen habe; er hält denselben für unentbehrlich, meint aber mit Recht, dass derselbe Parallelglieder haben müsse: der Zweck der Schule dränge alle anderen, meist persönlichen Rücksichten und Wünsche in den Hintergrund.

Von den Verhandlungen der Direktorenkonferenzen wird nur auf das 7. Korreferat der Dir.-Vers. der Prov. Schleswig-Holstein von Prof. Seitz „über einige den französischen Unterricht betreffende Punkte“ aufmerksam gemacht; auch dieser will keinen Kanon aufstellen, doch scheint ihm „eine gewisse Beschränkung durchaus geboten.“ Seine Kritik einer ganzen Reihe von Chrestomathien und Schulautoren wird als recht wertvoll bezeichnet.

Fünf bis sechs Stimmen (Allg. Lehrplan, baierische Verordnung, Münch, Vogel, Seitz, Dir.-Vers. d. Prov. Sachsen) sind bisher auf folgende Schriftwerke als kanonische gefallen: 1) für IIIa: Voltaire, Charles XII; oder Lesebuch; 2) für II: dasselbe; Michaud, Croisades; Ségur, Hist. de Napoléon; Thiers, Bonaparte en Egypte; Racine, Athalie; 3) für I: Corneille, Cid und Hor.; Molière, Avare; Montesquieu, Considérations etc. Drei oder vier Stimmen entfielen auf 1) für III: Rollin, Hommes illustres etc.; 2) für II: Sandeau, Mlle de la Seiglière; 3) für I: Boileau, Art poét.; Bossuet, Or. fun. (Auswahl); Guizot, Rév. d'Angleterre; Racine, Britan.: Molière, Mis.; Voltaire, Siècle de Louis XIV; Mignet, Révol.; Mirabeau, Reden; Sammlung lyrischer Gedichte; Mignet, Vie de Franklin; Guizot, Washington; Scribe, Verre d'eau und Bertrand et Raton; Feuillet, le Village. Auffallend ist, dass sich für Corneille, Cinna und für Molière, Femmes savantes nur zwei Stimmen erhoben, und dass noch eine, aber dieselbe Stimme (Ministerialbl. für Kirchen- und Schulangelegenheiten im Königreich Bayern, Nr. 33, 1874) für Fénelon, Télémaque; Cuvier, Éloges; Scribe, Camaraderie; Arago, Not. biogr. in die Schranken trat.

Die Einleitung schliesst mit dem Satze, dass uns der Verlauf der theoretischen Erörterung der Frage in der letzten Zeit mit einiger Hoffnung auf das Eintreten besserer Zustände erfüllen könne. (Auch meine Ansicht: es handelt sich bei dieser Frage wie überhaupt immer darum, jedes Extrem zu vermeiden, man falle nicht aus dem einen Extrem, in dem wir uns bis jetzt befunden haben, ins andere.) In einem Nachtrage wird zunächst noch Rücksicht genommen auf die Instruktionen für den Unterricht an den Realschulen in Österreich im Anschluss an den durch Verordnung vom 15. April 1879 gegebenen Normallehrplan der Realschule. Wir entnehmen daraus einige Gedanken: als Lesestoff für die Oberrealschule ergibt sich die edlere, geistig gehaltvolle Litteratur mit Absehung von Fachlitteratur und von konversationeller Lektüre. (Ein gutes neueres Theaterstück möchten wir doch ungern missen.) ... Es ist indes auch die neuere Lektüre (Druckfehler für „Litteratur"?) zu berücksichtigen ... Es ist der obersten Klasse vorbehalten, vollständige Werke zu lesen; vorher wird man sich begnügen müssen, grössere, in sich abgeschlossene Abschnitte und bedeutsame Stücke hervorragender Werke zu lesen. (Warum müssen, wenn es anders möglich ist?) Als dem Zwecke der Lektüre in der obersten Klasse entsprechende Werke werden namentlich bezeichnet: Horace, Cinna, Polyeucte, le Cid von Corneille; Athalie, Iphigénie, Britannicus von Racine; le Misanthrope von Molière; l'Art poétique von Boileau; Grandeur et Décadence des Romains von Montesquieu. Selbstverständlich muss in dieser Klasse der Prosa ein reicher Teil an der Lektüre zufallen, da die Schüler für die eigenen Versuche in französischer Darstellung der häufigen Vorführung guter Vorbilder hierfür bedürfen. Eine Einführung in die Litteraturgeschichte wird nicht beabsichtigt: es genügt, dass die während des Lesens gesammelten Daten und Beobachtungen zu einem kleinen biographischen Bilde gestaltet werden.

Es werden dann noch in dem Nachtrage die Schriftwerke namentlich mitgeteilt, deren Lektüre in dem durch Verfügung vom 2. Aug. 1880 vorgezeichneten Studienplan des französischen Gymnasial- und Realschul-Unterrichts (enseignement secondaire) angeordnet ist. (Selbstverständlich müssen die Franzosen bei der Wahl der Schriftwerke ihrer Muttersprache für die Schullektüre nach anderen Rücksichten verfahren als wir, daher hat das Verzeichnis für uns nur ein nebensächliches Interesse.)

Es folgt A. der theoretische Teil, in dem nach einigen allge-

mein gehaltenen Bemerkungen unter 1. die allgemeinen Unterrichtsziele besprochen werden. Gymnasium und Realgymnasium verfolgen dieselben idealen und einheitlichen Ziele, nur die angewendeten Mittel sollten verschieden sein; das Realgymn. ist darum nicht weniger ideal, weil seine Richtung vorzugsweise der Gegenwart zugewandt ist. Es ist unmöglich, ideale Interessen eingehend zu verfolgen, ohne zugleich die praktischen in bedeutendem Grade zu fördern.

2. Der nähere Zweck der Lektüre in den beiden neueren Sprachen wird dahin bestimmt, dass durch dieselbe der Geist des Schülers zugleich formal und real gebildet werde. Daher ist auszuwählen, was inhaltlich und sprachlich der Erreichung dieses doppelten Bildungszieles am förderlichsten ist. Demnach ist auszuschliessen, „was der Phantasie schädlich sein und die sittlichen Anschauungen verwirren kann,“ „alles Leichtfertige und Triviale,“ „was bloss Unterhaltung und nicht zugleich Arbeit und Belehrung bietet; was über den Horizont der einzelnen Klasse hinausgeht; was einen rein spekulativen und tendenziösen Charakter hat: endlich was specielle Studien voraussetzt oder rein fachwissenschaftlichen Zwecken dient.“ Romane, Novellen, Reisebeschreibungen, launige Erzählungen, fachwissenschaftliche Abhandlungen und Briefe fallen somit fort. — In der franz. Litteratur ist nicht über die Zeit Ludwig's XIV. hinauszugehen. — Den Schülern darf nur das vorgelegt werden, was formell vollendet und inhaltlich bedeutungsvoll ist. — „Was (auf litteraturgeschichtlichem Gebiete) vernünftigerweise erstrebt werden kann, beschränkt sich auf eine intimere Bekanntschaft mit dem gelesenen Schriftwerke bezüglich der eigentümlichen Darstellung des Gedankenganges (des ganzen Inhalts) und auf einige allgemeine Notizen über Leben und Bedeutung des Verfassers.“ Die Vermittelung litterarhistorischer Kenntnisse ist nicht als Aufgabe der Lektüre in den neueren Sprachen zu betrachten.

3. Die Lektüre in den verschiedenen Sprachen ist als ein einheitliches Ganze zu betrachten. (Die Überschrift scheint weniger gelungen, als die darunter entwickelten Gedanken.) Die Entwickelungsgeschichte der französischen Geistesarbeit zeigt in manchen litterarischen Gattungen auffällige Schwächen, sodass man gegen den Bildungswert der franz. Lektüre überhaupt misstrauisch werden könnte; indessen „auf dem Gymnasium tritt das Franz. (resp. auch das Englische) inhaltlich und geschichtlich als Ergänzung der beiden alten Sprachen auf . . ., auf dem Realg. fällt umgekehrt der lateinischen Sprache diese ergänzende Aufgabe zu. Das Verständnis der modernen Welt soll durch Zurückführen auf die Hauptquelle, aus welcher fast die gesamte neuere Kultur geflossen ist, vertieft werden.“ Daher wird man die verschiedenen Litteraturen sich in der Schullektüre kompensieren lassen; man wird diejenigen litterarischen Gattungen in einer Sprache gänzlich aufgeben oder in nur beschränkter Weise heranziehen, welche verkümmert geblieben sind oder nur spärliche Blüten getrieben haben.

4. Die für die Lektüre zu Gebote stehende Zeit. Nur wenige der eingelaufenen Gutachten hatten mit „diesem höchst wichtigen und unabänderlichen Faktor“ gerechnet. Auf Grund einer in einem Gutachten (Mushacke) angestellten genauen Berechnung und eigener Erfahrungen nimmt der Verf. des Referats an, dass auf dem Realgymn. im Französischen in IIb jährlich 2, in IIa und I jährlich 2, höchstens 3 verschiedene Schriftwerke gelesen werden können, d. h. im Ganzen von einer Schülergeneration 8 bis 11 ganze Werke. Will man einen Turnus eintreten lassen, was wünschenswert, wenn nicht notwendig erscheint (wegen der nicht versetzten, in der Klasse zurückbleibenden Schüler un-

bedingt notwendig!), so hat man für die Schule im ganzen 16 bis 22 französische Werke auszuwählen.

Im Anschluss an den vierten Abschnitt des theoretischen Teils folgen drei Excurse: A. Statarische oder kursorische Lektüre? B. Privatlektüre. C. Chrestomathie oder Autor? — Statarische Lektüre gilt als die Regel: man liest wohl am besten so rasch als es unbeschadet der Gründlichkeit möglich ist; jedenfalls ist es unzulässig, auch in den oberen Klassen einen Autor zu lesen, ohne ihn zu übersetzen. — Von einer geordneten, unter Aufsicht der Schule stehenden Privatlektüre kann auf Gymnasien, wegen des Mangels an Zeit dafür, nicht die Rede sein, aber auch auf Realgymnasien nicht; wird eine solche Lektüre beaufsichtigt, so unterscheidet sie sich nicht von einer anderen häuslichen Arbeit oder Vorbereitung, nur dass der fleissige Schüler gewissenhafter seine Pflicht thut als der andere, und gerade den gewissenhaften sollen wir doch vor Überbürdung schützen. Wohl kann die in der Schule abgebrochene Lektüre eines Schriftstellers zu Hause fortgesetzt werden, auch kann einmal zum Zweck mündlichen Vortrags oder schriftlicher Arbeiten einzelnen oder sämtlichen Schülern der Klasse das Durchlesen eines bestimmten Werkes zur Pflicht gemacht werden: dann aber wird die Lektüre ein Teil des grammatisch-stilistischen Unterrichts und kommt deshalb hier nicht in Betracht. — Fast einstimmig wird ein Lesebuch für die zweckmässigste Lektüre auf der Mittelstufe gehalten. Sodann werden die Gründe für Chrestomathieen in ihrer Unzulänglichkeit nachgewiesen und die Vorzüge der Autorenlektüre erörtert; der Schluss wird gezogen: wir beanspruchen also für die oberen Klassen mit Rücksicht auf den geistigen Standpunkt der Schüler und auf den idealen Charakter des Gymn. und Realgymn. die ausschliessliche Lektüre von Autoren. (Der Satz fällt mit der Vorschrift der Erläuterungen zu den Lehrplänen vom 31. März 1882 zusammen: „es ist dabei möglichst bald von dem Gebrauche der Chrestomathieen zur Lektüre von ganzen Schriftstellern vorzuschreiten, deren Inhalt und Darstellung dem Standpunkte der einzelnen Klassen entspricht.) Es ist nur eine scheinbare Ausnahme, wenn daneben der Gebrauch einer Sammlung lyrischer und kürzerer epischer Gedichte verlangt wird; desgleichen eine Sammlung einzelner, aber vollständiger Reden.

5. Nach welchen allgemeinen Grundsätzen muss das für die Mittelstufe in Gebrauch zu nehmende Lesebuch verfasst sein? 1. Die Stücke müssen moralisch unanstössig sein. 2. Über die Wahl des Stoffes machen sich verschiedene Ansichten laut: er soll so gewählt sein, dass er die idealen Zwecke der Schule nach Möglichkeit zu fördern vermag, d. h. überwiegend den geschichtlichen Wissenschaften, in zweiter Linie erst der objektiv darstellenden Poesie (Fabel, Parabel, Romanze) entnommen werden. Der Ref. selbst möchte jedoch die subjektive Poesie (Béranger u. a.) von dieser Stufe nicht ausschliessen. Ebenso wenig meint er (und das mit Recht) die Anekdote und launige Erzählung fern halten zu müssen. Auch die Ansicht findet Billigung, dass man den Stoff mit Rücksicht auf alles wählen solle, was die Kenntnis des Landes und seiner Geschichte, der Sitten und Gebräuche des Volkes betrifft, in dessen Sprache die Lesestücke geschrieben sind. (Wenn das im Übrigen möglich ist, ja, aber als eine unbedingte Forderung, so dass man etwas, das ihr nicht geradezu entspricht, ausschliessen müsste, erscheint mir das nicht). 3. In sprachlicher Beziehung müssen die Lesestücke mustergiltig sein. 4. Strenge Ordnung nach dem stofflichen Zusammenhange, nicht aber ausschliesslich nach Stilarten und keineswegs nach litterarischen Epochen. 5. Die Schwierigkeit soll nach Inhalt und

Form der Bildungsstufe des Schülers angemessen sein. 6. Die einzelnen Stücke sollen möglichst in sich abgeschlossen sein. 7. Die benutzten Schriftsteller können demnach nicht immer speziell klassisch sein; es genügt, dass sie anerkannt gute sind. 8. Gute äussere Ausstattung. — (Gegen das Lesebuch auf der Mittelstufe möchte ich geltend machen. zunächst dass für die nach dem gegenwärtigen Lehrplan im Laufe des zweiten Halbjahrs in Quarta beginnende Lektüre der in den Elementarbüchern, z. B. in Probst's Praktischer Vorschule, angehängte Lesestoff ausreicht, dass aber in Untertertia recht wohl schon die Lektüre eines Schriftstellers beginnen kann. Sodann lässt es sich nicht ableugnen, dass, wenn auch Einzelausgaben zu billigem Preise beschafft werden können, die Ausgaben im ganzen dafür sich höher stellen werden, als für die früher herrschenden Chrestomathien; darum sollte man aber auch, wenn es angeht, nun die Ausgabe für die Chrestomathie sparen und sich in dieser Beziehung mit der Gedichtsammlung begnügen, die ja auch noch gefordert wird. Eine darauf hin angestellte Prüfung hat nun unter Berücksichtigung aller in Betracht kommenden Gesichtspunkte ergeben, dass unter den vorhandenen Gedichtsammlungen als eine solche, die neben den Prosaschriftstellern angemessen benutzt werden kann, *G. Benguerel*. Choix de poésies françaises. Bonn, Ad. Marcus. 1881. 3e édit. 93 S. 8. kart. 1 M. hervorgehoben zu werden verdient.)

Der zweite Teil der Untersuchung (B. Praktischer Teil) soll sich mit der Prüfung und definitiven Auswahl der für die Schule in Frage kommenden Erzeugnisse der franz. . . . Litteratur und deren Verteilung auf die einzelnen Klassen beschäftigen.

I. Notwendigkeit eines Kanons. Von 27 Ref. sind 7 entschiedene Anhänger und etwa 3 oder 4 grundsätzliche Gegner. Gegen die Aufstellung eines Kanons der neusprachl. Lektüre werden an Gründen vorgebracht: 1) Alle bisherigen Versuche sind gescheitert. (Allerdings kein Grund dafür, dass alle nachfolgenden auch scheitern müssten, sondern ein Grund mehr dafür, einen neuen zu wagen; ich stimme mit dem Ref. überein, wenn er schliesslich sagt: „Es wäre freilich ebenso verkehrt, den index librorum legendorum auf diese wenigen Werke beschränken zu wollen, als die Ungebundenheit und Zügellosigkeit so lange weiter herrschen zu lassen, bis man bei seinen Vorschlägen der allgemeinen Zustimmung im voraus gewiss zu sein hoffen dürfte.“ Der Zügellosigkeit können beiläufig leicht die Provinzialschulkollegien durch die Versagung der Genehmigung für eine unangemessene Lektüre entgegentreten.) 2) Die Subjektivität des Urteils verhindert die Aufstellung eines Kanons. „Sollte es darum unmöglich sein, zu einer Objektivität und Allgemeinheit des Urteils zu gelangen?“ 3. Der Referent lässt auch den Grund der Notwendigkeit einer freien Bewegung gegen die Aufstellung eines Kanons nicht gelten. Mit Recht, wenn damit ein solcher Missbrauch getrieben wird, so viele Fehlgriffe verbunden sind, wie bisher. „Wir wollen deshalb einen Kanon von mehreren Parallelgliedern, so reichhaltig, dass der persönlichen Freiheit und Neigung immer noch Raum bleibt. Aber die persönliche Freiheit muss sich innerhalb der Grenzen der allgemeinen und besondern pädagogischen Rücksichten bewegen.“ 5. Die grosse Fülle des Stoffs ist nur eine angebliche, beschränkt sich sehr durch die Befolgung allgem. pädagogischer Grundsätze. (Richtige Bemerkung; man sehe daraufhin nur die Rezensionen der Schulausgaben in dieser Zschr. durch, wie viele derselben als für Klassenlektüre unbedingt brauchbar bezeichnet und dafür ganz uneingeschränkt empfohlen werden, so gar viele sind es nicht, und ich verspreche meinerseits, bei solcher Empfehlung gegen früher noch etwas zurückhaltender zu werden).. 5. Das

Fortleben der französischen Litteratur: es ist doch nicht Aufgabe der Schule, ihre Zöglinge in Bezug auf vielleicht ephemere Erscheinungen der Gegenwart auf dem Laufenden zu erhalten. (Ich habe zudem von solchem Kanon doch nicht die Vorstellung, dass alles, was nun zufällig nicht darauf steht, durchaus verworfen werden müsste; ich müsste mich alsdann entschieden dagegen erklären. Es ist genug, wenn eine Anzahl Schriftwerke als kanonische bezeichnet werden. Daher glaube ich auch, dass im Ganzen die Verhandlungen, über die hier berichtet wird, viel Gutes stiften werden.) 6. Die Ungleichheit der Schulverhältnisse: soll nach Ansicht des Referenten lediglich eine quantitative Verschiedenheit begründen. (Doch wohl auch eine qualitative; wenn ich z. B. Montesquieu, Consid. etc. gern dem Gymnasium zuweise, so doch nicht dem Realgymnasium.)

Es folgt dann ein Kanon der franz. Lekt., aus den Angaben von 29 Gutachten zusammengestellt, dessen Wiedergabe wir uns hier versagen müssen. Zum Schluss werden noch einige allgemeine Sätze aufgestellt: 1. Die Prosa wird die Poesie überwiegen müssen. 2. Innerhalb der Prosa wird die historische Prosa vorwiegen müssen. Es erscheint jedoch nicht richtig, die Lektüre in den Dienst der Geschichte zu stellen. (Vgl. die Lehrpläne a. a. O., S. 33: „Namentlich hat die Erklärung bei historischen Werken, den geschichtlichen Unterricht ergänzend, die Bekanntschaft mit den Begebenheiten und den staatlichen Einrichtungen zu vermitteln".) Bei der Auswahl der histor. Werke der Franzosen ... werden wir unser Augenmerk vorzüglich auf Darstellungen ihrer einheimischen Geschichte richten müssen. Der Vorschlag, für das Gymnasium französische Darstellungen der römischen und griechischen Geschichte zu bevorzugen, erscheint dem Ref. bedenklich. (Dann müsste aus dem eigenen Kanon des Ref. folgerichtig Montesquieu, Cons. etc. verschwinden; ich will solche Darstellungen vor Ségur, Hist. de la grande armée u. ä. nicht bevorzugen, glaube aber andererseits, dass sowohl im Gymn. wie im Realgymn., wenn gleichzeitig in der Klasse griech. oder röm. Geschichte Pensum ist, gute Schriften dieser Art zweckmässig gelesen werden können und, wie mich nun auch die Erfahrung mit Maréchal, Histoire romaine, von mir herausgegeben, Leipzig, Baumgärtner's Buchh., gelehrt hat, sogar von den Schülern gern gelesen werden. Man verübele mir nicht diese oratio pro domo, ich wäre aber nicht an die Herausgabe des genannten Werkes gegangen, wenn mich nicht die Ansicht, dass solche Lektüre angemessen, dabei geleitet hätte; ich halte es durchaus für geeignet, den nach Sprache und Inhalt etwas veralteten Montesquieu — ich will des Schriftstellers Verdienst damit nicht verkennen — zu ersetzen, da es in vorzüglichem Stile in gutem Neufranz. geschrieben ist und in seinem Inhalt sich auf die neueren Geschichtsforschungen stützt.) Auch in Prima gebührt der historischen Prosa noch eine hervorragende Stellung. 3. Die Lektüre des klassischen Dramas der Franzosen ist nicht zu entbehren. 4. Das neuere französische Drama. Einigen wenigen Stücken ist im Kanon für die Realgymnasien eventuell ein Platz einzuräumen; das Drama der romantischen Schule sollte nicht in Frage kommen. Die neuklassische Tragödie samt der Voltaire's kann auf der Schule die klassische des âge d'or nicht ersetzen.

Der Referent nimmt folgende Verteilung der Autoren auf die einzelnen Klassen nach litterarischen Gattungen vor:

IIb: 2 histor. Werke. IIa: 2 histor. Werke und etwa alle zwei Jahre ein leichteres Drama.

I: 2 histor. Werke, 1 Redner resp. Philosoph und 2 bis 3 Dramen.

Er schreitet dann zu einer Kritik einzelner Autoren, deren

Wiedergabe wir hier schon deshalb unterlassen, weil sie sich fast vollständig mit der in dieser Zschr. geübten deckt. Er schlägt endlich auf Grund seiner Kritik die folgenden Werke zur Aufnahme in den Kanon für die französische Lektüre vor:

A. Historiker.

IIb. 1. Voltaire, Charles XII (etwa auch für IIIa).
2. Michaud, 1ière croisade.
3. Thiers, Bonaparte en Egypte (resp. IIa).
4. Barante, Jeanne d'Arc.
(5. Duruy, Hist. de France.)
IIa. 1. Mignet, Franklin.
2. Ségur, Hist. de Napoléon (resp. IIb).
3. Voltaire, Siècle de Louis XIV (resp. Ib).
4. Thierry, Conquête de l'Angleterre.
5. Michaud, 3e croisade.
(6. Villemain, Cromwell).
I. 1. Mignet, Révolution française.
2. Montesquieu, Considérations etc.
3. Guizot, Washington.
4. Guizot, Révolution de l'Angleterre (Auswahl).

B. Die übrige Prosa.

a) *Belletristische Schriften.* Wenn genügend Zeit vorhanden ist, für II: X. de Maistre, Le Lépreux und für I: Chateaubriand, Itinéraire.
b) *Redner.* Für I: Mirabeau, Reden (Auswahl), Bossuet, Fléchier, Massillon, Reden (Auswahl).
c) *Philosophen.* Für I: Descartes, Discours. — Pascal, Les Provinciales und Pensées in Auswahl.

C. Poesie.

a) *Lyrische Dichtungen,* Sammlung für II und I.
b) *Dramatische Poesie.* Für II: Racine, Athalie und V. Sandeau. Mlle de la Seiglière. Für I: Racine, Britannicus; Corneille, Cid und Horaces, vielleicht Cinna. — Molière, Misanthrope, Avare, Femmes savantes und vielleicht die kleinen Lustspiele Les Précieuses ridicules und les Fâcheux, falls Zeit genug da ist; allenfalls auch Scribe, le Verre d'eau und Bertrand et Raton.

Es folgen dann 15 Thesen des Referenten, die nach der Beratung über das Thema an anderer Stelle in dieser Zschr. bereits angeführt sind, und welche teils zusammengefasst, teils (in ihrer Fassung) etwas verändert, teils übergangen, teils angenommen wurden. Der Kanon selbst wurde, unter dem Ausdruck lebhafter Anerkennung für die Arbeit, „im grossen Ganzen“ von der Versammlung „angenommen und empfohlen“.

Ehe wir unsere Ansicht über den Kanon im einzelnen mitteilen, führen wir aus dem Korreferat des Direktor Braune einige Stellen an, die besonderer Beachtung wert sind. S. 570: Es scheint fast, als gehe Ref. in dem richtigen Streben, der Realsch. den Charakter einer höheren Lehranstalt zu wahren, insofern zu weit, als er betr. der Lektüre das sprachliche Moment, auch für die oberen Klassen, nicht genug betont. S. 571: Der Inhalt des Gelesenen muss Hauptsache bleiben, aber das ist doch nur möglich, wenn der Schüler sich in jedem Augenblicke über die Form Rechenschaft gibt, und der Lehrer ihn dazu führt es zu thun: er soll sich klar machen, welche Nuance der Autor durch eine bestimmte Stellung, einen komplicierteren Ausdruck u. s. w. seinem Gedanken hat

geben wollen. Freilich werden dann bei der Besprechung einer Stelle Ausdrücke, wie wir sie oft gehört haben und zum Teil noch hören, als: Der Schriftsteller hätte auch so sagen können, oder: er hätte besser gesagt u. s. w., nicht vorkommen können. S. 577: Wir haben gegen die vom Ref. zur Aufnahme in einen Kanon vorgeschlagenen Werke nichts einzuwenden, jedoch können wir nicht glauben, dass der Kanon, **weil er eine Anzahl brauchbarer Werke ausschliesst,** eine allgemeine Zustimmung finden wird. S. 577 f.: Die von ihm (dem Ref.) gegebene Liste . . . deckt zweimal das Bedürfnis der Schule. Doch sollte der Neigung des Lehrers, wofern sie mit dem allgemeinen Zweck der Lektüre nicht im Widerspruch steht, Rechnung getragen werden, denn es ist keine Frage, dass die Lektüre eines Schriftstellers, den der Lehrer lieb gewonnen hat, dem Schüler mehr Frucht schaffen wird, als wenn er ein Werk aus dem Kanon mit ihm lesen muss, für das er kein weiteres persönliches Interesse hat. Die Aufstellung eines Kanons mit bindender Kraft müssen wir zur Zeit noch als verfrüht bezeichnen. Soll die vom Ref. vorgeschlagene Liste die Basis für einen Kanon bilden, der erst später . . . abgeschlossen wird, so wird, wie wir glauben, ein Einwand gegen dieselbe nicht erhoben werden.

In letzterer Annahme hat sich der Korreferent doch getäuscht; auch aus der Mitte der Versammlung selbst hätte sich wohl gegen das eine oder andere der genannten Werke ein Widerspruch geltend gemacht, wenn zu noch weiterer Verhandlung über die Frage Zeit gewesen wäre; ich selbst glaube folgendes dagegen geltend machen zu müssen.

Ich finde es zunächst, wie der Korref., bedauerlich, dass der Kanon eine Anzahl brauchbarer Werke ausschliesst, namentlich deshalb, weil dadurch minder brauchbaren der Eingang gestattet wird. Ferner halte ich ein Lesebuch (vgl. oben) für gänzlich entbehrlich. Für Quarta, wo nach dem neuen Lehrplan die Lektüre beginnen kann und soll, genügen die dem Elementarbuch (z. B. Probst's Praktischer Vorschule) angehängten Lesestücke. Ist durch diese vorgearbeitet, so kann auch in Unter-Tertia mit einem Schriftsteller begonnen werden. Sind IIIa und IIIb ungetrennt, so fällt die Wahl zweckmässig entweder auf *Michaud,* Ière croisade oder IIIe croisade (es liegt kein Grund vor, wie der Kanon es thut, das erste IIb, das zweite IIa zuzuweisen), oder auf Voltaire, Charles XII; ist das nicht der Fall, so würden die genannten Werke der IIIa zufallen als der Klasse, der sie ihrem Inhalt und ihrer Form nach eigentlich zukommen; sind die beiden Klassen aber ungetrennt, dann reissen die schon geübteren Obertertianer die Untertertianer mit fort. Andernfalls ist es gegenwärtig noch schwer, ein für IIIb geeignetes Schriftwerk ausfindig zu machen; wahrscheinlich werde ich selbst dafür in nicht zu langer Frist eine Abhilfe schaffen. Ich habe oben absichtlich unterlassen, eine Stelle aus dem Korreferat (S. 576) anzuführen, die ich hier an geeignetem Orte einschalten will: „Die mehrfach gestellte Forderung, dass der Stoff nur der französischen . . . Geschichte angehören solle, wird nicht festgehalten werden können: sie beruht auf einer unrichtigen Auffassung des Zweckes der Lektüre. Freilich werden wir uns gegen die aus der deutschen Geschichte genommenen Stoffe verwahren müssen, denn auch Friedrich der Grosse dürfte in dem Gewande, das Paganel ihm umhängt, . . . in einem für uns kaum erträglichen Lichte erscheinen." (Ich beabsichtige die Bearbeitung einer „griechischen Geschichte".) Man könnte auch vielleicht ohne Schaden daran denken, auf dieser Stufe eine französische Jugendschrift zu lesen, so wie ich es beiläufig durchaus für angemessen halte, die Lektüre im Englischen mit Marryat, Masterman Ready oder desselben The Children of the New Forest zu beginnen.

A. Historiker.

Für IIb fallen demnach 1 und 2 weg, als Ersatz dafür möchte ich auf die oben erwähnte, von mir bearbeitete Histoire romaine (in Auszügen nach *Maréchal,* Histoire romaine, Leipzig, Baumgärtner's Buchh.) hinweisen, die auch in IIa, nur natürlich in rascherem Fortschritt, gelesen werden kann. Nr. 3 ist anerkannt gut. Über Nr. 4 vgl. diese Zschr. IV, S. 112; wird demnach besser gestrichen. Nr. 5 möchte ich auch nicht gerade empfehlen. Statt dessen: *Thiers,* Marengo und Hohenlinden (Berlin, Weidmann'sche Buchh.) und *Voltaire,* Pierre le Grand (Münster, Theissing'sche Buchh.).

Für IIa ist Nr. 2: *Ségur,* hist. de Nap. etc. an erster, vielleicht ausschliesslicher Stelle zu nennen; schade, dass wir noch keine gute Schulausgabe davon haben, zum Ersatz diene einstweilen: Les désastres de la grande armée de Napoléon, pendant 1812. Par le comte de Ségur (Münster, Theissing'sche Buchh.). Nr. 1: *Mignet,* Franklin ist jedoch auch zu empfehlen. Nr. 3 bleibt besser der I vorbehalten. Nr. 4 (vgl. diese Zschr. IV, S. 263) ist zu streichen. Nr. 6: *Villemain,* Histoire de Cromwell (Berlin, Weidm., 2 Bde. à Mark 1,20) habe ich schon Bd. 1 dieser Zeitschr., S. 269, eine nach Inhalt und Form empfehlenswerte Lektüre genannt.

Was die Answahl für I betrifft, so ist hier zunächst *Voltaire,* Siècle de Louis XIV in seine Rechte einzusetzen, denn erst in dieser Klasse kann dafür Verständnis erwartet werden. Nr. 1 wird besser gestrichen, Nr. 2 ausschliesslich dem Gymnasium vorbehalten (Ausgabe: Berlin, Weidmann'sche Buchh.; diese konnte besser sein und ist besser als die bei Teubner früher erschienene, die bei Velhagen und Klasing veröffentlichte aber hat sie in verwerflicher Weise benutzt und verschlechtert. Nr. 3 und 4 kann ich des grossen Umfangs wegen nicht als Klassenlektüre empfehlen, dagegen *Michelet,* Précis de l'histoire moderne. 2 Teile. (Velhagen und Klasing.)

B. Die übrige Prosa.

a) Über Xavier de Maistre, le Lépreux, für II vgl. diese Zschr. II, S. 116, ist demnach zu streichen, kann passend ersetzt werden durch *Erckmann-Chatrian,* Histoire d'un conscrit (Velhagen und Klasing), das von den Historikern zu den belletristischen Schriften überleitet, und durch *Ampère,* Voyages et littérature (Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung).

b) Redner: Für I: *Mirabeau* ist ziemlich allgemeiner Zustimmung gewiss, weniger dagegen die Ausw. aus *Bossuet, Fléchier, Massillon.*

c) Eine Lektüre der Philosophen *Descartes* und *Pascal* halte ich für zu hoch gegriffen, da das Interesse der Klasse nicht (höchstens das einzelner) dafür gewonnen werden kann.

C. Poesie.

a) Die Sammlung lyrischer Gedichte verlange ich nicht für II und I, sondern für III und II.

b) Die Lektüre der dram. Poesie wird am besten so geordnet, dass in II ein neueres Stück (das vorgeschlagene von V. Sandeau ist gut) gelesen wird, in I im ersten Jahr Corneille, Cid (Cinna, Horace) und Racine, Britannicus (Athalie), im zweiten Jahr Molière, Femmes savantes und Misanthrope (Avare) [Préc. Rid., Fâcheux] regelmässig einander ablösen.

Anm. Der für die englische Lektüre aufgestellte Kanon scheint mir gänzlich misslungen, die Begründung dafür liefere ich vielleicht an anderem Orte.

C. Th. Lion.

III. Vokabularien, Konversationsbücher, Phraseologie und Synonymik.

1. Dihm, Dr. R., Hilfsbuch zur Erlernung des Wortschatzes der französischen Sprache in einer genealogischen Übersicht des französischen Wortgebäudes, hgg. v. Dr. R. Hoburg. Frankfurt a. M. J. D. Sauerländers Verlag. 1881. — 2. Hupe, Heinrich, Französisches Vokabular unter Berücksichtigung der Etymologie und Phraseologie auf der Basis des Wortschatzes der Lehrbücher von Prof. K. Ploetz. Rostock, Werthers Verlag. 1882. — 3. Autenrieth, Dr. Georg, Vocabulaire français. Für den Schul- und Privatgebrauch zusammengestellt. 2. umgearbeitete Auflage. Erlangen, 1881. Verlag von Andreas Deichert. — 4. Stier, Georg, Französische Sprechschule. Ein Hilfsbuch zur Einführung in die französische Konversation. Für den Schul- und Privatgebrauch herausgegeben. Leipzig. F. A. Brockhaus. 1878. — 5. Plötz, Dr. Karl, Voyage à Paris. Sprachführer für Deutsche in Frankreich. Praktisches Handbuch der französischen Umgangssprache. 8. verbess. Aufl. Berlin, 1881. Verlag von F. A. Herbig. — 6. Peschier, Dr., A. Causeries parisiennes. Gespräche über französische Zustände zur Übung in der modernen Umgangssprache und als Vorbereitung für Reisen nach Frankreich. 16. gänzlich umgearb. etc. Aufl. Stuttgart. Verlag von Paul Neff, 1881. — 7. Otto, Dr. Emil, neues französisch-deutsches Gesprächbuch zum Schul- und Privatgebrauch. 18. Aufl. Stuttgart. Verlag der J. B. Metzlerschen Buchhandlung. 1881. — 8. Holtermann, Dr. Adolf, Deutsch-französisches phraseologisches Wörterbuch. Dortmund, 1882. Verlag der Köppenschen Buchhandlung. — 9. Beauvais, A. E., Grosse deutsch-französische Phraseologie. Nach den besten Quellen und den neuesten französischen Schriftstellern bearbeitet und mit synonymischen etc. Noten versehen. Wolfenbüttel. Druck und Verlag von Julius Zwissler. 1. u. 2. Lief. — 10. Meurer, Dr. Karl, Französische Synonymik. Mit Beispielen und etymolog. Angaben. Für die oberen Klassen höherer Schulen bearbeitet, 2. gänzlich umgearb. sehr vermehrte Aufl. 1881. Verlag von D. Römke u. Cie. Köln. — 11. Koldewey, Dr. Friedrich, Französische Synonymik für Schulen. 2. umgearb. und sehr vermehrte Auflage der kurzgefassten franz. Synonymik für Schüler. Wolfenbüttel. Druck u. Verlag von Julius Zwissler. 1881. — 12. Klöpper, Dr. Klemens, Französische Synonymik für höhere Schulen und Studierende, mit bes. Berücksichtigung synonymischer Unterschiede in der Phraseologie. Zum Gebrauch bei der Anfertigung von Exerzitien und freien Arbeiten. Leipzig, 1881. E. A. Kochs Verlagsbuchhandlung.

Das erstgenannte Buch, nach den (fremden) Stammwörtern alphabetisch geordnet, wurde nach dem Tode des Verf. veröffentlicht. Es ist für den Schulgebrauch bestimmt, aber für denselben wenig geeignet. Man findet allerdings nicht häufig Wörter, die den Vokabelschatz des Schülers unnütz belasten; aber es sind zu viel zweifelhafte Etymologien aufgenommen und es finden sich zu viele Stammwörter, die dem Schüler unbekannt sind und bleiben. Wer dieses Buch dem Schüler verständlich machen will, dem bleibt keine Zeit für irgend etwas anderes. Auch Druckfehler sind nicht selten, und das dreimalige *baptème* (S. XXII, 3, 41)

ist in einem etymologisch angelegten Vokabular verwunderlich. — Für die Schule ist 2 weit geeigneter durch den geringeren Umfang des Buches und die grössere Sichtung des Materials. Als praktisch ist noch anzuerkennen, dass trotz der im ganzen etymologischen Anlage vom französischen Worte ausgegangen wird und fremde Stammwörter nur in unvermeidlichen Ausnahmefällen als Stichwörter vorkommen. Einzelne Unrichtigkeiten sind auszumerzen: *bougie* ist kein „Talglicht“; „Luftschlösser“ (im Buch steht: „Lustschlösser“) sind *châteaux en* (nicht *d'*) *Espagne;* „Spezereien“ sind nicht *drogueries*, ein Wort, das ohnehin keinen Plural haben kann; „Rotdorn“ wird mit *espèce d'aubépine* übersetzt, wobei der Verf. eine irgendwo gefundene Erklärung für die Übersetzung gehalten hat; *beau-fils* für „Schwiegersohn“ ist wahrlich nicht anzuraten; *réémoudre* ist nicht französisch; *navet* ist keine „gelbe Rübe“, u. s. w. — Der erste (etymologische) Teil von No. 3 giebt Vokabeln und Ausdrucksweisen im Anschluss an die als Stichwörter benützten sog. *verbes irréguliers*. Dabei werden eine Menge ganz unnützer und selbst dem Franzosen kaum geläufiger Wörter aufgeführt; auch Unrichtigkeiten sind nicht vermieden. Der zweite (orthoëpische) Teil enthält eine alphabetische Liste der Wörter und Namen, deren Aussprache Schwierigkeiten bieten kann. Für die Schule ist das Buch von geringem Werte. — Die Sprechschule von Stier ist eine vorzügliche Anleitung zur französischen Konversation für den Privatunterricht und für Schulen, welche der Umgangssprache mehr Zeit widmen können als dies in Gymnasien möglich ist. Der Verf. ist ein gründlicher Kenner der heutigen Sprache; wer das Buch im Unterricht verwenden will, muss das aber auch sein. — No. 5 ist das bekannte Schriftchen von Plötz, welches für Reiselustige bestimmt ist und denselben bei genügenden Vorkenntnissen gute Dienste leisten kann. — Die *Causeries* von Peschier waren einmal ein allerliebstes Buch und können in der Studierstube noch jetzt ganz gut gebraucht werden. Der Verf. hat allerdings versucht, seine Schrift auf der Höhe der Zeit zu halten, aber er hat sich dabei zu sehr auf das Äusserliche beschränkt, indem er eigentlich nur die durch die *Communards* in der Topographie von Paris bewirkten Änderungen berücksichtigt hat. Im übrigen macht das Buch einen Eindruck, den der Franzose mit *air vieillot* bezeichnet. Es ist schade, aber das Buch müsste neu geschrieben werden. — No. 7 ist eines der Konversationsbücher von uraltem Schnitt, die offenbar immer noch ihr Publikum haben. Wimmelt nebenbei von Druckfehlern und Unrichtigkeiten. — No. 8 hat 336 Seiten 8°. Das ist für das Studium viel zu viel und für das Nachschlagen viel zu wenig. Das Buch ist alphabetisch nach deutschen Stichwörtern geordnet, ist sehr korrekt (von Druckfehlern ist mir nur S. 89 *nuir* für *nuire* aufgefallen) und kann für denjenigen, der es aus seiner Lektüre vervollständigen will, recht brauchbar werden, unter Umständen also auch für den Schüler, der angehalten wird, mit der Feder in der Hand zu lesen. — Die Phraseologie von Beauvais ist in grossem Stile angelegt (das ganze Werk wird an 2000 Seiten 8° umfassen) und es ist unverkennbar, dass der Verf. in der neueren Litteratur fleissig excerpiert hat. Trotzdem ist vor dem Buche zu warnen, wenn der Verf. nicht in den folgenden Lieferungen mehr Sorgfalt auf die Durchsicht seines Manuskripts und auf die Korrektur der Druckbogen verwenden will. Auch scheint er es mit der Sprachrichtigkeit nicht gerade sehr ernst nehmen zu wollen oder zu können. „Es ahnt mir nichts Gutes davon“ heisst *je n'en augure rien de bon;* wenn man wie der Verf. *imaginer* für *augurer* einsetzt, entsteht der Sinn: ich kann mir davon nichts Gutes denken oder vorstellen. *Nous tous qui vivent* (lies *vivons*). *Ce n'est pas moi qui attachera* (lies *atta-*

cherai) le grelot. Il n'y a plus du (lies *de) vin. Ce n'est pas que je croyais* (lies *croie). J'ai* (lies *je suis) entré en conversation avec lui. Il cherche toujours querelle à lui* (lies *il lui cherche . .). Il est disposé de* (lies *à) faire qc. Il sortit de prison en la forçant* er brach gewaltsam aus dem Gefängnisse aus, wo entweder die Auslassung des Artikels oder die Setzung des persönl. Pronomens unrichtig ist. Solche Aussetzungen lassen sich in der 1. Lieferung sehr häufig, in der 2. seltner machen. Die Zahl der Druckfehler ist in beiden eine viel zu grosse. — Die drei letzten Nummern werden am besten zusammen besprochen. 10 und 12 bieten in der Orthographie, letztere auch in der Interpunktion die in Deutschland verbreiteten Unrichtigkeiten, 11 leidet an denselben nicht, hat aber dafür mehr Druckfehler als z. B. 16. Die Definitionen sind im ganzen ziemlich ähnlich, doch zeichnet sich 11 durch schulmässige Knappheit derselben aus, ohne dass dabei die Deutlichkeit zu kurz käme; damit verbindet diese Schrift eine sehr lichtvolle typographische Anordnung, die es leicht macht sich rasch zu informieren. Dagegen ist 10 wertvoller durch die beigefügten Sätze, unter welchen sich manche finden, welche zwei Synonyma neben einander stellen und treffliche Gedächtnishilfen abgeben. Auch 12 hat ein grösseres Satzmaterial, in welchem sich aber viel zweifelhaftes oder unrichtiges Französisch vorfindet; das ist eine sehr bedenkliche Sache bei einem Lehrbuch der Synonymik, dessen Verfasser über hinreichende Gewandtheit im Gebrauch der neueren Sprache verfügen muss, um die grossenteils althergebrachten Definitionen mit selbständiger Kritik behandeln zu können. Auf keinem Gebiet haben ja schulmeisterliches Besserwissenwollen und pedantische Tüftelei mehr ihr Unwesen getrieben als in der französischen Synonymik. Vorausgesetzt, dass man es für nötig oder wünschenswert betrachtet, die Synonymik in unseren Schulen eingehend zu behandeln, würde das Koldeweysche Buch sich am besten eignen, wenn man auf gedächtnismässige Aneignung halten will; dagegen wäre das von Meurer vorzuziehen, wenn man die Synonymik dem Schüler zum häuslichen Gebrauch bei Anfertigung seiner Arbeiten, besonders seiner freien Arbeiten, empfehlen will.

Ph. Plattner.

IV. Pädagogische Schriften.

Zur Förderung des französischen Unterrichts insbesondere auf Realgymnasien. Von Dr. **Wilh. Münch**, Direktor des Realgymnasiums zu Barmen. Heilbronn. Gebr. Henninger. 1883. 8°. IV + 100. (Preis 2 M.)

Der Sprachunterricht muss umkehren. Dafür haben sich in unserer Zeit die Stimmen immer lauter und immer ernster erhoben, je allgemeiner die Erkenntnis geworden ist, dass die bisher herrschende Methode des fremdsprachlichen Unterrichts nicht nur nicht zu dem rechten Ziele geführt hat, sondern dass sie vor allem mit schuld gewesen ist an der sogen. Überbürdung unserer lernenden Jugend. Jede neue ernste Anregung für die Verbesserung der Methode des fremdsprachlichen Unterrichts ist deswegen gewiss dankbar aufzunehmen, und mit Genugthuung und Freude erfüllt es, dass Hermann Perthes mit seinen Reformvorschlägen jetzt durchaus nicht mehr vereinzelt dasteht, dass zufolge seiner gründlichen Belehrungen nicht mehr bloss die Methode des lateinischen Sprachunterrichts der Verbesserung bedürftig und fähig erscheint — wie namentlich auch Lattmann gezeigt hat —, sondern dass ähnliche posi-

tive Reformvorschläge auch für den Unterricht in anderen Sprachen endlich gefolgt sind.

So hat u. a. kürzlich Vietor auf die Fehler der herrschenden Sprachunterrichtsmethode hingewiesen und den Weg zum Bessern gezeigt. So hat Körting anregende Gedanken und Bemerkungen über ein zweckmässigeres Studium der neueren Sprachen erscheinen lassen. So hat Kühn für die Verbesserung der Methode des französischen Unterrichts eine Arbeit veröffentlicht. So hat nun auch Münch in der angezeigten Schrift über die Reform des französischen Unterrichts Betrachtungen angestellt, die jedenfalls äusserst wertvoll sind und hoffentlich zur Förderung der guten Sache recht wesentlich beitragen werden.

Münch geht davon aus, dass die schon vielfach ventilierte Überbürdungsfrage nicht durch eine blosse Subtraktion, sondern nur durch organische Umgestaltung der Methode ihre Lösung finden kann. Demgemäss macht er in 8 Kapiteln positive Vorschläge zur Umgestaltung, nachdem er auf die Irrtümer der bis jetzt bei uns herrschenden allgemeinen Methode des Sprachunterrichts hingewiesen hat. Im Interesse des franz. Unterrichts sei es gestattet, hier einiges aus dem vortrefflichen Schriftchen herauszuheben, um die Aufmerksamkeit auf dasselbe allgemeiner hinzulenken.

Das 1. Kapitel behandelt allgemeine Principienfragen. Es wird u. a. betont, man habe bisher festgehalten an der verkehrten Reihenfolge, dass die Anschauung der Erlernung folgt, statt ihr voranzugehen; man habe von Sexta bis Obertertia die Schüler systematisch zur Gleichgültigkeit gegen den Inhalt der Lektüre erzogen und müsse in den oberen Klassen die Folgen davon tragen, dass die Basis der Unterrichtsmethode nicht psychologisch korrekt gewesen sei. M. weist weiter auf das berechtigte Verlangen hin, dass die fremden Sprachen überhaupt zunächst ohne Grammatik gelernt werden, die Grammatik der Erlernung folge statt ihr voraufzugehen, und gedenkt der wohlbegründeten Klage, dass im gewöhnlichen Unterricht die Lektüre nicht in den ihr gebührenden Mittelpunkt trete. Das Rechte freilich könne nicht mit einem Male und von Einem gefunden werden. Als positive Forderungen hebt er dann hervor 1. bessere Berücksichtigung des Schüleralters, 2. Schonung der jungen Intelligenz und Verhütung der durch unnatürliche Anstrengung erfolgenden Abstumpfung, also ein Gehen mit der Natur. Zu Anfang soll an die Stelle der bewussten Reflexion die unmittelbare Nachahmung treten. — Im ganzen zeigt er, dass beim Sprachunterricht jetzt wesentlich zwei Methoden einander gegenüberstehen, die eine auf unmittelbare, die andere auf reflektierende Aneignung gerichtet; indem er nun beide Methoden klar nebeneinanderstellt und ihre guten Seiten ebenso wie ihre Mängel beleuchtet, kommt er zu dem Schluss, dass in dem richtigen Abwägen und Vereinigen derselben der Fortschritt der allgemeinen Methode des Sprachunterrichts liege.

Mit dem Lehrgang beschäftigt er sich im 2. Kapitel. Das erste französische Jahr müsse zu einem propädeutischen gemacht werden, d. h. es solle dem Schüler vorläufig den Weg ebenen, damit er nachher mit um so grösserer Sicherheit vorwärts schreiten könne. Also vorwiegend praktisch soll das Erstlingsjahr sein: in ihm ist die Aussprache zu lernen. — Bezüglich der Aussprachlehre sagt M., es verstehe sich von selbst, dass die Bildung des Organs nicht an isoliertem, sondern an organisiertem Material zu erstreben sei. Er schliesst also die Erlernung der Aussprache an die Lektüre an und sagt, dass das Lesebuch es ist, welches das Anschauungsmaterial bieten soll. (Durch das Vorlesen des Lehrers muss mithin dem Lernenden die Aussprache zum Gehör und zum Bewusstsein kommen.

Vielleicht hätte M. hierbei erwähnen sollen, dass gerade deswegen, weil der Inhalt der Anfangslektüre dem Schüler keinerlei Schwierigkeiten bereiten darf, für die ersten Lesestücke eine Interlinear- oder Lateralversion unbedingt erforderlich ist. Vergl. hierzu die vortreffliche Abhandlung Zillers im Jahrb. d. Ver. f. wissensch. Pädagogik II p. 55 ff.—) Weiter führt M. aus, es ergebe sich von selbst, dass mit der Lautlehre eine gewisse erste Einführung in die Sprache selbst sich verbinde, dass also die erste Behandlung der regelmässigen Formenlehre dem propädeutischen Jahre zufalle. (Wenn nun aber M. meint, dass „zur Aneignung der Formen zahllose kleine Sätzchen zu bilden, zu hören, zu reproduzieren, zu übersetzen, zu retrovertieren oder nachzuahmen sind", so ist Ref. anderer Meinung: nicht an künstlich gebildeten Sätzchen, sondern an den gelesenen Stücken selbst müssen die verschiedenen Formen der flektierbaren Redeteile geübt werden; die vorkommenden Formen lassen sich in der mannigfachsten Weise verändern und vertauschen und bieten ein zu den notwendigen Übungen vollkommen ausreichendes Material. Keinesfalls dürfen deutsche Sätzchen für die französischen Übungen benutzt werden. — Auch bezüglich der Einrichtung des Lesebuches stimmt Ref. mit Münch in einem Punkte nicht überein. Letzterer meint, mit Sätzchen hätte das Lesebuch zu beginnen; Ref. hat dagegen aus reichlicher Erfahrung die Überzeugung gewonnen, dass von der ersten Stunde an zusammenhängende kleine Stücke den besten Unterrichtsstoff bieten.) — — Für das zweite Schuljahr empfiehlt M. Beginn des planmässigen grammatischen Unterrichts, der im dritten Jahre fortzudauern hat und im vierten zu einem vorläufigen Abschluss kommen muss, der freilich aber nicht in der Weise, wie z. B. Plötz es angibt, getrieben werden darf, da das Zerlegen und Zerteilen des Zusammengehörigen nur Schaden stiftet. Aber um in dem knappen Zeitraum von 3 Jahren Formenlehre und Syntax durchmessen zu können, ist hauptsächlich Beschränkung nötig. Denn soll Klarkeit in die Köpfe kommen, so muss das Notwendige ein Minimum sein. Mithin hängt von der zweckentsprechenden Anlage der Grammatik zunächst das Gelingen ab. (Hierzu gestattet sich Ref. zu bemerken, dass es nach seinen Erfahrungen sich ihm als das Praktischste erwiesen hat, aus dem grammatischen Lehr- oder Lernbuch die Syntax ganz auszuscheiden und nur das Notwendige aus der Formenlehre in dem Buche zu geben. Die Syntax kann recht wohl lediglich aus der Lektüre gelernt werden, da durch das fortgesetzte Lesen und Retrovertieren der Lernende fast von selbst zum logischen Denken ebensowohl wie zur allmählichen Erkenntnis des Idiomatischen hingeführt wird.) — Die Grammatik muss deswegen einerseits zwischen dem Logischen und Idiomatischen, andererseits zwischen dem Notwendigen und dem minder Gewöhnlichen unterscheiden. Ist die Anlage der Grammatik so, dass sie für die unentwickelte Intelligenz kurz und für die entwickeltere anregend wird, so wird sie auch aufhören Gegenstand der tiefen Antipathie zu sein. — — Als naturgemässe Aufgabe für das fünfte Jahr (Untersekunda) bezeichnet M. Befestigung und übende Ergänzung des Bisherigen, während für die drei letzten Schuljahre, denen die allgemeine Geistesbildung zufalle und wo die Stufe der Reflexion erreicht ist, die Erweiterung des Verständnisses und die Ergründung der Erscheinungen Aufgabe und Ziel des Unterrichts sein muss.

Das 3. Kapitel handelt von der Aussprache. Nach M.s Wahrnehmungen liegt der Fehler des Ausprachunterrichts darin, dass, um die Aussprache eines fremden Lautes zu bezeichnen, sich die Verfasser aller herkömmlichen Lehrbücher beständig auf deutsche Laute berufen, während doch die deutsche Aussprache meist nichts als eine grosse

Illusion sei. Wenn er dann weiter auch anerkennt, dass das Aneignen korrekter Einzellaute erste Grundlage und insofern Hauptsache ist, so fordert er doch, dass im Anfange und vom Anfang an das Zusammensprechen nicht bloss der Worte, sondern auch der Sätze ernstlich gepflegt und unermüdlich geübt werden muss; denn der Einzellaut wird nur durch Analyse gewonnen; gehört und geistig aufgenommen wird aber das Wort oder gar der Satz. Sehr richtig bezeichnet er endlich als Hauptmittel zur Erlernung der Aussprache nicht Vorschrift, sondern Vorbild. Es gilt also Nachahmung, Übung, Gewöhnung, und diese fallen der Unterstufe zu. Wird hier mit dem Richtigen begonnen, so wird sich die Aussprache auch allmählig von der Lautkorrektheit zur Gesamtrichtigkeit hinüberbewegen.

Im 4. Kapitel beschäftigt sich Münch mit dem Sprechen. Er sagt: „das Betreiben einer Sprache ohne das Ergebnis des Sprechenkönnens bleibt eine sonderbare Sache; ein leiser Fluch der Lächerlichkeit haftet daran.“ Er weiss eben recht wohl, dass das Sprechenkönnen nur sehr unvollkommen bisher in den Realgymmnasien erreicht worden ist; er hält es aber für eine wichtige Sache, die freilich nur durch eine gewisse Änderung des bisherigen Unterrichtssystems erreicht werden könne. Er empfiehlt, in dem propädeutischen Erstlingsjahr damit den Anfang zu machen; denn je später, desto ungünstigerk ommen wir zur instinktiven Bethätigung; und je erwachsener der Mensch ist, desto verlegener ist er. — Mag nun der erste Sprechunterricht noch ein wenig den Charakter des geistig turnerischen Wettspieles haben, so soll natürlich nach und nach Erweiterung der Aufgabe und Erhöhung der Ziele eintreten; immerhin soll aber die Fortsetzung des Sprechunterrichts doch mit grosser Zurückhaltung und Beschränkung betrieben werden. Die Verwendung des Autoreninhaltes wird den Hauptstoff abgeben müssen; nur auf das Wie der Verwendung kommt es an. Es kann z. B. die Wiederholung eines übersetzten Passus unmittelbar in der Form französischer Fragen vorgenommen werden, die sich dann mannigfach variieren lassen und bis zu einer freien Besprechung des Geschehenen entwickelt werden können. Wird sich dieses Experiment zwar besonders in dem Unterricht auf der Mittelstufe ausführen lassen, so empfiehlt es sich doch, ähnlich auch in den oberen Klassen zu verfahren und hier inhaltlich recht leichte Texte für die Sprechübungen zu benutzen. Den Stoff hat das Lesebuch zu bieten, das von Anfang bis Ende der Schulzeit als treuer Begleiter in den Händen der Schüler sein soll.

Dem Schreiben ist das 5. Kapitel gewidmet, und der freie schriftliche Gebrauch wird hier als die Blüte des Gesamtunterrichts betrachtet und gewürdigt. M. selbst giebt zu, dass er davon abgekommen sei, eine gute Übersetzung ins Französische für die wichtigste Schluss- und Prüfungsleistung, und eine möglichst schwierige für die erfreulichste zu halten. Er ist nicht dafür, dass vom Anfang an „Exercitien“ vorgenommen werden und hält sie auch gegen den Schluss hin anderen Arbeiten gegenüber für entbehrlich; er hebt mit Recht hervor, dass wir stufenweise zur freien Komposition hinführen müssen, und dass es also eine Propädeutik des Aufsatzes geben muss. (Wenn er aber trotzdem sagt, „dass die Exercitien in der Mitte, während der Zeit des eigentlichen grammatischen Unterrichts, immer noch eine gewisse Rolle zu spielen haben“, so kann Ref. dieser Ansicht nicht zustimmen; er hält vielmehr — ähnlich wie Quousqe Tandem — das Übersetzen in fremde Sprachen in gewissem Sinn auch für eine Kunst, die die Schule nichts — oder kaum etwas — angeht, hauptsächlich aber meint er, dass die Übersetzung in die fremde Sprache wohl allenfalls zur Übung sprachlicher Formen und

Erscheinungen dienen kann, aber von der wirklichen Erlernung der fremden Sprache abführe; denn durch die abstrakte Vergleichung der deutschen mit der fremden Sprache lebt sich der Lernende nie in das Wesen der fremden Sprache hinein. Grammatische Übungen aber, um die es sich ja hauptsächlich bei den Exercitien handelt, lassen sich sehr gut mit und an den gelesenen Stücken anstellen.) Für das Diktat ist M. dann, wenn es schon vorher einmal Gelesenes oder wiederholt Vorgelesenes enthält, und er stellt dieser Übung das Retroversionsextemporale als nicht minder förderlich an die Seite. Das Hauptgewicht legt er aber natürlich auf den Aufsatz. Soll dieser besser als bisher gedeihen, so muss er vom Deutschen unabhängiger werden, er muss in höherem Mass imitatorisch erwachsen. Deswegen legt er mit vollem Recht ganz besonderen Wert auf die zusammenhängende schriftliche Nacherzählung eines unmittelbar zuvor im französischen Original vorgelesenen kürzeren und abgeschlossenern Stoffes. Als weitere propädeutische Übung auf der Oberstufe empfiehlt er noch vor dem selbständigen Aufsatz französische Reproduktion einer vorgelesenen deutschen Erzählung. Für den Aufsatz selbst giebt er zu bedenken, dass er nicht die Jugend zum Nachschwatzen von Gedanken über Dinge verleite, über die sie noch keine hat; er ist deswegen natürlich auch gegen die Benutzung der Marelle'schen Musteraufsätze, denen der bekannte Wiesbadener Verlagsbuchhändler immer aufs neue Eingang zu verschaffen sucht. — Hinsichtlich der Wahl der Themata bemerkt Münch sehr treffend: schlichte historische Erzählungen; fingierte Reden; reflektierende Themata, sofern sich die Erläuterung durch Beispiele geben lässt, auch Briefe (natürlich nicht Geschäftsbriefe) werden am zweckmässigsten aufzugeben sein.

Im 6. Kapitel spricht Münch seine Ansicht über die Auswahl der Lektüre aus; er verweist zunächst auf seine frühere Programmarbeit (Ruhrort 1879) sowie auf einige andere betreffs dieses Gegenstandes weiter gemachte Vorschläge. In der Hauptsache geht seine Meinung dahin, dass Gedankeninhalt und sprachliche Form die Auswahl der Autoren bestimmen sollen.

Das 7. Kapitel ist der Behandlung der Lektüre gewidmet. M. sagt, es müsse natürlich die erste Forderung sein, dass dem Stoff der Lektüre Interesse und Aufmerksamkeit geschenkt werde; es muss aber vor allem auch durch die Lektüre die Spracherlernung sowohl durch Sprachanschauung als durch Spracherkenntnis erzielt werden. Der Stoffaufnahme wende sich die natürliche Aufmerksamkeit des Schülers zu; dieselbe bleibe aber eine vage, wenn sie nicht durch eine strenge Formaufnahme hindurch erfolge. Deswegen sei nun die Analyse des Sprachlichen nötig zur korrekten Sachaufnahme. — Häusliche Präparation hält M. für durchaus erforderlich, da bei dem richtigen Herausbringen des Textes des Schulautors zu Haus die eigentlichste Kraftentwickelung des Schülers stattfindet. (Dem entgegen meint allerdings Ref. auf Grund seiner Erfahrungen, dass die Schüler viel eher und viel sicherer nicht sowohl durch häusliche Präparation zur wirklichen Spracherlernung gelangen, als dadurch, dass ihnen auf der Unter- und Mittelstufe die Lektüre im Unterricht vom Lehrer vorübersetzt und dass von ihnen dann in der nächsten Stunde die mündliche Nachübersetzung des Gelesenen mit peinlicher Genauigkeit gefordert wird.) Mit Recht legt M. ein grosses Gewicht auf genuine deutsche Übersetzung; er zeigt an verschiedenen Beispielen, dass wir auf dem Gebiet des Übersetzenlehrens noch viel thun können. Hinsichtlich der Kommentare bemerkt er sehr wahr, dass nur das zu erklären sei, was um des unmittelbaren Verständnisses willen einer Erklärung bedürfe.

Das 8. Kapitel endlich handelt von Hülfsdisciplinen und Hülfsbüchern. M. will, dass die Hülfsdisciplinen, zu denen er Synonymik, Grundbegriffe über die Geschichte und Entwickelung der Sprache und Litteratur sowie Verslehre rechnet, aus dem Hauptgebiete des Unterrichts natürlich und organisch herauswachsen. Was von jenen Disziplinen geboten werden muss, soll im Anschluss an das Lesebuch geboten werden, und das führt ihn schliesslich zu einer ausführlichen Besprechung dieses Buches. Dem Lesebuch weist er eine für den ganzen Verlauf des Unterrichts sehr wichtige Stelle an. Er ist natürlich entschieden gegen die Chrestomathien und verlangt vielmehr hinsichtlich der Einrichtung des Lesebuches, dasselbe solle aus zwei Teilen bestehen und zunächst das Anfängerbuch, die premières lectures mit demjenigen Apparat, der dazu nötig ist, enthalten; ferner Materialien zu Sprechübungen für die verschiedenen Stufen; Aufsätze zur Geschichte, Geographie, Volkskunde, Kulturgeschichte und Litteraturgeschichte von Frankreich nebst gewissen litterarhistorischen Proben; einige Poesien; Szenengruppen aus Komödien und endlich auch einige Musteraufsätze vorbildlichen Charakters. Als Zweck dieses Lesebuches — mit Ausnahme des Anfängerbuches — bezeichnet er, es solle nicht den Stoff der Schullektüre bieten, sondern neben die Autoren und die Grammatik treten, unterstützen, orientieren, anregen und belehren; es solle — wie er schon wiederholt angegeben hat — ein Begleiter des Schülers durch seine ganze Schulzeit werden. —

Möge das vorstehende kurze Referat dazu beitragen, dem trefflichen Schriftchen Münch's neue Freunde zu erwerben.

A. Klotzsch.

V. Schulgrammatiken.

Ph. Plattner, 1. Französische Schulgrammatik. 322 S. 2. Übungsbuch zur französischen Schulgrammatik. 211 S. Karlsruhe, J. Bielefeld's Verlag. 1883.

Der Verfasser hat sich über die Grundsätze und die Bestimmung seiner systematischen Schulgrammatik in einer Vorrede und auch in einem kurz nach dem Erscheinen des Buches von der Verlagsbuchhandlung versandten Prospekt ausgesprochen und zugleich einiges über die Anlage und den Zweck des dazu gehörigen Übungsbuches und des Elementarbuches, welches „den grammatischen und den Übungsstoff für die ersten 2—3 Jahre des französischen Unterrichts enthalten" soll, mitgetheilt. Das letztere ist zur Zeit noch nicht veröffentlicht und wird erst zu Ostern 1884 erscheinen (cfr. Umschlag des Übungsbuches). Die Grammatik „ist für den Gebrauch in den mittleren und oberen Klassen höherer Lehranstalten bestimmt" und, da das Lateinische sowohl wie das Englische zur Vergleichung herangezogen worden ist, wenn auch in sehr mässiger Weise, so könnte dieses Buch, wie Pl. selbst sagt (Vorrede V), besonders für Realgymnasien berechnet erscheinen. Eine solche Beschränkung lässt aber Pl. für seine Grammatik nicht gelten: „. . . diese Hinweise sind, für das Lateinische in der Formenlehre, für das Englische besonders in der Syntax, bei weitem nicht in dem ihnen gebührenden Umfange gegeben. Auch hier hat der Lehrer nach eigenem Ermessen einzugreifen; die Grammatik hat nur den Weg zu zeigen oder, besser gesagt, den Weg nicht zu verbauen. So bleibt immer noch ein Lehrbuch möglich, dass verschiedenartigen Ansprüchen genügt . . ." (Vorrede, p. V). Mein Standpunkt ist

in dieser Frage ein anderer, obgleich ich manches von dem, was Pl. an dieser Stelle sagt, vollkommen billige. Sollen überhaupt Hinweise auf andere Sprachen in einer für deutsche Schüler geschriebenen französischen Schulgrammatik gegeben und Vergleiche mit denselben angestellt werden, so ist es, was jeder selbstverständlich finden wird, vor allem die deutsche Sprache, deren Analogien und Verschiedenheiten hervorgehoben werden müssen; daneben kommen an humanistischen Gymnasien die lateinische, in den oberen Klassen auch die griechische (vgl. Aorist — Imperfect = Passé défini — Imparfait), eventuell auch die englische Sprache in Betracht, an Realgymnasien die lateinische und die englische, an allen lateinlosen höheren Unterrichtsanstalten ausser der deutschen nur die englische. Übrigens bin ich überzeugt, dass die französische Schulgrammatik, spez. die Formenlehre, aller Hinweise auf fremde Sprachen — natürlich ausgenommen die Muttersprache der Schüler — entbehren kann, ohne dass der wissenschaftliche Standpunkt aufgegeben zu werden braucht. In griechischen und lateinischen Schulgrammatiken brauchen Sanskrit und andere verwandte Sprachen nicht erwähnt zu werden, und doch können dieselben so dargestellt werden, dass man ihren Verfassern keineswegs eine gründliche Kenntnis der verwandten Sprachen absprechen darf. Wer nicht ein tüchtiger Kenner des Altfranzösischen und des vulgären Lateins ist, kann unmöglich eine den heutigen Anforderungen entsprechende französische Schulgrammatik, besonders was die Formenlehre betrifft, verfassen; gleichwohl kann und soll man aus pädagogischen, rein praktischen Gründen verlangen, dass in einer französischen Schulgrammatik die Erwähnung von altfranzösischen und vulgärlateinischen Formen vermieden wird. Das Englische und das klassische Latein, das in seinen Formen vom Vulgärlatein und somit auch vom Romanischen, der Fortsetzung desselben, so bedeutend abweicht, sind, wo es sich um eine wissenschaftliche Behandlung der französischen Sprache handelt, erst in zweiter Linie in Betracht zu ziehen und sind, besonders das Englische, für diesen Zweck bei weitem nicht so notwendig. Die in der That sehr wenigen Hinweise auf das Lateinische und Englische könnten demnach meines Erachtens in Plattner's Grammatik fehlen, und trotzdem würde ich von derselben eine wissenschaftlichere Betrachtungs- und Darstellungsweise verlangen, als wirklich in ihr angewandt worden ist. In der von mir in dieser Zeitschrift Bd. III, p. 271—282 besprochenen französischen Schulgrammatik von Lücking, die unlängst (1883) in bedeutend verkürzter Gestalt als „französische Grammatik für den Schulgebrauch" erschienen ist, und in der sehr kurz gefassten französischen Formenlehre von Klotzsch (1883) finden sich nicht viel mehr Hinweise auf das Lateinische, als in Plattner's Grammatik. Aber es lehrt schon ein flüchtiger Vergleich der bezüglichen Bücher, dass Lücking und Klotzsch in ihrer Formenlehre, der erstere auch in seiner Syntax, — selbst abgesehen von allen Erwähnungen fremder Sprachen — in der wissenschaftlichen Betrachtungsweise einen bei weitem höheren Standpunkt als Plattner einnehmen und die Resultate der historischen Sprachwissenschaft in viel ausgedehnterem Masse, in viel weiterem Umfange benutzt haben. Bei dem Durcharbeiten der Plattner'schen Formenlehre besonders habe ich mich vergebens bemüht, einen irgendwie nennenswerten Einfluss der Arbeiten von Romanisten, wie A. Darmesteter, Förster, Körting, Koschwitz, Lücking, G. Paris, Tobler, denen Plattner viel zu verdanken behauptet (Vorrede, p. VI), zu erkennen. Die Begründung dieses Urteils wird sich in der speziellen Besprechung finden.

Gleichwohl bekundet das Buch einen tüchtigen Fleiss und eigene Forschung des Verfassers — nicht auf dem Gebiete der historischen Sprachwissenschaft, aber in der Beobachtung des modernen französischen Sprachgebrauches. Ich habe stets mit grossem Interesse Plattner's Arbeiten auf diesem Gebiete, selbst seine allerdings etwas herben und absprechenden, aber im allgemeinen gerechten und in formaler Hinsicht eingehenden Kritiken der von Deutschen in französischer Sprache verfassten Programmarbeiten gelesen. Ich habe daher auch, was die Beobachtung des modernen französischen Sprachgebrauchs betrifft, und soweit derselbe in seiner Grammatik in Frage kommen kann, eine vorzügliche Leistung von ihm erwartet — und mich in dieser Erwartung keineswegs getäuscht. P. ist in der That ein Kenner des neuesten französischen Sprachgebrauchs in seinen feinsten Nüancen. — Am Ende seiner Vorrede sagt er bescheiden: „Indem ich diese Grammatik der Öffentlichkeit übergebe, versichere ich, dass ich für jede Beurteilung dankbar sein werde, möge dieselbe das Gute anerkennen, welches das Buch zu besitzen scheint, oder die Schwächen aufdecken, welche demselben trotz der verwandten Mühe und Sorgfalt sicherlich anhaften. Vor allem willkommen werden mir zustimmende wie missbilligende Äusserungen sein, welche auf eigener Beobachtung des gegenwärtigen Sprachgebrauches beruhen." Ich glaube, dass dem Verfasser wenig missbilligende Äusserungen in bezug auf diesen Punkt zu Gesicht kommen werden. Die Beobachtung des neuesten Sprachgebrauches ist offenbar seine starke Seite; ich habe noch kein in Deutschland erschienenes Buch gesehen, das in dieser Beziehung so viel gutes und richtiges geboten hätte. Bei der Feststellung einiger Eigentümlichkeiten des Sprachgebrauches glaubte ich dem Verfasser anfangs widersprechen zu müssen, aber meistens musste ich ihm nach einiger Überlegung recht geben. Auf diesem Gebiete wird er daher in meiner Besprechung kaum irgend welche „missbilligende Äusserungen" finden, sondern fast nur „zustimmende".

Indes ist P. in seiner Vorliebe für den modernen Sprachgebrauch zu weit gegangen und hat für eine Schulgrammatik des guten zu viel geboten. Dem Lehrer müssen seine darauf bezüglichen unzähligen Regeln, Regelchen und Ausnahmen interessant genug sein, weil sie oft manches Neue bringen und manches Alte neu darstellen; auf den Schüler müssen sie ermüdend wirken. Die vielen Feinheiten und Idiotismen der modernen französischen Sprache kann niemand in Form von Regeln und Ausnahmen lernen. Sie sollten in einer Schulgrammatik nur so weit berücksichtigt werden, als sie sich in grosse, umfassende Sprachgesetze einfügen und im Zusammenhange mit verwandten Erscheinungen leicht übersehen, vom Verstande begreifen und vom Gedächtnis fest halten lassen. Wenn P. von einer französischen Schulgrammatik verlangt (Vorrede, p. III), dass „sie möglichst in keiner wichtigen Frage die Auskunft versagen, die Begründung der Regeln nicht scheuen und sich zugleich durch ihre Einrichtung dazu eignen soll, das Unentbehrliche von dem für den weniger vorgerückten Schüler noch nicht passenden Stoff deutlich zu scheiden", so gebe ich ihm darin Recht. Wenn er aber hinzufügt, dass ein solches Buch auch das „Eingehen auf Einzelheiten des Sprachgebrauchs nicht scheuen darf", so ist es meine Ansicht, dass dies in so ausgedehntem Masse, als es P. thut, nur in einer wissenschaftlichen, für den Schulgebrauch nicht bestimmten Grammatik geschehen darf, wobei man dann auch verlangen muss, dass die Erscheinungen des modernen Sprachgebrauches nicht blos konstatiert, sondern in ihrer geschicht-

lichen Entwickelung, in ihrem Zusammenhange mit ähnlichen, früher giltigen Wendungen erklärt werden. Ich halte es wohl für „eine Aufgabe der Schulgrammatik, den grammatischen Lernstoff in einer Weise vorzuführen, das eines das andere ergänzt und rundet und dass die Einzelheiten zur festeren Aneignung der Hauptsachen beitragen“ (Vorrede, p. III), nicht aber halte ich es mit P. für ihre Aufgabe, „auch die mannigfachen Andeutungen über Sprachgebrauch, welche unumgänglich dem Schüler im Laufe des Unterrichts in zerstreuter und darum oft wirkungsloser Form zugeführt werden müssen, an einer passenden Stelle im Zusammenhang mit verwandtem zu bringen“. Wenn dies an passender Stelle und in mässiger Weise geschieht, so mag dies Nutzen bringen. Aber viel besser und mit grösserem Erfolge lernt der Schüler die zahlreichen Abweichungen des oft wunderlichen, launenhaften Sprachgebrauches, die feinen Schattierungen des Ausdruckes, die nur an bestimmten Stellen, in einem bestimmten Zusammenhange des gesprochenen oder geschriebenen Satzes passen, die vereinzelten Erscheinungen der Sprache, die sich allgemeinen, umfassenden Sprachgesetzen nicht fügen wollen, in der Lektüre kennen, in einem zusammenhängenden Texte verstehen und als richtig fühlen, sodass er sie auch leicht im Gedächtnis behalten kann. Ich bezweifle, dass das Nachschlagen und Aufsuchen in einer Grammatik, die bekanntlich, je umfangreicher sie ist, dem Schüler um so unangenehmer und trockener erscheint, zu diesem Resultat viel beitragen wird. In Regeln und Ausnahmen gefasst, werden derartige Einzelheiten für den Schüler ungeniessbar; lernt er sie aber im lebendigen Wort, im Zusammenhange einer interessanten Lektüre kennen, dann wird er an ihnen Geschmack finden und, vorausgesetzt dass sie sich oft in der Lektüre wiederholen, sie bald zu seinem geistigen Eigentume machen. Die Eigentümlichkeiten, welche in der Lektüre sehr selten vorkommen, lernt er auch aus einer Grammatik nicht, auch braucht er sie gar nicht zu lernen.

Die Schulgrammatik kann und darf nicht dem Schüler jede noch so geringe, wenn auch echt französische Eigentümlichkeit vorführen. Allerdings hat P. z. B. recht, wenn er sagt, dass das transitive *apercevoir* (= bemerken, im eigentlichen Sinne) und das reflexive *s'apercevoir de qc.* (= wahrnehmen, inne werden, im bildlichen geistigen Sinne) „von einem Franzosen nie verwechselt werden“ (cfr. Prospekt, p. 4). Aber ein Schüler wird diesen Fehler nur dann vermeiden lernen, wenn er die bezüglichen Redensarten wiederholt in der Lektüre an richtiger Stelle angewandt gesehen und selbst in nachahmender Weise oftmals angewandt hat, — nicht, indem er den Unterschied derselben § 59, Nr. 4 in Plattner's Grammatik konstatiert sieht. Die Schulgrammatik mag kurz darauf hinweisen, dass viele französische Verba je nach ihrem intransitiven, resp. transitiven und reflexiven Gebrauche eine verschiedene Bedeutung erhalten. Einige Beispiele können dies leicht klar machen. Aber es ist unmöglich, einen derartigen Bedeutungswechsel durch ein bestimmtes, für alle diese Verba giltiges Gesetz darzustellen. Bei dem Verbum *apercevoir* verbindet sich der reflexive Gebrauch mit einer mehr geistigen, innerlichen Bedeutung, bei *douter* resp. *se douter* ist dies nicht so ersichtlich. Höchstens könnte man etwa folgendes Gesetz aufstellen, und in den meisten Fällen wird es sich als zutreffend erweisen, dass die bezüglichen Verba in ihrem transitiven resp. intransitiven Gebrauche mehr die ursprüngliche, eigentliche Bedeutung bewahren, in ihrem reflexiven Gebrauche aber eine übertragene, von der ursprünglichen schon entferntere Bedeutung

erhalten: vgl. *louer qn.* (loben) — *se louer de qn.* (zufrieden sein), *douter de qe.* (zweifeln) — *se douter de qe.* (ahnen) etc. Jedoch ist dies nicht immer der Fall: vgl. *revêtir qe.* — *se revêtir de qe.* (anlegen, sich bekleiden) etc. Bei dem Verbum *approcher* ist sogar der transitive Gebrauch manchmal mit einer übertragenen, bildlichen Bedeutung verbunden, während die eigentliche, sinnliche Bedeutung mehr an dem reflexiven und intransitiven Gebrauche haftet: *s'approcher de qn., de qe.* und *approcher de qn., de qe.* = sich nähern, aber *approcher une personne* kann bedeuten „freien Zutritt zu einer Person haben". Derartige Unterschiede, die sich nicht einem umfassenden Gesetze fügen, überlasse die Schulgrammatik dem ausführlichen Wörterbuche oder dem speziellen Lexikon der Synonymen. Diese Bücher sind zum Nachschlagen bestimmt und dürfen in solchen Fällen die Auskunft nicht versagen. Aber gelernt, wirklich gelernt und verstanden werden die Idiotismen einer fremden Sprache auch aus ihnen nicht, sondern nur im Zusammenhange der Lektüre und der Umgangssprache.

Wenn Plattner meint, dass solche Verstösse, wie die Verwechselung von *apercevoir* und *s'apercevoir,* nicht geringer gelten dürfen, als der Gebrauch einer unrichtigen Form, so stimme ich ihm nicht bei. Dem Ausländer gelingt es durch Fleiss und Beharrlichkeit sich eine Sprache so anzueignen und zu einer zweiten Muttersprache in dem Grade zu machen, dass er sie „korrekt" spricht und schreibt, d. h. so, dass er weder in der Aussprache der Laute noch in dem Tonfalle der Sätze, noch in der Anwendung der Formen und der syntaktischen Gesetze das Sprachgefühl des gebildeten Eingebornen verletzt. Trotzdem werden ihm noch lange Zeit viele Eigenheiten, die sog. Gallicismen, entgehen oder, wenn er sie auch alle kennt, von ihm wenig beachtet, empfunden und selten angewandt werden. Der Ausländer übertrifft sogar oft viele Eingeborene in der Korrektheit des Ausdruckes, aber er drückt sich nicht immer „echt französisch" aus. Eine falsche Form, oft auch eine „falsche" d. h. dialektische Aussprache verzeiht der Eingeborne sich und andern seines Volkes; selten verzeiht er dies einem Fremden, weil in diesem Falle gewöhnlich der ganze Satz nicht etwa „dialektisch", sondern fremdartig, unfranzösisch klingt und zugleich als fehlerhaft empfunden wird. Jedenfalls ist eine richtige Aussprache, eine richtige Anwendung der Formen und der syntaktischen Gesetze eher und leichter zu erreichen, als der richtige Gebrauch der sog. Idiotismen, welche dem Eingeborenen ganz gewöhnlich, selbstverständlich und leicht erscheinen, aber für den Fremden am schwersten sind und von ihm nur durch Lektüre und beständigen Umgang mit Eingeborenen erlernt werden können. Man kann daher einem Schüler, besonders im Anfang, einen Verstoss gegen den Sprachgebrauch, wie die Verwechselung von *apercevoir* und *s'apercevoir* eher verzeihen, als einen Formfehler, die falsche Anwendung des Konjunktivs, resp. Indikativs und selbst eine unrichtige Aussprache. Die Nüancen des Sprachgebrauchs wird er sich schon nach und nach durch die Lektüre guter Schriftsteller bis zu einem gewissen Grade aneignen. Ein Hilfsmittel bei der Lektüre ist aber in dieser Beziehung vor allen Dingen ein praktisch angelegtes, vollständiges Wörterbuch, in dem sich die verschiedenen Bedeutungen eines Wortes leicht übersehen lassen, gewiss aber nicht eine Schulgrammatik, die nur von den Lauten, den Formen und den hauptsächlichen Gesetzen der Syntax handeln sollte, die durch Heranziehung allzu vieler Einzelheiten an Klarheit und Übersichtlichkeit verlieren und durch einen zu grossen Umfang den Schüler vom Gebrauche abschrecken muss.

Die ausschliessliche und vorzugsweise Betonung des Sprachgebrauches schadet demnach der Grammatik Plattner's in ihrer Brauchbarkeit. Indes sind, wie gesagt, die Beobachtungen selbst, so weit sie neues bringen, wertvoll und wichtig. Auch weist das Buch, vom Sprachgebrauche abgesehen, manche Vorzüge auf. Der Stoff ist im allgemeinen gut verteilt. P. stellt, wie ich glaube, mit Recht das Verbum in der Formenlehre und Syntax an den Anfang. „Die Grammatik zerfällt in den eigentlichen Lernstoff, welcher in grossem Druck gegeben ist, und in die Anmerkungen, welche sich der vorausstehenden Hauptregel möglichst genau anschliessen, durch kleinen Druck sich aber hinreichend von derselben abheben“. In den zahlreichen Listen, die P. zusammengestellt hat, hat er „das unumgänglich nötige durch gesperrten Druck bezeichnet, um das An- oder Unterstreichen in Wegfall zu bringen.“ Auf diese Weise hat das Buch nach meiner Ansicht bedeutend an Brauchbarkeit gewonnen. Das wichtigste ist durch den Druck deutlich genug hervorgehoben: es reicht nicht bloss wie P. meint, „für Schulen mit 2 Stunden wöchentlichen Unterrichts völlig aus“ (cfr. Prospekt, p. 3), sondern genügt im allgemeinen ganz wohl auch andern Schulen, die dem französischen mehr Stunden widmen können, — wenn der Lehrer die Lektüre betont und nicht jede sprachliche Erscheinung in einer wohl numerierten Anmerkung eines wohl rubrizierten Paragraphen den Schülern zeigen zu müssen glaubt. Freilich erscheint gerade deshalb das grosse Regelwerk, das sich in den vielen Anmerkungen des Plattner'schen Buches findet, um so überflüssiger. Seine Absicht, das grammatische Element des Unterrichtes zu beschränken und zu vereinfachen, hat P. offenbar nicht ausgeführt. Er ist zu sehr von der Überzeugung beseelt, dass „der in die zahlreichen Anmerkungen verwiesene Stoff nicht weggelassen werden konnte, sollte anders das Buch seine Bestimmung erfüllen können, eine möglichst korrekte Verwendung der Formen und Regeln zu sichern.“ Ich bin anderer Ansicht und glaube, dass keine Schulgrammatik diese Bestimmung erfüllen kann.

Ein anderer Vorzug zeigt sich in den Beispielsätzen, die gut gewählt und trefflich stylisiert sind und mir meist ganz neu erscheinen. Ihre Quelle ist nicht angegeben. Sie werden fast immer den bezüglichen Regeln vorangestellt, so dass die sprachliche Erscheinung, die besprochen werden soll, schon deutlich und klar hervortritt, bevor die in Worte gefasste Regel gelesen wird. Auf diese Weise ist die heuristische Methode in einer systematischen Grammatik sehr glücklich angewandt.

Als Schulbuch zeichnet sich Plattner's Grammatik besonders durch eine verhältnismässig geringe Anzahl von Druckfehlern aus: ein nicht unwesentlicher Vorzug einer ersten Auflage, der ebenfalls beweist, wie ernst P. seine Aufgabe genommen, und welche Sorgfalt er auf sein Buch verwandt hat. Ausser den drei Versehen, die er selbst p. XII berichtigt hat, habe ich bei einer sehr genauen Durchsicht folgende Druckfehler u. dgl. entdeckt, die ich hiermit berichtige:

p. XII: S. 176, § 221, II. Anm. 3. — lies: Anm. c.
p. 56, Anm. 1, Z. 2, unten, lies: *è — ï* oder *é — ï*.
p. 120, Z. 2 v. u., ergänze *le futur* hinter *pour*.
p. 127, Z. 22 v. o. lies: § 383 statt § 379. — Z. 23 v. o. lies: § 73 statt § 72.
p. 132, Z. 12 v. u. lies: *à une heure* (statt *heures*).
p. 150, Z. 4 v. o., ergänze „ebenfalls“ nach „darf“.

p. 156, Z. 3 v. u. lies: *dédommager* (statt *dédommage).*
p. 184, Z. 16 v. o.: *goûter à qc* verkosten von (kosten von!).
p. 191, Z. 18 v. u. lies: *Pépin* statt *Pepin*. P. fügt die Quelle des angeführten Satzes, in dem sich *Pepin* findet, nicht bei. Bei Sachs und Larousse steht die gewöhnliche, der Aussprache entsprechende Orthographie *Pépin*.
p. 214, Z. 5 v. u. lies: § 73 statt 72.
p. 234, Z. 13 v. u. lies: *Valais* statt *Vallais*.
p. 238, Z. 1, 2 v. u. lies: *Dans les 24 heures* binnen 24 Stunden, *dans les six mois* in einem halben Jahre.
p. 253. Die Anm. 1 gehört zu § 296 „Der sogen. Dativ mit dem Infinitiv".
p. 259, Z. 1 v. u.: *proper,* lies *propre*.
p. 272, Z. 12 v. u.: *c'est vicomte, on ne sait comment ni pourquoi* . . . In diesem Beispielsatze ist offenbar *un* vor *vicomte* ausgelassen.
p. 312, Z. 8 v. u.: *Il n'a que les morts* . . ., lies: *Il n'y a que les morts* . . .

Das Register p. 319—322 könnte vollständiger sein. P. hat hier nur „aufgenommen, was sich aus dem Inhalt nicht leicht ersehen lässt." Ich habe wegen des unvollständigen Registers öfter unnötiger Weise lange suchen müssen. Z. B. fehlt bei *en* im Register § 300.

I. Teil: Aussprache und Rechtschreibung § 1—39, p. 1—32. Plattner behandelt in § 1—26 die Aussprache der französischen Buchstaben in den Wörtern, die irgend welche Abweichung von der regelmässigen Aussprache zeigen. Die Kenntnis dieser setzt er voraus. Ich für meine Person bezweifle den Wert und Nutzen derartiger Regeln über die Aussprache mit ihren zahlreichen Ausnahmen, wenn auch Plattner's Angaben, wie er sagt (p. 1, Anm. 1), nur zum Nachschlagen, nicht zum Lernen bestimmt sind. Dass einige Angaben über die regelmässige Aussprache der französischen Buchstaben (z. B. *g* = *ž* vor *e, i, y,* in den übrigen Fällen = *g)* sehr nützlich sind, versteht sich von selbst. Diese hat P. für das noch nicht veröffentlichte Elementarbuch vorbehalten. Aber eine Sammlung von Regeln und Ausnahmen über die „unregelmässige" Aussprache der Schriftzeichen halte ich in einer Schulgrammatik für überflüssig. Lernen lassen will sie P. selbst nicht. Die richtige, d. h. unter den Gebildeten des betreffenden Volkes allgemein giltige und als richtig anerkannte Aussprache der Wörter, in welchen die angewandten Schriftzeichen nach den gewöhnlichen Leseregeln andere Laute vermuten lassen würden, lernt der Schüler am besten und leichtesten vom Lehrer, der selbst korrekt aussprechen und die abweichenden Fälle kennen muss, und zwar in der Lektüre, wenn sich die Gelegenheit bietet. Soll der Schüler überhaupt ein Buch zum Nachschlagen für die Aussprache benutzen, so ist ein Wörterbuch, in dem dieselbe bezeichnet ist, für diesen Zweck geeigneter, als die Schulgrammatik. In dieser sucht er doch schwerlich nach, wenn der Lehrer ihn nicht die „Regeln" und „Ausnahmen" lernen lässt. Übrigens würde es sich empfehlen, die neuen, dem Schüler noch unbekannten Wörter, die eine abweichende Aussprache zeigen, wenn sie an andern Stellen der Schulgrammatik oder im Übungsbuche verwandt werden, mit einer entsprechenden phonetischen Bezeichnung in Parenthese zu versehen. Statt der vielen Regeln und Ausnahmen über die „unregelmässige" Aussprache hätte ich viel mehr gewünscht, dass P. die französischen Laute, die Vokale und Diphthonge, die Mittellaute und Konsonanten, in ihrem Verhältnis zu einander und zu den gleichen, ähnlichen, entsprechenden, näher oder entfernter stehenden Lauten der

deutschen Sprache erörtert, also eine kleine französische Phonetik vorausgeschickt und daran einige leicht lernbare Leseregeln für die französischen Schriftzeichen geknüpft hätte. Hoffentlich wird P. in seinem Elementarbuche, in dem er ja die „regelmässige" Aussprache zu behandeln gedenkt, dies nachholen und nicht von den Buchstaben, sondern von den Lauten ausgehen. Vorgänger auf diesem Gebiete hätte er für seine Schulgrammatik gefunden oder würde er für sein Elementarbuch finden.

So hat Vietor in seiner kleinen englischen Grammatik (1879) eine kurze englische Lautlehre von 7 Seiten durchaus ohne „Regeln" und „Ausnahmen" über die Aussprache, nur mit wenigen orthographischen Regeln gegeben, — eine Lautlehre, die jeder Lehrer des Englischen, falls er selbst diese Sprache einigermassen korrekt spricht, im Unterrichte mit Erfolg benutzen kann. Plattner hätte die französischen Laute, wie es Vietor mit den englischen gethan hat, in ihrem Zusammenhang mit einander aufstellen und sie ebenfalls durch die gewöhnlichen lateinischen Buchstaben, von denen jedoch jeder immer nur einen einzelnen Laut bezeichnet, mit Hilfe von Accenten und andern diakritischen Zeichen darstellen sollen. Dann hätte er in den folgenden Teilen seiner Grammatik alle etwa vorkommenden Wörter mit „unregelmässiger" Aussprache mittelst dieser phonetischen Schrift lautlich fixieren und im ersten Teile selbst die langen Listen solcher Wörter mit den bezüglichen zahlreichen Regeln und Ausnahmen als überflüssig weglassen können. Was speziell die französische Sprache betrifft, so hat schon Lücking in seiner Grammatik (1880, 1883) die Phonetik nicht als Buchstabenlehre, sondern als Lautlehre behandelt, wenn er es sich auch nicht versagen kann, den phonetischen Erörterungen eine stattliche Anzahl von Ausspracheregeln folgen zu lassen und so diesen Teil seiner Grammatik unnötiger Weise in die Länge zu ziehen. — Ich habe immer gefunden, dass der Schüler, wenn er eine klare Anschauung in Bezug auf die fremden Laute in ihrem Verhältnis zu einander und zu den heimischen gewonnen hat, die französischen Wörter nicht bloss richtig nachsprechen, sondern auch, wenn er sie geschrieben sieht, richtig lesen lernt, ohne eine grosse Zahl von Ausspracheregeln gelernt zu haben.

Abgesehen von dieser prinzipiellen Frage, habe ich an dem Abschnitt, der in Plattner's Grammatik von der Aussprache handelt, nichts auszusetzen. Im Gegenteil beweist dieser ebenfalls, dass der Verfasser sich stets bemüht hat, den neuesten Gebrauch auch in der Aussprache aufs genaueste zu beobachten und festzustellen. Er ist nach seinem Grundsatze, dass man sich bemühen müsse, auch im kleinsten sorgfältig zu sein (Vorrede, p. V), auch in diesem Abschnitte so genau verfahren, dass er z. B. die üblichsten Wörter, in welchen das Anfangs-*h* aspiriert ist, alle in einer Liste zusammengestellt und auch sonst immer möglichste Vollständigkeit im Auge gehabt hat. Ich will mir daher erlauben, wenigstens zu 2 Paragraphen eine Ergänzung hinzuzufügen. § 19. „Weiches *s*." — P. erwähnt in diesem § die Fälle, wo „vor den Konsonanten *b, d* und *g* ausnahmsweise *s* immer oder meist den weichen Laut hat", z. B. *l'asbeste, Strasbourg* u. a. Dieselbe tönende (weiche) Ansprache, wie vor den tönenden (weichen) Consonanten (*b, d, g*), kann *s* auch vor den Mittellauten, die an sich tönend sind, wenigstens sicher vor *m* haben: in dem Substantivsuffix *-isme*. Auch Sachs führt bei dem Worte *christianisme* die Aussprache *z* (weich, tönend) und *s* (hart, tonlos) an. Ich habe in Predigten protestantischer Geistlichen speziell in diesem Worte eigentlich nie eine

andere Aussprache als *-izm'* = *-isme* gehört. Indes mag die andere ebenfalls vorkommen. Über die übrigen Wörter auf *-isme* kann ich nichts Gewisses behaupten. P. hätte *christianisme* erwähnen können, da er auch *Israël, l'asthme* und *l'isthme* mit weichem *s* „nach einzelnen" anführt. Auch in diesen Wörtern steht das tönende, weiche *s* vor Mittellauten (*r* und *m*, da *th* in der Aussprache in *asthme* immer, in *isthme* meist wegfällt, vgl. § 9), wie es nach Mittellauten in *l'Alsace, Arsace, balsamique, Tilsit* (von Plattner erwähnt) gesprochen wird. Wenn P. in einer neuen Ausgabe seines Buches die Phonetik mehr berücksichtigen sollte, so wird er gewiss die betreffende „Regel" in § 19 und vorher anders fassen, nämlich so: *s* ist weich und tönend auszusprechen 1) zwischen zwei Vokalen innerhalb eines Wortes, wenn nicht dasselbe deutlich aus zwei ursprünglich selbständigen Wörtern zusammengesetzt ist, 2) oft vor tönenden Konsonanten und vor und nach Mittellauten.

§ 22. „Aussprache des *x*." — Unter den Eigennamen mit schwankender Aussprache des *x* = scharfes, tonl. *s* und = *ks*, welche P. anführt, wie *Auxerre (s), Saint-Germain-l'Auxerrois (ks), Luxeuil, le Texel, Aix*, vermisse ich *Bruxelles*, für das er nur die Aussprache des *x* = scharf. *s* angiebt. Ich erinnere mich eines gebildeten Parisers, der mit Bewusstsein *Bruxelles* mit *x* = *ks* sprach und diese Aussprache aus Brüssel selbst mitgebracht zu haben behauptete.*) Auch Sachs giebt in seinem Wörterbuche beide Aussprachen von *Bruxelles*; er bezeichnet die Aussprache von *x* = *ks* als die populäre, die des ungebildeten Volkes. — In den zwei letzten §§ des 1. Abschnittes bespricht P. die Bindung (*liaison*) im allgemeinen und besonders in der Umgangssprache: kurze und zutreffende Bemerkungen!

Sehr weitläufig, aber ebenfalls sorgfältig und im allgemeinen korrekt ist der 2. Abschnitt des 1. Teiles, welcher die „Rechtschreibung" behandelt, § 27—39 (p. 20—32). Plattner's Angaben darüber sind jedenfalls, wie die über die Aussprache (cf. oben), nur zum Nachschlagen, nicht zum Auswendiglernen bestimmt. Vieles hätte er auch in diesem Abschnitte dem speziell zum Nachschlagen eingerichteten „book of reference", dem Wörterbuche, überlassen können. In § 28, welcher von den französischen Wörtern handelt, die „einen anderen Vokallaut haben" als die entsprechenden, ähnliches oder gleiches bedeutenden Fremdwörter der deutschen Sprache, z. B. *amnistie* = Amnestie, ist mir eine Bemerkung aufgefallen, die P. am Schlusse über die französischen Substantiva auf *-eté* = *-itatem* hinzufügt. „Auf *-eté* statt *-ité* lauten aus, weil sie nicht von lateinischem *-itas* (soll natürlich heissen *-itatem*, cas. obl.!) kommen, sondern von französischen Adjektiven abgeleitet sind, *la fermeté, une habileté, la naïveté, la rareté*. Dem lateinischen *crudelitas (crudelitatem!)* steht, wenn auch nicht aus demselben Grund, *la cruauté* gegenüber." *Fermeté, habileté, naïveté, rareté* sind keineswegs von den französischen Adjektiven *ferme, habile, naïf — naive, rare* abgeleitet, sondern es sind „mots savants", die direkt von den lateinischen Substantiven *firmitatem, habilitatem, nativitatem, raritatem* kommen und gegen die Lautregel vom Einflusse des „accent tonique" das lateinische Bindungs-*i* in seiner abgeschwächten französischen Form *e* bewahrt haben, wie sich *i* = *e* in den oben in demselben § von P. angeführten Wörtern *médecin* = **medicinum, méde-*

*) Ich habe bei längerem Aufenthalte in Brüssel von Gebildeten und Ungebildeten *Bruxelles* immer nur mit *x* aussprechen hören.

E. K.

cine = *medicinam* erhalten hat. Die ganz unvolkstümlich gebildeten „mots savants" auf *-itatem* haben sogar oft das lateinische Bindungs-*i* in der ursprünglichen Gestalt behalten, die wirklichen „mots populaires" auf *-itatem* haben es dagegen der Lautregel gemäss ausgestossen, so dass bei derartigen Wörtern an eine Ableitung von französischen Adjektiven auf *-e* gar nicht gedacht werden kann. Vgl. das ganz unvolkstümliche *habilité* (Fähigkeit, besonders im rechtlichen Sinne) neben *habileté* (Geschicklichkeit) = *habilitatem* und die alten „mots savants" *antiquité*, schon im Rolandsliede 191 : 2615 *antiquitet*, — *humilité*, *humilitet* Rol. 5 : 73, Alexislied 6 a, *nobilité*, (jetzt veraltet), *nobilitet* Alex. 3 d, — *charité*, *caritet* St. Léger 6 c, — *vérité*, *veritet* St. Léger 6 d, — lat. *virginitatem* (nicht von einem Adjektiv gebildet) = *virginité*, *virginitet* Eulalialied 17 neben *cité*, *citet* (= *civtet* = *civitatem*) Rol. 5 : 71, Alex. 3 c, 9 b, St. Léger 24 c — und mit erhaltenem *e* = *i* *quieted* = **quietitatem* Rol. v. 907. — Allerdings steht die Entwickelung der lateinischen Adjektiva und der von ihnen gebildeten lateinischen Substantiva auf *-itatem* auf romanischem, spez. französischem Gebiete in einem gewissen Verhältnis. Zu *quieted* = *quietitatem* gehört *quite* (Rol. v. 1140, 2748, 2787, 3800) = *quĭttum* st. *quiētum*, nfr. *quitte*, die gelehrte Nebenform der volkstümlichen Form *quei*, nfr. *coi* = *quētum* st. *quiētum* (im Rol. v. 3797 *quei*). Trotzdem rührt das *e* in *quieted* u. a. sicher nicht vom französischen Adjektiv her, sondern es ist das Bindungs-*e* (= *i*), das sich schon im Lateinischen findet. Vgl. lat. *pietatem* = *piété* und *pitié*. Beide Bildungen, die gelehrte sowohl als die volkstümliche, kommen schon im ältesten Französisch vor; das franz. Adjektiv ist *pieux* = *piosum* st. *pium*. — Echt französische Wörter, sog. „mots populaires" sind nur die, welche infolge des Lautgesetzes vom „accent tonique", ihr Bindungs-*e*, resp. *-i* verlieren, wie *pitié*, altfr. *pitiet*, schon im Rol. 187 : 2547, Gormond v. 386 neben *pietet* (dreisilbig) Alex. 63 a, — *fierté*, altfr. *fiertet* = *feritatem*, Rol. v. 2152, — *viltet* = *vilitatem* Rol. 34 : 437 neben dem neufranz. *vileté*, dagegen neufranz. *clarté* = *claritatem* neben *claritet* St. Léger 34 e. Zu dem von P. angeführten *fermeté* = *firmitatem* giebt es auch eine altfranz., volkstümliche Scheideform *fertet*, *ferté* mit regelmässigem Ausfall des *m* wegen der Konsonantenhäufung, eine Form, die sich im neufranz. in Ortsnamen erhalten hat, z. B. *la Ferté-Milon*. Vgl. u. a. Rambeau, Assonanzen der Chanson de Roland p. 134 f.

Was *cruauté* betrifft, so müsste P., da er einmal hinzufügt „wenn auch nicht aus demselben Grund", auch den wirklichen Grund anführen: *crudelem*, *crudelitatem* = *crudalem*, *crudalitatem* im Vulgärlatein, lat. *a* = *e* wie in *tel* = *talem*. Das e in *cruel* assoniert mit *e* = *a* St. Léger 26 c, vgl. Lücking, Die ältesten französischen Mundarten, p. 72, Rambeau, Assonanzen etc. p. 140. — In **crudalitatem* fiel, ebenso wie in den oben erwähnten Fällen, ganz regelmässig das Bindungs-*i* vor dem Suffix *-tatem* weg, ferner wurde intervokalisches *d* ausgestossen, *l* wurde, wie gewöhnlich vor Konsonanten, in *u* vokalisiert und verschmolz mit dem vorhergehenden *a* zu *au* = *o*. —

Auffällig muss es erscheinen, dass P. nicht *-itatem*, *crudelitatem* statt *-itas*, *crudelitas* sagt. Werden überhaupt lateinische Wörter und Formen in einer französischen Schulgrammatik erwähnt, ist diese also für Schüler geschrieben, die lateinisch verstehen, so müssen dieselben vor allen Dingen erfahren, dass die neufranzösische Form der Substantiva in ihrer überwiegenden Zahl auf dem lateinischen casus obliquus (Genit., Dat., Acc., Abl.) beruht, nur selten als Rest der altfranzösischen Sprachstufe, wo zwei Kasus existierten, auf dem latei-

nischen Nominativ. — In diesem Falle ist Plattner's Angabe falsch und macht es zugleich dem Schüler unmöglich, den Einfluss des lateinischen Wortaccentes auf die Bildung der französischen Wörter zu erkennen.

In § 34 (p. 26) findet sich eine sonderbare Verkennung der Lautverhältnisse im Gegensatz zu den Schriftzeichen. „Auch bei *oe* ist es (d. h. das Trema) überflüssig (denn der Diphthong ist *œ)*, daher *coercitif*. Dagegen ist aus älterer Zeit erhalten *Noël, le Groënland*." *Œ* ist im Neufranzösischen ein einfacher Vokal und keineswegs ein Diphthong, wenn auch diese Buchstabenverbindung in den echt französischen Wörtern ursprünglich einen Diphthong d. h. Doppellaut bezeichnet hat. Im neufranz. *œil* bedeutet *œ* den einfachen kurzen, offenen *ö*-Laut, in *cœur* und *sœur* bezeichnen sogar drei Buchstaben den einfachen, kurzen, offenen *ö*-Laut. Dieser neufranzösische einfache *ö*-Laut geht allerdings auf einen altfranzösischen Diphthong *oe* — *ue* — *uo* = lat *ŏ* (betont) zurück und wird in ganz gleichen Fällen, sei es als offenes sei es als geschlossenes *ö*, *eu* geschrieben, was im Französischen die gewöhnliche Bezeichnung dieses Lautes, auch wo er auf andern lateinischen Lauten als *ŏ* beruht und sich aus andern altfranzösischen Lauten als *oe* — *ue* — *uo* entwickelt hat, geworden ist. Vgl. *ils veulent* = lat. *vŏlunt, il veut* = lat. *vŏlit* st. *vult*, dagegen *couleur* = *colōrem* u. s. w.

In der Sprache des Rolandsliedes war der auf lateinischem *ŏ* beruhende Laut wahrscheinlich noch diphthongisch und wird im Oxforder Texte *oe*, ausserhalb der Assonanz auch *ue* geschrieben. Im Eulalialiede und St. Léger findet sich *uo* = *ŏ*. Vgl. u. a. auch Rambeau, Assonanzen . . . p. 213 ff. Sicher ist, dass die Schreibweise *œ* jetzt keinen diphthongischen, sondern einen einfachen Vokallaut darstellt. Dasselbe ist auch der Fall mit der Aussprache des *œ* in deutschen Namen, wo der Franzose gewöhnlich langes geschlossenes *ö* spricht, z. B. *Gœthe*, wenn man nicht gar etwa manchmal *Goethe* schreibt und *Goët* spricht. Gerade die Zusammenziehung der beiden Buchstaben *o* und *e* in der Schrift *(œ)* soll offenbar den einfachen Laut andeuten und nicht einen Diphthong, wie er sich mit Nasalierung des zweiten Bestandteiles *(oẽ*, geschr. *oin)* in Wörtern wie *soin, moins* findet, ohne dass die bezüglichen Buchstaben *(oin)* in der Schrift zusammengezogen sind. *Œ* bedeutet ebenso wenig einen Diphthong, als die neufranzösische Schreibweise *ou* für *u*.

So viel über den ersten Teil, der von der Aussprache und der Orthographie handelt. Hoffentlich wird sich P. in einer späteren Auflage entschliessen, in diesem Teile den Anforderungen der lautphysiologischen Richtung gerecht zu werden, denselben nach phonetischen Prinzipien umzuarbeiten und uns nicht bloss Leseregeln und Schreibregeln zu bieten. Vor der definitiven Gestaltung seines noch im Erscheinen begriffenen Elementarbuches ist ihm ein gründliches Studium und eine beständige Berücksichtigung der Phonetik anzuraten, — um so mehr, als das Elementarbuch den Grund zur Aussprache der Schüler legen muss, also gerade in diesem Punkte wichtiger als die für die höheren Klassen bestimmte Schulgrammatik ist.

Natürlich ist es nicht leicht, die Resultate der Lautphysiologie für den Sprachunterricht in der Schule auf praktische, verständliche Weise zu verwerten. Aber dies ist bereits versucht und mit ziemlich grossem Erfolge durchgeführt worden, vgl. oben S. 199. — Die Notwendigkeit einer Reform des Unterrichtes in den lebenden Sprachen speziell auf diesem Gebiete und in dieser Richtung wird immer mehr aner-

kannt und ist ja auch bereits oft genug hervorgehoben worden. Man verschone doch endlich den Schüler mit den unzähligen Lese- und Schreibregeln, aber erspare ihm nicht die Mühe, sich des Unterschiedes der Laute einer fremden Sprache im Verhältnis zu einander und zu ähnlichen seiner Muttersprache vollkommen bewusst zu werden!

II. Teil: Formenlehre. § 40—213. — I. Verbum. § 41—105, p. 33—83. — Nach einigen allgemeinen Bemerkungen über Genus, Modus, Tempus, Numerus und Person, teilt P. die Verba ein I. nach ihrer Bedeutung (1. Hilfsverba, 2. Begriffsverba), — II. nach der Thätigkeit (1. Transitiva, 2. Intransitiva, 3. Reflexiva, 4. Impersonalia). — III. nach der Flexion. Eigentlich gehört in eine systematische Formenlehre nur die dritte Einteilung, gewiss nicht die zweite. Die Formenlehre hat die Verba nach ihrem Bau, nach der Bildung ihrer Formen, die Syntax dagegen hat die Verba nach ihrer Bedeutung und ihrer Thätigkeit zu betrachten, da diese nicht in den Formen, sondern nur im Satzgefüge deutlich werden. P. hält sich von § 48 an im allgemeinen an die dritte Einteilung der Verba, aber vorher (§ 45—47) bespricht er die Hilfsverba *avoir* und *être* und gibt alle ihre Formen, während er die übrigen Hilfsverba „im weitern Sinne" *aller, devoir, faire, pouvoir, savoir, vouloir, oser* nur anführt. Es mag für praktisch gelten, die Konjugation der zwei Hilfsverba *avoir* und *être* vor der der übrigen Verba vorwegzunehmen, weil die sog. zusammengesetzten Tempora mit Hilfe von *avoir* und *être* und das ganze Passiv mit Hilfe von *être* gebildet werden. Aber wenn man consequent wäre, so müsste man auch die Konjugation der übrigen zum grössten Teil sehr häufigen Hilfsverba, z. B. von *aller*, das zur Bildung des Præs. Fut. (Fut. I.) und des Impf. Fut. (Condit. I) so häufig, mindestens ebenso häufig, als *avoir* in der Verschmelzung mit dem Infin., verwandt wird, vorausschicken. — Viele Formen von *avoir* und *être* lassen sich ohne Zusammenhang mit den anderen Verben ihrer bezüglichen Konjugationen gar nicht erklären. *Avoir* gehört zur Konjugation mit dem Infin. auf *-oir*, vgl. besonders *savoir (je saurai — j'aurai)*. *Être* gehört zur Konjugation mit dem Infin. auf *-re;* aber es muss wegen seiner von verschiedenen Stämmen gebildeten Formen auch mit dem anomalen Verbum *aller* (Stämme *va-, -i, -all)* zusammengestellt werden. Wenn man in der Formenlehre[1]) der derselben natürlichsten und allein wissenschaftlichen Einteilung nach der Flexion der Verba folgt, so ist man vollkommen berechtigt, zuerst nur die einfachen Tempora des Aktivums

---

[1]) Meine Bemerkungen beziehen sich auf eine systematische Grammatik, die, wie die Plattner'sche, den frühern Gebrauch eines methodischen Elementarbuches, also auch die Kenntnis der meisten gewöhnlichen Verbalformen und besonders der Formen von *avoir* und *être* voraussetzt. In einem methodischen Elementarbuche, das die Schüler erst in die Anfangsgründe der fremden Sprache einführen und mit den häufigsten Erscheinungen derselben bekannt machen soll, muss die Erlernung der Verbalformen einen ganz anderen Gang verfolgen, und notwendiger Weise mit den Formen von *avoir* und *être,* als den in der lebendigen Sprache und in der Lektüre am häufigsten angewandten beginnen. Die Formenlehre der systematischen Grammatik hat die Kenntnis der schon gelernten Verbalformen zu vertiefen und zu erweitern, muss ähnliches neben ähnlichem, gleiches neben gleichem betrachten und darf Erscheinungen, die ihrer Natur nach zusammengehören, nicht getrennt behandeln.

aller Konjugationen vorzuführen und *être* und *avoir* demgemäss den bezüglichen Konjugationen auf *-re* und *-oir* zuzuweisen. Zum Schluss hat man dann, nachdem alle einfachen Formen von *avoir* und *être* an der ihnen zukommenden Stelle erklärt worden sind, die Bildung der zusammengesetzten Tempora (Perf., Plqupf., II. Fut., II. Condit.) und des Passivums zu besprechen, was um so angemessener und praktischer ist, weil nun ein einziges Schema dieser Formen für alle Konjugationen, die sich ja nur in den einfachen Formen des Aktivums unterscheiden, ausreicht und nicht für jede einzelne durchgeführt zu werden braucht. Das Præs. Fut. (I. Fut.) und das Impf. Fut. (I. Condit.) würde ich zu den einfachen Temporibus rechnen, da das Hilfsverbum *avoir* durch die Schrift und durch die Wirkung des „lautlichen Verfalles" mit dem Infin. ganz verschmolzen erscheint. Selbstverständlich muss die Entstehung der Formen des Præs. Fut. und des Impf. Fut. an geeigneter Stelle, sobald das Præs. und das Impf. von *avoir* bekannt sind, erläutert werden.

§ 46 handelt von der behauptenden, verneinenden und fragenden Form des Hilfsverbums *avoir* und überhaupt des Verbums; er gehört gar nicht hierher, sondern in den Teil der Syntax, der bei P. von der Wortstellung handelt, p. 170 ff. P. erwähnt hier sogar die Stellung des persönlichen Pronomens als Obj. und von *en* und *y*, obgleich er diese Wörter viel später in der Formenlehre bespricht.

Nach der Flexion teilt P. die Verba auf dieselbe Weise als Lücking ein, nämlich in zwei Konjugationsgruppen: 1. die Hauptkonjugationen, die Verba auf *-er* und die auf *-ir* mit erweitertem Stamme umfassend, 2. abgezweigte Konjugationen, wohin die Verba auf *-ir* mit reinem Stamme, die auf *-re* und die auf *-oir* gehören. Diese Einteilung ist sehr wohl berechtigt, und ich selbst ziehe sie jeder andern mir bekannten vor. Für „Hauptkonjugationen" gebraucht Lücking einen Namen, der vielleicht passender ist und mehr dem wirklichen Verhältnisse entspricht: „herrschende Konjugationen", womit auch Plattner's Erklärung besser übereinstimmt: „diejenigen, welchen die Mehrzahl der vorhandenen Verba folgt und welchen neugebildete Verba zufallen können" (§ 44). Der Name „abgezweigte Konjugationen" sagt mir gar nicht zu, eine bessere Bezeichnung ist „archaische Konjugationen", wie sie Lücking nennt. Plattner selbst fügt auch in der Anm. zu § 44 den Ausdruck „archaisch" hinzu. Unter „abgezweigt" kann ich mir nicht viel denken. Jedenfalls erklärt P.'s Zusatz „umfassen die gewöhnlich als unregelmässig bezeichneten Verba und die auf *-re*" den Ausdruck nicht.

(Fortsetzung folgt.)

A. Rambeau.

Miscellen.

Adolf Laun als Vorläufer der heutigen Molière-Forschung.

In neuester Zeit ist die Verehrung, die sich sonst an den Namen Adolf Laun knüpfte, in das entschiedene Gegenteil umgeschlagen und nicht nur der Lafontaine-Herausgeber, sondern auch der Molierist Laun ist in einer Weise heruntergekanzelt worden, um die ihn nicht einmal Herr Brunnemann beneiden dürfte. Erst das letzte Heft dieser Ztschr. brachte einen detaillirten Nachweis der Unselbständigkeit Laun'scher Compilationsmethode, und starke Benutzungen franz. Commentatoren sind in den 11 Bänden seiner Molière-Ausgabe allerdings nachweisbar. Aber wie macht man es in Schulausgaben anders! Neue Erklärungsversuche, neue ästhetische und historische Gesichtspunkte würden dasjenige Mass der Studien übersteigen, welches man gemeiniglich einer Schulausgabe zuwendet, auch würde die gebieterische Notwendigkeit der Raumbeschränkung solchen Erörterungen hemmend entgegentreten; so hält man sich denn meist an die Überlieferung, kürzt, compilirt, verdünnt und verwässert. Lobenswerte Ausnahmen, wie die Molière-Editionen des Dr. Fritsche (dessen wissenschaftliche Bedeutung auch in den Augen hoher Behörden für massgebender erachtet wurde, als das Odium des politischen Liberalismus) und des Dr. Knörich, die Ausgaben, welche jetzt unter Benecke's Leitung bei Velhagen & Klasing erscheinen, und andere gehören einer neuen Richtung an, welche die Wissenschaftlichkeit mit der Schulmässigkeit zu vereinen strebt, immerhin wird man auch in ihnen so manchen Anklang an frühere Commentare finden. Wenn den Mitarbeitern der Velhagen & Klasing'schen Sammlung das blosse Entnehmen von Erklärunegn ohne selbständige Begründung untersagt ist, so ist darin allerdings ein bedeutender Fortschritt zu wissenschaftlicher Arbeit gegeben, indessen eine Anlehnung in engerem oder weiteren Sinne nicht ausgeschlossen. Je mehr nun fachwissenschaftlich-gebildete Männer sich zu Schulausgaben herablassen, je mehr dem Dilettantismus auch dieses einträgliche[1]) Métier entzogen wird, desto mehr müssen

---

[1]) Es sei daran erinnert, dass Brunnemann für seine bei Weidmann erschienenen Molière-Compilationen ca. 1500 Mk. erhielt, und dass diese wenig ehrenbringende Tätigkeit nach Angaben der Vorreden sich nur auf ca. 6 Monate ausdehnt. Das verdiene Einer neben seinem Amte, zahlreichen anderen Schreibereien, Klagen über unliebsame Rezensenten etc., wenn er selbständig und wissenschaftlich arbeiten will.

solche „Plagiate", wie sie Herrn Korell und selbst Ad. Laun nachgewiesen sind, zur Unmöglichkeit werden. Jenen Dilettantismus mit grossgezogen zu haben, ist allerdings ein Vorwurf, von dem das Andenken Ad. Laun's nicht freizusprechen ist und der in dem ganzen Bildungsgange des geistreichen und begabten Mannes seinen Grund hat. Die eingehenden Notizen über Laun's Leben wie sie H. Schweitzer im Molière-Museum IV. p. IV. u. V. zusammengestellt hat, geben uns das Bild eines von tieferen Studien und geregelter Methodik unberührten, an schöngeistigen Interessen und spielender Abwechslung desto reicheren Schriftstellerlebens. In Theologie, Philosophie, Philologie dringt Laun gerade so weit ein, wie es für die Zwecke eines halbwissenschaftlichen Autors notwendig ist; zwischen dem Berufe eines Feuilletonisten, Privatlehrers, Prinzenerziehers und fest angestellten Professors herumschwankend, hat er zu der schweren Aufgabe des Jugendunterrichts und der Jugenddisziplin nie ein rechtes Verhältnis gefunden. Zu ernst, um mit seinen Zöglingen nur zu spielen, zu wenig Pedant, um die Zügel mit knappster Strenge zu führen, hat ihn schliesslich der Wespenschwarm der lieben Schuljugend noch vor körperlicher und geistiger Erschlaffung wieder in's Privat- und Schriftstellerleben zurückgetrieben. Und dieselbe mannigfaltige Abwechslung ohne einheitliche Richtung zeigen seine zahlreichen Schriften. Bald als Übersetzer, bald als Feuilletonist und Correspondent, bald als Schul-Commentator tätig, bald in Spanien, bald in England, bald in Frankreich, bald in Amerika mit seinem Interesse weilend, mit Verlegern der verschiedensten Städte und der verschiedensten Qualität in Verbindung, so war er als Gelehrter und teilweise auch als Schriftsteller schon verdorben, als er dem Dichter sich zuwandte, der seinen Nachruhm begründen sollte, — Molière. Bei seiner bewussten Abneigung gegen alle grammat. Studien, die er in einem Schreiben an mich einmal unzweideutig kundgab und bei seiner Verbindung mit der Journalistik und Bühnenwelt, trat er zuerst (1854) als Übersetzer und Bühnenbearbeiter Molières auf, um erst 19 Jahre später mit der Commentirung zu beginnen. Seine Übersetzungen, fliessend und gefällig wie sie waren, haben manche Gebildete und Halbgebildete mit den „disjecta membra" des fremdländischen Riesen bekannt gemacht, und die kurze biographische Einleitung hat noch vor P. Lindau zur Einführung des grossen Dichters in Deutschland viel beigetragen. Warf sich doch neben einzelnen Bühnen auch das Unwesen der sogen. Lesezirkel auf Laun's Molière-Übersetzung, als sie in zweiter, den ganzen Dichter umfassender, Ausgabe 1880 erschien.

Und ähnlich, wie auf das grosse Publikum, hat Laun auch auf die Schule eingewirkt. Vor ihm wurde Molière in erbärmlichen, von Druck- und Textfehlern selten freien Ausgaben ab und zu einmal auf der Schule gelesen, jetzt hat man eine gutgedruckte Ausgabe, die Alles bringt, was nicht nur dem Schüler, sondern auch dem aus einem Elementarlehrer oder cand. theol. hervorgewachsenen „maître" der alten Zeit und dem nur altfranz. oder provenzalisch geschulten cand. phil. rec. der neuen Zeit zum Molière-Verständnis notwendig ist. Manches oberflächliche, halbwahre, selbst ganz falsche geht damit in die Köpfe der Schüler und Lehrer über, aber eine weitere Verbreitung Molières auf deutschen Real- und Gymnasial-Anstalten ist erst so möglich geworden. Auf Laun's Bahnen sind dann Lion, Fritsche und Knörich weiter vorgeschritten, und letzterer ist durch direkte Anregung des schülerhaft gebildeten Meisters erst zum Schüler auf dem Gebiete der Moliéristik und dann selbst zum Meister geworden.

Dieses Verdienst der selbstlosen Anregung, geschickten Popularisirung und formellen Meisterschaft bleibt Laun unbestritten und nur die haltlose Reclame des Verlegers seiner Molière-Ausgabe und das Lobhudeln deutscher und französ. Zeitungen haben zu der Vorstellung Anlass gegeben, als ob Laun's Tätigkeit eine wissenschaftliche Richtung hätte und haben sollte. Diese den Autoren stets verderbliche Lobhudelei hat aber auch die gegnerische Kritik und selbst den Concurrenzneid in die Waffen gerufen und die scharfen, wiewol wissenschaftlich begründeten Kritiken seiner Lafontaine-Ausgabe veranlasst. (Zuerst eine anonyme in Herrig's Archiv, für deren Verf. Ref. irrigerweise längere Zeit gegolten hat, dann auch in dieser Zeitschr.) Wenn es scheint, als ob jetzt auch Laun's Molière-Ausgabe zum Gegenstande wissenschaftlicher Angriffe gemacht werden soll, so sollte doch die eifrige Kritik der heutigen Molière-Forschung so lange eines woltätigen Schlafes geniessen, bis die wissenschaftliche Neubearbeitung dieser Ausgabe, von welcher Bd. I schon vorliegt, zu weiterem Abschluss gekommen ist.

R. Mahrenholtz.

Die nachstehenden Zeilen haben den Zweck, auf einen Irrtum aufmerksam zu machen, der sich in einem vielgelesenen und in mancher Beziehung auch recht schätzenswerten Buche: Die bedeutendsten deutschen Romane des siebzehnten Jahrhunderts. Ein Beitrag zur Gesch. der deutschen Litteratur, von Dr. L. Cholevius, Leipzig, B. G. Teubner, 1866 — vorfindet. Hier heisst es p. 6 der übrigens trefflich geschriebenen „Einleitung“: „Diesen Übergang (von den Amadisbüchern zu dem historischen Roman) zeigt uns sehr deutlich die Sofonisbe des Fräuleins Madeleine von Scudéry“ ebendas.: „Wie diese (die Romane des Jamblichus und Heliodor) selbst nicht mehr die phantastischen Elemente der alten griechischen Heldendichtung aufnahmen (?), so folgte die Scudéry in der Sofonisbe den Amadisbüchern nur noch mit grosser Enthaltsamkeit“ ... ferner pag. 9: „Die ‚Sofonisbe‘, der ‚Ibrahim‘, die älteren und unberühmteren Dichtungen der Scudéry, die Zesen übersetzte“ ... Abermals heisst es p. 18: „Er (Zesen) übersetzte den ‚Ibrahim‘ (1645), die ‚Sofonisbe‘ der Scudéry (1646)“ ... Aus diesen Anführungen, noch mehr aber aus dem p. 50 und 51 Gesagten geht zur Evidenz hervor, dass L. Cholevius einen Roman „Sofonisbe“, den die Scudéry verfasst und den Philipp von Zesen übersetzt hätte, kennen und gelesen haben will. Aber es existiert kein Roman der Madeleine de Scudéry, der den Titel „Sofonisbe“ führte, oder doch mit dem von Zesen übersetzten identisch wäre! keine einzige Bibliographie, keine Literaturgeschichte (auch Dunlop's bekanntes Werk nicht), kein Handbuch, keine Encyclopädie weist unter den Werken der französischen Schriftstellerin eine „Sofonisbe“ auf. Die Dresdener k. ö. Bibliotek, welche die Romane der Scudéry sonst vollständig besitzt, enthält darunter eine „Sofonisbe“ nicht. Dies wäre schon Beweis genug, dass Cholevius' Angabe auf einem merkwürdigen Versehen beruhen muss. Doch wir können den Beweis zu einem durchaus zwingenden machen, indem wir das wahre Original von Zesen's Übersetzung, das daher nicht der Scudéry angehört, nennen. Es ist dies die Histoire | Afriquaine | de | Cleomede | et de | Sophonisbe | . Par M^sr de Gerzan. | A Paris. | Chez Pierre Rocolat etc. | 1627. | Der genaue Name des Verfassers, dessen Werk übrigens Balzac's besonderen Beifall hatte, ist nach dem vom 14. Mai

1627 datierten Privilége François de Soucy, Escuyer Sieur de Gerzan. Der Roman umfasst zwei starke Octavbände von je ca. 1000 Seiten. Er ist, wie gesagt, die wirkliche Vorlage der Zesen'schen Arbeit, die wir in einer auch von Cholevius gekannten Neuausgabe vom J. 1674 (Die afrikanische Sofonisbe, Franckfurt, Bey Johann David Zunnern) genau mit de Gerzan's Roman verglichen und völlig getreu übersetzt gefunden haben. Dieser, der in Deutschland recht selten sein mag, ist auf der Ständ. Landesbibliothek zu Cassel vorhanden.

Wir können nicht glauben, dass der Irrtum Cholevius' etwa auf Ignoranz oder Leichtfertigkeit beruhe, vermögen uns aber allerdings nicht zu erklären, wie er sich in sein sonst so tüchtiges Werk eingeschlichen. Möglich, dass ein speculativer Pariser Buchhändler den veralteten Roman de Gerzan's zur Zeit als jene der Mademoiselle de Scudéry so ungeheueren Absatz fanden, unter falscher Flagge unter das Publikum zu bringen suchte, und dass eines der Exemplare mit dem Namen der Scudéry in Cholevius' Hände geriet.

H. Koerting.

In die Reihe der Städte, in denen Vereine zur Pflege des Studiums der neueren Sprachen und Litteraturen bestehen (Berlin, Dresden, München, Hannover), ist nunmehr auch Hamburg getreten. Im Laufe des letzten Quartals 1883 hat sich auch dort ein „Verein für das Studium der neueren Sprachen“ konstituiert, der nach § 1 seiner Statuten streng wissenschaftliche Zwecke verfolgt und diese durch in monatlichen Zusammenkünften gehaltene Vorträge und Referate sowie sich daran anschliessende Diskussionen zu fördern beabsichtigt. Die Vorschrift des 3. Statuten-Paragraphen, wonach die Themata dem Gebiete der französischen und englischen Sprache und Litteratur entlehnt sein müssen, wird gewiss keine zu engherzige Auslegung finden. Wir wünschen dem jungen Vereine das beste Gedeihen und werden gern über seine Thätigkeit berichten. E. K.

Kritische Anzeigen.

Villatte, Cés., Parisismen. Alphab. geordnete Sammlung der eigenartigen Ausdrücke des Pariser Argot. Berlin, Langenscheidt'sche Verlagsbuchhandlung, 1884. — 237 Seiten 8°. Preis geb. Mk. 4,60.

Seit seiner Einführung in die Litteratur durch Victor Hugo (im *Dernier jour d'un condamné* und in den *Misérables*), sowie durch Eugène Sue und Balzac hat das Pariser Argot, ursprünglich die Sprache der Bummler und Gauner, bedeutende Fortschritte gemacht und in der Ausdrucksweise des täglichen Lebens zahlreiche Spuren hinterlassen. Man kann kaum einen Roman der naturalistischen Schule, kaum ein Witzblatt, ja selbst grössere Zeitungen (Figaro, Gaulois u. a.) in die Hand nehmen, ohne auf Schritt und Tritt solchen Redensarten zu begegnen.

Speziallexika für dieses Jargon existierten bereits, an einem solchen für Deutsche hat es bislang gefehlt. Prof. Cés. Villatte in Neustrelitz, als Mitarbeiter am Sachs'schen Wörterbuch rühmlichst bekannt, hat sich der Mühe unterzogen, diesem wirklichen Bedürfnis abzuhelfen und eine bedauerliche Lücke auszufüllen. Ehe Referent über dieses neue Dictionnaire de l'argot ein Urteil abgibt, mögen einige Bemerkungen über das Wesen des Argot im allgemeinen vorausgeschickt werden, wobei diese Bezeichnung eher im Sinne des englischen *slang*, der burschikosen Ausdrucksweise des täglichen Lebens, als in dem von *cant* zu fassen ist, worunter man die eigentliche Gaunersprache versteht.

Daniel Sanders erinnert in der Beilage No. 249 der „Allg. Zeitung" 1883 an einen komischen Vorgang des Jahres 1870, der natürlich vom Strome der wild erregten Zeit spurlos hinweggespült wurde. Ein Pariser Reptil hatte in einem wutschnaubenden Leit-Artikel über die Hohenzollernfrage den Ausdruck gebraucht: *il faut que*

la Prusse cane, Preussen muss sich ducken. Die Gelehrten — nicht des „Kladderadatsch", sondern der „National-Zeitung" — hatten dies ihnen unbekannte Verb mit dem lat. c a n i s zusammengebracht und sich über den Vergleich Preussens mit einem Hunde gewaltig ereifert. Vergeblich sandte Daniel Sanders damals eine Berichtigung ein, in welcher er zeigte, das dunkle Zeitwort *caner* habe mit dem „kuschenden" Hunde durchaus nichts zu thun, sondern sei von der Ente *(la cane)* hergenommen. „Ich fügte noch hinzu", erzählt der berühmte Sprachforscher, „dass namhafte Blätter, die nur zu gern und geflissentlich über zuweilen bei unseren westlichen Nachbarn vorkommende sprachliche Missverständnisse ihren Spott ergössen, sich doppelt vor derartigen Blössen zu hüten hätten, da schon ohnehin unsere Dutzend-Übersetzungen den Franzosen überreichen Stoff böten, uns den Spott mit Wucherzinsen heimzuzahlen."

Dies zur Charakteristik der Verbreitung des Argot und der dringenden Notwendigkeit eines Buches wie das vorliegende.

In den *Misérables* giebt Victor Hugo eine bemerkenswerte Definition der langue verte: „L'argot n'est autre chose q u' u n v e s t i a i r e o ù l a l a n g u e, a y a n t q u e l q u e m a u v a i s e a c t i o n à f a i r e, s e d é g u i s e. Elle s'y revêt de mots-masques et de métaphores-haillons .... C'est toute une langue dans la langue, une sorte d'excroissance maladive, une greffe malsaine qui a ses racines dans le vieux tronc gaulois et dont le feuillage sinistre rampe sur tout un côté de la langue." Weiterhin vergleicht er in dem grossen Exkurs über das Argot diese Sprache mit einer aus vielen und verschiedenartigen Schichten bestehenden „*alluvion*".

Unter diesen verschiedenen Schichten findet man zunächst a l t f r a n z ö s i s c h e Wörter, deren Todesurteil längst von der Académie gesprochen ist, wie das oben erwähnte *caner* = *faire la cane* (Rabelais), wie eine Ente sich ducken. Ferner haben alle romanischen Sprachen zum Argot beigesteuert: *cadène* = lat. catena, *frangir* = lat. frangere; *le gat* = span. gato, Katze, *la fassolette* = ital. Fazzoletto, Taschentuch, *la spade* = ital. Spada, Degen; ebenso haben das Deutsche und Englische im Argot Spuren hinterlassen: *schlaguer* = schlagen, *faire schloff* = schlafen, *le chouftiqueur* = Schuhflicker, Pfuscharbeiter, *le schnick* = Schnaps, *le caleur* (nur in der Diebessprache) = Kellner, *le bichot* = Bischof, *un pilche* = engl. pilcher, Scheide, der zahllosen technischen und Sportausdrücke nicht zu gedenken, die von jenseits des Kanales her eingewandert und in den Tagesblättern häufig sind.

Zweitens greift das Argot zu unverständlichen Neubildungen, deren Ursprung dunkel ist und wohl bleiben wird. Namentlich gilt dies von der eigentlichen Gaunersprache. Beispiele solcher Neu-

linge sind *le rabo(u)in* = Teufel, *la sorgue* = die Nacht, *le taf* = die Furcht etc. etc.

Drittens entstellt die langue verte vorhandene Wörter durch Anfügung einzelner Silben, ähnlich wie deutsche Studenten in ihren Ausdrücken auf *-eo.* Der Gauner sagt *monorgue* für *moi, nosigues* für *nous, vouzaille* für *vous, icigo* und *labago* für *ici* und *làbas*, und gebraucht noch andere Suffixe wie *-muche, -mon, -mar, -anche* etc. etc. Ferner war es in der Blütezeit des allzeit fidelen zweiten Empire bei der Demi-monde üblich geworden, durch Einschieben der Silbe *av* oder *va* die Wörter für Uneingeweihte unverständlich zu machen z. B. *javeudavi*-jendi, ein Jargon, das unter dem Namen *javanais* bekannt war.

Anderseits entstehen viele Argotismen durch Verkürzung vorhandener Ausdrücke *erebleu* = *sacrebleu, crénom* = *sacré nom de Dieu, nom d'unch* = *nom d'un chien* (Lieblingsfluch des Gavroche in den Misérables, fehlt bei Villatte); *un sap* = un *sapin* (Wagen), *un aristo* = *aristocrate, un philo* = Oberprimaner, *un â flexe* = *a mit Circumflex* etc. etc.

Kecke und malerische Metaphern und Metonymien, die sich zuweilen bis zum Kalauer versteigen, bilden die reichste Quelle des Jargon der Boulevardbevölkerung, der Studenten und Soldaten, der Demi-monde und des Künstlerproletariats. Hier wirkt der gute alte *esprit gaulois* der Nation fort. Einen unendlichen Reichtum entfaltet das Argot für Gegenstände, die seinen Anhängern besonders sympathisch sind, so für den Rausch in seinen verschiedenen Stadien, für die Dirnen verschiedenen Grades und dergleichen.

Villatte will z. B. über fünfzig Ausdrücke für den Rausch und seine Varietäten gezählt haben.

Welche Reihe von Vorstellungen wecken z. B. scherzhafte Ausdrücke wie *déboucher ses flacons* = seine Stiefeln ausziehen, oder *remonter sa pendule* = ab und zu seine Frau prügeln, *jouer du crachoir* = schwatzen! Welche Begriffe von ehelichem Missgeschick liegen in den Bezeichnungen *boîte à cornes* für Hut und *cousin de Moïse* für Ehemann? Welche Missachtung des würdigen Senats liegt in der Bezeichnung *cambuse des genoux (cambuse* = Bude, *genou* = Glatze)! Welche kühne Metapher in *lampions fumeux* für Triefaugen, *lapin-ferré* für Gensdarme, *s'éclairer le fanal* = einen Schnaps trinken, *se piquer le nez* = sich bezechen, oder in weniger reinlichen Ausdrücken wie *ouvrir sa tabatière* und *moucher la chandelle?* Malerisch sind die verschiedenen Namen der Geldstücke im Argot: 1 Sou = *un rond;* 1 Franc = *une balle, un blanc, une veilleuse*; 2 Fr. = *une roue de devant;* 5 Fr. Silber = *une roue de derrière*, oder *un œil de boeuf;* 5 Fr. Gold ist nur *un bouton de guêtre,* während ein Zehnfrankenstück schon als *paire*

de cymbales und ein Zwanzigfrankenstück als *bonnet jaune* figuriert. Auch der Wortwitz, der unverwüstliche calembour ist vertreten. Warum heisst ein Portier *cloporte* (= Kellerassel)? Wegen seiner engen und dunklen Wohnung? Nein, *parce qu'il clôt la porte.* — Warum nennt man den Schutzmann *pensum*? Wegen der durch ihn verursachten Strafen? Nein, *parce qu'il pince*[1]) *les hommes!* — Ebenso heissen sehr enge Schuhe *souliers seize,* weil *très étroit* = *treize et trois,* = *seize* ist, ebenso nennt man den Podex euphemistisch *Schaffhouse,* weil in Schaffhausen *la chûte du Rin (chûte des reins*[2]) sich befindet!

Für eine so interessante und eigenartige Sprache, die in den modernen Romanen und Tagesblättern uns auf Schritt und Tritt verfolgt, durften die Lexikographen nicht fehlen. Alfred Delvau, Lorédan Larchey und zuletzt der zu früh verstorbene Lucien Rigaud haben Dictionnaires de l'Argot herausgegeben, auf welchen Villatte basiert. Absolute Vollständigkeit ist selbstverständlich in dem Wörterbuche einer so raschlebigen und in stetem Flusse begriffenen Sprache nicht zu erzielen, zumal die Ausdrucksweise der Diebe und Mörder, die richtige *langue verte* (engl. *cant*), schwer zu erforschen ist.

Referent hat das hübsch ausgestattete Buch — bei einer Verlagshandlung wie die Langenscheidt'sche eigentlich überflüssig zu bemerken — mit grosser Freude durchblättert und zu wiederholten Malen zu Rate gezogen und musste über die Fülle des gebotenen Materiales förmlich staunen. Wenn er gleichwohl in der Lage ist, manche Nachträge zu bringen, so geschieht dies nur, weil er als Nationalfranzose die *langue verte* auch spricht und noch jetzt durch Verkehr mit Studiengenossen in Frankreich seine Kenntnis derselben stets erweitert. Die Verlagshandlung mag diese Beiträge, für deren unbedingte Zuverlässigkeit Referent bürgt, in einer jedenfalls bald zu erwartenden zweiten Auflage des ausgezeichneten Werkes benutzen.

Hie und da hat Villatte Argotismen zu eng gefasst: *casser sa canne* heisst nicht allein wortbrüchig werden, sondern durchbrennen (= *se tirer des pattes, se carapatter* etc. etc.); *la piolle* und *le bocard* = die Bude im allgemeinen (vgl. V. Hugo, Misérables. IV. 6. Kap. 2). Auch *boui-boui* scheint seine engere Bedeutung verloren zu haben und allgemein als Kneipe aufgefasst zu werden. Wenigstens hat Ref. oft *un bock* in Kaffeehäusern ohne Tingeltangel zu sich genommen, die von den Kameraden als *bouis-bouis* bezeichnet wurden.

Neben *lardon brut* = Schwarzbrot fehlt *lardon brutal* (Mi-

---

[1]) *pincer* = zwicken, kneifen, abfassen.
[2]) *Chûte,* Fall, Senkung; *chûte des reins,* Ort, wo die Hüften sich senken.

sérables a. a. O.) neben *boucler* das Gegenteil *défaire la boucle (= s'évader)*, neben *chigner* = plärren fehlt die Nebenform *chouigner*. Die Bonapartisten werden nicht bloss *badingueusards*, sondern auch *badingouinards*, die Klerikalen *cléricafards (cafard* = Schwabenkäfer, schwarzer Heuchler), *cléricaille* und *cléricanaille* (vgl. *vaticanaille)* geschimpft. Das unnatürliche Laster wurde 1879 und 1880 nach dem ultramontanen Herrn von Germiny, der in einer *Vespasienne* in flagranti ertappt wurde, vielfach *germinisme* und die Anhänger desselben *gerministes* genannt, eine Bezeichnung, die man noch heute in der radikalen „Lanterne" lesen kann. — Hier mögen nun die Argotismen folgen, die Ref. in Villattes „Parisismen" vermisst hat, und die ihm zufällig in's Gedächtnis, bezw. neu zur Kenntnis kamen.

1. *bâteau de fleurs* = *bordel* („Journal Amusant" vom 14. Okt. 1883).
2. *bibi* = ich. *C'est bibi qui le dit*, und das sag' ich!
3. *Biribi* = Strafkompagnie in Afrika. *être envoyé à Biribi.*
4. *boudiné* = Stutzer (cf. *gommeux*, *pschutteux)*, wohl wegen der engen Beinkleider, welche die Beine so dünn erscheinen lassen wie *boudins*. Ein im vorigen Jahre sehr viel gebrauchtes Wort, namentlich in Witzblättern.
5. *boujarou* = Schnapsration der Marinesoldaten.
6. *bouif* = Militärschuster (cf. Villatte s. v.).
7. *brassé-carré* = Gensdarm.
8. *buriner* = *bûcher* etc., schanzen, hart arbeiten.
9. *canfouine* oder *carrée*, Soldatenstube. *Le père de la canfouine*, der Stubenälteste.
10. *caillou*, Schädel; *il n'a plus de mousse sur le caillou, il a le caillou démoussu*, er hat eine Glatze.
11. *canard*, einfacher Soldat.
12. *castapianne* oder *chtouille* = *chaude-lance*.
13. *classe*; *être de la classe* im letzten Dienstjahr stehen und daher gegen alles gleichgiltig sein. *il est de la classe* = *c'est un type qui s'en fout.*
14. *se colonner* oder *se taper sur la colonne* = *se masturber.*
15. *conneau* = *farceur.*
16. *corsage battant son plein* = voller Busen (Charivari, 12. 10. 80).
17. *crotin*; *être dans le crotin* (Pferdemist) = in der Kavallerie dienen.
18. *débecqueter* = *dégueuler*, *dégobiller* etc.
19. *décavage* = *état de celui qui est décavé* (auf dem Hund).
20. *délouffer* = *louffer.*
21. *digue*, Weib, Frauenzimmer (V. Hugo a. a. O.).
22. *s'encanailler*, mit Niedrigeren verkehren. (Nana, pag. 358).
23. *enfiler* = *faire ça* = *faire l'amour* (obsc.).
24. *engoncé*, fest eingeschnürt.

25. *épastrouillé*, verblüfft.
26. *faire le malin* oder *des épates*, renommieren.
27. *faire ça = faire l'amour*, obsc. (Nana, S. 245.)
28. *fader qn dans une distribution.* 1. Einen bei der Rationenverteilung begünstigen. 2. = *poivrer*, anstecken (milit.).
29. *fantasmince = fantabosse* (schlechter Witz: *fente à bosse* für *fente à sein = fantassin) = biffin = pousse-cailloux = écrevisse de rempart = cul-rouge*, verächtl. Bezeichnungen für Infanterist.
30. *flambart* (von *flamber*, flammen), Renommist, Bramarbas (milit.).
31. *fourbi, tout le fourbi = toute la boutique*, der ganze Kram.
32. *fricoter*, oder *faire du fricotage* (milit.), sich nebenher in dienstfreien Stunden etwas verdienen (cf. Villatte s. v.).
33. *fouillotter = trouillotter = gazouiller = repousser = remuer = refouler = la couper = chelinguer*, stinken.
34. *grue = grenouille = gothon*, Dirne (cf. Villatte s. v.).
35. *infirgo*, corrump. aus *infirmier*, Krankenwärter (milit.).
36. *installer sa bidoche = montrer sa viande* (milit.), ein Loch an den Beinkleidern haben, durch welches das Fleisch sichtbar wird.
37. *jeter* schwatzen. *N'en jette plus*, halt's Maul! (milit.).
38. *jus de chapeau*, Morgenkaffee der Soldaten.
39. *Kaoudji* (arab.) = Kaffee.
40. *légumes; être dans les légumes = être influent*, Einfluss haben (milit.).
41. *membrer = buriner, turbiner, bûcher*, schuuzen (milit.).
42. *mérangueule*, Nasenpopel.
43. *noce de tailleur*, oder *de cordonnier*, Unterhaltung ohne Getränke (milit.).
44. *ostot = ours, mazaro*, Arrestlokal der Soldaten.
45. *panier*, Bett (milit.).
46. *patate*, Kartoffel (milit.).
47. *pelle, remporter une pelle (veste)*, durchfallen, abfahren.
48. *pièce humide*, Klystierspritze; *artilleur de la pièce humide*, Krankenwärter.
49. *poil; avoir du poil dans la main* = faul sein, Gegensatz zu *avoir du poil au cul.*
50. *pommade; couper dans la pommade*, auf den Leim kriechen.
51. *prendre qn en grippe*, Abneigung fassen gegen Einen.
52. *quarantaine*, Verschiss; *mettre en quarantaine*, in Verschiss thun.
53. *quinze et quatorze = la vérole*, Syphilis.
54. *rabiot (od. rabiau)*, Arbeit, die nach dem Feierabend gemacht wird, um zum Taglohn noch etwas zu verdienen. (Näherinnen.)
55. *rabioter*, nachdienen (vom vielbestraften Soldaten).

56. *ravigotter*, wieder auf den Damm bringen.
57. *tirer au cul*, sich drücken (vom Dienst).
58. *tirer l'oreille à Jules* oder *à Thomas*, den Nachttopf des Arrest-Lokals ausleeren; *passer la jambe à Jules*, denselben benutzen (milit.).
59. *la torcher à qn*, Einem Streiche spielen (milit.).
60. *trinquer*, brummen; *j'ai trinqué*, ich habe so und so lange gebrummt.
61. *type*, allg. = Kerl; *un type épatant*, ein Mordskerl.
62. *verrasse* = *petit verre*, Schnäpschen (cf. *vinasse* = *vin*).

Schliesslich noch ein paar Ausdrücke, die ich im Fort von Vincennes bei Paris hörte, und die rein lokal zu sein scheinen.

63. *mettre le panier de qn en bascule* oder *en batterie* = rapprocher les planches d'un lit du bord des tréteaux pour que les planches *basculent* et que le lit se démolisse dès que l'autre veut s'asseoir dessus.
64. *mettre (ficher, foutre) le panier d'un autre en portefeuille*, das eine der beiden Betttücher ganz klein zusammenlegen und verstecken, das obere ordnungsmässig darüber decken, damit der Kamerad auf das rauhe Packtuch der Strohmatratze zu liegen kommt.
65. *mettre (ficher, foutre) le panier d'un camarade en serpentine*, = entortiller les deux draps de leur longueur l'un dans l'autre, les mettre dans le lit et le refaire ensuite. — Drei sehr beliebte harmlose Scherze, die jedem *bleu* (Neuling) beim Eintritt beigebracht zu werden pflegen.

Wirkliche Unrichtigkeiten dürften — abgesehen von den kleinen oben erwähnten Ungenauigkeiten, die nicht zu vermeiden sind — selbst der Eingeweihte der *langue verte* kaum in dem vorzüglichen Vokabular ausfindig machen. Höchstens würde er sich daran stossen, dass *une fine champagne* mit Branntwein, Liqueur, statt mit besserer Cognac wiedergegeben ist. Hat denn der Herr Vf. durch die in Frankreich ziemlich bekannte Etikette *Cognac fine champagne* sich zu keinem Versuche eingeladen gefühlt?

J. Sarrazin.

Litterarische Chronik.

I. Schulausgaben.

1. Prosateurs français à l'usage des écoles, publiés par **Velhagen et Klasing.** Bielefeld et Leipzic 1882. 31. Lieferung: *Histoire de Napoléon et de la grande armée en 1812* par Le Comte de Ségur. In Auszügen mit Anmerkungen zum Schulgebrauch herausgegeben von O. Schmager. Teil I. Mit einer Übersichtskarte. 208 S. kart. 1,20 M. 32. Lieferung: *Histoire de la révolution française* par Mignet. In zwei Teilen. In Auszügen mit Anm. z. S. hg. von A. Seedorf. II. Teil. 360 S. kart. 1,80 M. 33. Lieferung: *Mes récapitulations* par Jean-Nicolas Bouilly. Première époque 1774—1790. Mit Anm. hg. von Frédéric d'Hargues. 140 S. kart. 0,75 M. 34. Lieferung: *La campagne de Mayence en 1792/93.* Récit historique tiré de l'histoire de la révolution française racontée par un paysan par Erckmann-Chatrian. Im Auszuge. Mit Anm. zum Schul- und Privatgebrauch herausgegeben von K. Bandow. 218 S. kart. 1,20 M. 35. Lieferung: *Quatre-Bras et Ligny* par Thiers. Auszug aus der Histoire du Consulat et de l'Empire. Mit Anm. hg. von F. Fischer. 156 S. kart. 0,80 M. 36. Lieferung: *Waterloo* par Thiers. Auszug aus der Histoire du Consulat et de l'Empire. Mit Anm. hg. von F. Fischer. 187 S. kart. 1,00 M. 37. Lieferung: *Précis de l'histoire moderne* par J. Michelet. In Auszügen mit Anm. hg. von C. Th. Lion. II. Teil. 152 S. kart. 0,80 M.

Vgl. die Anzeigen in dieser Zeitschrift Bd. 2, S. 545—557: Bd. 3, S. 326—320: Bd. 4, S. 114—117. — Der Hg. erklärt zu Lieferung 31 in der Einleitung, dass er von vornherein vor die schwierige Aufgabe sich gestellt gesehen habe, eine Auswahl in Ségur's Histoire de Nap. etc. zu treffen: eine unverkürzte Wiedergabe hätte die für die Sammlung gezogenen Grenzen überschritten. Das heisst doch, den kaufmännischen Gesichtspunkt etwas zu scharf ins Auge fassen. War es doch früher möglich, das ganze Werk in 2 Bändchen dem Schüler in die Hand zu geben, warum also nicht jetzt auch? Und wenn die 32. Lieferung einen Band von 370 S. ergeben durfte, warum nicht auch die 31.? Wenn der Herausgeber, was wir nicht bezweifeln wollen, der Gewalt weichen musste, so hat er nun in der That das bessere Verfahren eingehalten, insofern er einzelne Bücher wenigstens vollständig gibt. Er bietet in dem vorliegenden Bändchen „einen bis auf wenige Stellen unveränderten Abdruck

des 3., 4., 5. und eines Teils des 7. Buches nach der besten Pariser Ausgabe, die 1852 bei Delaroque aîné in 16. Aufl. erschien. Das zweite Bändchen wird das 8. und 11. Buch (Napoléon in Moskau und den Rückzug über die Beresina) enthalten." (Vgl. auch diese Zeitschrift Bd. 4, S. 109 und S. 262 f.) Trotz alledem werden die beiden Bändchen nur eine Ségurchrestomathie sein. Ich will der Frage nicht näher treten, ob das Beste aus dem Werke herausgegriffen ist, und bemerke nur, dass in der Göbel'schen Bibliothek (Bändchen 50) Buch 8 und 9 ausgewählt ist, während der Hg. im zweiten Bändchen das 8. und 11. Buch zum Abdruck bringen will. Ich bedauere umsomehr, dass er uns nicht das unverkürzte Werk giebt, weil sein Verfahren bei den Anmerkungen im allgemeinen meinen Beifall hat; ich möchte nur den Vorschlag machen, dass die grammatischen Bemerkungen durch einen schlichten Hinweis auf die Gramm. erledigt würden, höchstens unter Hinzufügung eines Stichworts. So liesse sich z. B. die lange Anm. auf S. 15, 1 kurz so fassen: über den Plur. der abstrakten Substantive im Franz. vgl. . . . Das verkehrte Gleichheitszeichen erscheint noch immer, z. B. wenn „*se trouver* S. 24, 1 vor Adjektiven und Partizipien häufig = *être*" gesetzt wird: *la guerre se serait trouvée terminée* sagt entschieden mehr als *la guerre aurait été terminée.* Zu *ils ne parlaient que d'elle* S. 40, 2 findet sich bemerkt: „*d'elle* mit Bezug auf eine Sache *(guerre)* muss hier stehen, weil es nicht durch *en* ersetzt werden kann." Absicht ist, dass der Schüler sich nun fragen soll, warum kann denn nicht *en* stehen? Es ist sehr zweifelhaft, ob er sich in seiner Sorglosigkeit die Frage vorlegen wird; daher würde die Anm., wenn sie nicht überhaupt überflüssig wäre, besser die Fassung erhalten: Warum kann hier nicht *en* für *d'elle* eintreten? Es scheint mir überhaupt im allgemeinen in den Schulausgaben der französischen Schriftsteller eine Beschränkung der Anmerkungen auf das Unentbehrlichste mehr und mehr geboten; bei der Ausgabe des Ségur ist indessen das richtige Mass leidlich innegehalten.

Über das Verfahren, das in den Anmerkungen zu Mignet 2. Teil geübt wird, kann ich kein anderes Urteil gewinnen, als bei Teil 1. Wenn z. B. S. 79, 2 zu *qui lui servait d'instrument* für den Primaner die Grammatiken oder Wörterbücher über die Konstruktionen von *servir* ausgeschrieben werden, so ist das überflüssig. Dergleichen überflüssige Anmerkungen finden sich hier in ziemlicher Menge, z. B. S. 83, 2 u. 3. S. 83, 7 war zu kürzen in: „über den Acc. mit d. Inf. vgl. . . ." Anm. S. 94, 1: „*s'assurer = pour assurer.*" Bei meiner Feindseligkeit gegen das Gleichheitszeichen setze ich hinzu: *quelle horreur!* Auch das Lexikalische könnte für den Mignetleser etwas mehr beschnitten werden. Die sachliche Erklärung ist auch in diesem 2. Teil angemessen.

33. Lieferung: Bouilly, etc. Der Hg. schreibt in der Biographie und Einleitung S. 4 f.: Es fehlt uns nicht an französischen Geschichtswerken, welche eine angemessene Lektüre für unsere Jugend sind; dagegen ist die Auswahl von Büchern, welche längere, interessante und Geist und Herz zugleich bildende Geschichten, Erzählungen und Schilderungen enthalten, im ganzen nur gering. Wir geben uns daher der Hoffnung hin, dass gerade diese Sammlung aus Bouilly eine Lücke in unserer Schullitteratur ausfüllen wird." Ich bemerke dagegen, dass es sich gegenwärtig nicht mehr darum handelt, Lücken auszufüllen, es wird vielmehr jetzt nur gelingen, entweder zu manchem Guten etwas Gutes oder zu vielem weniger oder garnicht Brauchbaren etwas ähnliches hinzuzufügen. Die Schrift Bouilly's liest sich in der That, was die Sprache anlangt, sehr gut, jedoch die Introduction p. 7—16 ist zu philosophisch gehalten, als dass sich die Jugend dafür interessieren könnte, *La plus*

vive impression de mon enfance p. 17—25 ist verführerisch, weil sie in dem Gedanken gipfelt: Je lui dois en effet ce que toujours je préférai à l'orgueil du rang, aux avantages de la richesse, au désir même de la célébrité ... ma chère indépendance ... *L'inscription* p. 26—33 ist für den Schülerverstand schwer verständlich. Das folgende Kapitel p. 34—39 würde angemessen sein, wieder das folgende: *Prix de vers français;* u. s. w. Der Raum der litterarischen Chronik gestattet nicht, das Werk Bouilly's nach den von dem Hg. beliebten Auslassungen, die dem Charakter der Récapitulations entsprechend angemessen erscheinen müssen, vollständig durchzugehen; ich muss zu dem Schlusse kommen: eine Schullektüre ist es nicht, wohl aber denen, die vielleicht den Namen Bouilly's als des Verfassers von *Contes à ma fille* und *Conseils à ma fille* schon haben nennen hören, als eine ansprechende Lektüre sehr zu empfehlen. Was die Anmerkungen des Herausgebers betrifft, so sind sie zum übergrossen Teil misslungen oder unzureichend. S. 7, Anm. 3: „*venir* mit reinem Infinitiv ist als Umstand des Zweckes zu fassen," soll eine grammatische Bemerkung sein, verdient aber den Namen nicht u. dgl. m. Bei der Erwähnung des Martial S. 12 und 13 hätte ich für den Schüler gern etwas über Martial und für mich die Angabe der Stelle, wo die Worte bei Martial zu finden, gesehen. Der Hg. verschmäht es überhaupt, die Stelle, wo die Worte zu finden sind, anzugeben. Vorstehendes nur als kurzer Belag für meine Behauptung; auf Verlangen bin ich bereit, sie mit vielen Einzelheiten zu begründen; ich bitte überhaupt, dies für meine Chronik, für die mir Kürze zur Pflicht gemacht ist, stets zu berücksichtigen.

Die 34. Lieferung schliesst sich an die erste an: ich bin der Ansicht des Hgs. der 33. Lieferung durchaus nicht abhold, der das Übergewicht der Lektüre von Geschichtswerken etwas beschränken möchte, dafür (empfehle ich einerseits Xavier de Maistre, Voyage autour de ma chambre etc. angelegentlich der Privatlektüre, andererseits) scheinen mir die bisher aus Erckmann-Chatrian gemachten Auszüge wohl gelungen; die Erlebnisse der einzelnen Personen, für die die Teilnahme des Lesers gewonnen wird, gewinnen hier noch durch eine lebendige Schilderung der Zeitereignisse, wie man sie in den eigentlichen Geschichtswerken nur selten findet. Die Anmerkungen sind dem Programm der Ausgaben entsprechend behandelt. Das schliesst nicht aus, dass ich über mehrere Punkte anders denke: z. B. zu „Ah! de vous dire que ça ne me coûtait rien, j'aurais tort" wird S. 14, 1 bemerkt: das vorangestellte *de vous dire* hängt ab von *j'aurais tort.* Ich möchte lieber auf Mätzner, franz. Gr.[2] S. 423 verweisen. S. 14, 3: zu *Je savais aussi, il fallait nous défendre* wird bemerkt: „es hätte genau genommen heissen müssen *il nous fallait nous défendre*"; das wäre nur fehlerhaftes Französisch gewesen. S. 14, 4: „*en* hier ohne eigentliche Beziehung." Warum nicht, da der Satz auch mit *qu'il fallait* eingeleitet wird, das *en* auf die Verteidigung beziehen? S. 14, 7: zu *mon père était là qui me tendait les bras* wird bemerkt: „eigentümlicher Gebrauch des Relativsatzes"; aber doch in der heutigen Sprache sehr beliebt, *le voilà qui arrive* u. dgl. war heranzuziehen. S. 14, 10: „gewöhnlich *c'est ma faute* (ohne *de*)". Die *Ac.* hat den Ausdruck *c'est de ma faute* nicht." Bei Erckmann-Chatrian findet sich hier die gleiche Wendung noch S. 209, 3. Das musste den Hg. zunächst darauf aufmerksam machen, dass an beiden Stellen die Wendung in verneinter Form erscheint, ferner ihn dazu veranlassen, den mit der Wahl dieser Wendung beabsichtigten Sinn zu ermitteln. S. 26: *Il n'avait pas grand' chose à faire que de nous presser* hätte eine Anmerkung verdient; sonst liessen sich aber viele streichen.

Die 35. und 36. Lieferung würde ich wegen der darin behandelten Stoffe wohl als eine brauchbare Schullektüre ansehen, wenn nicht die so sehr ins Einzelne gehende Darstellung an den Schüler Anforderungen stellte, die er nicht erfüllen kann. Er muss eine Anzahl Namen und Örtlichkeiten stets im Kopfe haben und sich die letzteren auf der Karte vor Augen halten, um den Bericht über Bewegungen der Truppen unter ihren Führern folgen zu können; bei der stückweisen Lektüre aber, wie sie in der Schule nur möglich ist, wird ihm meist der Zusammenhang mehr oder minder verloren gehen. Die Anmerkungen bieten viel überflüssige Erklärungen von Wörtern und Redensarten, die grammatischen sind teilweise zu beseitigen, insoweit sie ganz bekannte Erscheinungen erörtern, teilweise (vgl. o.) zu kürzen.

Die 37. Lieferung bietet den 2. Teil zur 28. Lieferung und enthält die Übersicht über die neuere Geschichte von 1610—1789. *Michelet* wollte mittels seines *Précis* in dem Gedächtnis der Schüler *une empreinte durable de l'histoire moderne* hinterlassen und beabsichtigte, die dramatische Einheit der drei letzten Jahrhunderte hervorzuheben, alle vermittelnden Ideen durch charakteristische Thatsachen ins Licht zu stellen. Wir haben es also nicht mit einem trockenen Geschichtsabriss zu thun, sondern mit einer vielfach anregenden, in fesselnder Sprache geschriebenen Geschichtsbetrachtung, der ausserdem grosse Objektivität und Unparteilichkeit nachzurühmen ist. Diese Vorzüge haben mich zur Bearbeitung dieses Werkes als einer für Obersekunda und Prima wohl geeigneten Lektüre bestimmt, namentlich auch insofern als es den Schüler mit dem Französich des 19. Jahrhunderts in einem guten Muster bekannt macht.

2. Sammlung französischer und englischer Schriftsteller mit deutschen Anmerkungen. Herausgegeben von E. Pfundheller und G. Lücking. Berlin, Weidmann'sche Buchhandlung. *Histoire de la révolution d'Angleterre* par Guizot. Erklärt von Bruno Graeser. 3. Band: *Histoire de Protectorat de Richard Cromwell.* 1. Abteilung: Buch I und II. 1883. 148 S. 8. 1,50 M.

Vgl. die Rezension von A. Haase im 2. Bd. dieser Zeitschr. S. 398 bis 406 und meine Bemerkung im 1. Bd. S. 269 f. Zu einer Schullektüre würde sich der erste Band (Geschichte Karls I., in 2 Abteilungen) oder der zweite (Geschichte der englischen Republik und Cromwell's, ebenfalls in 2 Abteilungen), als inhaltlich bedeutsamer noch eher eignen als dieser, obgleich hier die in jener Rezension gerügten Fehler vermieden sind, grammatische Anmerkungen finden sich zum Glück nur spärlich, der auf S. 40, 62 zu *il ne reconnaissait de pouvoir légitime que celui de Charles Stuart: „de pouvoiar légitime* hängt von *ne* ab" wird in dieser Fassung beiläufig wohl nicht jeder beipflichten. (Vgl. Mätzner, fr. Gr. S. 381.) Als Privatlektüre mag man, wenn gerade der betreffende Zeitabschnitt in der Geschichtsstunde behandelt wird, die Ausgabe dem Schüler wohl empfehlen, auch des guten Stiles wegen vielleicht zur Anlage einer Sammlung mustergiltiger Redensarten, die sich im französichen Aufsatze verwerten lassen.

3. Weidmann'sche Sammlung. *Le philosophe sans le savoir. Comédie* en cinq actes et en prose par Sedaine. Erklärt von M. Gisi. 1883. 90 S. 0,00 M.

Der Hg. hat, wie das Vorwort angibt, eingehende Nachforschungen über Sedaine's Leben und Werke angestellt und deren Resultate in einer besonderen Schrift „*Sedaine*, sein Leben und seine Werke, mit besonderer

Beziehung auf den *Philosophe sans le savoir*, Berlin 1883, Weidmann'sche Buchh." niedergelegt, daher enthält die Einleitung S. 4—9 nur kurze übersichtliche Angaben, welche jedoch für Einführung in die Lektüre des bürgerlichen Schauspiels — als solches möchte der Hg. das Stück bezeichnen — ausreichend sind. Die Anmerkungen sind im allgemeinen angemessen und sorgfältig, nur wenige sind überflüssig; nicht recht gefallen wollen mir die grammatischen, wenn sie sich im Anschluss an Lücking in dessen gelehrte, dem Schüler unverständliche Ausdrucksweise einwickeln; es giebt das ihnen übrigens an Stellen, wo sie sonst vielleicht entbehrlich wären, einen besonderen Reiz. Das Stück empfiehlt sich für eine gelegentliche Lektüre in der Schule nach Inhalt und Form, in ersterer Beziehung mehr als Scribe's Le verre d'eau.

4. Weidmann'sche Sammlung. Ausgewählte Lustspiele von Molière. 2. Band: *Le Tartufe.* Erklärt von H. Fritsche. 1883. 176 S.

Fritsche hat uns damit eine wissenschaftliche, gelehrte Ausgabe des Tartufe geliefert, er durfte seine Ausgabe um so eher so fassen, weil die Lektüre des Tartufe in der Schule gemeiniglich nicht gestattet wird; er ist zwar bisher trotzdem noch vielfach gelesen worden, und es haben sich auch viele Stimmen für dessen Verwendung als Schullektüre gefunden; dass aber eine solche nicht ganz ohne Bedenken, wer wollte es leugnen? Ich stelle die Frage dagegen: ist sie nicht in gleicher Weise für den bedenklich, der eben mit dem Zeugnis der Reife ausgestattet die Schule verlassen hat? Aber für diesen trägt die Schule kein Verantwortung. Eine Schulausgabe ist Fritsche's Bearbeitung des Stückes entschieden nicht, auch nicht eine solche, die eine glatte Lektüre erleichtert und fördert, eher eine solche, die durch ihre wissenschaftlichen Zuthaten nach jeder Richtung hin zu eingehendem Studium auffordert, einem Studium, dass zu einem ungestörten Genusse des Molière'schen Meisterwerkes nur den kommen lässt, der in ernster, angestrengtester Arbeit seine Befriedigung findet. Die Molièrekenner werden dem Hg. für seine sorgfältigen in der Ausgabe niedergelegten Forschungen nur Dank wissen, ich möchte nur die Schüler auch nach dieser Richtung hin vor Überbürdung schützen. Die Beurteilung im einzelnen muss ich anderen überlassen, schon deshalb, weil ich es hier nur mit Schulausgaben zu thun habe.

5. *Choix des Lettres sur l'histoire de France* par Augustin Thierry. Mit Anmerkungen herausgegeben von Erwin Walther. Erlangen, Andreas Deichert. 1883. 71 S. kl. 8. 0,65 M.

Zweierlei hat den Hg., wie das Vorwort angibt, zur Bearbeitung des Werkes veranlasst, erstens der Umstand, dass eine Schulausgabe davon noch nicht existiert (warum nicht „vorhanden ist"), sodann die Hoffnung, damit den Gymnasien und Realschulen einen Dienst zu leisten. Das erste ist heutzutage keine Empfehlung mehr, einige sind wenigstens geneigt, das eher in das Gegenteil umschlagen zu lassen; in Bezug auf das zweite haben wir zu untersuchen, ob es wirklich geschehen. Zunächst hätte wohl die Hinzufügung einiger einleitender Worte über die Person und und die Werke des Schriftstellers zur Einführung in die Lektüre der Lettres, ferner über das bei der Auswahl daraus beobachtete Verfahren und eine kurze Angabe über die Ausgabe, die dem Texte zu Grunde liegt, nicht geschadet. Der erste Brief ist überschrieben: *Sur le besoin d'une Histoire de France, et le principal défaut de celles qui existent,* schwerlich ein Thema, das einen deutschen Schüler interessieren kann; ebenso ist es mit dem zweiten: *Sur la fausse couleur donnée aux premiers*

temps de l'histoire de France, et la fausseté de la méthode suivie par les historiens modernes. Eher könnte inhaltlich der dritte Brief gefallen: *Sur le caractère des Franks, des Burgondes et des Visigoths,* wiederum nicht der vierte: *Sur la véritable époque de l'établissement de la monarchie,* wohl aber der fünfte: *Sur le démenbrement de l'empire de Charles le Grand.* So bliebe schon danach nicht allzuviel übrig, es kommt dazu, dass sämtliche Themata mit einem grossen Aufwande allgemeiner Betrachtungen erörtert sind und ihre Behandlung häufig durch längere Anführungen von Schriftstellern, deren altertümliche Sprache dem Schüler unverständlich ist, unterbrochen wird. Darum halten wir die Lettres, die wir teilweise übrigens mit Interesse gelesen haben, — die in denselben aufgestellten Behauptungen mögen vielfach anfechtbar sein — für zur Schullektüre gänzlich unbrauchbar. Die Anmerkungen sind elementare grammatischer (jeder Grammatik zu entnehmen) oder synonymischer *(péril, danger, risque espoir, espérance)* oder etymologischer Art *(contraster:* contra stare) *jusque:* de usque; *avec, avecque* und *avecques* von apud hoc); dabei finden sich vielfach Hinweise auf das Lateinische (wie sie vielleicht hin und wieder bei gegebener Veranlassung im Unterricht gestattet sein mögen; und überhaupt ein Herbeiziehen von allem Möglichen, das nicht zur Sache gehört. Mit einem Wort: Ohne die Anmerkungen könnten die Lettres noch eher Anklang finden, als mit denselben.

6. Bossuet, *Sermons choisis.* Texte revu sur les manuscrits de la bibliothèque nationale, publié avec une introduction, des notices, des notes et un choix de variantes par Alfred Rébelliau. Paris, Librairie Hachette et Cie, 79 Boulevard Saint-Germain. 1882. Format pétit in-16. XVIII et 518 p. geb. 3 Fr.

Eine Ausgabe, die uns ihrer ganzen Einrichtung nach wohl geeignet scheint, eine Bekanntschaft mit den Sermons Bossuet's zu vermitteln; etwas weiteres bezweckt sie auch nicht, da sie ein livre classique d. h. ein Schulbuch sein will. Sie enthält vollständige Predigten und Auszüge aus Predigten, es ist durch das dabei beobachtete Verfahren in der That ermöglicht, die Entwickelung der Beredsamkeit Bossuet's vom Anfange bis zum Ende seiner Laufbahn zu verfolgen. Leider gestattet schon die Zeit nicht, ein so umfangreiches Werk wie das vorliegende in einen Kanon der französischen Schullektüre aufzunehmen, so viel ansprechendes es auch bietet, es müssten ferner einzelne Stellen, die ein spezifisch katholisches Gepräge tragen, für die Lektüre in einer protestantischen Anstalt ausgemerzt werden, wenn man nicht Gefahr laufen will, den Eindruck einer ganzen Rede durch solche Stellen wesentlich abzuschwächen. (Vgl. H. Fritsche in Bd. I. der Zeitschr. S. 440.) Die sprachlichen Anmerkungen machen in angemessener Weise auf den Unterschied der Sprache Bossuet's von der heutigen aufmerksam, eine für Deutsche bestimmte Ausgabe würde darin allerdings wohl noch etwas weiter gehen müssen; auf den Inhalt näher einzugehen, fehlt es hier an Raum. Es sei auf die Sermons als auf eine Quelle, aus der u. a. für eine Sammlung von Reden geschöpft werden könnte, besonders aufmerksam gemacht; zugleich auf die in demselben Verlage erschienene Ausgabe (Classiques français, format pétit in-16 von *Pascal:* Fragments (Jourdain, 75c.), die sich vielleicht eher für deutschen Schulgebrauch eignen möchte (gesehen habe ich sie nicht); die geschmackvoll gearbeitete Ausgabe der Sermons hat bei mir ein günstiges Vorurteil für die betreffenden Ausgaben erweckt.

7. *Histoire romaine.* In Auszügen nach E. Maréchal, *Histoire romaine depuis la fondation de Rome jusqu'à l'invasion des barbares.* Mit erklärenden Anmerkungen zum Schul- und Privatgebrauch herausgegeben von C. Th. Lion. Leipzig, Baumgärtner's Buchhandlung. 1883. VI. u. 461 S. geb. 3 M.

Folgende Erwägungen haben mich zur Herausgabe dieses Buches bestimmt. Die geschichtliche Lektüre nimmt ihrer Natur nach eine vorwiegende Stellung auf den Gymnasien und Realgymnasien ein, demgemäss verlangen auch die Lehrpläne vom 31. März 1882, dass neben den Dichtungen der klassischen Periode vorzugsweise die historische und beschreibende Prosa berücksichtigt werden; die Erklärung der historischen Schriften soll, den geschichtlichen Unterricht ergänzend, eine nähere Bekanntschaft mit den Begebenheiten und staatlichen Einrichtungen vermitteln. Nun hat man gefordert, dass die französische Lektüre insbesondere die französische Geschichte, nationalfranzösische Stoffe berücksichtige, und schliesst deshalb mit Recht Behandlungen der deutschen Geschichte durch Franzosen oder Deutschfranzosen aus, mit Unrecht jedoch, wie mir scheinen will, die der alten Geschichte. So hat man ja auch gern zu Rollin und Montesquieu gegriffen; ersterer erscheint mir heutzutage ein Missgriff, da man von vornherein annehmen kann, dass es den Franzosen an guten Behandlungen der alten Geschichte, mag man zunächst darunter Leitfäden oder mehr oder minder ausführliche Geschichtsbücher verstehen, nicht fehlt; Montesquieu jedoch, der durch seine Behandlung der Geschichte vorbildlich gewirkt hat, behauptet mit Recht seine Stelle. Es wäre wiederum verfehlt und nicht im Sinne der Lehrpläne gehandelt, wollte man einen neuen trockenen Geschichtsabriss der Schule als französische Lektüre aufdrängen, das hiesse die Sprachstunde ganz in den Dienst der Geschichte stellen, es würde kaum derselbe Stoff geboten, wie er in den Geschichtstunden bei dem gegen früher so bedeutend vergrösserten Unterrichtsstoff leider nur geboten werden kann, von einer Ergänzung würde dabei nicht die Rede sein. Daher würde nur eine lebensvolle, auf Grund der neueren Forschungen beruhende, in sprachlich abgerundeter Form auftretende Darstellung der alten Geschichte unserer Absicht wie der der Lehrpläne entsprechen. Als besonders bedeutsam erscheint es mir, da es doch, wenn auch nicht lediglich, Aufgabe der Schule ist, mit dem Französisch des XIX. Jahrh. bekannt zu machen, wenigstens die Prosaschriftsteller, soweit es angeht, so zu wählen, dass sich das Französisch der Gegenwart in seinen besseren Erzeugnissen daraus erlernen lässt; also neben dem Jahrhundert Ludwig's XIV. und Voltaire, dessen Stil noch nicht veraltet ist, muss den Schriftstellern des XIX. Jahrhunderts, falls sie sonst den Ansprüchen an Schullektüre genügen, eine Stelle eingeräumt werden. Der Hist. rom. von Maréchal kann ich jene oben erwähnten Eigenschaften nachrühmen; die Bearbeitung, die die römische Geschichte von der Erbauung Roms bis zur Völkerwanderung (Tod des Theodosius 395) führt, konnte und musste einige Kapitel des Werkes ausscheiden, worüber das Vorwort Rechenschaft ablegt, die Anmerkungen, auf den Standpunkt der Sekunda berechnet, beschränken sich auf ein kleinstes Mass. Somit halte ich das Werk namentlich dann, wenn gleichzeitig in den Geschichtsstunden die römische Geschichte behandelt wird, für eine recht geeignete Klassenlektüre, selbstverständlich empfiehlt es sich nach Inhalt und Form auch als Privatlektüre. Jeder Schüler, der sich für römische Geschichte interessiert, wird es mit Vergnügen lesen; dass es in der Klasse mit lebendiger Teilnahme gelesen wird, habe ich selbst schon erprobt.

8. *Le coureur des bois* par Gabriel Ferry. Für den Schul- und Privatgebrauch eingerichtet und erklärt von **Heinrich Loewe.** Leipzig, Baumgärtner's Buchhandlung. 1883. VI u. 426 S. geb. 270 M.

Der Kanon für die französischen Lektüre auf Gymnasien und Realgymnasien ist zwar noch nicht abgeschlossen und lässt wohl noch manche Parallelglieder zu, für die Oberrealschule und die höhere Mädchenschule sind zudem noch andere Gesichtspunkte bei der Auswahl der Schriftwerke in Betracht zu ziehen, indessen kann ich für keine der genannten Schulen das Buch als Klassenlektüre zu empfehlen, denn „eine Jugendschrift im besten Sinne des Wortes“ kann ich darin nicht erkennen. Dass dieselbe den jugendlichen Leser spannt und anregt, gebe ich bereitwillig zu, aber sie thut es mehr als gut ist, insofern das romanhafte Element darin zu stark vorwiegt; zu einer solchen Überreiznng darf die Klassenlektüre, die doch ein genaues Eingehen auf Inhalt und Form verlangt, die Hand nicht bieten, dagegen glaube ich, dass dem Schüler in gleicher Weise, wie ihm der Waldläufer in deutscher Bearbeitung unbedenklich in die Hand gegeben werden kann, auch *Le coureur des bois* als eine fesselnde Lektüre anempfohlen werden kann; nachdem er vielleicht schon eine deutsche Bearbeitung gelesen, wird er — darin stimme ich mit dem Hg. vollständig überein — dem Originalwerk nur um so grösseres Interesse entgegenbringen. Es empfiehlt sich daher das Buch sehr als passendes Weihnachts- oder Geburtstagsgeschenk; wir gönnen ihm für diesen Zweck eine recht weite Verbreitung. Dass der Hg. den in der Hachette'schen Ausgabe ziemlich 1000 Seiten starken Roman gekürzt hat, um ihm in Deutschland Boden zu schaffen, ist ihm nicht zu verübeln, Lücken sind bei der Lektüre nicht zu merken. Die Anmerkungen berücksichtigen fast nur Lexikalisches, ein für das vorliegende Werk wohl zu billigendes Verfahren, und im allgemeinen in angemessener Weise, wenn auch gegen manches als unzweckmässig formuliert, gegen anderes als irrig Einwand zu erheben ist; z. B. S. 125, 6 zu *il dormit du sommeil du soldat:* „Beachte den Teilungsartikel, wie er sich früher auch noch im Deutschen fand, z. B. 2. Mos. 16; 5. Mos. 1.“ Meint Herr Loewe damit 2. Mos. 16, 20: Sie sammelten desselben alle Morgen; und 5. Mos. 1, 27 f.: Da besahen sie es, und nahmen der Früchte des Landes mit sich . . .? Es heisst eigentlich etwas viel von dem Leser verlangen, wenn er sich die beiden langen Kapitel daraufhin durchlesen soll, um schliesslich Stellen zu finden, die mit *dormir d'un sommeil profond* garnichts zu thun haben. Warum zieht Herr Loewe in solchem Falle nicht lieber gute Grammatiken zu Rate? Vgl. Mätzner, fr. Gr.[2] S. 364 und Lücking, Französische Schulgrammatik § 418, Anm. 1 (vgl. § 177, Anm. 1). Die Korrektur der Druckbogen hätte entschieden sorgfältiger von dem Hg. behandelt werden müssen, doch sind die Druckfehler meist derart, dass sie auch der jugendliche Leser, der sich immer freut, wenn er einen Fehler aufgefunden hat, leicht verbessern kann.

9. **Bibliothèque française** à l'usage de la jeunesse avec des notes allemandes et questionnaires. Preis pro Band eleg. geb. 60 Pf., pro Doppelband 90 Pf. Leipzig, Baumgärtner's Buchh.

Diese Bibliothek umfasst bis jetzt 37 Nummern, von denen 11/12; *Trois mois sous la neige.* Par J. J. Porchat, 13/14: *Les colons du rivage* von demselben Verf., 24/25: *L'histoire de l'oncle Tom,* par H. Beecher-Stowe, 26/27: *Rosa,* par M[me] de Pressensé. *Ière partie,* 28/29 desselben Werkes *IIe partie,* 30/31, 32/33 *Augustin* und 34/35, 36/37 *La maison blanche* von derselben Verfasserin Doppelbände sind.

34/35, 36/37 sind von mir selbst bearbeitet. Die Einrichtung der Ausgaben ist folgende: Unbekanntere Wörter, auch wohl einzelne Redewendungen werden unter dem Texte verdeutscht (es kommen durchschnittlich 4—6 derartige Angaben auf die Seite im Sechzehntelformat), um ein zeitraubendes Nachschlagen im Wörterbuch zu ersparen und zu einer guten Übersetzung in's Deutsche anzuleiten; es bleiben aber immer noch genug Wörter für den des Wortschatzes noch nicht recht kundigen zum Nachschlagen übrig, d. h. solche, die durch das Aufschreiben, vielleicht wiederholte Aufschreiben fest eingeprägt werden sollen. An jedes Kapitel schliessen sich numerierte Fragen über dessen Inhalt, auf welche mit denselben Zahlen im Texte der Kapitel verwiesen wird, damit der Leser einen Anhalt für deren Beantwortung findet. Die Fragen schliessen sich meist eng an den Text an, sind aber mitunter auch freier gehalten, so dass eine rein äusserliche Beantwortung ausgeschlossen ist. Die *Questionnaires* sollen demnach vor allem dem mündlichen Gebrauch der Sprache dienen, können aber auch gut zu schriftlichen Übungen verwandt werden; selbstverständlich lassen sie sich auch überschlagen. An wen wendet sich diese Bibliothek? Nach Form und Inhalt an die Jugend, es sind Jugendschriften, die mir allerdings nur zum Teil bekannt sind. No. 11/12 war mir schon vor Jahren zunächst durch seinen Titel, dann bei der Kenntnisnahme auch durch seinen Inhalt ansprechend. No. 7 und 16 habe ich neuerdings gelesen: es sind anspruchslose, dabei doch fesselnde Erzählungen. Die Schriften der Mme E. de Pressensé glaube ich in der That Jugendschriften im besten Sinne des Wortes nennen zu können. *La maison blanche* zeichnet mit sicherer Hand verschiedene stark ausgeprägte Charaktere, die in ihren Erlebnissen und in ihrer Handlungsweise uns sittliche Wahrheiten zur Erkenntnis bringen, ohne dass die Verfasserin dabei in den leidigen Fehler des Moralisierens verfiele; ich halte deshalb auch diese Schrift sowie die übrigen derselben Verfasserin, von denen ich selbst jetzt noch *Deux ans au lycée* und *Petite mère* bearbeitet habe, für zur Klassenlektüre in höheren Töchterschulen wohl geeignet und sonst im allgemeinen der Jugend empfehlenswert (auch mit Rücksicht auf die Übungen, die mit den Questionnaires angestellt werden können), vielleicht wird auch mancher andere ebenso wie ich, der ich mit Vergnügen der Arbeit an den bezeichneten Schriften obgelegen habe und noch immer gern einmal auch eine Jugendschrift lese, daran Befriedigung finden.

Nach Abschluss der vorstehenden Chronik gehen mir noch drei Werke zu:

10. *Histoire de la révolution d'Angleterre* par Guizot. Erklärt von **Bruno Graeser** (Emden). Dritter Band: Histoire de Richard Comwell et du rétablissement des Stuarts. Zweite Abteilung: Buch III und IV. Berlin, Weidmann'sche Buchh. 1883. 163 S. Mk. 1,50.

Die Fortsetzung des unter 2. angezeigten Werkes, die zu weiteren allgemeinen Bemerkungen keinen Anlass gibt. S. 17, 13 zu *Lenthall, qui ne voulait pas de la retraite de Monk dont il entrevoyait la destinée future* finden wir bemerkt: „*ne pas vouloir de qc.* etwas nicht haben wollen." Damit ist das Genitivverhältnis nicht erklärt, zudem ist die Übersetzung nicht treffend, besser wäre: von einer Sache nichts wissen wollen.

11. *Fables de J. de La Fontaine*. Erklärt von **K. O. Lubarsch**. (Königshütte O.-S.) Vierter Teil. Buch X—XII nebst Philémon et Baucis. Ebendaselbst. 1883. 200 S. Mk. 2,25.

Vgl. diese Zeitschr. IV, S. 111 f. S. 260.

12. *James Watt.* Biographie lue en séance publique de l'Académie des Sciences par François Arago. Erklärt von F. J. Wershofen (Brieg.). Ebendaselbst. 1883. 116 S. Mk. 1,20.

Meine Ansicht über die Lektüre des vorstehenden Éloge habe ich ausführlich in Band I dieser Zeitschr. S. 108 f. niedergelegt und halte sie auch heute noch nach allen Seiten hin aufrecht; ich kann daher dem ersten Satze des Vorworts: „Aragos meisterhafte Biographie von James Watt eignet sich vortrefflich zur Lektüre in den oberen Klassen der Realanstalten" nicht unbedingt beistimmen, sondern nur dann, wenn auch der Lehrer des Stoffes vollkommen mächtig ist. Allerdings soll, wie der Hg. bemerkt, nach den Lehrplänen vom 31. März 1882 die fremdsprachliche Lektüre sich auch auf mustergiltige Abhandlungen aus dem Bereiche der exakten Wissenschaften erstrecken, doch ist diese Bestimmung nur für die Ober-Realschulen getroffen, nicht für die Realgymnasien: die letzteren haben bei der geringen Stundenzahl keine Zeit dafür übrig. Wenn der Hg. meint, dass bisher keine Schulausgabe bestand, die die Schwierigkeiten des Éloge genügend erläuterte, so habe ich darauf hin nochmals die Werner'sche Ausgabe geprüft und muss danach die Behauptung des Herausgebers bestreiten. Andererseits aber, wenn ihm auch leidlich vorgearbeitet war, erkenne ich gern die bedeutenden Vorzüge seiner Bearbeitung nach jeder Richtung hin an: sie ist entschieden gut gelungen, ich vermisse eben nur die Namensnennung der Werner'schen Ausgabe. Zu dem Ausrufe *Heureuse la nation dont l'histoire est ennuyeuse!* (Zeile 4 des Éloge) hätte er uns wenigstens den betr. Philosophen (Montesquieu) nennen sollen, wenn er uns nicht einen genauen Nachweis der Stelle bieten konnte. Die Stelle nachzuweisen halte ich aber für Pflicht des Herausgebers. S. 10 findet sich bei Wershofen ebenso wie bei Werner im Text *le parti vainqueur, comme c'était (j'allais ajouter, comme c'est encore l'usage dans les discordes civiles), ne trouva pas* .. statt *le parti vainqueur, comme c'était (j'allais ajouter, comme c'est encore) l'usage dans les discordes civiles, ne trouva pas* ... ein Fehler, der sich vermutlich in der Ausgabe fand, die zum Abdruck benutzt wurde, der aber von beiden Herausgebern hätte verbessert werden sollen. S. 19: *l'accostaient* ist falsch abgebrochen. Die Ausgabe Wershofens empfiehlt sich noch besonders durch die Zugabe von 4 Abbildungen in Holzschnitt, die das Verständnis der Auseinandersetzungen über die Dampfmaschine u. s. w wesentlich erleichtern.

C. TH. LION.

II. Schulbücher.

Ricard, Anselme, Professeur, Manuel d'exercices de style et de compositions littéraires. Prague, G. Neugebauer, 1883. 8°. 80 S.

Während für gewisse Zweige des französischen Unterrichts Hilfsmittel auf Hilfsmittel erscheinen, blieben andere bis jetzt spärlich berücksichtigt. Der methodischen Einführung in die Sprache wird im allgemeinen viel mehr schriftstellerische Arbeit gewidmet als der höheren Ausbildung in derselben. Am Ende ganz natürlich, entsprechend der Zahl der Interessenten. Andrerseits bleibt aber doch zum Beispiel Stilschreiben eines der natürlichen und eigentlichen Ziele der Spracherlernung. Sollte nicht, um zu dieser schwierigen Kunst zu führen, bessere methodische

Anleitung möglich sein, als sie bis jetzt zur Verfügung steht? Das heisst wirkliche geistige Anleitung, nicht mechanische Abrichtung. Geschehen ist seither aber nur ganz Vereinzeltes, und dieses Vereinzelte meist nicht sehr glücklich. Wir haben das kleine Heft von Mensch, das Buch von Marelle, neuerdings eine Arbeit von Wilcke, und dazu kommt nun noch das Manuel von Ricard. Mensch gibt ganz schlichten Stoff. Wilcke versucht ein wirkliches System der Composition, die beiden Franzosen sind interessant, ob auch didaktisch wohl fundamentiert? Doch wir haben es hier ja nur mit Ricard zu tun. Um von seiner Schrift nicht mit Unrecht enttäuscht zu werden, muss man ihre unmittelbare Bestimmung ins Auge fassen. Nicht etwa für erwachsene Schüler höherer Lehranstalten soll sie verfasst sein, sondern für die Hand der professeurs de français und dann andrerseits der candidats à l'examen de la langue française. An ganz specifische ländliche oder örtliche Verhältnisse ist nach dem ganzen Tenor der Vorrede dabei gedacht. Dass das kleine Buch innerhalb dieser oder ähnlicher gut gebraucht werden könne, ist gewiss nicht anzufechten. Doch scheint man zugleich viel weiteren Kreisen einen Dienst damit leisten zu wollen. So muss auch von freierem Gesichtspunkte aus ein Votum abgegeben werden dürfen. Was das Büchlein bietet, sind erstlich gewisse kurze Anweisungen über Wesen und Bedingungen von sieben Arten von Aufsätzen, nämlich Descriptions, Comparaisons, Caractères, Dialogues, Allégories, Sujets littéraires et historiques, und Pensées de morale et de littérature; dann zu jeder Gattung einige Entwürfe, in blossen Andeutungen oder etlicher Ausführung, ausserdem und namentlich eine grosse Menge blosser Themata: allein unter Gattung VII wird die Anzahl von 536 Nummern erreicht! Wer als Lehrer sich manch liebes mal den Kopf zerbrochen hat, um auch nur einige neue und wirklich angemessene Aufsatzthemata für seine erwachsenen Zöglinge zu finden, der mag hier beschämt staunen vor der Fülle des sich Entgegendrängenden. Aber es ist denn doch auch sehr unbefangen zusammengerafft, um eben Fülle zu geben. Ein oder das andere Thema figuriert auch wohl zweimal in derselben Serie (siehe p. 61, 174 und p. 62, 216!) Dass irgendwo etwas wie eine bestimmte Reifestufe vorgestellt werde, ist nicht zu ersehen. Wer solche Sammlungen veröffentlicht, von dem dürfte man in dieser Hinsicht doch wohl etwas mehr Arrangement des Materials erwarten. Welchen Zöglingen oder Prüflingen gebühren denn Aufsatzthemata wie Méfiez-vous du jour où Voltaire sera en hausse chez un peuple, l'esprit national y sera en baisse; oder: La beauté d'une femme sans pudeur est comme un collier d'or au cou d'un animal immonde; oder: Pourquoi Molière avait-il l'air triste et mélancolique?; oder: Le son du tambour dissipe les pensées; c'est par cela même que cet instrument est éminemment militaire; oder: En s'approchant des grands hommes, on s'étonne de les trouver si petits; oder: Les âmes sensibles ont plus d'existence que les autres (VII, 235. 274. 339. 356. 452. 473)? Und diese hocheleganten Themata bewegen sich ganz unbefangen in der Gesellschaft von so schlicht ehrsamen, wie Festina lente, Respect à la vieillesse, L'Amour de la Patrie, L'Union c'est la Force. Eins ist aber eben charakteristisch bei diesen französischen Kompositionsthemen: dass der Schreibende Ideen bereits besitze oder mit Leichtigkeit produziere, in jedem Augenblicke über jedes Thema, selbst ein überreifes, das setzen sie voraus. Wir, auf unseren preussischen Lehranstalten insbesondere, sind jetzt so ziemlich beim entgegengesetzten Extrem angekommen: wir wollen kaum mehr irgend etwas in dem Lernenden selbst voraussetzen, es soll nur Konsequenz gezogen werden aus dem fürsorglich vor ihn Gelegten oder planmässig in ihn Hineingearbeiteten. Dem Verfasser unseres Manuel

erscheint die objektive Korrektheit des Inhalts verhältnismässig gleichgültig, auf die geistige Bewegung des Individuums kommt es an. Sollen wir darüber wirklich nur die Achseln zucken? Ich meine es nicht. Jene Differenz ist ja eine national charakteristische. Aber schauen wir doch zuweilen aufmerksam über den Zaun des Nachbars, der seinen Garten auf seine Weise baut; Beobachtung des Fremden vermag immer ein Korrektiv für die eigene Kultur zu ergeben. Dass diese Bemerkung nicht etwa übermässige Wertschätzung der hier in Rede stehenden kleinen Arbeit einschliessen soll, ist nach dem Vorherigen deutlich. In ihr sind die theoretischen Anweisungen nur knapp, allgemein, und gehen sogleich sehr in die Höhe, die Aufgaben sind eben ungleichartig zusammengestellt und das Dazwischenliegende, die Erörterung der eigentlichen Kunstmittel, darf man wesentlich vermissen. Freilich hat der Autor ja diese nicht ausdrücklich versprochen. Jedenfalls aber bleibt hier das Feld noch recht frei für fernere Bemühungen! Praktisch am wertvollsten erscheint mir hier noch die Warnungstafel auf S. 6: „.. il faut que, dans les commencements, toute composition se compose de phrases courtes. On évitera les relatifs et les conjonctions. Le candidat n'emploiera que peu d' adjectifs. Il fuira les très, les car, les mais, les si. Il se servira des mots propres. Il commencera ses phrases par des substantifs sujets. Il coupera les longues périodes par des points.“ Darin steckt in der That für den deutschen Anfänger im französischen Stil gewissermassen ein Regelcanon in nuce, der nicht zu verachten ist.

W. MÜNCH.

III. Schulgrammatiken.

Ph. Plattner, 1. Französische Schulgrammatik. 322 S. 2. Übungsbuch zur französischen Schulgrammatik. 211 S. Karlsruhe, J. Bielefeld's Verlag. 1883.

(Fortsetzung.)

Die Hauptkonjugationen. § 48—67, p. 38—58. — Vieles oder das meiste, was P. von der Formenbildung der zwei Hauptkonjugationen sagt, passt auch auf die drei „abgezweigten“ (archaischen) Konjugationen. Es zeigt sich hierbei der Nachteil, dass auf diese Weise nicht deutlich genug hervortreten kann, welche Endungen in allen 4, resp. 5 Konjugationen konstant (im Plur. des Präs. Ind. u. Imper., im Präs. Konj., im Impf. Ind., im Part. Präs. und Gerundium), welche Endungen dagegen in allen Konjugationen verschieden oder in einigen verschieden, aber in andern gleich sind (im Präs. Ind. Sg. *-e*, *-es*, *-e* in der 1. Konjug. neben *-s*, *-s*, *-t* in allen andern Konjugationen u. s. w.), ferner wie die Endungen der meisten übrigen Formen in allen Konjugationen eigentlich identisch sind — abgesehen von dem Charaktervokal (meistens = Ableitungsvokal im Lateinischen), der im historischen Perfektum *-a*, *-i*, *-u* sein kann, aber bei den „starken“ Verben fehlt: vgl. *nous aimâ-mes, nous finî-mes, nous partî-mes, nous vendî-mes, nous reçû-mes, nous vîn-mes.* Für einen Schüler, der Lateinisch versteht, ist es sogar notwendig zu wissen, in welchen Konjugationen der französische Charaktervokal eigentlich zum Stamme gehört. Auch kann er sehr wohl erfahren, dass *e muet* im Sg. Präs. Ind. der 1. Konjugation ein Überbleibsel des lateinischen Ableitungsvokales *a* ist *(amas = tu aimes)*, da er ja im Unterricht so viele französische Wörter mit *e* = *a* in den entsprechenden lateinischen Wörtern finden muss z. B. *portam = porte, mare = mer* u. a.)

Die Bildung des Präs. Fut. (Fut. I) und des Impf. Fut. (Condit. I) hat P. richtig erklärt: Inf. mit Präs. und Impf. von *avoir* mit Weglassung der Silbe *av*. Bei den Verben auf *-er* und *-ir* ist diese Thatsache leicht zu erkennen, jedoch nicht bei den Verben auf *-oir* und *-re*. Bei diesen bedarf die Futurbildung einer näheren Erklärung; das stumme *e* der Infinitivendung *-re* fällt, wie gewöhnlich vor Vokalen, fort, das *oi* der Infinitivendung *-oir* ist latein. *ē* (*debēre* = *devoir*), das, weil unbetont, den Lautgesetzen gemäss ausgestossen werden musste (*je devrai* = *debēre habeo*). Diese Erklärung fehlt, wie billig, in dem § 49, der von der Formenbildung der zwei Hauptkonjugationen handeln soll, aber ist später (p. 61) im allgemeinen sachgemäss gegeben. Leider geht durch die Trennung der Zusammenhang und die Übersichtlichkeit in dieser Frage verloren. Besonders auffällig erscheint es, dass die Gleichheit der Bildung der meisten Formen in der Hauptkonjugation auf *-ir* (*finir*) und in der archaischen Konjugation auf *-ir* (*partir*) zu wenig betont wird. Es muss deutlich gesagt werden, dass beide Konjugationsarten ihrem Ursprunge nach und auch noch jetzt in den meisten Formen identisch sind, dass die archaische Konjugation auf *-ir* den reinen einfachen Stamm immer und die herrschende Konjugation auf *-ir* den mit der Silbe *-iss-* (lat *-isc-*) erweiterten Stamm nur im ganzen Präsens (ausgen. Infin.) und im Impf. Ind. anwendet. Gerade bei dieser Konjugation zeigt sich in Plattner's Grammatik eine bedenkliche Unklarheit und Unsicherheit. Obgleich er die Entstehung der ursprünglichen Inchoativformen der Verba auf *-ir* (*-iss-* = lat. *-isc-*, *-esc-*) angibt,[1]) sagt er doch folgendes (p. 38, 39): „Die Endung kann einfach oder mehrfach sein; einfach ist sie in *je donn-ai* (ich gab), mehrfach ist sie z. B. im Futurum *je donn-er-ai* (ich werde geben) oder in *je fin-i-s* (ich endige), wo *-i-* der Rest der Inchoativsilbe ist." — (p. 39 unten) „Ausserdem ist zu beachten ..., dass die II. Konjugation im Präsens und Imperfekt die (im Sing. des Präsens Ind. nicht mehr erkennbare) Inchoativsilbe (*iss*) einschiebt. — (p. 40, Anm. 1) „Das *s* im Auslaute der 1. Sing. des Imperfekts (auch Imperf. Fut.), des Präsens Ind., des hist. Perfekts und der 2. Sing. des Imperativs ist erst später eingetreten." Dies verbessert P. in den Zusätzen p. XII., aber in einer seltsamen Weise: „Völlig zutreffend ist dies nur für die abgezweigten Konjugationen, während das *s* der 2. Sing. Präs. Ind. und Imp. in der II. Hauptkonjugation zur Inchoativsilbe zählt und daher nie fehlte." Danach scheint P. zu glauben, dass in der 2. Pers. Sing. Präs. Ind. die Personalendung *s* in anderen Konjugationen, als der II. Hauptkonjugation, hat fehlen können. Sicher nicht richtig! Vielleicht liegt ein Druckfehler vor. P. will oder sollte sagen, dass das *s* der 1. Pers. Sing. Präs. Ind. und der 2. Pers. Sing. Imperat. (*je reçois* = *recĭpio* u. s. w., *reçois* = *recĭpe* u. s. w.), wenn es nicht zum Stamme des Verbums oder zu dessen inchoativer Erweiterung gehört, im Altfranz. nicht existiert hat, da es nicht auf einer lateinischen Endung beruht, und somit erst später hinzugefügt worden ist, dass natürlich in der II. Hauptkonjugation das *s* in den bezüglichen Formen nie gefehlt hat, weil es ja zum erweiterten Stamme gehört: *je finis* 1. Pers. Sing. Präs. Ind., *finis* 2. Pers. Sing. Imperat. vom Stamme *finiss-* = lat. *finisc-* (mit der gewöhnlichen Vereinfachung des *ss* am Ende eines Wortes). Dies ist der

[1]) Die Inchoativsilbe *-ēsc-* (*abolesco* u. a.) folgt der Analogie von *-isc-* (*ingemisco* u. a.) und wird zu *-iss-*, wie die Infinitivendung *-ēre* vielfach zu *-īre* = fr. *-ir* wird, vergl. *florēre* = *fleurir*, *jacēre* = *gésir*, *placēre* = *plaisir* neben *plācĕre* = *plaire*.

Fall mit allen Verben, deren ursprünglicher oder inchoativer erweiterter Stamm auf *s* ausgeht: *couds* mit hybridem *d* (wegen des Infin. *coudre*) statt *cous* vom Stamme *cous-* (lat. *cos-*, *cons-* statt *consu-*), *pais* vom Stamme *paiss-* (lat. *pasc-*), *crois* vom Stamme *croiss-* (lat. *cresc-*), *nais* vom Stamme *naiss-* (lat. *nasc-*), *connais*, früher *connois* vom Stamme *connaiss-*, *connoiss-* (lat. *cognosc-*). In derartigen Verben trat selbstverständlich kein *s* hinzu, wie in den übrigen Verben aller Konjugationen ausser der ersten (z. T.), in welchen die 1. Person Sing. Präs. Ind. und die 2. Person Sing. Imperat. auf diese Weise der 2. Person Sing. Präs. Ind, mit ganz regelmässigem Personalsuffix *s* angeähnelt wurde: *je reçois*, Imper. *reçois*, aber *j'aime*, Imper. *aime* und *aimes* (vor *en* und *y*). Dieselbe Anähnlichung der 1. Person Sing. an die 2. Person Sing. fand statt in allen Konjugationen, auch in der II. Hauptkonjugation, im Imperf. Ind. (*j'aimais*, *je finissais* u. s. w.), Imperf. Fut. (*j'aimerais*, *je finirais*) und, in allen Konjugationen ausser der ersten Hauptkonjugation, auch im hist. Perfekt, wenn nicht schon aus andern Gründen ein *s* in der 1. Pers. Sing. von Anfang an vorhanden war: *je fis* (lat. *feci*), *je mis* (lat. *misi*) — mit später hinzugetretenem *s* *je punis* (lat. *puniv*$_i$) wegen *tu punis* u. s. w. Die erste Konjugation bildet auch hier eine Ausnahme und hat in der 1. Pers. Sing. die von der 2. Pers. Sing. verschiedene Form im hist. Perf. bewahrt: *j'aimai*, *tu aimas*.

Die 1. und 2. Pers. Sing. Präs. Ind. und die 2. Pers. Sing. Imperat. der herrschenden Konjugation auf *-ir* müssen nach der Regel von Anfang gleich gelautet und selbst, als das Schluss-*s* ausserhalb der *liaison* verstummt war, es immer in der regelmässigen Orthographie bewahrt haben: altfranz. *je floris*, *tu floris*, — Imper. *floris* = neufranz. *je fleuris*, *tu fleuris* — Imper. *fleuris*. Nur die Reimpraxis hat sich erlaubt, das stammhafte *s* in der 1. Pers. Sing. Präs. Ind. der inchoativen Verba auf *-ir* dem Gesichtsreime zu Gefallen fehlerhafterweise wegzulassen. P. sagt später bei Besprechung der 1. Sing. Präs. Ind. und der 2. Sing. Imperat. der „abgezweigten" (archaischen) Konjugation p. 62: „Alte Formen ohne *s* sind in der Poesie noch erlaubt: *je doi*, *je croi*, *je voi* u. a." (in einer Anmerkung dazu): „Nicht etwa auch bei der II. Hauptkonjugation." Diese Bemerkung ist nach dem, was oben gesagt worden ist, ein wenig zu modifizieren. Allerdings sollte man eigentlich in der Poesie nicht *je fini* statt *je finis* (Präs. Ind.) schreiben, aber man darf aus demselben Grunde bei den Verben der archaischen Konjugation, in denen das *s* stammhaft ist oder zu dem inchoativ erweiterten Stamme gehört, das *s* in den bezüglichen Formen nicht weglassen: *je connais*, *je crois* u. a. — Wenn P. mit seiner Behauptung (p. 229) Recht hätte, dass die Inchoativsilbe *-iss-* im Sing. Präs. Ind. nicht mehr erkennbar sei, so müsste er konsequenter Weise auch sagen, dass die Silbe *-aiss-* = *-oiss-* = *-osc-* u. a. bei *connaître* u. a. in diesen Formen nicht mehr erkennbar ist. *Je finis*, *tu finis*, *il finit* sind in dieser Hinsicht nicht anders als *je connais*, *tu connais*, *il connaît* zu beurteilen. Der Zirkumflex tritt wohl oft an Stelle eines ausgefallenen *s*, resp. *ss* besonders vor *t*, aber durchaus nicht immer. Vergl. *il tait (tacet)* vom Stamme *tais-* mit *il plaît (placet)* vom Stamme *plais-*. — Die schwierige Frage des französischen Personalsuffixes ist von P. ziemlich weitläufig und doch nicht gründlich genug behandelt worden. Gerade dieser Passus bedarf in einer späteren Auflage einer vollständigen und sorgfältigen Umarbeitung.

§ 50, p. 41. Einzelne Bemerkungen. No. 3. „Die 3. Sing. des Präs. Ind. hat immer *t* ausser in der I. Konjugation. Das *t* ist

auch verloren in der 3. Sing. des historischen Perfekts der I. Konjugation, sowie in der 3. Sing. des Futurums aller Konjugationen."

Dies könnte viel richtiger folgendermassen ausgedrückt werden: Das Zeichen der 3. Pers. Sing. ist *t*. Es ist aber geschwunden nach *e muet* und nach *a* — also 1. im Präs. Konjunkt. aller Verba: *qu' il reçoive* u. s. w. — *qu' il soit, qu' il ait* sind keine Ausnahmen, weil dem *t* kein stummes *e* vorhergeht; 2. im Präs. Indik. aller Verba der I. Hauptkonjugation: *il porte* u. s. w., ferner von *avoir* und *aller* (vom Stamme *va-*, lat. *vad-*): *il a, il va;* 3. wegen *il a* statt *il at (habet)* auch im Präs. Fut.: *il portera;* 4. im hist. Perf. der I. Hauptkonjugation: *il porta* u. s. w. — Diese Regel „*t* ist geschwunden nach *e muet* und nach *a*" ist, wie man sieht, umfassend genug und gibt zugleich auch eine Art von Grund für diese Erscheinung an. Ausserdem wird die Personalendung *t* im Präs. Ind. weggelassen, wenn der Stamm des Verbums auf *d* oder *t (il vend, il met)* und auf *c (il vainc)* ausgeht. Das Fehlen des *t* nach *d* und *t* ist ganz regelmässig, da es den Lautgesetzen entspricht; unregelmässig ist es nur nach *c*. Eigentlich lassen sich beide Erscheinungen 1. das Fehlen der Personalendung *t* nach *a* und *e muet.*, 2. nach *d, t, c* — nicht von einander trennen. Die letztere kann von P. hier nicht erwähnt werden, da sie nur bei Verben der archaischen Konjugation stattfindet und er an dieser Stelle ausschliesslich von den zwei Hauptkonjugationen spricht; sie wird jedoch auch später (§ 70) wenigstens nicht ausdrücklich erwähnt.

P. fährt in § 50, No. 3 fort: „In sämtlichen Fällen aber tritt zur Beseitigung des Hiatus und Vermeidung der Elision *t* ein, sobald in der Inversion ein vokalisch anlautendes Pronomen *(il, elle, on)* folgt: *donne-t-il, donna-t-elle, finira-t-on*". — Dasselbe gilt auch für *il a, il va: a-t-on, va-t-il.* Aus dem ersteren erklärt sich die Behandlung des *t* in der 3. Pers. Sing. Präs. Fut.: *portera-t-elle.* Ich würde daher folgendes hinzufügen: Dieses Zeichen der 3. Pers. Sing. *t* tritt nach *e muet* und *a* zur Vermeidung der Elision, resp. Beseitigung des Hiatus vor den in der Frageform folgenden, durch den Sinn mit den Verbalformen eng verbundenen Pronomina *il, elle, on* in der Aussprache und Schrift wieder hervor. wird aber durch Bindestriche in der Schrift als später eingeschoben gekennzeichnet: *aime-t-on, puisse-t-il, porta-t-elle* u. s. w.

P. sagt in einer Anm. zu No. 3 in § 50: „Dieses *t* ist nicht etwa aus dem Lateinischen erhalten, sondern einer der vom Volke eingeschobenen euphonischen Konsonanten *(cuir, velours, pataquès)*, der zufällig etymologisch richtig ist."

Diese etymologische Richtigkeit ist nicht zufällig! Die im Volke übliche beständige Verwechselung des *s* und *t* in der Bindung *(liaison)* rührt davon her, dass gerade *s* und *t* die Konsonanten sind, die so häufig am Ende französischer Wörter stehen, aber schon frühzeitig als Endkonsonanten vor konsonantisch anlautenden Wörtern und bei Pausen verstummt sind, dass diese aber oft, sobald die Bindung durch den Sinn oder die Euphonie verlangt wurde, immer wieder in der Aussprache hervortraten, jedoch bald wegen ihrer häufigen Auslassung im gesprochenen Satze ihre alte etymologische Bedeutung verloren und zu blossen euphonischen Mitteln wurden. Wie kommt es nun, dass das Volk, das so gern *s* mit *t* in der Bindung verwechselt *(pataquès = pas-t-à-qu' est-ce)* gerade nach *e muet* und *a* der 3. Pers. Sing. immer *t* und nicht manchmal *s* vor *il, elle, on* einschiebt? Diese persönlichen Pronomina zeigen deutlich die 3. Pers. Sing. an und *s*, das Zeichen der 2. Pers. Sing. und in der neueren Zeit vielfach der 1. Pers. Sing., würde als Widerspruch dagegen erscheinen, d. h. *t* wird noch als Zeichen der 3. Pers. Sing. ge-

fühlt, selbst nach *e muet* und *a*, obwohl es sonst, wenn *il*, *elle*, *on* nicht unmittelbar der Verbalform folgen, weder in der Schrift noch in der Aussprache vorhanden ist. Auch im Präs. Ind. der anderen Konjugationen, in den übrigen Temporibus (Imperf. und Imperf. Fut.) der I. Hauptkonjugation und von *avoir* und *aller*, und überhaupt in allen Fällen, wo das *t* als Zeichen der 3. Pers. Sing. in der Schriftsprache immer erscheint, ist es in der „gesprochenen“ Sprache gewöhnlich nicht mehr wahrzunehmen und kommt, obwohl es in diesen Formen ohne Zweifel etymologisch richtig ist, in derselben nur dann zur Geltung, wenn ein vokalisch anlautendes, durch den Sinn mit der Verbalform eng verbundenes Wort unmittelbar darauf folgt, also in der gewöhnlichen Umgangssprache, in der Volkssprache, in der Regel übrigens gewiss nur vor den nachgestellten Pronomina *il*, *elle*, *on*, da diese dem Sinne nach unmöglich von der vorhergehenden Verbalform getrennt werden können.

Was die Personalendung *t* spec. nach *e* = lat. *a* betrifft, so ist es sicher, dass dieses *t* schon sehr früh verstummt und das vorhergehende *e* im altfranzösischen vor vokalisch anlautenden Wörtern, somit auch vor den Personalpronominibus *il*, *elle*, *on* elidiert worden ist.

Die Verstummung der Verbalendung *t* hat schon in der Sprache des „ursprünglichen“ Rolandsliedes das Übergewicht erhalten, ja sie hat wahrscheinlich schon von der Abfassungszeit des Eulalialiedes an begonnen. Vergl. Freund, „Über die Verbalflexion der ältesten französischen Sprachdenkmäler bis zum Rolandslied einschliesslich“, (Marburg 1878) p. 9—18. — Indes hat die herkömmliche französische Orthographie des Mittelalters das *t* nach *e muet* = *a* lange Zeit beibehalten. Im Oxforder Texte des Rolandsliedes ist es z. B. ziemlich konsequent schriftlich dargestellt, obgleich das Metrum und die Vergleichung der übrigen Handschriften beweist, dass es in der Sprache des „ursprünglichen“ Textes schon verstummt war oder zu verstummen angefangen hatte. Die Orthographie, welche die alten Formen zu bewahren pflegt — lange nachdem diese in der gesprochenen Sprache eine andere, verkürzte Gestalt angenommen haben, ferner die Erinnerung an die lateinische Sprache, welche die französische Orthographie stets beeinflusst und derselben als Vorbild gedient hat, endlich die Analogie der übrigen Konjugationen und der andern Tempora, in welchen das *t* der 3. Pers. Sing. standhafter war, haben bewirkt, dass das Personalsuffix *t* nach *e muet* = *a* vor *il*, *elle*, *on* in verhältnismässig neuer Zeit nicht blos in der Schrift, sondern auch in der Aussprache wieder hervortrat und die Elision des vorhergehenden Vokals verhinderte.[1]) — Dass *t* nach *a* vor *il*, *elle*, *on* in Formen wie *donna-t-elle*, *finira-t-on*, *a-t-il*. *va-t-elle* jemals in der neufranzösischen Sprachstufe seit dem 16. Jahrh. stumm gewesen sei, scheint mir sehr zweifelhaft. Dagegen spricht der dem französischen Ohr unangenehme und in der neufranzösischen Poesie zwischen zwei

---

[1]) Vgl. über diese interessante und schwierige Frage G. Paris, Romania, VI, 438 und Tobler, Vom französischen Versbau, p. 52: „. . . es ist dasselbe als übertragen zu betrachten von Fällen, wo es jederzeit mit gutem Fug bestanden hat, wie *est-il*, *peut-il*, *doit-il*, *avait-il* u. dgl., auf einen Fall, wo es etymologisch nicht gerechtfertigt (?) ist“. „Dieses *t* (nach *e muet*)“, sagt Tobler an derselben Stelle, „hat man verhältnismässig spät zu schreiben begonnen. Beza (1584) de Franc. linguæ recta pron. S. 40 lehrt zwar ausdrücklich, man schreibe *parle il*, spreche aber *parlet il*. Dies ist jedoch im 16. Jahrhundert durchaus noch nicht das allein Übliche . . .“

Wörtern durchaus vermiedene Hiatus, der beim Wegfall des *t* eingetreten wäre und sich nicht durch Elision hätte beseitigen lassen. — Dass ausserdem die französische Aussprache oft durch die Orthographie, diese wieder durch das Vorbild des Lateinischen beeinflusst wird, ist eine bekannte Thatsache. Vgl. z. B. *fils* = lat. *filius,* wo das *s* (= lat. Nominativendung *-us)* früher einige Zeit lang verstummt gewesen, vielleicht auch noch von manchen Orthoëpisten als stumm bezeichnet wird und so noch immer in der Poesie gebraucht werden kann, aber allgemein in der heutigen Umgangssprache wieder lautbar geworden ist. — Aus diesen Gründen scheint es mir übereilt, mit P. das *t* nach *e muet* und *a* in der 3. Pers. Sing. vor *il, elle, on* als euphonisch und nur zufällig etymologisch richtig zu bezeichnen. Die ganze Frage gehört, soweit sie noch Streitfrage ist, nicht in die Schulgrammatik und darf darin nur mit grosser Vorsicht angedeutet werden, da sie ohne Heranziehung altfranzösischer Formen nicht entschieden werden kann. Lücking drückt sich in seiner Schulgrammatik (Ausg. 1880, p. 108, Ausg. 1883, p. 57) in bezug auf diesen Gegenstand viel vorsichtiger und somit auch richtiger als P. aus, indem er nichts sagt, was die Wissenschaft nicht als sicher erkannt hätte: „Vor *il, elle, on* steht nach Formen, die auf einen Vokal *(e, a)* ausgehen, ein *t* zwischen Bindestrichen (in Anlehnung an *aimait-il, punit-elle, fut-on* = *è-mè-til, pü-ni-tè-l', fü-ton* u. ä.), z. B. *aime-t-on? ouvre-t-elle?* . . . . . .“

Pl. fährt in der Anm. zu § 50, No. 3 fort: „Man sagt auch *ne voilà-t-il pas,* obschon hier kein Verbum vorhanden ist; besser schriebe man (wie gesprochen wird) *ne voilà-t'y pas,* d. h. *t* hat denselben Charakter wie in *a-t-il,* aber *il* ist unrichtig.“ Die Nichtberechtigung von *il* in *ne voilà-t-il pas* ist selbstverständlich, wenn man an die Etymologie von *voilà (voi* = nfr. *vois,* Imper.) denkt. Aber auch *y* ist unrichtig, da die Ortsbezeichnung schon in *là* ausgedrückt ist. Dass *il* in dieser gerade nicht allzu häufigen Verbindung wie *y* gesprochen wird, mag wahr sein. Jedoch führt P. selbst p. 6 in § 9 der Aussprache an, dass *l* früher (in vulgärer Aussprache noch) in *il, ils* verstummte, dass nach Littré dies in *un homme comme il faut* und ähnl. noch allgemein üblich ist, was ich übrigens in seiner Allgemeinheit sehr bezweifele. *Ne voilà-t-il pas, en voilà-t-il* u. ä. sind ziemlich vulgäre Ausdrücke, und daraus erklärt sich auch die vulgäre Aussprache *y* = *il* in diesen Wendungen. Dieses *il* ist gewiss nichts weiter als das Personalpronomen: Die Zusammenstellung von *voilà* ist für das nicht philologisch gebildete Sprachbewusstsein undeutlich geworden, und *voi* wird nicht mehr in dieser Verbindung als 2. Pers. Sing. Imper. = *vois* (mit später hinzugefügtem *s)* gefühlt. *Voilà* wird vielmehr als eine 3. Pers. Sing. Ind. Präs. mit schliessendem *a* empfunden, und daher bildet man *voilà-t-il* nach Analogie von *va-t-il, a-t-il, finira-t-il* u. s. w. — *Ne voici-t-il pas* u. ä. sagt man nicht!

P. schliesst die Anm. zu § 50, No. 3 mit folgenden Worten: „Wenn die Analogie anderer Formen gerade zu *s* für die 2., zu *t* für die 3. Person geführt hat, so bleiben *s, t* doch euphonische Konsonanten“. Aus dem Zusammenhang geht hervor, dass er das *s* nach *e* und *a* in in der 2. Pers. Sing. Imper. vor den Pronominaladverbien *en* und *y* meint: z. B. *gardes-en,* aber *garde; retournes-y,* aber *retourne; vas-y,* aber *va.* Warum geht P. nicht noch weiter und nennt nicht überhaupt das Personalsuffix *s* in der 2. Pers. Sing. Imper., auch wo es immer geschrieben wird (z. B. *reçois, vends)* ein euphonisches? Auch in den übrigen Verben kann dieses *s* nur vor vokalisch anlautenden Wörtern in der Sprache (im Gegensatz zur Schrift) hervortreten. Auch ist

es ja nicht einmal etymologisch richtig, sondern nur durch Analogie mit dem Ind. Präs. entstanden. Die 2. Pers. Sing. Imper. ist bekanntlich im Lateinischen ohne Personalendung gewesen und ursprünglich so ins Französische übergegangen: z. B. *quier* St. Alexis (ed. Gaston Paris) 57 a, *done* 5 e. Nur einige Formen scheinen in der ältesten litterarischen Sprachstufe in Analogie zum Plural dem Ind. Präs. entlehnt zu sein. Vgl. Freund, Verbalflexion etc. p. 9. Man könnte noch weiter gehen und alle Endkonsonanten, mögen sie etymologisch berechtigt oder durch Analogie hervorgerufen sein, wenn sie nicht immer, also besonders nicht vor konsonantisch anlautenden Wörtern hörbar sind, euphonische Konsonanten nennen. Derartige Endkonsonanten werden ja nur dann ausgesprochen, wenn vokalisch anlautende, durch den Sinn mit den vorhergehenden eng verbundene Wörter unmittelbar folgen, wenn also der Sinn keine Pause zulässt und der Wohllaut eine Vermittelung, eine Verbindung des vokalisch auslautenden Wortes mit dem vokalisch anlautenden verlangt, und bleiben in der gewöhnlichen Umgangssprache auch dann noch oft genug stumm. Ob sie nun etymologisch berechtigt *(tu rends)* oder durch Analogie hinzugefügt *(rends,* Imper.) sind, ob sie immer *(reçois,* Imper.) oder nur manchmal unter gewissen Bedingungen *(vas-y)* geschrieben werden —, ihre Existenz in der „gesprochenen" Sprache hängt von einem Wohllautgesetze, von dem Bestreben den Hiatus zu vermeiden ab, sie alle sind also in diesem Sinne euphonische Konsonanten. Ist das *t* in *aime-t-il* nur euphonisch, so muss man auch das *t* in *finit-il, pot au lait* einen euphonischen Konsonanten nennen. Denn das Volk sagt sonst gewöhnlich *fini, po* mit Weglassung des *t*. Die Bindestriche in *aime-t-il* u. ä. machen in der Auffassung keinen Unterschied, sie sind für die eigentliche, die „gesprochene" Sprache unwesentlich und nicht vorhanden.

§§ 51—52 enthalten eine Tabelle der Formen des Aktivum und des Passivum der beiden Hauptkonjugationen. Die Einteilung der Formen ist nicht logisch:

A. Einfache Zeiten: Präsens mit seinen drei Modis etc.
B. Mittel- oder Nominalformen: a. Einfache Formen: Inf. Präs. etc. b. Umschreibende Formen: Inf. Perf. etc.
C. Umschreibende Zeiten: Perf. mit seinen zwei Modis etc.

Entweder muss man einteilen:

I. Einfache Formen: A. Personalformen (Tempora und Modi), B. Nominalformen (Inf., Partic., Gerund.);[1])
II. Umschreibende Formen: A. Personalformen (Tempora und Modi), B. Nominalformen (Inf., Partic.);

oder I. Personalformen (Tempora und Modi): A. Einfache, B. umschreibende;
II. Nominalformen (Inf., Partic., resp. Gerund.): A. Einfache, B. umschreibende.

In § 53—59 bespricht P., nach der Überschrift des Abschnittes zu urteilen, den Gebrauch der Hilfsverba in den umschreibenden Zeiten (soll heissen: in den umschreibenden Formen: Tempora, Modi, Inf., Partic.), in der That aber mehr: den Gebrauch der Verba transitiva, intransitiva, reflexiva, reciproca. Das meiste von dem, was er hier sagt, gehört gar nicht in die Formenlehre, die es nur mit der

---

[1]) P. trennt hier nicht das Gerundium (Gérondif) vom Part. Präs. Akt., vgl. jedoch § 270 in der Syntax.

Flexion und dem Ersatz der Flexion zu thun hat, sondern in die Syntax. An dieser Stelle hätte — was den Ersatz der Flexion durch Hilfsverba betrifft — seine Bemerkung p. 44 vollständig genügt: „Dieses Paradigma *(donner, finir)* ist nur für die Transitiva und für diejenigen Intransitiva zutreffend, welche ihre umschreibenden Zeiten (soll heissen: Formen) mit *avoir* bilden. Diejenigen Intransitiva, welche mit *être* konjugiert werden, lassen ihr Particip in Geschlecht und Zahl mit dem Subjekt übereinstimmen: *je suis entré(e), nous sommes entré(e)s* u. s. w." Höchstens hätte er, wie Lücking es thut, ein Paradigma der reflexiven Verba hinzufügen können, was freilich auch einen Nachtheil hätte, da das Pronomen in Plattner's Grammatik viel später besprochen wird. — Übrigens sollten hier überhaupt nur die einfachen Formen der zwei Hauptkonjugationen aufgeführt werden, dann die einfachen Formen der drei archaischen („abgezweigten" Konjugationen, danach die der zwei Hilfsverba *avoir* und *être*, zuletzt die mit *avoir* resp. *être* zusammengesetzten (umschreibenden) Formen des Aktivum und des Passivum, da dieses ganz aus umschreibenden Formen besteht, vgl. oben.

Abgesehen von seiner unrichtigen Stelle in der Grammatik ist an dem Abschnitte § 53—59 manches zu loben, besonders die Genauigkeit in der Feststellung und Beschränkung des Sprachgebrauchs. §. 53—54 hätten etwas anders gefasst werden können, etwa folgendermassen:

I. Alle Transitiva werden in den umschreibenden Formen des Aktivum mit *avoir* konjugiert;

II. ebenso im allgemeinen alle Intransitiva; ausgenommen

1) 13 Verba der Bewegung: a) 9 der Bewegung im eigentlichen Sinne, *aller, venir* . . .; b) 4 der Bewegung im übertragenen Sinne (Eintritt in das Dasein, Austritt aus dem Dasein), *naître, mourir* . . .;

2) mehrere intransitive Verba, die in den umschreibenden Formen mit *avoir* oder *être* verbunden werden: a) mit verschiedener Bedeutung und verschiedener deutscher Übersetzung, *convenir à* passen *(avoir)*, *convenir de* übereinkommen, gestehen *(être)* . . .; b) mit gleicher deutscher Übersetzung, aber doch in verschiedenem Sinne, insofern sie mit *avoir* verbunden werden, wenn das Geschehen, die Thätigkeit bezeichnet werden soll, dagegen mit *être*, wenn der infolge des Geschehens, der Thätigkeit eingetretene Zustand hervorgehoben werden soll, *avancer* vorrücken, *changer*, sich ändern . . .

Mit Recht bemerkt P. bei der Besprechung dieser letzten Klasse, dass sich der Sprachgebrauch bei den einzelnen Verben gewöhnlich vorwiegend für eins der zwei Hilfsverba entschieden habe, und fügt demgemäss bei den meisten das bevorzugte Hilfsverbum in Parenthese hinzu, z, B. *aborder* landen (meist *avoir)*, *apparaître* erscheinen (fast nur *être)*. — Von denjenigen Verben, die mit dem verschiedenen Hilfsverbum auch die Bedeutung in der deutschen Übersetzung wechseln, nimmt er das von den meisten Grammatikern, so auch von Lücking (Ausg. 1883, p. 90) dazu gerechnete *rester* aus: „*rester* ist nur in der Bedeutung „bleiben" und daher nur mit *être* zu gebrauchen." Dies scheint auch mir der heutige Sprachgebrauch zu sein: die Bedeutung „wohnen" (mit *avoir)* ist veraltet. — In bezug auf *partir*, das zu den 13 intransitiven Verben der Bewegung (mit *être)* gehört, erwähnt P. in einer Anm., dass *partir* (aufspringen vom gejagten Wild, losgehen von Schusswaffen) mit *avoir* verbunden werden kann. Lücking führt

diesen Gebrauch von *partir* mit *avoir* nur in der zweiten Bedeutung an. Ich halte denselben in beiden Bedeutungen für veraltet oder wenigstens veraltend, sicher in der zweiten, was die Umgangssprache betrifft.

In § 57 werden die französischen reflexiven Verba, die deutschen intransitiven entsprechen, in § 58 die französischen intransitiven Verba, die deutsche reflexive wiedergeben, in zwei Listen aufgezählt. Daneben finden sich einige sehr wichtige Bemerkungen über den Sprachgebrauch: z. B. *se noyer* nicht bloss = ertrinken, sondern auch = sich ertränken *(se jeter à l'eau)* — eine Bedeutung, die oft ausdrücklich verworfen wird, obwohl mit Unrecht! — Unter den von P. als intransitiv bezeichneten deutschen Verben, die französische reflexive übersetzen, entdeckt man mehrere, die in der That Transitiva sind: *se dédire de* leugnen, widerrufen (etwas!), *se formaliser* (sc. *de quelque chose!)* übel aufnehmen (etwas!), *se moquer de qn* verspotten (jemanden!), *se repentir de* bereuen (etwas!). — Die Überschrift des § 59 — „Verba, welche intransitiv und reflexiv zugleich sind" — passt zwar auf Verba, wie *douter de qe* zweifeln an, *se douter de qe* ahnen u. a., aber keineswegs auf Verba, wie *attaquer qn,* aber *s'attaquer à qn* (angreifen), *dépouiller qe,* aber *se dépouiller de qe* (ablegen), *revêtir qe,* aber *se revêtir de qe* (anlegen), *imaginer* ersinnen, aber *s'imaginer* sich einbilden, *louer qn* loben, *se louer de qn* zufrieden sein mit, *apercevoir qn (qe)* bemerken, *s'apercevoir de qe* inne werden, ferner (p. 53) *résumer* und *rétracter.* Dies sind im Franz. entweder transitive oder reflexive Verba. Andere können sogar transitiv oder intransitiv oder reflexiv gebraucht werden, z. B. *baigner* (trans. und intrans.) — *se baigner* u. a. (von P. angedeutet p. 52). — P. bemerkt am Anfang desselben §: „In früherer Zeit konnten die Intransitiva beliebig das Reflexivpronomen vor sich nehmen. So steht dasselbe noch zwecklos in *s'écrier, s'évader* u. a., besonders aber in Verbindung mit *en: s'en aller, s'enfuir* ..... Später bildete sich öfter ein Unterschied heraus zwischen dem Intransitiv und dem Reflexiv." Was den ersten Teil dieser Bemerkung betrifft, so drückt sich Diez in seiner Grammatik der romanischen Sprachen (III, p. 192) über diese Verba korrekter aus: „Häufig nehmen Intransitiva oder intransitiv gesetzte Transitiva, selten letztere in ihrer eigentlichen Wirksamkeit, ein auf das Subjekt weisendes Personalpronomen willkürlich zu sich."

Ich vermisse bei P. in dem ganzen § 59 eine deutliche Scheidung der zwei sehr verschiedenen Klassen von reflexiven Verben. Es sind nämlich zu unterscheiden: I. die eigentlichen reflexiven Verba, bei denen das Pronomen reflexivum weder deutlich Akkusativ-Objekt noch deutlich Dativ-Objekt ist, wo es jedenfalls ursprünglich eine Art von Dativus commodi (vgl. Diez, Gr. III, 192), wie in den andern romanischen Sprachen, gewesen ist, aber in der heutigen Sprache (Schriftsprache) bei der Behandlung des Part. Perf. mit dem Hilfsverbum zumeist als Akkusativ-Objekt betrachtet wird: *se mourir, se taire* u. a. In *se rire* ist *se* noch Dativ. Das Reflexivpronomen wird bei derartigen Verben — wenigstens scheinbar — bedeutungslos und willkürlich gebraucht und dient nur dazu, die Beziehung des Verbums auf das Subjekt zu verstärken. Auf diese Verba passt vorzugsweise Plattner's oben erwähnte Bemerkung.

II. Die uneigentlichen reflexiven Verba d. h. 1) diejenigen, bei denen das Reflexivpronomen deutlich ein Akkusativ-Objekt ist, wie *se baigner, se laver,* 2) diejenigen, bei denen das Reflexivpronomen deutlich ein Dativ-Objekt ist, wie *se laver les mains, s'imaginer qe,*

se parler (mit sich sprechen) u. s. w. Vgl. Lücking's Gramm. Ausg. 1880, p. 210—211, in der Syntax, wohin diese Frage durchaus gehört. — Über den Bedeutungswechsel von *apercevoir* und *s'apercevoir* u. dgl. vgl. oben. — Nach § 59 wendet sich P. wieder dem eigentlichen Thema des zweiten Teiles, der Formenlehre, zu, unterlässt aber nicht, von Zeit zu Zeit davon abzuschweifen und Eigentümlichkeiten der Syntax und der Wortbedeutung zu besprechen, vgl. z. B. die Anm. zu *aller* in § 64, und *s'en aller* § 65.

„Unregelmässigkeiten einzelner Verba der beiden Hauptkonjugationen", § 60—67, p. 53—58.

Der Ausdruck „Unregelmässigkeiten" ist, wenn er auf alle in diesem Abschnitt behandelten Verba angewandt wird, im Grunde wenig berechtigt. So sind die „orthographischen Eigentümlichkeiten der Verba auf *-cer, -ger, -guer, -quer*" in der That gar keine Eigentümlichkeiten spez. dieser Verba. Vielmehr zeigen sich hierbei Eigentümlichkeiten der französischen Orthographie überhaupt, die nicht bloss bei diesen Verben, sondern bei französischen Wörtern jeder Art konstatiert werden können. Es hätte genügt, im 1. Teil, Kap. 2 (Rechtschreibung) eine allgemeine orthographische Regel oder im 1. Teil, Kap. 1 (Aussprache) eine allgemeine Aussprache- oder Leseregel zu geben:

1) *ca, co, cu* — *c* = *k*,
ce, ci, cy — *c* = scharf. tonlos. *s*.
ça, ço, çu — *ç* = scharf. tonlos. *s*,
que, qui (quy) — *qu* = *k*,
oft auch *qua, quo* — *qu* = *k*;
2) *ga, go, gu* — *g* = *g*,
ge, gi, gy — *g* = *ž* (weich, tönend),
gea, geo, geu — *ge* = *ž*,
gue, gui (guy) — *gu* = *g*,
oft auch (bei Verben) *qua, quo* — *gu* = *g*.

Auf diese allgemeine Regel hätte P. bei den Verben, nicht bloss in der 1. Konjugation, einfach verweissen können. Die orthographischen Zeichen — *u* nach *q* (statt *c* = *k*), *g* — *cédille* unter dem *c* — *e* nach *g* — würden sich dann auch bei den Verben als selbstverständlich ergeben und dürften daher nicht als „Unregelmässigkeiten" betrachtet werden.

„Die *cédille* (aus *z* entstanden und nach ihm benannt: kleines *z*) wird nicht benutzt in *douceâtre* (süsslich) und den Substantiven auf *-eau* z. B. *le lionceau* (junger Löwe)." § 60, Anm.

Die zwei Fälle sind durchaus zu trennen und verschieden zu beurteilen: nur in *douceâtre* ist für die gewöhnliche *cédille* ein anderes orthographisches Zeichen (*e* wegen *doux, douce*) eingetreten. In *lionceau* ist *e* kein orthographisches Zeichen: *-eau* ist die Diminutivendung = lat. *-ellum*, altfranz. Nom. Sg. *-els, -eaus, -eaux* = lat. *-ellus*.

Was P. bei den Verben auf *-cer, -ger, -guer, -quer* versäumt, das unterlässt er nicht bei den zwei folgenden Paragraphen. Die „Behandlung des *e* in vorletzter Silbe (besser: in der Stammsilbe!) bei Verben der I. Konjugation", z. B. *prêter, protéger, mener, jeter, acheter* (§ 62) stellt er sehr wohl in Beziehung zu einem allgemeinen Lautgesetze und einer allgemeinen orthographischen Regel. Vgl. § 61 „Einfluss der folgenden Silbe auf die *e*-Laute." — Jedoch enthält Anm. 3 dieses § eine Behauptung in bezug auf Orthoëpie, die ich für inkorrekt halte: „Auch wenn mehrere der einsilbigen Wörter *je, me, te, le, ne* u. a. auf einander folgen, erhält (wenn nicht Sinn oder Wohlklang

eine andere Anordnung verlangen) von zweien das erste, von dreien das mittlere, von vieren das erste und dritte den offenen Laut, der aber hier nicht zu dehnen ist; *je ne sais* (fast *jèn'sé), je ne le donne pas (j' nèl' don' pa), je ne te le rendrai jamais* (fast *jèn' tèl' randré)*". Welchen offenen Laut? Aus der phonetischen Bezeichnung *(è)* geht hervor, dass P. ein kurzes offenes *e* meint. Dies ist falsch. z. B. *je ne sais* ist in phonetischer Umschreibung = *žön' sé* (ö = kurzes offenes). Das *e* in *je* ist, wie gewöhnlich, wenn es deutlich gesprochen wird, ein kurzes offenes *ö*. —

§ 63. „Die Verba auf *-ayer*, *-oyer*, *-uyer*." P. verweist hier auf den 1. Teil seiner Grammatik, I (Aussprache) § 7, wo das Schriftzeichen *y* und der damit verbundene Laut sehr sachgemäss behandelt sind. Nur sollte er deutlicher hervortreten lassen, dass der Wechsel von y *(= ü)* und *i*, resp. die Beibehaltung des *y* am Ende des Stammes nicht bloss bei den Verben der 1. Konjugation, sondern bei allen Verben, deren Stamm auf *y*, resp. *i* ausgeht, aus gleichen Gründen stattfindet. Was für die Stämme *grassey- (grasseyer), ennuy-* und *ennui- (ennuyer), tutoy-* und *tutoi- (tutoyer)* u. s. w. gilt, das gilt ebenfalls für die Stämme *assey- (asseoir), fuy-* und *fui- (fuir), voy-* und *voi- (voir)* u. s. w. Dagegen nehmen die Verba der 1. Konjugation, deren Stamm auf *-ay-* (gespr. *è-i)*, resp. *-ai-* (gespr. *è)* ausgeht, eine Sonderstellung ein: Aussprache und Schrift können bei diesen Verben den gleichen Stamm vor stummem *e*, wie vor volltönenden Endungen zeigen. Man bildet vom Verbum *payer nous pay-ons, ils pay-ent,* St. *pay-* (gespr. *pè-i-)* neben *ils pai-ent,* St. *pai-* (gespr. *pè-)*, aber vom Verbum *traire nous tray-ons,* St. *tray-* (gespr. *trè-i-)*, und nur *ils trai-ent, que je trai-e* u. s. w., wie auch *je trai-s, tu trai-s, il trai-t,* St. *trai-* (gespr. *trè-)*.

P. sagt in § 63 über die Verba der 1. Konjugation mit Stämmen auf *-ay-, -ai-:* „Bei den Verben auf *-ayer* ist die Aussprache des zweiten *i* auch vor stummem *e* noch üblich und daher auch die Schreibweise *je paye, je payerai* gestattet (gespr. *pè-i', pè-i'ré* oder auch vielfach *pé-i'. pé-i'ré*." Dazu in einer Anm.: „Aber nicht zu empfehlen, so wenig wie das vulgäre *que j'aye* (gespr. *è-i'* oder *é-i')* statt des richtigen *que j'aie* (spr. *è')*."

Die Aussprache *è'* in *que j'aie* ist allerdings die korrekte und übliche, wie auch die regelmässige (vom Verbum *avoir)*, vgl. oben. Aber nach meiner Erfahrung ist die Aussprache *è-i'* in *je paye, je payerai* u. s. w. neben *è'* in *je paie, je paierai* u. s. w. in der besten Umgangssprache sehr gewöhnlich. Warum sollte sie also nicht zu empfehlen sein?

§ 64. *Aller* (gehen). „*Aller* bildet seine Formen von 3 verschiedenen Stämmen: *vad-* (lat. *vadere), ir-* (lat. *ire)* und *all-* (unbekannter Herkunft)."

Der erste Stamm ist im franz. *va-* (lat. *vad-)*, da ja das lat. *d* von *vadere* in der französischen Sprache von Anfang an geschwunden ist.

Ir- kann unmöglich ein Stamm genannt werden, sondern ist als ein Infinitiv (lat. *ire)*, wenn man will, mit St. *-i-*, zu bezeichnen, der zur Bildung des Präs. Fut. und Impf. Fut. verwandt worden ist.

„Im Präs. Konj. haben die stammbetonten Formen *ai* als Lautverstärkung für *a*."

In diesen Worten zeigt sich eine gewöhnliche, auch in vielen andern Grammatiken gemachte Verwechselung der Schriftsprache und der „gesprochenen" Sprache. In den stammbetonten Formen

des Präs. Konj. von *aller* — *aille* — *ailles* — *aille* — *aillent (all-iam** — *all-ias** — *all-iat** — *all-iant**) ist das hybride, durch Analogie bewirkte *i* der Konjunktivendung mit dem *l (ll)* des Stammes verschmolzen, woraus der einfache Laut des neufranz. *l mouillé* (urspr. = *l* + *j*) entstanden ist. *I* in *aille* — *ailles* etc. bedeutet demnach keine Lautverstärkung des *a*, wie etwa in *je vais*, *je hais* (mit *ai* = offn. *e*), *je sais* (mit *ai* = geschl. *e*), falls der Ausdruck „Lautverstärkung" in solchen Fällen überhaupt angemessen ist, sondern ist zusammen mit *ll* vor Vokalen die regelmässige Schreibweise des neufranz. *l mouillé*. Vgl. mit *que j'aille* etc. — *que je vaille* etc. vom St. *val- (valoir)* und *qu'il faille* vom St. *fall- (falloir)*. —

§ 67. „Einzelnes zur zweiten Hauptkonjugation." Bei *haïr* sollte der ursprüngliche Stamm *ha-* aufgestellt sein, daneben der regelmässig erweiterte Stamm *haïss-*. Abweichend von der gewöhnlichen Konjugation wird aber für den Sing. Ind. und Imper. Präs. nicht der erweiterte Stamm *haïss-* verwandt, sondern der einfache mit modifiziertem Stammvokal[1]) *hai-* (altfranz. *hai-* und *he-)*: *je hai-s, tu hai-s, il hai-t*, Imper. *hai-s*, vgl. altfranz. *he, hes (hais), het (hait)*. Das Trema in den bezüglichen neufranzösischen Formen *nous haïssons, vous haïssez* u. s. w. ist selbstverständlich. —

Bénir muss man mit *maudire*, welches das Gegenteil bedeutet, vergleichen, um die Existenz von *bénit, bénite* neben *béni, bénie* zu erklären. *Bénit, bénite* ist regelmässig vom lat. *ben[ed]ict-um, ben[ed]ict-am* gebildet, wie *maudit, maudite* von *maledict-um, maledict-am*. *Benedicere* sollte eigentlich *bénire* geben, wie *maledicere* — *maudire*. Durch den Wegfall des *d* wurde der Zusammenhang von *bénir* mit seinem Simplex *dire* = *dicere* verdunkelt, und so besteht seit ältester Zeit der Infin. ohne *e bénir* (altfranz. *beneïr)* der als Infin. auf *-ir*. wie *fin-ir*, angesehen wurde: daher alle übrigen Formen, auch Part. Pf. *béni, bénie*, das nach Analogie von *fini, finie (= finit-um, finit-am)* u. a. ganz regelmässig und schon sehr früh das *t* auch in der Schriftsprache verloren hat. — Auch *nous maudiss-ons* und die übrigen Formen mit *-ss-* (scharf. *s)* im Präs. und Ind. Impf. neben *nous dis-ons* etc. mit einfachem *s* (weich. *s)* müssen mit *nous béniss-ons* etc., *nous finiss-ons* etc. verglichen werden. Der eigentliche Grund dieser Mischung der Konjugationsarten, der natürlich für den Schüler nicht vorhanden sein kann, ist das altfranzösische: vgl. altfr. Inf. *beneir* mit altfr. Inf. *maleir*, der Nebenform von *maldire, maudire*.

(Fortsetzung folgt.)

A. Rambeau.

---

[1]) Dieses Ableitungs-*i*, welches den Stammvokal *a* im Sing. Ind. und Imper. Präs. modifiziert hat, rührt vom Etymon, das freilich nicht unangefochten ist, her: ags. *hatian*, altfries. *hatia*, alts. *hetian*, neben goth. *hatan*. Böhmer schlägt oder schlug bekanntlich als Etymon *fastidire* vor, wodurch sich wohl ebenfalls das *i*-Element, aber nicht die Einsilbigkeit der betreffenden Formen erklären liesse.

Miscellen.

Zu Fritsche's Ausgabe der Précieuses Ridicules. — Bei gelegentlicher Lektüre von Fritsche's Kommentar zu dem ebengenannten Stücke Molière's fielen mir darin folgende Kleinigkeiten auf. die meines wissens noch nicht hervorgehoben wurden, deren Erwähnung aber vielleicht dem verdienten Herausgeber in einer neuen Auflage zur Besserung Veranlassung gibt.

Anm. 22, S. 32 kann der Ausdruck: „wie die franz. Sprache mehrfach aus einem Stamme durch Differenzierung zwei Worte bildet (z. B. *chantre* und *chanteur* aus *cantor)*" zu falscher Auffassung führen. Die ganze Anm. wird auch mit Rücksicht auf Tobler's Bemerkung zu ihr geändert werden müssen.

Anm. 24. *Donzelle*, abgekürzte Nebenform von *damoiselle*". kann zu der irrtümlichen Ansicht führen, *donzelle* (oder *doncelle)* sei aus *damoiselle* durch Abkürzung entstanden. Beide Formen sind durchaus coordiniert und gemeinschaftlich aus der Form der Eulalia *domnizelle* abzuleiten. In dem einen Falle assimilierte sich *m* an *n* und fiel sodann das unbetonte *i* ab, da der Zusammenstoss von geminiertem *n* + *z* keine Schwierigkeit machte *(donnizelle: donzelle)*, im andern verhinderte *mn* + *z* den Vokalausfall, und entwickelte vortonisches *iz* (ursprünglich *ic)* vor hellem Vokal nach den gewöhnlichen Lautgesetzen *eis*, späteres *ois*. Dass *dancelle* älter sei als *donzelle* und letzteres erst durch provenzalischen Einfluss eingeführt sei, ist ein doppelter Irrtum. Die Anm. wird demnach am besten abgekürzt in: „*Donzelle*, Nebenform von *damoiselle* = *demoiselle*, beide aus spätlat. *dominicella*."

Anm. 46 könnte an die deutsche volkstümliche Redensart „etwas aufs Tapet bringen" erinnert werden.

Anm. 56 wäre besser mit Anm. 105 und 172 in eine Anm. verschmolzen worden, während an der späteren Stelle eine Verweisung auf diese erste genügte. Die allgemeine Vorliebe der Preziösen für die Verwendung von *donner* in verschiedenen Verbindungen war hervorzuheben. Desgleichen war es vorteilhaft, Anm. 57 und 163, die von *incongru* und *congruant* handeln, in eine zu vereinigen, und ebenso sieht man nicht ein, warum die Anm. 137 von *terriblement, furieusement* und *horriblement* gegebenen Erklärungen nicht mit der *furieusement*-Erklärung in Anm. 70 vereinigt wurden.

Anm. 110. *s'en aller* für jetzt übliches *aller* entspricht dem Sprachgebrauch des 17. Jhs. überhaupt.

Anm. 114 für *prud'homme* hätte auf Tobler's Erklärung Zschr. f. rom. Phil. II, 169 rekurriert werden sollen.

Anm. 140 ist der Ausdruck „*être* für *aller*“ nicht genau, und Auger's Erklärung sehr fragwürdig. *Je fus visiter* bedeutet: „ich war zum Besuch“, ein *j'allai visiter* kann zunächst nur heissen ich „besuchte“, „ging zum Besuch“.

Anm. 143 war vielleicht eine Andeutung nicht unnütz, dass der Tropus vom Herzensdiebstahl nicht etwa eine Erfindung der Preziösen war. Vgl. auch hier II, 77.

Anm. 179 ist in der vorliegenden Fassung nicht haltbar. Einmal hat die Verdrängung von altfranz. *à* durch *de* vor dem Inf. noch andere Ursachen als das Bestreben, den Hiatus zu vermeiden, ferner weiss man nicht, was unter dem „jetzigen Unterschied von *commencer de* und *à*“ zu verstehen ist, da dieser „jetzige Unterschied“ in den Grammatiken oft falsch angegeben wird.

Auf die Anm. 181 war Anm. 208 zurückzuweisen, da an der betreffenden Stelle der Ausdruck *ne faire que sortir* zurückkehrt.

Anm. 185 ist *demi-lune* nichts weiter, als was in unsrer Militärsprache „Lunette“ heisst.

E. KOSCHWITZ.

Zu Sachs' Wörterbuch (Fortsetzung zu V², 49 f.).

I. Es fehlen:

Anémique (Ac.: atteint d'anémie), nur im II. Teil erwähnt.

Diantrement = diablement: La nuit menace d'être diantrement rude. Feuillet, Le Village Sc. 3.

Jérusalémitain, neben jérusalémite und jérosolymitain: Son auteur appartient sans doute au cercle du sacerdoce jérusalémitain. R. crit. 1883, II, p. 268.

Nordique: Une semi-voyelle nordique. ebd. p. 295. — Les différents rameaux du nordique. ebd. p. 297.

Resserre: Le moulage en plâtre ... exposé dans la resserre vitrée à l'entrée de la salle de lecture. ebd. I, p. 403.

Fare (d'eau), m. = (Wasser)graben, *jodane* = Bengel, *piquée* (du jour) = (Tages)anbruch (alle drei populär oder provinz.), bei Souvestre, Au c. d. f. (Die Bedeutungen gibt Göbel in den Bemerkungen zu X.)

Filiot neben fillot, *migeoter* neben mijoter. ebd.

II. Unvollständig sind die Angaben über:

âge: Es fehlt die Bedeutung „höheres Alter“, während für *âgé* der entspr. Gebrauch angegeben ist. Dahin gehört die unter „Lebensalter“ angeführte Redensart „être sur l'âge“. Vgl. Ac. und Feuillet a. a. O.: A mesure que l'âge est arrivé, j'ai restreint mon cercle. (Dagegen sind die unter I, 1 und 2 getrennt behandelten Fälle gleichartig).

appeler: Für „Hilfe rufen“ gibt S. im II. Teil „app. au secours“. Daneben bietet die Ac. „app. du sec.“. Ein weiterer Beleg: Si ce saint homme appelle du secours, il me fera infailliblement brûler. Volt., Candide IX.

approcher: Die Verbindung mit einem persönl. Accus. ist nicht auf die Bedeutung „freien Zutritt zu J. haben“ beschränkt. Vgl. Ac., ferner: Ne m'approche de ta vie. Candide III. — Quand sa prière fut finie, elle se leva; lord Nelvil n'osait l'approcher encore. Corinne X, 4.

bovine: provinz., wie chevaline, als s. gebraucht. Les bovines seront en mauvaise disposition pendant plusieurs jours. Souvestre a. a. O.

emprunter: S. gibt emprunter qc. de, à q., aber nur empr. qc. de qc. Auch die Ac. hat nur ein Beispiel des Sachobjekts mit à (Cette langue n'a presque rien emprunté aux autres), und in diesem kommt das Sachobj. einem persönlichen gleich. Nichtsdestoweniger ist empr. qc. à qc. jetzt ganz üblich: La science emprunte des remèdes au suc des plantes vénéneuses. Souvestre a. a. O. — Tous les mots employés par Gounod pour figurer les tons, sont empruntés au monde des couleurs. Legouvé, L'art de la lect.[2], p. 202. — D'autres écrivains . . . choisissent leurs sujets dans notre histoire, au lieu de les emprunter aux événements contemporains. Darmesteter-Hatzfeld, Le XVI[e] s. I, p. 166. — Les 45 restants . . . sont, à l'exception d'un seul, empruntés au recueil prâcrit. R. crit. 1883, I, p. 181. — Peut-être est-ce au latin . . . qu'il a emprunté cette particularité de son style. ebd. p. 463. U. s. w.

figuratif: arts figuratifs = bildende Künste. Les relations multiples des belles-lettres avec la politique, la science et les arts figuratifs. R. crit. 1883, p. 298.

homme: Dem h. de pied steht h. de cheval zur Seite (S. nur h. à ch.). Sept cent mille hommes de pied, et soixante et dix mille de cheval. Mont., Consid. IV. Vgl. Ac. s. v. cavalier: Homme de guerre dans une compagnie de gens de cheval.

ici: D'ici à peu = dans peu. Il va peut-être d'ici à peu être obligé de retourner ses argumens. R. d. d. M. 1880.

insister: S. gibt 1. auf et. beharren, bestehen, 2. sich auf et. stützen, gründen, berufen. — 2. ist zum mindesten zu eng gefasst. Die Ac. hat richtig an zweiter Stelle: appuyer sur qc., s'y arrêter avec force. So z. B.: Il nous semble aussi que M. U. aurait pu insister davantage sur la question de l'emploi de l'adverbe avec „esse". R. crit. 1883, II, p. 294. — J'ai tenu à insister sur l'étude où il est ainsi retracé, afin de donner aux lectures de la „Revue" une idée des articles de fond du „Giornale storico". ebd. p. 300. Diese Bedeutung schliesst, streng genommen, die von S. unter 1. gegebene in sich: bei einem Gegenstand (des Wollens oder der Darstellung) mit Nachdruck verweilen; vgl. den lat. Gebrauch.

instant: Dans l'inst. neben à l'inst. S. Ac. Ferner: La prudente vieille vit dans l'instant tout ce qui était à faire. Candide XIII. — Lady Edgermond devina dans l'instant la vérité. Corinne XIX, 2.

lecture: Neben faire la lect. de qc. auch faire lect. Il venait d'ouvrir une lettre dont il se préparait à faire lecture à son ami. Souvestre, bei Hölder, p. 262. — Ce prince, en ayant fait lecture, reconnut qu'il était impossible d'arracher un homme au sort qui le menaçait. Herodot, übers. von Larcher.

papier: P. public = journal gibt die Ac. Corinne weist mehrfach gleichen Gebrauch auf, z. B. XVIII, 1: Elle vit, dans un papier public, . . . cet article-ci.

passage: Neben „se faire p." ist „se f. un p." anzuführen (Ac.), wie umgekehrt neben dem „se frayer un p." der Ac. „se fr. p." sich findet: Notre canot avait peine à se frayer passage à travers les jonques. Feuillet a. a. O.

romaniste: Es fehlt die Bedeutung „Erforscher der roman. Sprachen" (z. B. R. crit. 1883, I, p. 403, II, p. 132), während die entsprechende Bedeutung von germaniste aufgenommen ist.

Transtevère: Daneben Transtévère. Feuillet a. a. O.

Schliesslich trage ich noch einige Belege zu einschlägigen früheren Bemerkungen (V, 49) nach:

Dupe (prädikativ auch ohne Art.); Si elle croit que je suis dupe de son désintéressement! Sandeau, M[lle] de la Seigl. A. IV, Sc. 5. — N'est-il pas dupe d'une hardie vantardise ...? R. crit. 1883, II, p. 27.

Mêler qc. de qc.: Cet accent de familiarité mordante, mêlé çà et là de traits de hautaine grandeur. Legouvé, L'art de la lect.[3], p. 292. — L'on éprouve comme un besoin mêlé de terreur de s'approcher des vagues. Corinne XI, 1. — Un attendrissement mêlé de respect remplissait son cœur; ebd. XVI, 5.

III. Unrichtigkeiten.

Partant (adv.) wird „fast veraltet" genannt. Dagegen ist es nach der Ac., wenn auch nicht sehr häufig, so doch üblich im style familier. Vgl. auch folgende Beispiele: Les scènes essentielles de l'œuvre manquent de préparation ou de vraisemblance, et, partant, nous produisent une impression moindre. Le XIX[e] Siècle, 29. Aug. 1882. — On est en droit de le juger comme tel et, partant, de lui adresser le double reproche d'être incomplet et de manquer de précision. R. crit. 1883, I, p. 181. — Il y a des probabilités pour que ce conseiller ait été orléanais comme Daniel et Pimpont, et partant leur ami d'enfance. ebd. II, p. 56. — Les sujet était peu connu chez nous et partant nouveau à bien des égards. ebd. II, p. 189. — Auch R. d. d. M. 1880 habe ich das Wort einmal angetroffen.

Ich habe bereits auf den zweifelhaften Wert der Angaben über die Stellung der Adjektive hingewiesen. Meine frühere Bemerkung bezog sich auf eine Klasse von Wörtern, die wegen ihres Begriffes in der einen der beiden sprachgesetzlich möglichen Stellungen sich allerdings häufiger finden als in der anderen, insofern ihre Bedeutsamkeit sie vorzugsweise zu Trägern des Accentes macht (vgl. Literaturbl. f. g. u. r. Ph. IV, 310). Die Gesetze, von welchen die Stellung abhängt, wollen gekannt sein: Einzelangaben können im allgemeinen nur einen der Zahl nach überwiegenden Gebrauch konstatieren; absolut gefasst, werden sie unzuverlässig. Dies mögen auch die folgenden Beispiele belegen, denen ich jedesmal die Angabe von Sachs voranstelle.

Calme (nach d. s.): La calme majesté du dernier vers. Legouvé a. a. O. p. 228.

Complet (nur nach d. s.): Sa complète réserve. Corinne XVII, 5. — Le plus complet professeur de lecture. Legouvé a. a. O. p. 261. — Leur complet achèvement. Romania XII, p. 120. — Des populations en complète décadence. R. crit. 1883, I, p. 330. — Le plus complet et le plus sincère hommage; ebd. p. 481.

Énigmatique (nach d. s.): L'énigmatique Grothus. R. crit. 1882, II, p. 302.

Éphemère (nur nach d. s.): L'éphémère succès du „Journal politique national"; ebd. p. 178.

Franc = freimütig (vor d. s.): Fast alle Beispiele der Ac. zeigen nachstehendes Adj.

Fugitif (in Prosa nur nach d. s.): De très fugitives indications. R. crit. 1883, II, p. 170.

Hautain (nach d. s.): Traits de hautaine grandeur. Legouvé a. a. O. p. 292.

Illustre (meist nach d. s.): Une illustre reine. Chat., Atala. — Ses illustres ombres. Corinne IV, 6. — Ses illustres devanciers. Legouvé a. a. O. p. 269. — Un illustre capitaine. ebd. p. 271. — L'illustre

amiral. Darmesteter-Hatzfeld, Le 16[e], s. I, p. 165. — Leurs illustres aïeux. R. crit. 1883, II, p. 310. — Die Ac. hat 5 Beispiele mit voranstehendem Adj.
Immonde (nur nach d. s.): Et ce papier, Monsieur, cet immonde papier! M[lle] de la Seigl. A. IV, Sc. 2.
Incontestable (nur nach d. s.): Deux articles d'un incontestable intérêt. R. crit. 1883, II, p. 298. — D'après d'incontestables témoignages. ebd. p. 319.
Indépendant (in Prosa nach d. s.): Cicéron, dont l'indépendante éloquence leur importait plus alors que la puissance même de leurs armées. Corinne IV, 5.
Original (nach d. s.): Ce grand et original XVI[e] siècle. R. crit. 1883, II, p. 51.
Prolixe (nach d. s.): De prolixes excuses. A. Theuriet (bei Schmager, Kommentar zu Le Village).
Prosaïque (nur nach d. s.): Nos prosaïques contrées. Corinne XI, 2.
Regrettable (nur nach d. s.): Les préfaces-manifestes dont M. Sathas a pris, depuis quelques années, la regrettable habitude de faire précéder chacune de ses publications. R. crit. 1883, II, p. 314.
Respectable (nur nach d. s.): Les respectables religieux qui se consacrent, sur le sommet des Alpes, au salut des voyageurs. Corinne XIX, 5.
Sauvage (nach d. s.): Le contentement féroce d'un sauvage ennemi; ebd. XVII, 4.
Substantiel (nach d. s.): Une substantielle étude. P. de Nolhac, Lettres de J. du Bellay (nach R. crit. 1883, II, p. 7).
Sympathique (nur nach d. s.): Le jeune et sympathique secrétaire de la Société. R. crit. 1883, II, p. 312.
Tardif (nach d. s.): La tardive connaissance que Gœthe fit de son système; ebd. p. 181.
Vagabond (nach d. s.): De vagabonds troubadours qui ne savent chanter que des ballades à refrain. Chat., G. du Chr. I, 5, 5.

IV. Kleine Versehen und Druckfehler.

Im I. Teil:

Attache = Hang, Leidenschaft, veraltet? Deutéronome — An zweiter Stelle geschlossenes, langes o gegen astronôme etc.? Empreindre — fast nur im inf. gbr.? Forêt — Die synon. Bemerkung, auf welche unter „bois" zweimal verwiesen ist, fehlt. Gentils (= idolâtres) — son mouillé? Gré — Es fehlt savoir mauvais gré à q. Heure — Tout à l'h. = sogleich, veraltet? Or — or ça (Accent!). Résoudre — Être résolu de und à + inf. zu ?! Soupir — „Recevoir les derniers soupirs de q." darf nicht von „rendre le dernier soupir" getrennt werden. Tente — t. à châlet.

Im II. Teil:

Bah — peu (h!). Dicht — D. Wald: bois plein ou bien fourni. Danach wäre „épaisse forêt" (Ac.) ausgeschlossen? Fluss — rheumatisme. Hören — je l'entends appeller, j'entends qu'il appele. Südpol —Es fehlt p. méridional, während p. septentrional an betr. Stelle sich findet.

R. Meyer.

Fleurir. Auch die von der zünftigen Grammatik nicht anerkannten Formen von *florir* finden sich vereinzelt: *Quelques citations achèveront de faire apprécier les différents caractères du sonnet aux*

trois époques où il a *flori: XVI*[e]*, XVII*[e] *et XIX*[e] *siècles* (F. de Gramont, les Vers français et leur prosodie, 260). *Elle* (la ballade) *florit pendant plus de deux cents ans sans interruption.* (Ders. 286.) *Il serait curieux assurément de montrer, par des spécimens empruntés aux diverses époques où a flori la ballade, combien cette opinion était erronée* (Ders. 288). *Son fils florira et obtiendra plus qu'il n'aurait jamais pu espérer* (La France, 6 juin 1879). *Ce ne fut qu'en Bretagne, où cette conquête fut passagère que la poésie nationale continua à florir* (Souvestre, les derniers Bretons, I, 148). *La vérité est qu'il n'y a jamais jargon là où florit une riche littérature* (Littré, Hist. de la langue fr. Introd. XLII).

Für sich allein genommen würden diese Beispiele nur zeigen, entweder dass die Angabe der Akad. über die erhaltenen Formen des Verbums *florir* zu eng ist, oder dass einzelne Schriftsteller sich erlauben, die Vorschrift der Akad. zu missdeuten. In Verbindung mit dem, was ich (Nachträge zu Sachs' Wörterbuch, s. v. Blüte, Bd. IV, S. 64 dieser Zeitschrift) über den Gebrauch von *floraison* bemerkt habe, scheint die Annahme nicht ungerechtfertigt, dass ein Bestreben sich fühlbar macht, *fleurir* und *fleuraison* auf die Bedeutung „blühen" im eigentlichen Sinn zu beschränken, dagegen in der figürlichen Verwendung das alte Verb. *florir* und das zugehörige *floraison* zu versuchen. Dabei lässt sich noch anführen, dass im eigentlichen Sinn *fleuraison* immer zulässig ist, *floraison* dagegen gewissen nicht leicht definierbaren Bedenklichkeiten des Sprachgefühls begegnet. Dass dem so ist, ergiebt sich aus einer Stelle bei Fr. Wey (Remarques sur la langue fr. I, 370).

Bénir. Ausser den gewöhnlich aufgeführten Verbindungen findet sich *bénit* rein adjektivisch noch in folgenden: *Un tableau de Sainte-Cécile dans un cadre surmonté d'un bouquet de buis bénit.* (Soulié, les Mém. du diable, I, 50). *Cire bénite sur laquelle est imprimée la figure d'un agneau* (Soulice, Petit dictionn. des diffic. s. v. agnus). *Le pape Clément lui* (c.-à-d. au prince Eugène) *envoya l'estoc bénit* (Paillard bei Wingerath, Choix de lect. fr. II, 165). *La terre, sous ces mains bénites, ne produit que des ronces et des absinthes* (Volney, les Ruines I, 18). *Aux pieds bénits de la docte assemblée Voyez-vous pas le pauvre Galilée . . . ?* (Voltaire, éd. du Centénaire 294). *On a trois ou quatre feuilles qui paraissent presque tous les jours, sur papier bénit, et qui donnent au monde indifférent des nouvelles de Frohsdorf.* (La France, 28 juillet 1878.) *Je pris à la cheminée un vieux fusil à mon père, que je savais chargé de trois balles bénites* (George Sand, les Maîtres sonneurs, 5[e] veillée).

Jetzt liegt in dem Nebeneinanderbestehen der Formen *béni* und *bénit* nur eine der vielen Inkonsequenzen der frz. Orthographie vor, wie sie von der Akademie geregelt wurde. Analoga finden sich für das Partizip des Präteritums allerdings nicht, um so häufiger sind sie bei dem des Präsens. Nach dem dort (wenn auch nicht in allen Fällen) befolgten Grundsatz müsste auch hier die jetzt regelmässige Form *(béni)* dem Partizip, die jetzt vereinzelt stehende *(bénit)* dagegen dem Adjektiv zufallen, eine Scheidung, auf welche man auch schon dadurch verwiesen wird, dass die letztere Form nur in einer Reihe stehender Ausdrücke allgemein anerkannt ist. Wie in anderen Fällen hat sich aber auch hier die Synonymik eines solchen äusseren Unterschiedes bemächtigt, um einen Bedeutungsunterschied hineinzutragen, nach dem von den älteren frz. Synonymikern vertretenen, aber durchaus falschen Grundsatz, dass Doppelformen (z. B. eine neuere und eine archaische)

nicht in der Sprache existieren dürfen, wenn sich nicht ein auch noch so leiser Bedeutungsunterschied herausklügeln lässt.

Eine praktische Wichtigkeit hat der zwischen *béni* und *bénit* aufgestellte Bedeutungsunterschied nicht, höchstens wäre die Scheidung von *terre bénie* (gesegnetes, reiches Land) und *terre bénite* (geweihte Erde, Friedhof) von gewissem Werte. Aber auch sie findet sich missachtet: *On voit, rien qu'à la regarder, que c'est une terre bénite et qu'aiment les habitants du Paradis* (Souvestre, les dern. Bret. I, 3).

Einzelne Schriftsteller binden sich auch sonst nicht an den Unterschied. So sagt Augustin Thierry (Hist. de la Conquête de l'Anglet. I, 91) wohl *eau bénite*, weil dies ein vielgebrauchter Ausdruck mit erhaltener archaischer Form ist, aber *des croix bénies* (ib. 88), *de l'huile bénie* (ib. 178), *un étendard béni* (ib. 268, 314, 328).

Häufiger findet sich der Gebrauch der archaischen Form vernachlässigt, wo wirkliches Partizip vorhanden ist. Die Akademie schreibt auch in diesem Falle: *Les drapeaux ont été bénits* und unter Agnus: *On appelle ainsi une cire bénite par le pape* etc. Littré schreibt letzteres nach, obwohl er anderwärts nur die Beibehaltung der alten Form in *eau bénite* für vernünftig erklärt. Im Folgenden stelle ich alle Beispiele für den einen wie für den anderen Gebrauch zusammen, wie ich sie in meiner Lektüre etwa der letzten sechs Jahre habe finden können: *Il* (l'accusé) *avalait une bouchée de pain bénit ad hoc par son accusateur, après avoir prié le ciel que cette bouchée, s'il était coupable, lui serait de poison* (Génin, Récr. phil. II, 123). *Offert et bénit par le pape, ce collier a sa légende que les fidèles se racontent tout bas* (A. Daudet, les Rois en exil 290). *Il semble que les balles qu'on lui* (c.-à-d. à la grand'bête) *lance ne servent qu'à activer sa prodigieuse agilité, à moins qu'elles n'aient été bénites d'une certaine façon* (Jaubert, Gloss. du Centre, II, 12). *Joignez-y une douzaine de reliquaires authentiques — et de chapelets bénits de la main du saint-père* (Feuillet, le Village, éd. Schmager, 49). *Paul II lui fit présent d'un chapeau et d'une épée bénits de sa main* (Paganel, Hist. de Scanderbeg, 357). — Dagegen: *La reine, Marie Leckzinska, reçoit des mains du cardinal de Fleurf, une rose d'or bénie par le pape* (Hénault-Michaud, Abrégé chronolog. 361). *L'amiral avait reçu des mains du roi un chapeau béni par le pape* (Michelet bei Wingerath a. a. O. 101). *Il leur* (c.-à-d. aux fidèles) *semblait que leur âme avait plus de chances de salut lorsque leur corps reposerait en compagnie des reliques des martyrs, dans une terre bénie*[1] *de la main et de la bouche de Jésus-Christ* (Génin, Variations 457). *L'étendard béni par le pape était porté à côté de lui* (c.-à-d. de Guillaume le Conquérant) *par un jeune homme appelé Toustain-le-Blanc* (Thierry, a. a. O. I, 300). *Pour prix de ce dernier exploit, le pape Sixte-Quint lui* (c.-à-d. au duc de Guise) *envoya une épée bénie de ses mains* (Lacretelle, Hist. de Fr. pendant les guerres de rel. III, 257). *La bannière bénie par le pape était portée à côté de Guillaume, duc de Normandie* (Plœtz, Schulgr. Lekt. 36, Satz 20. Woher?) *Eude, de son côté, harangua ses guerriers et leur distribua par parcelles trois éponges qui avaient été bénies par le pontif romain Grégoire II* (H.

---

[1]) Die Vergleichung mit der oben angeführten Stelle zeigt, dass Génin keinen konstanten Gebrauch hat. Denn hier ist nicht etwa *bénir* in der Bed. „segnen“ zu fassen, da Génin von der Tradition spricht, nach welcher der Kirchhof von Arles durch Christus eigenhändig geweiht worden wäre.

Martin, Hist. de France, II, 183). *On posa aussi devant lui* (c.-à-d. devant Charlemagne dans son sépulcre) *un sceptre d'or, et un bouclier d'or* *b é n i* *par le pape Léon* (ib. II, 364). *A peine arrivé à Fontainebleau, il* (Caraffa) *présenta au roi, comme au défenseur du saint-siège, une épée* *b é n i e* *par le pape* (ib. VIII, 447). *Les amitiés ébauchées chez Flicoteaux se scellaient dans les cafés voisins aux flammes d'un punch liquoreux, ou à la chaleur d'une demi-tasse di café* *b é n i e* *par un „gloria" quelconque* (Balzac, les Illus. perdues, I, 206). In dieser von den Wörterbüchern nicht erwähnten Anwendung von *bénir* kann es sich nur um eine Anspielung auf die kirchliche Weihe und die Art ihres Vollzuges handeln.

Die Beispiele, in welchen das Partizip in der neueren Form auftritt, sind demnach entschieden zahlreicher und schon die Vertreter dieses Gebrauches berechtigen seine Befolgung. Von Seiten derjenigen, welche *bénit* auch als Partizip vorschreiben, wird geltend gemacht, dass man *du pain bénit* und *le pain a été béni* nicht wohl neben einander zulassen könne. Aber *on a béni le pain* bliebe trotzdem bestehen und vor der von manchen vorgeschlagenen Schreibung *on a bénit le pain* scheint auch die Akademie sich gescheut zu haben.

Das Einfachste und zugleich grammatisch Richtigste wäre ohne Zweifel, was Littré will: überall *béni*, einzige Ausnahme *eau bénite*.

PH. PLATTNER.

Erwiderung.

In Band V, Heft 4, p. 121 ff. unterzieht A. Spohn des Unterzeichneten kurze Abhandlung „Über den Gebrauch des Konjunktivs bei Joinville“ einer Besprechung, auf welche der Verf. mit einigen Worten zurückkommen zu müssen glaubt. Die Disposition ist, wie jeder Kenner sofort ersieht, die Lücking'sche; nur wenige werden mit dem Rezensenten die Mätzner'sche vorziehen. Ganz irrig ist, dass der Verf. es „verabsäumt hat, die Anwendung des Konj. immer auf seine Grundbedeutung des Wunsches, der Aufforderung etc. zurückzuführen“. Für jeden Konj. ist die wissenschaftliche Erklärung gegeben. Was den sprachhistorischen Gesichtspunkt betrifft, so war und ist der Verf. der Ansicht, dass bei solchen Arbeiten ein Vergleich mit dem allgemein bekannten lateinischen Gebrauch überflüssig ist, vielmehr es darauf ankommt, den Sprachgebrauch des Autors im Zusammenhange der historischen franz. Syntax zu beleuchten, und das wurde versucht. Bemängelt wird im einzelnen bei „*li roys respondi que Diex fust aourez*“ die Erklärung, dass ein eigentlich selbständiger Wunschsatz in indirekte Rede getreten sei, und behauptet, „*respondi* könne auch hier als Verbum der Willensäusserung stehen“. Direkt heisst doch der Satz: „Der König antwortete: „Gott sei etc.“ Mit dem Folgenden: „Ebenso erklärt sich der Konj.: *il me dist que (si Diex li aidast) que* etc., wo kein irrealer Wunsch vorliegt (St. p. 5), sondern die altfranz. Beteuerungsformel, welche direkt lautet *si m'aïst Diex*“, meinte ich natürlich, dass der Konj. nicht, wie Nebling glaubt, ein Ausdruck des Wunsches, sondern durch die indirekte Rede veranlasst ist. Der Ausdruck „irrealer Wunsch“ scheint mir durchaus verständlich. Die Erklärung des Konj. nach *mais que* im Satze: *raimbez-nous de quant que . . ., mais que vous ne nous metiez . . .* wird beanstandet und gesagt, der Satz mit *mais que* sei nicht einem konditionalen gleichwertig, sondern in der That ein Konditionalsatz. Die Erklärung eines Konj. der Annahme in „*Que pechiez soit ordure, ce tesmoigne li paiens*“ wird verworfen; der Satz mit *que* soll von *tesmoigne* abhängig sein. *Vourroie* und *metteroit* sind nur der Kürze wegen als Futura bezeichnet, selbstverständlich Imperf. Fut., denn es kommt nur auf den Unterschied indikativ. und konjunktiv. Tempora an. Aus der ganzen Besprechung geht nur hervor, dass der Rezensent mit den neueren Forschungen zu wenig vertraut ist, um als Kritiker derartiger Arbeiten auftreten zu können.

A. Haase.

Systematisches Verzeichnis

sämtlicher in der „Revue des deux Mondes", Jahrgang 1882, enthaltenen Artikel sowie der in ihrem „Bulletin bibliographique" angezeigten Bücher.[1])

A. Wissenschaftliche Litteratur.

I. Theologie und Kirchengeschichte.

**Anatole Leroy-Beaulieu,* Le Quirinal et le Vatican depuis 1878. — I. — Le pape Léon XIII et l'Europe. 15. 11.

L'Ecclésiaste, traduit par *Ernest Renan*, 1 vol. in-8°; Calmann Lévy. 15. 4.

**E. Renan,* L'Ecclésiaste. Étude sur l'âge et le caractère du livre. 15. 2.

**Gaston Boissier,* Les origines du christianisme, d'après les travaux de M. Renan. 1. 3.

Francis Parkmann, Les Jésuites dans l'Amérique du Nord au XVII[e] siècle, traduit par M[me] la comtesse de Clermont-Tonnerre, 1 vol. in-18; Didier. 15. 5.

II. Philosophie.

Francisque Bouillier, La Vraie Conscience, 1 vol. in-18; Hachette. („L'objet de ce livre est de maintenir les droits de la conscience psychologique.") 15. 5.

Paul Bourde, Le Patriote, 1 vol. in-18; Hachette. 1. 9.

**E. Caro,* Émile Littré. — II. — La philosophie positive, ses transformations, son avenir. 1. 5.

* —, Le prix de la vie humaine et la question du bonheur dans le positivisme. 1. 8.

Louis Deprèt, Le Voyage de la Vie, notes et impressions; 1 vol. in-18; Charpentier. 15. 4.

**Alfred Fouillée,* La morale de la beauté et de l'amour, selon le misticisme contemporain. 15. 7.

---

[1]) Die in der R. d. d. M. erschienenen Artikel sind durch ein vorgesetztes Sternchen bezeichnet.

* —, La Philanthropie scientifique au point de vue du Darvinisme. 15. 9.
**Paul Janet,* Les Causes finales; 1 vol. in-8°; Germer-Baillière. 15. 4.
* —, Un essai de réalisme spiritualiste, à l'occasion d'un livre récent. 1. 6.
Ollé-Laprune, Essai sur la Morale d'Aristote. 1 vol. in-8°; Eug. Belin. („Le livre est admirablement informé et au courant de tous les récens travaux dont Aristote a été l'objet.") 1. 3.
**Anatole Leroy-Beaulieu,* Un philosophe historien. (Ausführliche Anzeige von H. Taine, Les Origines dé la France contemporaine I—III, 3 vol. in-8°, Paris, 1877—1881; Hachette.) 1. 1.
Jules Soury, Philosophie naturelle, 1 vol. in-18; Charpentier. („Quelques études très savantes et très intéressantes sur le Transformisme, la Psychologie cellulaire, l'Evolution du sens des couleurs, la Philosophie de l'inconscient, etc.") 15. 3.
James Sully, Les Illusions des sens et de l'esprit, 1 vol. in-8°; Germer-Baillière. („On appréciera dans le livre de M. James Sully l'originalité de la méthode et l'intérêt des résultats où elle peut prétendre.") 1. 10.
P.-J. Stahl, L'Esprit des femmes et les Femmes d'esprit. De l'Amour et de la Jalousie. 1 vol. in-18; Hetzel. 1. 7.

III. Politische Geschichte.

Le duc d'Almazan, La Guerre d'Italie. Campagne 1859, 1 vol. gr. in-8°; Plon. 1. 8.
**Duc de Broglie,* Études diplomatiques. La première lutte de Frédéric II et de Marie-Thérèse d'après des documens nouveaux. 15. 11; 1. 12. 81. 1. 1; 15. 1; 1. 2; 1. 3; 15. 3.
—, Frédéric II et Marie-Thérèse, d'après des documens nouveaux, 1740—1742. 2 vol. in-8°; Calmann Lévy. 15. 11.
**Gabriel Charmes,* La République et les intérêts français en Orient. 15. 9.
— L'avenir de la Turquie, 1 vol. in-18; Calmann Lévy. 1. 11.
Chérue, Histoire de France sous le ministère de Mazarin, 2 vol. in-8°, t. I, II; Hachette. (Das Buch wird sehr günstig beurteilt. Es enthält die Fortsetzung zu desselben Autors vierbändiger „Histoire de France sous la minorité de Louis XIV".) 15. 2. — 15. 11.
Gaston Créhange, Histoire de la Russie depuis la mort de Paul Ier jusqu'à nos jours, 1 vol. in-18; Germer-Baillière. 15. 6.
Ernest Daudet, Histoire de la restauration; 1 vol. in-18; Hachette. („Un résumé bien fait.") 15. 3.
Albert Desjardins, Les Cahiers des états-généraux en 1789 et la Législation criminelle. 1 vol. in-8°; Pedone Lauriel. 1. 12.
* —, La loi de 1849 et l'expulsion des étrangers. 1. 4.
Alfred Duquet, La Guerre d'Italie, 1859, avec huit cartes des opérations militaires. 1 vol. in-18; Charpentier.
Ed. Engelhardt, La Turquie et le Tanzimat, ou l'Histoire des réformes dans l'empire ottoman depuis 1826 jusqu'à nos jours, 1 vol. in-8°; Cotillon. 15. 7.
Le comte de La Ferrière, Les Projets de mariage de la reine Élisabeth. 1 vol. in-18; Calmann Lévy. 1. 10.
Marius Fontane, Histoire universelle. — Les Égyptes. 1 vol. in-8°; Lemerre. 15. 7.
Forneron, Histoire de Philippe II. 4 vol. in-8°; Plon. 1. 2.
Du Fresne de Beaucourt, Histoire de Charles VII, t. II, Le Roi de Bourges, 1422—1435. 1 vol. in-8°; Société bibliographique. 15. 11.
**Jurien de la Gravière,* Les deux dernières campagnes d'Alexandre. —

II. — De la Gédrosie à Babylone. 15. 7. — I[1]. — La bataille de l'Hydaspe. 1. 7.
* —, L'héritage de Darius. 1. 2. 1. 3.
**Anatole Leroy-Beaulieu,* La Russie sous le tsar Alexandre III. 15. 5.
* —, L'Égypte et le contrôle anglo-français. 1. 8.
A. Legrelle, Louis XIV et Strasbourg: Essai sur la réunion de Strasbourg à la France, 1 vol. in 8°; Hachette. („Une réponse, d'autant plus péremptoire, qu'elle est plus modérée, à la légende mise en circulation par les historiens allemands sur cet épisode fameux de l'histoire politique et militaire du XVII[e] siècle.") 1. 2.
Jules Loiseleur, Trois Énigmes historiques. 1 vol. in-18; Plon. 1. 11.
Siméon Luce, Histoire de Bertrand Du Guesclin et de son époque. 1 vol. in-18; Hachette. (Sehr empfehlende Anzeige.) 1. 10.
**Charles de Mazade,* Cinquante années d'histoire contemporaine. — Monsieur Thiers. — VI. — M. Thiers et la crise nationale de la France; la paix de 1871 et la réorganisation; la libération du territoire. 1. 10.
*La Captivité de la duchesse de Berry, journal du docteur *P. Ménier,* publié par son fils. 1 vol. in-18; Calmann Lévy. 15. 1. 2. 3.
**Georges Picot,* M. Dufaure. — II. — La monarchie de juillet, la république de 1848. 15. 5.
Édouard Rott, Henri IV, les Suisses et la Haute-Italie. 1 vol. in-8°; Plon. 1. 4.
**J. de Saint-Ham,* La Régence de Tunis et le protectorat français. 1. 10.
**G. Valbert,* La Grandeur et la décadence d'Ali-Kourschid-Bey. 1. 9.

IV. Kriegsgeschichte und Kriegskunst.

**Aube,* La guerre maritime et les ports militaires de la France. 15. 3.
Frédéric Canonge, Histoire militaire contemporaine. 2 vol. in-18; Charpentier. („Le premier volume renferme l'histoire des guerres de Crimée, d'Italie, de Bohême, des expéditions de Chine et du Mexique, et de la guerre d'Amérique; le second est rempli tout entier par la guerre franco-allemande.") 15. 9.
**Jurien de la Gravière,* Les grands combats de mer. — I. — La bataille d'Actium. 1. 12.
**Étienne Lamy,* Les Marines de guerre. — I. — Les guerres navales. 15. 9. — II. — Les instruments de combat. 15. 10. — III. — Les côtes et les arsenaux. 15. 11.
Eugène Ténot, Les nouvelles Défenses de la France. 1 vol. in-8°, avec cartes; Germer-Baillière. 15. 5.

V. Volkswirtschaftslehre und Politik.

Du Bocourt, Souvenirs d'un diplomate. Lettres intimes sur l'Amérique. 1 vol. in-18; Calmann Lévy. 15. 9.
A. Baron, Le Paupérisme, ses causes et ses remèdes. 1 vol. in-8°; Sandoz et Thuillier. 1. 10.
**Henri Baudrillart,* Les populations rurales de la France. — Le Nord et le Nord-Ouest. — I. — État intellectuel et moral. 15. 8. — II. — État matériel. 1. 9.
Adrien Bavelier, Dictionnaire de droit électoral. 1 vol. in-8°; Arthur Rousseau. 15. 7.
Anatole Leroy-Beaulieu, L'Empire des tsars et les Russes, tome II, les Institutions. 1 vol. in 8°; Hachette. 1. 9.
Paul Leroy-Beaulieu, De la Colonisation chez les peuples modernes. 2[e] éd., 1 vol. in-8°; Guillaumin. 15. 6.
* —, La colonisation de l'Algérie. — Européens et indigènes. 15. 10.

* —, La situation financière de la France et le budget de 1883. 1. 4.
A. Bertrand, L'organisation française, le Gouvernement, l'Administration. 1 vol. in-12; Quantin. 1. 2.
Mauric Block, Annuaire de l'économie politique et de la statistique. 39e année, 1 vol. in-12; Guillaumin. 1. 11.
* —, Une crise latente. 15. 10.
**Victor Bonnet,* Dégrèvemens et amortissement à propos du Budget de 1883. 1. 11.
* —, Question monétaire et les procès-verbaux de la conférence internationale. 15. 1.
**Jules Clavé,* La situation économique de l'Alsace. 1. 11.
**Cucheval-Clarigny,* Les finances de l'Italie. II[1]. Le rétablissement de l'équilibre budgétaire et les réformes économiques. 1. 1.
De Clercq, Recueil des traités de la France. Tome XII, 1 vol. in-8°; Pedone-Lauriel. 15. .2.
**Denys Cochin,* La compagnie du gaz et la ville de Paris. 15. 11.
A. Combier, La Justice criminelle à Laon pendant la révolution (1789-1800). 2 vol. in-8°; Champion. 15. 9.
André Daniel. L'Année 1881. 1 vol. in-18; Charpentier. 1, 4.
G. Demombynes, Constitutions européennes. 2 vol. gr. in-8°. Larose et Forcel. 15. 1.
**Arthur Desjardins,* Les derniers progrès du droit international. 15. 1.
* —, La magistrature élue. 1. 8.
A. Duponchel, Théorie des alluvions artificielles; fertilisation des Landes. 1 vol. in-8°; Hachette. 15. 7.
* — L'agriculture extensive et les alluvions artificielles. 15. 4.
**Albert Duruy,* La politique concordataire. 15. 6.
Le comte de Falloux, Discours et Mélauges politiques. 2 vol. in-8°; Plon. 1. 5.
**Charles Grad,* Les finances de l'empire allemand. — La Constitution et le Budget. 1. 9.
**Edouard Hervé,* Les origines de la crise irlandaise. — III. — La question des dîmes, le chartisme et la jeune Irlande. 1. 6. — IV. — Le fénianisme. 1. 8. — V. — La ligue agraire. 15. 8.
*Les interprètes civils en Algérie par un ancien magistrat algérien. 15. 2.
J. Josat, Le Ministère des finances, son fonctionnement. 1 vol. gr. in-8°; Berger-Levrault. 15. 8.
**Charles Lavollé,* La question des chemins de fer en 1882. 1. 3.
**Emile de Laveleye,* La Démocratie et le régime parlementaire. 15. 12.
—, Élémens d'économie politique. 1 vol. in-18; Hachette. 1. 12.
Alfred Marchand, Moines et Nonnes. 2 vol. in-12; Fischbacher. 1. 4.
**Bailleux de Marisy,* Mœurs financières de la France. — Les titres des Sociétés de chemins de fer. 15. 6.
* —, Le Déficit communal. 1. 12.
**Alfred Maury,* La noblesse et les titres nobiliaires en France avant et depuis la révolution. 15. 12.
J.-B. Mispolet, Les Institutions politiques des Romains. 1 vol. in-8°; Pedone-Lauriel. 15. 10.
**Arthur Raffalovich,* La ville de Londres, son administration municipale et ses travaux publics. 1. 7.
**Charles Richet,* L'Accroissement de la population française. 15. 4; 1. 6.
Paul Robinet, Thévenau de Morande, étude sur le XVIIIe siècle. 1 vol. in-18; Quantin. 1. 6.
G. Rothan, L'Affaire de Luxembourg, souvenirs diplomatiques. 1 vol. in-8°; Calmann Lévy. 1. 4.

**G. Valbert*, Les déceptions de M. de Bismarck dans sa politique intérieure. 1. 8.
* —, L'agitation anglaise contre le tunnel de la Manche. 1. 6.
* —, Le dernier des Condottieri. 1. 7.
* —, La question romaine et M. de Bismarck. 1. 2.
Albert Vaudal, Louis XV et Élisabeth de Russie. 1 vol. in-8°; Plon. („Une importante contribution à l'histoire diplomatique et politique du XVIIIe siècle.")
A. Villard, Histoire du prolétariat ancien et moderne. 1 vol. in-8; Guillaumin. 1. 8.
Villemain, La tribune moderne en France et en Angleterre. 1 vol. in 8°; Calmann Lévy. 1. 3.
**Jacques Vincent,* Le cousin Noël. Dernière partie (1). (Fortsetzung von R. d. d. M. 1. 11 und 15. 12. 81.) — 1. 1.

VI. Kulturgeschichte.

Le marquis de Belleval, La Salle des ancêtres, portraits civils et militaires. 1 vol. in-18; Didier. („Ces vingt-deux récits, qui présentent un assez grande variété et qui nous conduisent jusqu'à la révolution française ... témoignent d'une exacte connaissance des mœurs et des institutions de l'ancien régime; ils contiennent même plus d'un détail piquant et peu connu.") 1. 7.
Jules de Berquier, Le Barreau moderne, français et étranger. 2e édit. 1 vol. in-8°; Marchal, Billiard et Cie. 1. 7.
Émile Campardon, Les Prodigalités d'un fermier-général. 1 vol. in-18; Charavay. 15. 3.
**E. Caro,* La critique contemporaine et les causes de son affaiblissement. 1. 2.
John Evans, L'Age du bronze. 1 vol. in-8°; Germer-Baillière. (Sehr günstig beurteilt.) 15. 2.
Louis Favre, Le Luxembourg, récits et confidences sur un vieux palais, 1 vol. in-8; Ollendorf. 1. 11.
A. Gazeau, Les Bouffons. 1 vol. in 18; Hachette. 15. 12.
**Siméon Luce,* Jeanne d'Arc et le culte de Saint-Michel. 1. 12.
**G. Valbert,* Les juifs allemands et leurs ennemis. 1. 3.
Henri Welschinger, La Censure sous le premier empire. 1 vol. in-8°; Charavay.
La vie parisienne sous Louis XVI. 1 vol. in-18; Calmann Lévy. („... rapide et léger, mais intéressant tableau, et copié sur le vif, du Paris d'il y a cent ans.") 15. 3.

VII. Theorie und Geschichte der Künste.

Ernest Bosc, Dictionnaire de l'art, de la curiosité et du bibelot. 1 vol. in-8°; Firmin-Didot. 1. 11.
Octave Fouquet, Les Révolutionnaires de la musique. 1 vol. in-18; Calmann Lévy. 15. 8.
**Eugène Guillaume,* Le salon de 1882. — La sculpture. 1. 7.
Henry Havard, La Peinture hollandaise. 1 vol. in-18; Quantin. 1. 4.
**Henry Houssaye.* Le ministère des arts. 1. 2.
* —, Le Salon de 1882. — I. — La grande peinture et les grands tableaux. 1. 5. — II. — Les portraits, les tableaux de genre, le paysages. 15. 6.
—, L'Art français depuis dix ans. 1 vol. in-18; Didier. („Outre les *Salons* on y trouve une étude sur l'Antiquité au Salon de 1868, et une excellente introduction sur les tendances de l'art contemporain.") 15. 10.

George Lafenestre, Maîtres anciens, études d'histoire et d'art. 1 vol. in-8°; H. Loones. 1. 11.
**F. de Lagenevais,* Revue musicale. — De l'Opéra-Comique, des Noces de Figaro, Un mot sur Méhul à propos de la reprise de Josèphe. 15. 7.
Ernest Leroux, Annales du musée Goimet, t. IV, 1 vol. in-4°; Ernest Leroux. („Une collection de documens relatifs à l'histoire ancienne et moderne de l'extrême Orient.") 15. 7.
**Émile Michel,* Les musées de Berlin. — I. — L'organisation des musées, les moulages et la sculpture. 15. 1. — II. — Les sculptures d'Olympe et de Pergame. 15. 2. — III. — La Galerie de tableaux. 1. 5.
**Eugène Müntz,* La peinture en mosaïque dans l'antiquité et au moyen-âge, d'après des récens travaux. 1. 7.
—, Les Arts à la cour des papes pendant le XVe et le XVIe siècle. 1 vol. in-8; Ernest Thorin. 15. 9.
L'Art ancien à l'exposition nationale belge, publié sous la direction de M. *C. de Roddaz.* 1 vol. in-4°, illustré de six eaux-fortes, six chromolithographies et cinq cents gravures dans le text; Firmin Didot. 1. 1.
L. Vitet, Le Louvre et le Nouveau Louvre. 1 vol. in-18; Calmann Lévy. 1. 12.
**Eugène Melchior de Vogüé,* l'Exposition de Moscou et l'art russe. 1. 11.
**Charles Yriarte,* L'Exposition rétrospective de Lisbonne. 1. 6.

VIII. Litteraturgeschichte.

Paul Albert, La Littérature française au XIXe siècle. Les origines du romantisme. 1 vol. in-18; Hachette. (Enthält nicht viel Neues. Am besten ist ein Kapitel über André Chénier.) 1. 7.
Charles Aubertin, L'Éloquence politique et parlementaire en France avant 1789. 1 vol. in-8°; Belin. 1. 12.
F. Aulard, Les Orateurs de l'assemblée constituante. 1 vol. in-8°; Hachette. 1. 8.
G. Bengerco, Voltaire, Bibliographie de ses œuvres, tome Ier, 1 vol. in-8°; Rouveyre et Blond. (Sehr gelobt.) 1. 8.
Th. Bentzon, Littératures et Mœurs étrangères. 2 vol. in-18; Calmann Lévy. 1. 5.
A. Bossert, Gœthe, ses Précurseurs et ses Contemporains. 1 vol. in-18; Hachette. à. 4.
**F. Brunetière,* Études sur le XVIIIe siècle. — IV. — La direction de la librairie sous M. de Malesherbes. 1. 2.
—, Nouvelles Etudes sur la littérature française. 1 vol. in-18; Hachette. 15. 11.
*—, Revue littéraire. — Lieu-commun sur l'invention, à propos d'Odette et de Fiammina. 15. 1. — Le faux naturalisme, à propos d'un roman de M. de Goncourt. 15. 2. — La chaire d'esthétique et d'histoire de l'art au collège de France. 15. 3. — La société précieuse au XVIIe siècle, à l'occasion d'un livre récent. 15. 4. — A propos de Pot-Bouille. 15. 5. — Réceptions académiques. 15. 6. — Les essais de Macaulay. 15. 7. — Publications récentes sur le XVIIIe siècle. 15. 8. — L'Esthétique de Descartes et la littérature classique. 15. 9. — Le personnage sympathique dans la littérature. 15. 10. — A propos d'une traduction de Catulle. 15. 11.
**H. Blaze de Bury,* A propos de la religieuse de Schubert et de Diderot. 15. 3.
Chantelauze, Les Grands Écrivains de la France. Cardinal de Retz, t. VII, 1 vol. in-8°; Hachette. (Enthält die Lettres ou Mémoires sur les Affaires de Rome (1662—1676) mit sachlichen und grammatikalischen

Noten von Ad. Regnier und einem historischen Kommentar von Chantelauze.) 15. 9.
*C. *Coquelin,* L'Arnolphe de Molière. 15. 4.
*G. *Daremberg,* L'œuvre médicale de M. Littré. 1. 8.
**Maxime du Camp,* Souvenirs littéraires. VIII. — En Grèce. 15. 1. — IX. — Le décret du 17 Février. Les revenans. 15. 4. — X. — Les Saint-Simoniens, les Illuminés. 15. 5. — XI. — Morale publique et religieuse. — En guerre. 15. 6. — XII. — Ateliers de peintres, les uns et les autres. 15. 7. — XIII. — Lui et elle; intérieur de journal. 15. 8. — XIV. — Louis de Cormenin, Louis Bouilhet. 15. 9. XV. — Le désastre; les dernières tombes. 15. 10.
—, Souvenirs littéraires, 1 vol. in-8°; Hachette. 1. 4.
A. Ebert, Histoire générale de la littérature du moyen-âge en Occident, traduit de l'allemand par MM. J. Aymeric et J. Condamin, in-8°; fasc. 1, 2, 3; E. Leroux. 1. 10.
L'abbé Fabre, La jeunesse de Fléchier. 2 vol. in-8°; Didier. („Le vray sujet de l'abbé Fabre, c'est l'étude par le menu de toute une petite coterie de la société française au XVIIe siècle. Cette coterie, qui fut celle des précieuses de la seconde génération . . ., M. Fabre aura l'honneur de l'avoir remise en lumière.") 1. 2.
**Hector de la Ferrière,* Une cause célèbre au XVIe siècle. Françoise de Rohan. 1, 10.
Le vicomte d'Haussonville, Le Salon de Mme Necker. 2 vol. in-18; Calmann Lévy. 1. 6.
Lichtenberger, Études sur les poésies lyriques de Gœthe. 1 vol. in-18; Hachette. (Gelobt).
Mary Lafond, Histoire littéraire du midi de la France. 1 vol. in-8°; Reinwald. (Enthält nichts Neues.) 15. 8.
Macauly, Essais de traduction de M. G. Guizot. 1 vol. in-8°; Calmann Lévy. 1. 6.
G. Merlet, Études littéraires sur les classiques français. in-18; Hachette. (Sehr gelobt.) 1. 5; 1. 10.
Alfred Mézières, Shakspeare, ses œuvres et ses critiques. 1 vol. in-18; Hachette. 15. 1.
**Emile Montégut,* Esquisses littéraires. — Charles Nodier. — I. — Les années de jeunesse. 1. 6. — II. Les œuvres. 15. 6.
—, Types littéraires et fantaisies esthétiques. 1 vol. 18; Hachette. 1. 2.
L. Nicolardot, Confessions de Sainte-Beuve. 1 vol. in-18; Rouveyre et Blond. 1. 10.
James de Rothschild, Les Continuateurs de Loret, gazettes rimées recueillies et publiées. t. 1. 1 vol. in 8°; Morgang et Fatout. (Von hoher Bedeutung für die Geschichte des XVII. Jahrhunderts.) 15. 2.
Amédée Roux, La Littérature contemporaine en Italie. 3e période (1873 — 1883), par M. Amédée Roux. 1 vol. in-18; Plon. 1. 12.
Les Grands Écrivains de la France. — Mémoires de *Saint-Simon.* t. III, 1 vol. in-8°; Hachette. 1. 3.
Edmond Scherer, Etudes sur la littérature contemporaine. 1 vol in-18; Calmann Lévy. 1. 7.

IX. Klassische Philologie und Archäologie.

**Gaston Boissier,* Promenades archéologiques. — Les tombes étrusques de Corneto. 15. 8.
Max. Colignon, Manuel d'archéologie grecque. 1 vol. in-8°, orné de 141 gravures; A. Quantin. (Ein in Bezug auf Inhalt und Ausstattung gleich vorzügliches Werk.) 15. 2.

Aug. Conat, La poésie alexandrine sous les trois premiers Ptolémées. 1 vol. in-8°; Hachette. (Handelt von Callimachus, Apollonius und Theocrit. Ein einleitendes Kapitel enthält eine interessante Untersuchung über das Museum und die Bibliothek von Alexandrien.) 1. 8.
Victor Gay, Glossaire archéologique du moyen âge et de la renaissance, Ier fascicule, 1 vol. in-4°; Librairie de la Société bibliographique. 1. 9.
**Jules Girard,* La pastorale dans Théocrite. — I. — Les idées et les formes bucoliques. 15. 3. — II. — Les Légendes. 1. 5.
**George Pierrot,* Les Fouilles de M. de Sarzec en Chaldée. 1. 10.
Eugène Rostaud, Les Poésies de Catulle, traduction en vers français, avec un commentaire critique et explicatif par M. E. Benoist. 2 vol. in-18; Hachette. 15. 10.

X. Neuere Philologie.

Dunu, Glossaire franco-canadien. Québec. 1880.
George Edon, Écriture et Prononciation du latin savant et du latin populaire; 1 vol. in-8°; Eug. Belin. („Indépendamment de ce que les latinistes de profession y trouveront de renseignements de toute sorte, un point nous a surtout frappé: c'est l'importance toute spécial du livre pour l'histoire des origines et de la formation de notre propre langue.") 15. 11.

XI. Geographie und Reisebeschreibungen.

**M. Bayol,* La France au Fouta-Djalon. 15. 12.
**Émile Blanchard,* La Nouvelle-Zélande et les petites îles australes adjacentes. — IV. — La prise de possession par l'Angleterre, une tentative de la France, la destruction de la population aborigène. 15. 1.
**Gabriel Charmes,* Voyage en Syrie. — Impressions et souvenirs. — VI. — Tibériade. 15. 6.
A. Chauvet et E. Isambert, Itinéraire de l'Orient. t. III. Syrie, Palestine, 1 vol. in-18; Hachette. 15. 8.
**Blanche Lee Childe,* Impressions de voyage. — I. — Alexandrie et le Caire. 15. 7. — II. — La Haute-Égypte. 15. 8.
**J. Clavé,* L'Hydrologie de l'Afrique australe. 1. 5.
Louis Depréaus, Croquis américains, 1 vol. in 18; Calmann Lévy. 1. 9.
**Duponchel,* Le Bassin de la Méditerranée. — Limites et climat. 15. 12.
Paul Gaffarel, Les explorations françaises depuis 1870. 1 vol. in-18; Degorce-Cadot. 15. 9.
**Othenin d'Haussonville,* A travers les États-Unis. — Notes et impressions. — I. — New-York, West-Point et le Niagara. 15. 2. — II. — Baltimore, Washington et Yorktown. 15. 3. — III. — Le Nord et le Sud, les partis politiques. 15. 4. — IV. — Les grandes villes. — Philadelphie, Boston, New-York. 1. 9. — V. — Une journée chez les Mormons. Le nouveau chemin de fer du Pacifique. 15. 11.
Lady Herbert, L'Algérie contemporaine illustrée, 1 vol. in-8°; Palmé. 1. 1.
Aimé Olivier, De L'Atlantique au Niger par le Foulah-Djallon. 1 vol. in-8°; Ducrocq. 15. 2.
Élisée Reclus, Nouvelle Géographie universelle. t. VIII. L'Inde et l'Indo-Chine. 1 vol. in-8°; Hachette. 15. 12.
**Charles Richet,* Une excursion dans l'Oued-Riv. 15. 6.
Victor Tissot, La Russie et les Russes. 1 vol. in-18; Dentu. 15. 9.
F. le Vaillant, Voyage dans l'intérieur de l'Afrique. 1 vol. in-8°; Garnier frères. 15. 12.
**G. Valbert,* Le voyage du major Serpa Pinto dans l'Afrique australe. 1. 1.
*—, Le voyage d'un missionnaire anglais en Sibérie. 1. 5.

*—, M. Savignan de Brazza et M. Stanley. 1. 11.

XII. Naturwissenschaften (einschliesslich der Medizin).

Em. Aglave et J. Boulard, La Lumière électrique et son emploi, orné de 206 figures. 1 vol. in-8°; Firmin Didot. 1. 1.
Bouvier, Flore des Alpes, de la Suisse et de la Savoie. 1 vol. in-8°; Didot. 15. 8.
A. de Candolle, L'Origine des plantes cultivées, 1 vol. in-8°; Germer-Baillière. 15. 11.
George Dary, Tout par l'électricité. 1 vol. in-8°; Alfred Mame. 15. 12.
F. Fouqué et Michel Lévy, Synthèse des minéraux et des roches. 1 vol. in-8°; Masson. 1. 7.
Amédée Guillemin, Le Monde physique. t. III. Le Magnétisme et l'Électricité. 1 vol. in-8°; Hachette. 15. 12.
Th.-H. Huxley, Physiographie, introduction à l'étude de la nature. 1 vol. in-8°, avec figures; Germer-Baillière. 1. 2.
E. Liais, L'Espace céleste et la Nature tropicale. Nouvelle édition. 1 vol. in-8° illustré; Garnier. 1. 1.
Gabriel de Mortillet, Le Préhistorique. 1 vol. in-18; Reinwald. 15, 10.
**M. R. Radau,* La Météorologie nouvelle et la prévision du temps. 1. 11.
F. Reibér, Études gambrinales. — Histoire et archéologie de la bière. 1 vol. in-8°; Berger-Levrault. 15. 4.
**Gaston de Saporta,* La formation de la houille. 1. 12.

XIII. Technik.

R.-V. Picou, Manuel d'électrométrie industrielle. 1 vol. in-8°; Masson. 15. 8.
**R. Radau,* Les progrès de la fabrication du fer et de l'acier. 1. 6.

XIV. Pädagogik.

**Émile Beaussire,* Les questions d'enseignement secondaire sous la troisième république. — I. — La liberté d'enseignement. L'éducation nationale. 15. 6. — II. — Les internats, les divers ordres d'études, le baccalauréat, l'instruction secondaire des filles. 1. 8.
Michel Bréal, Excursions pédagogiques. 1 vol. in-18; Hachette. 1. 3.
Albert Duruy, L'instruction publique et la révolution. 1 vol. in-8°; Hachette. 1. 2.
**Ernest Lavisse,* L'enseignement historique en Sorbonne et l'éducation nationale. 15. 2.
**G. Valbert,* L'enseignement primaire obligatoire et laïque. 1. 4.

B. Belletristische Litteratur.

I. Romane und Novellen.

Th. Bentzon, Le Retour. 1 vol. in-18; Calmann Lévy. 1. 11.
Charles Bigot, Le Petit Français. 1 vol. in-18; Weil et Maurice. 1. 11.
**Victor Cherbuliez,* La ferme du Choquard, première partie. 1. 12. — 2e partie. 15. 2.
François Coppée, Contes en prose. 1 vol. in-18; Alph. Lemerre. 15. 5.
Corroy, Benedict. 1 vol. in-18; Dentu. („Ces récits, qui sont un peu dans le goût des Contes d'Hoffmann, . . . sont écrits dans une langue simple, avec de la finesse d'observation, une imagination vive et une certaine saveur humoristique.") 1. 3.
**Charles Daubige,* Le Mozabite, conte arabe. 1. 10.
Ernest Daudet, Défroqué. 1 vol. in-18; Plon. 1. 8.

Emmanuel Denoy, Par les femmes. 1 vol. in-18; Calmann Lévy. 1. 10.
**Albert Delpit,* La Marquise, première partie. 1. 4. Die Fortsetzung in R. d. d. M. 15. 4; 1. 5. und 15. 5. In Buchform erschienen bei Ollendorff. 1 vol. in-8.
Mme Emma d'Erwin, La Fiancée de Gilbert. 1 vol. in-18; Calmann Lévy. 1. 12.
Albert Fornelles, La Campagne de l'Invincible. 1 vol. in-18; Lecoffre. (Ein Seeroman.) 15. 4.
Anatole France, Les Désirs de Jean Servien. 1 vol. in-18; A. Lemerre. 1. 9.
Judith Gauthier, Isoline, avec douze eaux-fortes de M. A. Constantin. 1 vol. in-8°; Charavay. 1. 1.
Gennevraye, l'Ombra. 1 vol. in-18; Calmann Lévy. 15. 1.
**Ludovic Halévy,* L'abbé Constantin. I. — 1. 1; 1. 2.
Histoires d'autrefois. 1 vol. in-8°; illustré de huit aquarelles et de cinquante-deux gravures. — *Contes littéraires.* 1 vol. in-8°; illustré de huit aquarelles et de 48 gravures, par le bibliophile *Jacob;* Ch. Delagrave. 1. 1.
G. de Kérigant, Les Chouans. 1 vol. in-18. Dinan. 1. 9.
H. Lafontaine, L'Homme qui tue. 1 vol. in-18; Calmann Lévy. 15. 3.
Dubut de Laforest, Tête à l'envers. 1 vol. in-18; Charpentier. Roman im Genre von „Madame Bovary". 15. 10.
**C. de Lamiraudie,* Manarph. 1. 6.
Auguste Lepage, La Vie d'un artiste. 1 vol. in-18; Ollendorff. („Une fort amusante peinture de la vie de bohême.") 1. 7.
Mme Jeanne Mairet, Marca. 1 vol. in-18; Charpentier. 15. 11.
**Jean Marcel,* Jacques Donné. 1. 3.
Marc-Monnier, Gian et Hans. 1 vol. in-18; Delagrave (s. hier III, 646). 15. 4.
George Ohnet, Le Maître de forges. 1 vol. in-18; Ollendorff. („Dans le Maître de forge, comme dans Serge Panine, M. Ohnet . . . se contente un peu trop de raconter les faits, sans beaucoup se soucier de les rapprocher à leurs causes.") 15. 2.
**George de Peyrebrune,* L'épingle-d'or. 1. 7.
—, Gatienne. 1 vol. in 18; Calmann Lévy. 15. 5.
*—, Jean Bernard. Première partie. 1. 9. Die Fortsetzung in R. d. d. M. 15. 9. und 1. 10.
—, Marco. 1 vol. in-18; Calmann Lévy. (Lobende Anzeige.) (s. hier III, 646).
**G. de Putlitz,* La maison de la demoiselle. Première partie. 15. 3. Die Fortsetzung in R. d. d. M. 1. 4.
**Henry Rabusson,* Dans le monde. Première partie. 15. 10. Die Fortsetzung in R. d. d. M. 1. 11; 15. 11.
J. Richepin, Quatre Petits Romans. 1 vol. in-18; Dreyfous. (Anspruchslos. Darstellung gewandt.) 1. 5.
Henry Rivière, Le combat de la vie. — La Jeunesse d'un désesperé, Madame Naper, les Fatalités. 3 vol. in-18; Calmann Lévy. (Abenteurerroman.) 15. 6.
*—, La marquise d'Argantini. 15. 2.
**V. Rouslane,* Le mari de Prascovia. 15. 6.
Saint-Briac, Jobic le Corsaire. 1 vol. in-18; Calmann Lévy. 15. 4.
André Theuriet, Les mauvais ménages. 1 vol. in-18; Ollendorff. (Zwei Novellen.) 15. 2.
— Madame Heurteloup. 1 vol. in-18; Charpentier. (Novelle.) 15. 4.
**Marthe de Thiennes,* première partie. 15. 7. Fortsetzung 1. 8.

G. Valbert, Le Baron Nothomb. 1. 10.
George Vautier, La fortune du cousin Jérôme. 15. 8.

II. Lyrische Gedichte.

**De Borrelly,* Poésies. 15. 5.
Paul Bourget, Les Aveux, poésies. 1 vol. in-18; Alph. Lemerre. 15. 5.
Clovis Hugues, Les Soirs de bataille, poésies. 1 vol. in-18. 1. 6.
Stéphen Liégeard, Les Grands Cœurs, poésies. 1 vol. in-18; Hachette. 15. 6.
Eugène Manuel, En voyage, poésies. 1 vol. in-18; Calmann Lévy. 15. 1.
**Jacques Normand,* Poésies. — A la mer. 15. 7.
**André Theuriet,* Poésie. — Le dernier baiser. 1. 11.
—, Le Livre de la payse, nouvelles poésies. 1 vol. in-18; Lemerre. 1. 12.

III. Dramatische Litteratur.

**Louis Ganderax,* Revue dramatique. — Gaîté, Quatre-vingt-treize. — Odéon, l'Institution Sainte-Catherine. — La Comédie Française et le Second Théâtre-Français. 1. 1. — Gymnase, Serge Panine. — Palais-Royal, Le mari à Babette. — Comédie-Française, Le Demi-Monde, Le supplice d'une femme. 1. 2. — Comédie-Française, Barberine. — Odéon, Mon Fils. 15. 3. — Comédie-Française, Les Rantzau. — Odéon, Une aventure de Garrick. — Vaudeville, l'Auréole. 1. 4. — Odéon, Othello. 1. 5. — 1. 6. — Torquemada, de Victor Hugo. 1. 7. — Mithridate à la Comédie-Française. 1. 8. — La soirée parisienne au XVIIe siècle. 1. 9. — Comédie-Française: Les corbeaux; Odéon: Le mariage d'André; Gymnase: Héloise Paranquet. 1. 10. — Gymnase: Un roman parisien, de M. Octave Feuillet. 1. 11. — Comédie-Française: Le roi s'amuse. 1. 12.
Paul de Saint-Victor, Les deux Masques. t. II, 1. vol. in-8°; Calmann Lévy. (Über das antike Drama. Der noch ausstehende letzte Band wird das moderne Theater behandeln.) 15. 5.

C. Briefsammlungen, Mémoiren und Biographieen.

Ernest Bersot, Un Moraliste. Études et Pensées. 1 vol. in-18; Hachette. (Enthält einige der besten Artikel Bersot's mit einer biographischen Einleitung von E. Scherer.) 15. 10.
**Henry Blaze de Bury,* Portraits d'hier et d'aujourd'hui. — M. Ambroise Thomas. 15. 5.
–, Auguste Barbier. — Sa vie, son temps, ses œuvres. 15. 10.
**Arvède Barine,* Une princesse allemande au XVIIe siècle. — l'électrice Sophie de Hanovre. 1. 3.
**Gaston Boissier,* Essais et Notices. — Les règlemens de Mme de Liancourt, les lettres de Benjamin Constant. 15. 1.
Edmond Bonnaffé, Le surintendant Foucquet. 1 vol. in-4°; librairie de l'Art. 15. 3.
**J. Bordeau,* Historiens de l'Allemagne. — M. Ferd. Gregorovius. 1. 7.
**E. Caro,* Emile Littré. — I. — Histoire de ses travaux et de ses idées. 1. 4.
De Cosnac et Arthus Bertrand, Mémoires du marquis de Sourches. 1 vol. in-8°; Hachette. 1. 4.
**Marie Dronsart,* La Duchesse de Marlborough. 1. 9.
P. Faugère, Écrits inédits de Saint-Simon. 1 vol. in-8°, t. IV; Hachette. 1. 5.
Ludovic Halévy, L'abbé Constantin. 1 vol. in-18; Calmann Lévy. 1. 3.

Le comte H. d'Ideville, Le Maréchal Bugeaud. Tome II, 1 vol. in-8°; Firmin-Didot. 1. 9.

**George Lafenestre,* Van Dyk, sa vie et son œuvre, d'après les travaux récens. 1. 3.

Mme Valentine de Lamartine, Correspondance de Lamartine, 4 vol. in-12; Hachette. 1. 6.

Lorédau Larchey, Mémoires patriotiques. Journal de marche du sergent Fricasse. 1 vol. in 18°; librairie du Moniteur. 15. 7.

**A. Lange,* La correspondance de Catherine de Médicis. 1. 5.

*—, Philippe II, d'après un livre récent. 15. 9.

Émile Montégut, Le maréchal Davout. 1 vol. in-18; Quantin. 15. 3.

**Marc-Monnier,* Un humoriste italien. — M. Salvatore Farina. 15. 5.

Mémoires, documens et écrits divers laissés par le prince de *Metternich.* T. V, 1 vol. in-8°; Plon. 15. 1.

Lucien Perey et Gaston Maugras, La Jeunesse de Mme d'Épinay, d'après des lettres et des documents inédits. 1 vol. in-8°; Calmann Lévy. 15. 6.

**Georges Picot,* M. Dufaure. — I. — Les années de jeunesse, le barreau de Bordeaux. 1. 4.

*—, M. Dufaure. Sa vie et ses discours. — III. — Le second empire, 1852—70. 1. 7. — IV. — La république de 1870 (1870—81). 15. 7.

**Ernest Renan,* Souvenirs d'enfance et de jeunesse. — V. — Le séminaire Saint-Sulpice. 1. 11. — VI. — Premiers pas hors de Saint-Sulpice. L'hôtel de Mademoiselle Céleste. La Pension du Faubourg Saint-Jacques. 15. 11.

A. Rouxel, Lettres du Commissaire Dubuisson au Marquis de Caumont, 1735—41. 1 vol. in-18; Arnould. 15. 8.

Correspondance de *George Sand,* 1812—76, t. 1, 1 vol. in-18; Calmann Lévy. 1. 5. — t. III. — 15. 10.

Maurice Tourneux, Correspondance littéraire de Grimm, Diderot etc. t. XVI, 1 vol., in-8°; Garnier. 15. 6.

Lettres de saint Vincent de Paul. 2 vol. in-8°; Dumoulin. 1. 6.

Charles Yriarte, Un condottière au XVe siѐle. — Rimini. 1 vol. in-4°, illustré de 200 dessins; Rothschild. 1. 1.; 15, 12.

Vicente de Arana, Los Ultimos Iberos. Leyendas de Euskaria. 1 vol. in-8°; Madrid, Fernando Fé. (Baskische Legenden.) 1. 7.

D. Behrens.

Systematisches Verzeichnis

sämtlicher im V. Bande dieser Zeitschrift beurteilten, bezw. besprochenen oder doch erwähnten Werke und Schriften.[1])

Die Seitenzahlen mit beigesetztem * beziehen sich auf den Abhandlungsteil, alle übrigen auf den kritischen Teil.

I. Allgemeines.

Geschichte der französischen Sprache. Personalnotizen.

Ascoli, G. J., Una lettera glottologica etc. Torino. p. 98. *1*

Eyssenhardt, Fr., Römisch und Romanisch. p. 103. *2*

Löffler, Alex., Beitrag zur Terminologie der französischen Grammatik. (Progr. der Realsch. in Sechshaus bei Wien.) p. 47. *3*

Görlich, Die südwestl. Dialekte der langue d'oïl. Poitou, Aunis, Saintonge und Angoumois. p. 42 und 100. *4*

Uhlemann, E., Über die anglonormannische Vie de Saint-Urban inbezug auf Quelle, Lautverhältnisse und Flexion. p. 101. *5*
Fiebiger, E., Über die Sprache der Chevalerie d'Ogier von Raimbert und Paris. Halle 1881. p. 102. *6*

Biographische Notizen und Nekrologe.

Quicherat, Jules, Biographische Angaben. p. 99. *7*
Paris, G., Paulin Paris et la littérature franç. du moyen âge. p. 98. *8*
Guessard, François, Nekrolog. p. 99. *9*
Rambert, Eug., Biographie de Vinet. p. 88. *10*
Astié, J.-F., Le Vinet de la légende et celui de l'histoire. Paris. p. 89. *11*

[1]) Die näheren Angaben (Erscheinungsort und -jahr u. dgl.) über die in der Litt. Chronik, Zeitschriften- und Programmschau besprochenen Werke finden sich auf den betr. Seiten.

Chavannes, Fréd., Alexandre Vinet considéré comme apologiste et comme moraliste. Paris. p. 89. *12*
Secretan, Rey, Rodolphe (Nekrolog). p. 31. *13*
—, Richard, Alb. (Nekrolog). p. 31. *14*
Smith, Victor, Nekrolog. p. 99. *15*
Caix, Napoleone, Nekrolog. p. 99. *16*
Mahrenholtz, R., Adolf Laun als Vorläufer der heutigen Molière-Forschung. p. 205. *17*

Koschwitz, E., Notiz über den Verein für das Studium der neuern Sprachen in Hamburg. p. 208. *18*

II. Französische Grammatik.

a. Schriften über Lautlehre.

Paris, G., Phonétique française. I. o fermé. Romania X. p. 103. *19*
Tobler, Bemerkungen zu Phonétique française: O fermé. p. 97. *20*
Lindner, Felix, Grundriss der Laut- und Flexionsanalyse der neufranzös. Schriftsprache. Oppeln 1881. *21*
Kreutzberg, Böhmer's phonetische Transskription und ihre Verwendbarkeit beim franz. Unterricht. p. 62. *22*
Jäger, Julius, Die Quantität der betonten Vokale im Neufranzösischen. Bonn. Diss. p. 104. *23*
Horning, Du z dans les mots mouillés en langue d'oïl. p. 98. *24*
Rossmann, Phil., Franz. oi. Erlanger Diss. p. 100. *25*
Vising, J., Über französisches ie für lat. a. p. 97. *26*
Roeth, C., Über den Ausfall des intervokalen d im Normannischen. p. 103. *27*
Thurot, Ch., Die französische Aussprache im XVI., XVII., XVIII. Jahrhundert. p. 98. *28*
Bretschneider, Zur franz. Aussprache. p. 113. *29*
Kirste, Jean, Quelques particularités de la prononciation franç. p. 109. *30*

b. Schriften über Formenlehre.

Spelthahn, J., Das Genus der französischen Substantiva. p. 173. *31*
Horning, Zur altfranz. und altprov. Deklination. p. 12. *32*
Clédat, L., Les cas régimes des pronoms personnels et du pronom relatif. p. 100. *33*
Wigand, A., Formation et flexion du verbe français, basée sur le latin d'après les résultats de la science moderne. p. 115. *34*
Breymann, Dr. Herm., Die Lehre vom französischen Verb auf Grundlage der historischen Grammatik. München und Leipzig 1882. I. Der neusprachliche Unterricht an Gymnasium und Realschule. p. 1. *35*
Chabaneau, Mélange de grammaire française. I. Verbes à forme doublement inchoative. p. 100. *36*
Risop, A., Die analogische Wirksamkeit in der französischen Konjugation. (Z. f. rom. Phil. VII, S. 45—65.) p. 65. *37*
Thurneysen, Ed., Das Verbum être und die franz. Konjugation. p. 102. *38*
Merwart, K., Die Verbalflexion in den Quatre livres des Rois. 2 Hefte. p. 102. *39*
Wolterstorff, H., Das Perfekt der zweiten schwachen Konjugation im Altfranz. (Hall. Diss.) p. 102. *40*
Behrens, D., Unorganische Lautvertretung innerhalb der formalen Entwickelung des Verbums. p. 42. *41*
Paris, G., nasqui nach vesqui gebildet. p. 99. *42*

Gröber, 2. Person Perfekti in -is (lat. -ĭsti) und istes (lat. -ĭstis), Konjunktiv auf -isse (issem) sowie perd-i. p. 97. 43
Zeitlin, W., Die altfrz. Adverbien der Zeit (erster Teil). p. 97. 44

c. Schriften über Syntax und Stylistik.

Tobler, Vermischte Beiträge zur Grammatik des Französischen. p. 98. 45
Brunnemann, K., Hauptregeln der franz. Syntax nebst Musterbeispielen. Leipzig. p. 113 u. 120. 46
Löffler, Max, Untersuchungen über die Anzahl der Kasus im Neufranz. p. 101. 47
Clairin, D., Du génitif latin et de la préposition De. Etude de syntaxe historique sur la décomposition du latin et la formation du français. p. 104. 48
Löffler, Max, Untersuchungen über den Article partitif. p. 101. 49
Braune, Ein Kapitel aus der französ. Schulgrammatik. Das Fürwort. Jahresbericht der Realschule zu Harburg. p. 104. 50
Horák, Über das Wesen des Konjunktivs im Französ. p. 38. 51
Spohn, Über den Konjunktiv im Altfranzösischen. Progr. des Gymn. zu Schrimm. p. 103. 52
Bischoff, Über den Konjunktiv in Komparativsätzen im Altfrz. p. 26. 53
Kowalski, R., Der Konjunktiv bei Wace. (Bresl. Diss.) p. 99. 54
Haase, Alb., Über den Gebrauch des Konjunktivs bei Joinville. (Progr. des Gymn. zu Küstrin.) p. 103. 55
Willenberg, G., Zur Konstruktion von „falloir". p. 117. 56
Klapperich, Jos., Historische Entwickelung der syntaktischen Verhältnisse der Bedingungssätze im Altfranzösischen. p. 102. 57
Habicht, Fr., Beiträge zur Begründung der Stellung von Subjekt und Prädikat im Neufranzösischen. Progr. der Realsch. in Apolda. 1882. p. 105. 58
Völcker, B., Die Wortstellung in den ältesten franz. Sprachdenkmälern p. 42. 59
Schlickum, J., Die Wortstellung in der altfranz. Dichtung Aucassin und Nicolete. p. 42. 60
Nissl, Ein kleiner Beitrag zur französischen Stilistik. p. 100. 61

d. Vollständige Grammatiken.

Burguy, G. F., grammaire de la langue d'oïl ou grammaire des dialectes français aux XIIe et XIIIe siècles; suivie d'un glossaire contenant les mots de l'ancienne langue qui se trouvent dans l'ouvrage. 3e éd. T. I—III. p. 115. 62
Bastin, G., Etude philologique. Grammaire historique de la langue française. 2e édit. Ire partie. p. 99. 63
Bastin, J., Grammaire historique de la langue française. (Abrégé de la gramm. de 1879.) 3e éd. Première partie. p. 101. 64
Baumgartner, Französ. Elementargrammatik. p. 104. 65
Bechtel, Französische Grammatik für Mittelschulen. I. Teil. 4. Auflage. p. 39. 66
Bechtel, A., Französische Grammatik für Mittelschulen. II. Teil. Für die Mittel- und Oberklassen. 2. Aufl. p. 39. 67
Benecke, Französische Schulgrammatik. Ausg. B. I. Abteilg. 2. Aufl. p. 10. 68
Beyer, E., Bemerkungen zur Schulgrammatik der französ. Sprache von Plötz. Progr. des König-Wilhelm-Gymn. zu Höxter. p. 104. 69
d'Hargues, F., Lehrbuch der franz. Sprache. Unterstufe. p. 112. 70
Lücking, Franz. Gramm. für den Schulgebrauch p. 108. 71

Klöpper, Dr. Heinr, Franz. Synonymik für höhere Schulen und Studierende, mit besonderer Berücksichtigung synonymischer Unterschiede in der Praseologie. Zum Gebrauch bei der Anfertigung von Exerzitien und freien Arbeiten. Leipzig 1881. p. 185. *103*
Koldewey, Dr. Friedr., Franz. Synonymik für Schulen. 2. umgearb. und sehr vermehrte Aufl. der kurzgefassten franz. Synonymik für Schüler. Wolfenbüttel. 1881. p. 185. *104*
Meurer, D. K., Französische Synonymik. Mit Beispielen und etymolog. Aufgaben. Für die oberen Klassen höherer Schulen bearbeitet. Zweite gänzl. umgearb., sehr vermehrte Aufl. 1881. p. 185. *105*

Autenrieth, Dr. G., Vocabulaire français. Für den Schul- und Privatgebrauch zusammengestellt. 2. umgearbeitete Aufl. Erlangen 1881. p. 185. *106*
Beauvais, A. E., Grosse deutsch-französische Phraseologie. Nach den besten Quellen und den neuesten französischen Schriftstellern bearbeitet und mit synonymischen etc. Noten versehen. Wolfenbüttel. 1. u. 2. Lieferung. p. 185. *107*
Dihm, Dr. R., Hilfsbuch zur Erlernung des Wortschatzes der französischen Sprache in einer genealogischen Übersicht des französischen Wortgebäudes. Herausg. von Dr. Hoburg. Frankf. a. M. 1881. p. 185. *108*
Holtermann, Dr. Ad., Deutsch-französisches phraseologisches Wörterbuch. Dortmund 1882. p. 185. *109*
Hupe, Heinr., Französisches Vokabular, unter Berücksichtigung der Etymologie und Phraseologie auf der Basis des Wortschatzes der Lehrbücher von Prof. K. Plötz. Rostock 1882, p. 185. *110*
Muyden, G. van, Petit vocabulaire français donnant la prononciation exacte de chaque mot d'après le système phonétique de la méthode Toussaint-Langenscheidt. I. Partie. p. 113. *111*
Noël, Ch., Schule der Geläufigkeit oder französ. Sprechübungen, dem theoretischen Stufengange der grammatischen Regeln angepasst. Für den Schul-, Privat- und Selbstunterricht. p. 114. *112*
Otto, Dr. Emil, Neues französisch-deutsches Gesprächbuch zum Schul- und Privatgebrauch. 18. Aufl. Stuttg. 1881. p. 185. *113*
Peschier, Dr. A., Causeries parisiennes. Gespräche über französische Zustände zur Übung in der modernen Umgangssprache und als Vorbereitung für Reisen nach Frankreich. 16. gänzl. umgearbeitete etc. Aufl. Stuttgart 1881. p. 185. *114*
Plötz, Dr. Karl, Voyage à Paris. Sprachführer für Deutsche in Frankreich. Prakt. Handb. der franz. Umgangsspr. 8. verb. Aufl. Berlin 1881. p. 185. *115*
Stier, G., Französische Sprachschule. Ein Hilfsbuch zur Einführung in die franz. Conversation. Für den Schul- und Privatgebrauch. Leipzig 1878. p. 185. *116*
Thiemich, P., Französisches Vokabularium. 2. verb. Aufl. Breslau 1883. p. 84. *117*

IV. Französische Metrik.

Wölfflin, Über die allitterirenden Verbindungen der lateinischen Sprache. p. 98. *118*
Espinas, Remarques sur les éléments du rythme dans la poésie française. IV, 3. p. 109. *119*
Meyer, P., De l'allittération en roman de France. p. 99. *120*
Müller, K., Die Assonanzen im Girart de Rossillon. p. 42. *121*

V. Französische Litteraturgeschichte.

a. Zur Litteraturgeschichte der älteren Zeit bis zum 16. Jahrhundert.

b. Zur Litteraturgeschichte des 16. Jahrhunderts.

c. Zur Litteraturgeschichte des 17. Jahrhunderts.

Chateauminois, Marie, L'éducation des femmes au XVIIe siècle. Mademoiselle de Scudéry. p. 106. *151*
Körting, H., Zu „Dr. L. Cholevius Beitrag zur Geschichte der deutschen Litteratur". [Leipzig 1866.] (Die Notiz betrifft den angeblich von der Mlle de Scudéry verfassten Roman ‚Sofonisbe'.) p. 207*. *152*
Deschanel, Le romantisme des classiques. p. 106. *153*
Aulard, F. A., Un Romantique en 1608. p. 107. *154*
Brunetière, Du naturalisme au XVIIe siècle. p. 106. *155*
Baschet, Armand, Les comédiens italiens à la cour de France sous Charles IX, Henri III, Henri IV et Louis XIII, d'après les lettres royales, la correspondance originale des comédiens, les régistres de la trésorerie de l'épargne et autres documents. Paris 1882. p. 41. *156*
Weiss, Le drame populaire de cape et d'épée, La Tour de Nesle. p. 106. *157*
Wissmann, Eine Ausgabe Robert Garnier's in Deutschland. p. 41. *158*
Corneille, L'édition de 1644 de ses œuvres. p. 109. *159*
Aubé, B., Polyeucte dans l'histoire. Étude d'après des documents inédits. 1 vol. p. 106. *160*
Levallois, Le Menteur de P. Corneille. I. Les Origines. p. 40. *161*
Körting, H., Über zwei religiöse Paraphrasen P. Corneille's: L'Imitation de Jésus-Christ" und die „Louanges de la Sainte-Vierge". Ein Beitrag zur Corneille-Forschung. Oppeln 1883. p. 23*. *162*
Molière-Museum, herausg. von H. Schweitzer. Heft 4 u. 5. p. 103 und 107. *163*
Le Moliériste, p. p. G. Mouval. 36. p. 102. *164*
Mangold, Essay über Grimarest. p. 43. *165*
Mahrenholtz, R., Molière's Leben und Werke. p. 101*. *166a*
—, Molière, Einführung in das Leben und die Werke des Dichters. p. 108. *166b*
—, Nachlesen auf dem Gebiete der Molière-Litteratur. p. 178*. *167*
Lüder, A., Carlo Goldoni in seinem Verhältnis zu Molière. p. 138*. *168*
Humbert, C., Deutschlands Urteil über Molière. p. 104*. *169*
Levallois, Molière: L'École des femmes. p. 40. *170*
Mangold, W., Molière's Misanthrope. Kritische Studie. p. 103. *171*
Knörich, Zu Molière's Misanthrope. p. 124. *172*
Coquelin, L'Arnolphe de Molière. 1 vol. p. 106. *173*
Ulbach, Über verschiedene Arten Molière's Arnolphe und Tartuffe zu spielen. p. 105. *174*
Lauzay, E., Musik zu Molière's Sicilien. p. 106. *175*
Fritsche, Zusätze zu seinen Molière-Studien. p. 44. *176*
Koschwitz, E., Zu Fritsche's Ausgabe der Précieuses Ridicules. p. 239*. *177*
Mahrenholtz, Zum „Panégyrique de l'Ecole des Femmes von Robinet". p. 126. *178*
Schweitzer, Essay über Boursault. p. 43. *179*
Boursault, Portrait du peintre. p. 44. *180*
de la Croix, Guerre comique. p. 44. *181*
Gottsched, Übersetzung des Gespräches zwischen Paracelsus und Molière. p. 43. *182*
Heydkamp, Remarques sur la langue de Molière. Progr. des Gymnas. zu Münstereifel. p. 103. *183*
Hémon, F., Etude sur Rotrou. p. 106. *184*
Benoist, Notes sur la langue de Rotrou. p. 109. *185*
Herzer, Joh., Über das Leben und die Schriften J. Rotrou's. Progr. des ersten böhm. Staats-. Real- und Ober-Gymnasiums. p. 46. *186*

Person, Léonie, Histoire du Venceslas de Rotrou, suivie de notes critiques et biographiques. Paris 1882. p. 42. *187*
Junker, H. P., Studien über Scarron. p. 1*. *188*
Servois, G., Notice biographique sur la Bruyère. Paris 1882. p. 41. *189*
d'Hugues, Mme de Sévigné à Vichy. II. p. 109. *190*
de Nouviou, G., Saint-Simon inédit. p. 105. *191*
Guerriez, L., Madame Guyon, sa vie, sa doctrine et son influence d'après les écrits originaux et des documents inédits. Paris 1881. p. 41. *192*
Lallemand, Un faux Bossuet. p. 109. *193*
Michel, Henry, Le mysticisme de Bossuet, à propos de ses traductions en vers du Cantique des cantiques. p. 105. *194*
Fabre, La jeunesse de Fléchier. 2 vol. p. 106. *195*
Tamizey de Larroque, Correspondance à propos de l'article sur la jeunesse de Fléchier. p. 41. *196*

d. Zur Litteraturgeschichte des 18. Jahrhunderts.

Duradeau. Les grands écrivains du dix-huitième siècle. p. 40. *197*
Deschanel, La société parisienne au XVIIIe siècle. p. 106. *198*
Rosières, La littérature en France de 1750 à 1800. p. 106. *199*
Mahrenholtz, R., Vergessenes und Verschollenes (Aus der franz. Litteratur des XVIII. Jahrh.) p. 281*. *200*
Bengesco, G., Voltaire, bibliographie de ses œuvres. Paris 1882. T. I. p. 41. *201*
Mahrenholtz, R., Voltaire-Studien. Beiträge zur Kritik des Historikers und des Dichters. Oppeln. p. 156. *202*
—, Voltaire im Urteile der Zeitgenossen. p 108, vgl. p. 109. *203*
Humbert, Claas, Deutschlands Urteil über Molière. p. 108. *204*
Mahrenholtz, R., Voltaire-Analekten. p. 53. *205*
Koppel, Ernst, Voltaire als Opernlibrettist. p. 41. *206*
Fierlinger, Eugen, Voltaire als Tragiker. Progr. der Staats-Realschule in Olmütz. p. 45. *207*
Le Roy, Alb., Documents nouveaux sur J.-J. Rousseau. L'exil en Suisse. p. 105. *208*
Jansen, Alb., Jean-Jacques Rousseau. Fragments inédits. Recherches biographiques et littéraires. Berlin 1882. p. 40. *209*
Dreyfus, Une question littéraire: la collaboration à propos d'Héloïse Paranquet. p. 105. *210*
Tourneux, Maurice, Correspondance littéraire, philosophique et critique par Grimm, Diderot, Raynal, Meister etc.; revue sur les textes originaux comprenant outre ce qui a été publié à diverses époques les fragments supprimés en 1813 par la censure etc. Paris 1877. 16 vol. p. 42. *211*
Caro, E., La Société franç. au XVIIIe siècle. L'abbé Galiani. p. 105. *212*
Fleury, Jean, Marivaux et le Marivaudage. Paris. p. 129. *213*
Laroumet, Marivaux, sa vie et ses œuvres. p. 106. *214*
Uthoff, Nivelle de La Chaussée's Leben und Werke. p. 108. *215*
Ristelhuber, P., Une fable de Florian, étude de littérature comparée. Paris. p. 198. *216*
Reissig, A., Jean-Baptiste-Louis de Gresset. p. 120.* *217*
—, Sébastien-Roch-Nicolas Chamfort. Ein Schriftsteller aus der französischen Revolutionszeit. p. 244*. *218*
Aulard, M. F. A., L'éloquence parlamentaire pendant la révolution française. Les orateurs de l'Assemblée constituante. Paris 1882. p. 42. *219*
Reinach, Les excès de presse en 1789. p. 105. *220*
Sayous, Le XVIIIème siècle à l'étranger. 2 vol. Paris 1861. p. 86. *221*

e. Zur Litteraturgeschichte des 19. Jahrhunderts.

Godefroy, F., Hist. de la litt. franç. au XIX[e] siècle. 4 vol. p. 106. 222
Brandes, G., Die Litteratur des neunzehnten Jahrhunderts in ihren Hauptströmungen. Bd. 5. Die romantische Schule in Frankreich. Leipzig 1883. p. 162. 223
Champfleury, Les protecteurs des lettres au XIX[e] siècle: Pick de l'Isère. p. 109. 224
Welschinger, H., La Censure sous le premier empire, avec documents inédits. p. 106. 225
Conrad, Französische Litteraturbriefe. II. p. 41. 226
Schérer, Études sur la littérature contemporaine. p. 41. 227
Ducros, Critique contemporaine. Edm. Schérer. p. 105. 228
d'Heilly, G., Mary Lafon, cinquante ans de vie littéraire; Rachel d'après sa correspondance. p. 106. 229
Simon, J., Vie et travaux de M. de Rémusat. p. 106. 230
Ernouf, Les manuscrits de Balzac. p. 109. 231
Barbou, A., Victor Hugo et son temps; frei übertragen von O. Weber. p. 160. 232
Claretie, Jules, Victor Hugo. p. 107. 233
Magnin, Ch., Victor Hugo et la critique en 1840. p. 40. 234
Lacombe, V. Hugo hier et aujourd'hui. p. 109. 235
C. Humbert, Victor Hugo's Urteile über Deutschland. p. 42. 236
Weiss, J.-J., Le drame dans V. Hugo (le Roi s'amuse). p. 106. 237
Lenient, C., Alfred de Musset, d'après les nouveaux documents. p. 105. 238
Saint-René Taillandier, Alfred de Musset. Études litt. p. 105. 239
Morand, Une causerie sur Sainte-Beuve. p. 109. 240
Jullien, Mérimée dilettante et orateur. p. 109. 241
Waldmüller, Rob., François Coppée. p. 4. 242
Merwart, Dr., Madame Ackermann. (Progr. d. k. k. Unterrealschule im II. Bezirk Wien.) p. 46. 243
Pfau, L., Unsere Zeitgenossen. Erckmann-Chatrian. p. 108. 244
Lemaître, Alphonse Daudet. I. p. 106. 245
Gerstmann, Ad., Alphonse Daudet. p. 107. 246
de Maupassant, M. Emile Zola. p. 106. 247
Alexis, P., Emile Zola, notes d'un ami avec des vers inédits d'Em. Zola. p. 105. 248
Cartault, Le Théâtre contemporain. M. Alexandre Dumas fils. p. 105. 249
Gist, M., Sedaine, sein Leben und seine Werke. p. 63. 250
Moland, Théâtre de Sedaine. p. 63. 251
Forges, G. Doré. p. 109. 252
Deschanel, Eugène Despois. p. 105. 253
Lemaître, Jules, Le cours de M. Emile Deschanel. 254
Lavodan, Mgr. Dupanloup. p. 109. 255
Klein, James, Louis Veuillot. p. 107. 256

f. Werke und Schriften über grössere Zeiträume, bzw. über das gesamte Gebiet der französischen Litteraturgeschichte.

Engel, E., Geschichte der franz. Litteratur von ihren Anfängen bis auf die neueste Zeit. p. 103. 257
Saintsbury, G., A short history of french literature. Oxford 1882. p. 116. 258
Vallée, Léon, Bibliographie des bibliographies. p. 107. 259
Brunetière, Nouvelles études critiques sur l'histoire de la littérature française. p. 40 und 106. 260
Merlet, Gust., Études litt. p. 40. 261

VI. Ausgaben (mit u. ohne Komment.) einzelner Schriftsteller und Schriftwerke in alphabetischer Ordnung.

Florian, Don Quichotte de la Manche. Traduit de l'espagnol. 2 Teile. p. 112. *292*
des Forges-Maillard, Œuvres nouvelles, publiées avec notes, introduction et étude biographique, par Arthur de la Borderie et René Kerviles. T. II. Lettres nouvelles. Nantes 1882. p. 41. *293*
Galiani, Correspondance, p. p. Perey et Maugras. p. 106. *294*
Garnier, Rob., les tragédies, herausg. von Wendelin Foerster. I.—III. Bd. Sammlung franz. Neudr. von K. Vollmöller. 3—5. Liefg. Heilbronn 1882. p. 41. *295*
Gilbert, Œuvres choisies avec introduction et notes par M. de Lescure. 1 vol. p. 106. *296*
de Glouvet, Jules, Histoires du vieux temps. Paris 1882. *297*
Godet, Phil. Le cœur et les yeux. p. 36. *298*
Guizot, Hist. de la révolution d'Angleterre. Erklärt von Bruno Gräser. 3. Band. Histoire de Protectorat de Richard Cromwell. 1. Abteilg. Buch I. und II. 1883 (Sammlung franz. und engl. Schriftsteller mit deutschen Anm. herausg. von E. Pfundheller und G. Lücking. Berlin. p. 219. *299*
Hugo, V.. Le roi s'amuse. p. 41. *300*
Halévy, Ludovic, Criquette. p. 108. *301*
Lafontaine, Fables. Erkl. von E. O. Lubarsch. IV. Teil. Buch X.—XII. nebst Philémon et Baucis. p. 214. *302*
(Larochefoucauld), Bibliographie des traductions des réflexions ou sentences et maximes de Larochefoucauld. p. 109. *303*
Malot, Hector, La petite sœur. Paris 1882. 2 Bde. p. 41. *304*
Marc-Monnier, Gian et Hans. — Le Charmeur. — Un détraqué, roman expérimental. p. 35. *305*
Maréchal, E., Histoire romaine depuis la fondation de Rome jusqu'à l'invasion des barbares. In Auszügen. Mit erkl. Anm. zum Schul- und Privatgebrauch herausg. von C. Th. Lion. Leipzig 1883. p. 222. *306*
Masson, Le Marquis de Grignan. p. 106. *307*
de Médicis, Cath., Les poésies inédites de C. de M. I. p. 109. *308*
Michelet, J., Précis de l'histoire moderne. In Auszügen mit Anm. herausg. von C. Th. Lion. II. Teil. 37. Liefg. der Prosat. franç. p. p. Velhagen et Klasing. p. 216. *309*
Mignet, Histoire de la révolution française. 2 Teile. In Auszügen mit Anm. zum Schulgebr. herausg. von A. Seedorf. II. Teil. 32. Liefg. der Prosat. franç. p. p. Velhagen et Klasing. Bielefeld et Leipzic 1882. p. 216. *310*
Molière, Œuvres complètes de Molière collationnées sur les textes origiginaux p. p. Louis Moland. Deuxième éd. p. 102. *311*
—, Œuvres, nouvelle édition revue etc. par M. M. Eugène Despois et P. Mesnard. Tome VII. (Les Grands Écrivains de la France.) Paris 1882. p. 42. *312*
—, Théâtre complet. I[er] vol. (Librairie des Bibliophiles. p. 105. *313*
(Livet), La Nouvelle collection moliéresque, p. p. Livet. p. 105. *314*
Molière, L'Avare. 15[ème] éd.; rev. et ann. par E. Friese. 1879. Th. fr. p. p. C. Schütz. Bielefeld und Leipzig. p. 25. *315*
—, Le Bourgeois gentilhomme, herausg. von Fritsche. p. 112. *316*
—, Le Bourgeois gentilhomme. 8[ème] éd.; rev. et ann. par F. Fischer. 1879. Th. fr. p. p. C. Schütz. Bielefeld und Leipzig. p. 25. *317*
—, Les Femmes savantes. 7[ème] éd.; rev. et ann. par F. Fischer. 1879. Th. fr. p. p. C. Schütz. Bielefeld und Leipzig. p. 25. *318*
—, Les Femmes savantes. Herausg. von Fritsche. p. 112. *319*

VII. Chrestomathien und Lesebücher.

VIII. Moderne französische Dialekte.

IX. Theorie des französischen Unterrichts.

X. Geschichte und Kulturgeschichte. Vermischtes.

Bridel, Conservateur Suisse. 2 Bände. Lausanne. p. 33. *434*
Genoud, Saints de la Suisse française. p. 90. *435*
Secretan, Eug., Le rôle protestant des cantons romands. p. 87. *436*
Herminjard, A.-L., Correspondance des réformateurs dans les pays de langue française. p. 92. *437*
Roget, Amédée, L'Histoire du peuple de Genève, depuis la Réforme jusqu'à l'Escalade. Genève. p. 94. *438*
Gautier, Thérèse, Étude de mœurs genevoises. p. 35. *439*
Dubois, Ch., Mœurs genevoises. 1700—1760. 2e éd. 1882. p. 35. *440*
Vernes-Prescott, Causeries d'un octogénaire genevois. p. 35. *441*
Vaucher, P., Esquisses d'histoire suisse. Lausanne. p. 93. *442*

D'Arbois de Jubainville, Le domaine géographique des langues néo-celtiques. p. 105. *443*
Luzel, F. A., Légendes chrétiennes de la basse Bretagne. (Les Litteratures populaires de toutes les nations. Traditions, légendes contes, chansons, proverbes, devinettes. T. II et III.) p. 100. *444*

Peter, John, Études napolitaines. Lausanne. 1882. p. 36. *445*
Marc-Monnier, Chronique italienne. p. 35. *446*

Kerviler, Une satire contre l'Académie. p. 109. *447*
Moulin, Le Palais à l'Académie: Berryer et son fauteuil. p. 109. *448*
Hémon, Les transformations du prix d'éloquence à l'Académie française. p. 105. *449*
Girard, D., Bericht über die von der Ac. d. Inscript. ausgezeichneten Schriften. p. 106. *450*
Duruy, L'Instruction publique pendant la révolution. p. 106. *451*
Büchner, Alex., Die französischen Universitätsreformen der letzten Jahre. p. 107. *452*
Gréard, L'Enseignement supérieur à Paris. Les examens et les cours. p. 105. *453*
Loliée, Nos érudits. Leur influence sur les progrès de la littérature. p. 106. *454*
Cotlard, T., Trois universités allemandes considerées au point de vue de l'enseignement de la philologie classique (Strassb., Bonn et Leipz.). p. 115. *455*
de Nouvion, G., Congrès des sociétés savantes. p. 107. *456*

Noël, Ed., et Edm. Stoullig, Annales du théâtre et de la musique. 1 vol. p. 106. *457*
Weiss, J.-J., Le théâtre et les mœurs. p. 106. *458*
Jullien, La comédie à la cour, nuits de Sceaux, Petits cabinets, Trianon. p. 107. *459*
Barthélemy, La comédie de Dancourt, étude historique et anecdotique. 1 vol. p. 106. *460*
Dreyfus, le théâtre au séminaire. p. 106. *461*
Porel et Monval, L'Odéon, histoire administrative, anecdotique et littéraire du second Théâtre-Français. 2 vol. p. 105. *462*

de Banville, Mes Souvenirs. 1 vol. p. 106. *463*
Büchner, Alex., Madame Carla Serena. Hommes et choses en Perse p. 107. *464*

Lagrange, Mgr. Dupanloup et M. de Talleyrand. p. 109. *465*
Larcey, Comment je suis devenu journaliste. p. 106. *466*
de Pontmartin, Souvenirs d'un vieux critique. p. 108. *467*
Lemaître, Jules, MM. Edmond et Jules de Goncourt. p. 106. *468*

Brocher de la Fléchère, H., Révolutions du droit, études historiques. Genève et Bâle. p. 91. *469*
—, L'enfantement du droit par la guerre. p. 91. *470*

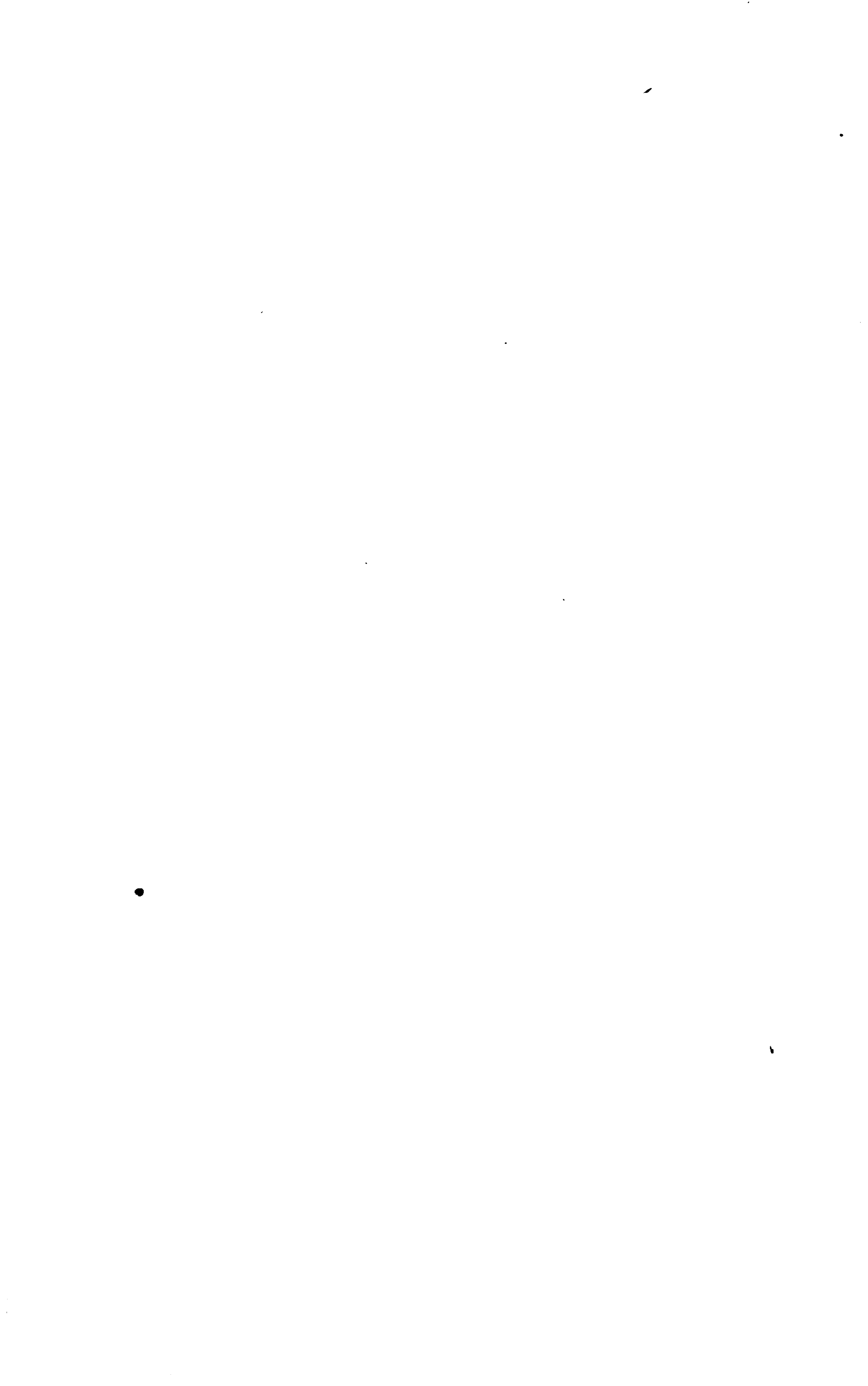
Eckstein, E., Emporkömmlinge und Herabkömmlinge im Sprachschatze der Nationen. p. 108. *471*

Die Litterarkonvention zwischen dem Deutschen Reiche und Frankreich. p. 107. *472*

H. Aschenberg.

Druck von Erdmann Raabe in Oppeln.









TIN G

…brary

…e the book,
…possible, but